Der
blaue Esel.

Eine Geschichte
von einem
gelehrten Maulthiere
beschrieben.

Erster Theil.

Berlin und Leipzig, 1786.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,
Qui marchent sur la terre ou nagent dans
la mer,
De Paris à Perou, de Japon juſqu' à Rome,
Le plus ſot animal, à mon avis, c'eſt l'homme.

Deſpreaux.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Das Manuſkript, die Geſchichte eines blauen Eſels, iſt ein Erbſtük, das ich von meinem Vater, dieſer wieder von ſeinem Vater, dieſer wieder von ſeinem Vater, und ſo fort

in aufsteigender Linie einer von dem andern erbte, daß es nun ganz in der Dunkelheit ist, wer der erste Besizzer davon war. Ich kann auch dem Leser nicht sagen, um welche Zeit es geschrieben worden. Wüßt' ich nicht gewiß, daß es wenigstens einige tausend Jahre alt ist, so würd' ich glauben, es sei unlängst aus der Feder eines liebloſen Satirikers geflossen, der sich über die Thorheiten seiner Zeitgenossen lustig machte, so treffende und auf unsre Zeiten passende Anspielungen sind darin. Dies mag nun vielleicht daher kommen, weil die Menschen sich in allen Jahrhunderten ähneln, und man sie immer treffen wird, wenn man sie nach der Natur malt, man mag sie von Erschaffung der Welt her — versteht sich, da sie schon aus dem Paradiese gejagt worden — oder am Ende derselben schildern.

Warum ich es drukken lies, ist ein Staatsgeheimnis, und muß eben so sehr verborgen gehalten werden, als die Finanzen gewisser Reiche. Indeßen war es auch eine meiner Absichten mit, Geld zu bekommen. Ging ja ein Affe *) so sehr ab, dacht' ich, machte so viel Lärm und Aufsehen in der Welt, da's doch der Affen so viele giebt, warum soll nicht ein blauer Esel Aufmerksamkeit erregen, der seines gleichen nicht hatte, noch haben wird? und so — kams unter die Presse.

Zum

*) Der zwei und vierzig jährige Affe, ein Werk, das viel Aufsehens machte, und in einigen Staaten verboten ward. Es ist mit vielem Wizze, vieler Munterkeit und Laune geschrieben.

— o —

Zum Lobredner bin ich verdorben, kann also von der Güte des Buchs nichts sagen. So was laß ich den Herrn über, die ihre eigene Bücher mit vielem Lobe rezensiren, und diese Rezensionen, als kämen sie von Auswärtigen eingeschikt, in öffentliche Blätter einrükken. Um das zu thun, müßt' ich erst bei Herrn L*** v. H*** Kollegia darüber hören, und ich bin ein Feind von allen Kollegien.

Die Leser mögen also mit dem vorlieb nehmen, was sie finden. Die Welt ist so arg nicht, sagen unsre Philosophen; das Buch ist so arg nicht, sagt jeder Autor von seinem Produkte, wenn's auch noch so schlecht ist. — Ob die Herrn Recht haben, will ich nicht entscheiden.

So

So viel ist indessen wahr, daß ich nichts bessers geben konnte, als was ich hatte. Mein Freund, welcher — Dank sei es meinem Vaterlande, das so sehr Verdienste zu belohnen weis — erst seit kurzem vor Elend starb, weil er ein gelehrter und redlicher Mann war, mein Freund sagte oft: thu so viel du kannst, und du hast eben so viel gethan, als der größte Kopf. Wer würde die Ameise verachten, die nur ein schwaches Körnchen auf einmal aufladen kann, weil sie nicht so viel, wie der Elephant trägt; die Ameise ist an sich selbst eben so groß, wie der Elephant. — Mein Freund hatte Recht.

Kann mein Name zur bessern Aufnahme dieses Buchs etwas beitragen, so will ich ihn herseżzen; zu-

— o —

men buchstabieren mögen ihn die Leser selbst.

H. f. r. n. b. z. r. x. v. r. a. u. c. a. c.

Erſtes Kapitel.

Beweggründe des Maulthiers die Geſchichte des blauen Eſels zu ſchreiben, kann gar füglich für eine Einleitung zu dieſem Buche gelten.

Mein Herr, dem ich zum Spazierenreiten diene, weil er den ſchweren Tritt des Pferdes wegen der Schwäche ſeines Körpers und ſeiner halbverfaulten Lunge nicht vertragen kann, mein Herr iſt ein gelehrter Herr. Er hat jährlich dreißig, auch, wenn Gott reichlich ſegnet, vierzig tauſend Thaler Einkünfte, die er gar weislich, und wie es einem

gelehrten und vernünftigen Mann gebühret, unter die Leute bringt. Zween Theile davon gehen durch die Hände seiner Köche in die Welt. Diese müssen alle ihre Kunst anstrengen, seinen Gaumen mit den niedlichsten und ausgesuchtesten französischen Gerüchten zu reizen. Die teutsche Hausmannskost behagt zwar wohl den guten Franzmännern, die ihren Magen zu Hause zur strengsten Diät gar weidlich anstrengen müßten, wenn sie nicht eine Affaire d'honneur nach Teutschland brächte, wo sie ihren französischen Magen mit teutscher Kost anfüllen; aber meinem Herrn kann einheimische Kost nicht schmekken, denn er ist — ein Teutscher. Mein Herr ist sehr freigebig. Seine Tafel ist täglich mit reichen Gästen besezt; aber er kann nicht leiden, wenn ihn arme, elende hungrige Menschen unter Tische stören, und sein Thürsteher hat den Befehl, alle Arme mit einem freundlichen Portiergesichte und höflichen Worten nach seiner Art abzuweisen. Mein Herr ist verheuratet; aber er weis zu leben, und unterhält ein Paar artige Nim-

phen,

phen, die ihm die Nebenstunden, wenn sie Spiel und Spazierenfahren nicht völlig aufzehren, mit ihrem Liebeln sehr angenehm vertreiben, und durch ihre Reize ein feinflüchtiges, aber auch sehr brennendes Feuer über alle seine Glieder verbreiten, welches sein Mark und den dritten Theil seiner Einkünfte verzehret. Der vierte Theil davon rollet über die Gassen in prächtigen Wagen und galoppirt in den schönsten Stutschweifen, die England erzeuget, Helfter di Peister hinweg. Für andre Kleinigkeiten, Kleider und dergleichen, läst er die Juden sorgen, denn er ist auch — ein grosser Herr.

Mein Herr hat eine Bibliothek, die sehr gros ist, und alle Fächer sind mit schön gebundenen Büchern geziert; diese ist seine einzige Freude und sein ganzes Vergnügen. Täglich bringt er einige Stunden, die er seinen Nebenbeschäftigungen abbricht, darin zu, geht gravitätisch auf und nieder, bewundert die Bände, liest die Aufschriften, gähnt, sezt sich in den Grosvaterstuhl, nimmt eine

gelehrte Mine an, und — schläft ein. Er schnarcht einige Stunden aus dem Tage hinaus, wacht auf, reibt sich die Augen, wirft noch einen Blik auf die Bücher, und eilt dann zur Gesellschaft, seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Die Herrn und Damen sizzen da, staunen über die Wissenschaften meines Herrn, denn sie sind nicht halb so gelehrt, als er, schlagen in die Hände, rufen vor Verwunderung aus, und sazen, einer zum andern — er ist tief gelehrt!

Einmal vergas mein Wärter mich anzuhängen. Die Thüre des Stalls war offen, ich gieng hinaus, stieg die Treppe hinan, und kam zur Bibliothek. „Mein Herr vergas sie zuzuschlüssen. Er schlief eine halbe Stunde länger, als wie gewöhnlich, und die Gesellschaft hatte schon so lange auf ihn gewartet. In der Eile, denn er warf nicht einmal, wie er es sonst thut, einen Blik auf die Bücher, blieb die Bibliothek offen. Mich ergrif eine Neugierde, zu erfahren, was darin verborgen sei, weil mein Herr täglich so

vie-

viele Stunden da zubringt. Ich hatte davon im Stalle gehört; denn die Stalljungen sprachen immer, wenn sie uns puzten und das Futter vorlegten, von des Herrn Gelehrsamkeit. Ich wipfte hinein, ohne von jemanden bemerkt zu werden, und glaubte Wunder über Wunder, was es geben würde. Aber nichts, als Bücher von allen Seiten, oben und unten. Das gefiel mir anfangs nicht; welches, wie ich hernach hörte, sehr natürlich war, weil einem Maulthiere so was nicht gefallen kann. Da ich aber schon einmal unter Büchern war, so wollte ich doch sehen, was denn ein Buch sei? Ich blätterte in etlichen herum, las die Aufschriften, denn tiefer zu sehen, wäre wider die Art eines Maulthiers gewesen. Hier fand ich nun: Mährchen von *** Leben und Meinungen von ***. Begebenheiten von *** Leben und Reisen eines Autors, der nie über dreissig Meilen von seiner Vaterstadt kam, in der Person des W******s beschrieben, Geschichte, non Entia, und das Zeug gefiel mir. Ich spürte mit einem Male einen mächtigen Trieb, wuste aber nicht, was es

sein solte. Endlich sagt' ich zu mir selbst: Wie sie so schön da stehen untereinander die Herrn! Ein M*** neben einem von P*** ein K*** neben einem H*****n, ein S. neben einen Z*** u. s. w. Würde gar nicht übel lassen, wenn du in der Mitte dieser Herrn stündest! Da dacht ich nun dem Dinge nach, wie das anzufangen sei, in ihre gelehrte Gesellschaft zu kommen? und fand, daß es nur durch Mährchen, Meinungen, Leben und Reisen geschehen könnte. Ich fühlte izt noch einen stärkeren Trieb, als vorher, wuste aber noch nicht was er zu bedeuten habe; denn ich hatte noch zu nichts — ausser zum Essen, und mich zu begatten, welches man mir aber verbot — so einen grossen Hang gespürrt. Ich forschte also, was das für ein Trieb sei? und sieh da! nach vielem Forschen fand ich, daß ich ein Genie sei; daß eben meine Geniekraft erwachet, und dieser Trieb nichts anders, als der Trieb ein Buch zu schreiben, sei. Nun wunderte es mich, wie ich so lange meinen Genie nicht habe fühlen können; aber ich erinnerte mich, daß die Umstände noch nie so zusammengetroffen

troffen hätten, wie izt, um den Geniefunken anzufachen.

Froh über das Bewußtsein meiner Genieschaft wolt' ich es auch izt nicht beim Trieb allein bewenden lassen, sondern zur Erfüllung desselben schreiten; nur war ich noch nicht einig, was für ein Buch ich schreiben sollte? Uiberseʒzung? — Pfui, dacht' ich, Uiberseʒzungen gerathen meistens schlecht! Nachahmung — bringt wenig Ehre! — — Nein, ein Maulthier muß original sein, weil es einmal ein — Maulthier ist. Also was für ein Buch? Ich ging auf und nieder, legte die Ohren zurük, und nahm alle Minen an, die nur immer ein gelehrter Schriftsteller von einem Maulthier annehmen kann, um einen originellen Titel für sein Buch zu erdenken; denn ich dacht': hast du nur einmal diesen, das übrige kümmert keinen maulthierischen Genie. Fünfmal ging ich die Bibliothek hinab, viermal hinauf, und da ich zum fünftenmale in die Hälfte der Bibliothek kam, da erinnerte ich mich eines meiner Anverwanten, der sehr wunderliche Eben-

theuer

theuer versucht hatte. Er war ein Bruder meines Ur-Ur-Eltervaters und folglich mein Ur-Ur-Elteronkel, ob ich ihn gleich nur schlecht weg Onkel nenne. Nun hatte er noch nebst allen seinen seltsamen Faten das seltsamste, daß er von der Eselsart ausschlug, und ein blauer Esel war, welches gewis das seltsamste ist; denn so viel es auf der Welt Esel gab, giebt, und vielleicht noch geben wird — denn dies Geschlecht ist sehr fruchtbar — so gab es noch keinen blauen Esel und wird vielleicht auch keinen mehr geben. Wie mein Onkel ein blauer Esel geworden, das soll man in einem andern Kapitel erfahren. Ich beschloß also, die Geschichte meines Onkels des blauen Esels zu schreiben. Izt war das Titelblat meines Buches fertig. Ich lief noch einmal alle Titelblätter der Bücher durch, die in der Bibliothek waren, und fand, daß kein einziger Schriftsteller die Geschichte eines blauen Esels geschrieben habe. Ich bin also der Erste, und die Geschichte des blauen Esels meines Onkels ist ganz

mei-

meine Erfindung; worauf ich mir auch nicht wenig einbilde.

Damit die Welt denjenigen kennen lerne, der die Geschichte des blauen Esels schrieb, und meinen Namen verewige, so sezze ich, nach Art und Weise der Schriftsteller bei den Menschen, unter dem Titel meines Buches: Beschrieben von einem gelehrten Maulthiere. Machen's ja alle so, die oft nicht alles selbst erfinden, was sie schreiben; öfters manches aus einem andern Buche stehlen, es nach ihrer Art einkleiden, wo dann das Ding, das sein rechtes Kleid nicht hat, gar faschingsartig erscheinet, und in der Maske selbst dem unkentlich wird, der's zur Welt gebahr. Daß ich aber sezze: von einem gelehrten Maulthiere, wird mir keiner Arg nehmen; denn ich schreibe ein Buch, und so muß ich ja auch gelehrt sein, ob ich gleich nur ein Maulthier bin. Was schadet das? da es noch immer unter die möglichen Dinge gehört, ob's gleich ein bischen seltsam ist, ein gelehrtes Maulthier zu sein. Hab' oft

von manchen gehört, daß sie gelehrt sind; und hatten doch kaum so viel Gelehrsamkeit, als ich. Sollte das nun freilich wieder nicht sagen, weil sichs selbst loben heißt; allein die Welt ist so ungerecht, daß sie niemals den lobt, dem Lob gebührt; daß also ein ehrliches Maulthier entweder nie gelobt wird, oder sich selbst loben muß: welches auch unter den Menschen nicht so seltsam ist, die sich auch ihre eigene Lobpredigten halten, und, wenn niemand ihre Bücher lobt, sich hinsezzen, selbst ihr Büchlein rezensiren, und in der Rezension sagen, daß der Verfasser ein helldenkender Kopf sei.

Nun wieder auf mein Buch, die Geschichte des blauen Esels meines sehr werthen Onkels zurük. Wie ich mein ganzes Titelblat beisammen hatte, nahm ich mir einen guten Vorrath Papier, eine Flasche Dinte und einen ziemlich dikken Busch Federn mit, eilte mit dem Zeuge meinem Stalle zu, und machte, da ich nichts anders hatte, meine Krippe zum Schreibpulte; sezte mich auf meine hintern Füsse, stüzte auf den linken vordern

dern mein gelehrtes Haupt, und schrieb mit dem rechten das Titelblat. Nun wuſt' ich zwar freilich nicht, was ich im zweiten Kapitel schreiben wollte, und noch vielweniger im lezten; allein so ein kleines Hindernis kann ein gelehrtes Maulthier vom Schreiben nicht abschrekken; denn da ich den Trieb fühlte, ein maulthierischer Genie zu sein, so dacht' ich, das übrige wird sich schon geben, wie es sich bei vielen Schriftstellern giebt, die eben so wenig wissen, was sie auf dem zweiten Blatte schmieren sollen, wenn das Erste schon vollgeklekket ist. Ich fing also an, voll Zuversicht auf mich selbst, was immer, besonders bei einer maulthierischen Autorschaft, nöthig ist, die Geschichte meines Oniels zu schreiben.

Zweites Kapitel.

Stammbaum des blauen Esels meines Onkels.

Es ist sehr nothwendig, wenn man eine Geschichte schreibt, die Leser mit dem Geschlechte des Helden, von dem man seltsame Ebentheuer, Begebenheiten, Meinungen, Reisen und — Lügen aufzeichnet, bekannt zu machen, damit sie nach dem Grade des Adels, den der Held hat, der Geschichte ihren Beifal ertheilen können. Ich darf recht mit vieler Zuversicht hoffen, daß sie meinem viel werthen Onkel ihren ganzen Beifal zuklatschen werden; denn sein Adel ist so alt, daß aus allen adelichen Familien, und wenn die Zahl der Ahnenporträte alle Wände ihres Familienschlosses vom Kornboden, bis in den Keller ausfüllen sollten, keine eines gleichen Ursprungs sich rühmen kann; wie wir gleich sehen werden.

So

So gut die Menschen Stifter ihrer Familien haben, so gut hatte auch mein Onkel einen Stifter der seinigen; und so stolz die Menschen darauf sind, wenn ihr Name vor drei oder vier hundert Jahren auf Pergament geschrieben wurde, zum Zeichen, daß derjenige ein rechtschaffener Mann war, von dem sie das Pergament, aber nicht seine löbliche Thaten ererbt haben, eben so stolz war mein Onkel der blaue Esel darauf, daß er seine Abkunft aus den dunkelsten Zeiten der Vorwelt ableiten konnte. Der erste Stammvater, von dem das Geschlecht meines Onkels in gerader linie bis auf ihn, den blauen Esel, ununterbrochen fortgepflanzt wurde, war eben derjenige Esel, der vor den Augen Gottes, da die Welt des argen Zeugs wegen, das sie trieb, durch das Wasser vertilget wurde, Gnade fand, und mit seiner geliebten Gattin in Gesellschaft andrer Thiere in das grosse Schif des Urpapas aller Menschen einspazierte. Sein Name, — denn daran ist viel gelegen den Namen des ersten Stammvaters einer Familie zu wissen, — sein Name

war Lang = Or = i = a = ri = us, welches wir unter unsern Familienschriften und Urkunden ganz deutlich aufgezeichnet haben. Nun hatte Herr Lang = Or = i = a = ri = us einige Söhne und Töchter — wie viele? haben wir nicht finden können, — die alle wegen ihres sträflichen Sündenlebens mit allen übrigen Thieren und Menschen in dem grossen Wasser umkamen, das vierzehn Ellen über die höchsten Berge stieg, und worin also leicht einige arme Esel ersaufen konnten. Lang = Or = i = a = ri = us hatte seine Kinder, ob sie schon seinen weisen Lehren nicht folgten, doch sehr lieb, und es kümmerte ihn nicht wenig, daß er ohne sie in das Schif steigen muste. Er würde recht gerne mit ihnen gestorben sein, hätt' ihn Gott nicht in das Schif hinein zu gehen gezwungen, dem's daran gelegen war, das Geschlecht der Esel zu ekhalten, welches man sehr leicht daraus abnehmen kann, weil aus allen Gattungen von Geschöpfen das Geschlecht meines Onkels am ausgebreitesten ist. Er war sehr betrübt, und sprach darüber sehr oft mit seiner Gattin, die sich deswegen nicht

so

so sehr kränkte. Bei dem Stammvater meines Onkels war ein gewisser Umstand, der seinen Schmerzen über den Verlust seiner Kinder vergrösserte. Er fürchtete keine Erben mehr zu bekommen, ob er gleich nicht alt war; denn er merkte, daß gewisse Umstände seiner Jugend, eh er noch verheiratet war, welche seine Gattin auch soll bemerket haben, ihm nicht viel mehr hoffen liessen.

Nun sprach er dieses Punktes wegen nie mit seinem Weibe, weil er ihr die Ursache seiner Furcht nicht wissen lassen wollte. Als er aber einmal ganz traurig neben ihr lag, und, in sein Nachdenken vertieft, nicht bemerkte, wie sie seine hübschen Ohren zärtlich lekte, so wagte sie's, ihm frischen Muth einzusprechen. — „Sei doch nicht immer so traurig, sagte sie, und so in deine Gedanken verplumst! Kümmert's dich etwa, liebes Männchen, daß unsre Kinder in dem grossen Wasser so jämmerlich ertrunken sind? Ei nun, was ist schon zu thun! Mich schmerzt's auch, wie's nur immer eine Mutter schmerzen kann; da ich aber noch Hofnung ha-

be, der Wille bei mir auch sehr stark ist, wieder Kinder zu bekommen — hier seufzte der Stammvater meines Onkels — so bin ich auch deswegen getröstet. Sei immer darum gutes Muths, liebes Männchen! Wollen schon wieder ein hübsches Söhnchen erhalten; und wenn es auf dem Schiffe nicht so sehr schukkelte, so — hier schwieg sie eine Pause, — doch wir werden wohl wieder aufs Land kommen, denn wie ich vernommen habe, sollen schon die Bergespizzen zu sehen sein, und dann wollen wir uns die erste Nacht zu Nuzzen machen, wenn's nur — hier schwieg sie abermal. Lang-Or-i-a-ri-us merkte was sie sagen wollte, erinnerte sich an sein Anstrengen, und wurde roth— wenn's nur, fuhr sie wieder fort — einmal trokken auf dem Felde wird. „Diese Rede seiner Frau wirkte wenigstens soviel, daß er seinen Kummer verbarg, und sich äusserlich gegen sein Weib lustig zeigte.

Die ausgeschikte Taube brachte die freudige Nachricht, daß sich das Wasser wieder all in die unterirdische Klüfte zurükgezogen hätte, und man nun trokenen

Fuß

Fusses auf grünen Feldern spaziren könnte. Alle verliessen izt das Schif, und der Stammvater meines Onkels blieb mit seiner Gattin nicht der lezte darinn. Beide trabten einem Wäldchen zu, und die Stammmutter erinnerte ihren Gemal an sein Versprechen. Herr Lang-Or-i-a-ri-us faßte alle seine Kräfte zusammen, und sein Weib war ihrer Kunst so gewis, daß sie einen jungen Sohn der Welt gab, der zur Freude seiner Eltern, Tiffelko welches in der Sprache der Esel soviel, als Hasenerzeugter, bedeutet, genennet wurde. Bald darauf wußte Madame Lang-Or-i-a-ri-uffin ihrem Manne zum zweitenmale das Männchen zu reizen. Sie kam mit einer Tochter nieder, die aber ihrem Vater, der sich zu sehr dabei anstrengte, das Leben raubte. Seine Frau war anfangs über diesen Todesfall betrübt. Aber ihr Sohn tröstete bald Mutter und Schwester sogut, daß sie Gemal und Vater sehr leicht vergassen.

Tiffelko zeigte mit Mutter und Schwester zweihundert Söhne und eben so viele Töchter. Sein ältester Sohn

Hinian hundert Söhne und soviele Töchter, dessen ältester Sohn Hopfenkopf zeugte wieder etliche fünfzig, und so giengs in gerader Linie bis auf Bileams Esel, und dem Esel in Bethlehems Stalle und dem Esel, welcher den Schruffenkuf zeugte, der der Vater meines Onkels war.

Die Thaten der Vorfahrer meines Onkels sind sehr berühmt. Einige waren immer an Höfen die ersten Minister, einige waren Finanzpächter, einige grosse Kriegsbediente, und einige die obersten Vorsteher der Tarespipri *) Wie groß und ansehnlich das Geschlecht meines Onkels ist, wird also jedermann leicht einsehen, und es kann sich gewies keiner aus allen Menschenkindern rühmen, daß sein Geschlecht von so alten Zeiten immer in gleicher Linie bis auf ihn wäre fortgepflanzt worden, wie das Geschlecht meines Onkels des blauen Esels.

Drit-

*) Tarespipri sind im Lande der Esel die Bonzen. Anmerkung des Herausgebers.

Drittes Kapitel.

Seine Empfängnis.

Schruffenkuf der Vater meines Onkels war aus dem älteſten Hauſe, wie wir nun geſehen haben. Er war ſehr wohl gebildet, hatte einen auſſerordentlichen Eſelsverſtand, und ſonſt die vortreflichſten Gaben, wodurch er ſich die vornehmſte Stelle am Hofe ſeines Königs verſprechen konnte. Die Verbindung mit der Tochter des älteſten Eſels, deſſen Stammvater der vierte Sohn des Tiffelko war, ſollte das Glük des Schruffenkufs vollkommen machen; allein er vernichtete die ſchönſte Ausſichten, die ſich ſein Vater von ihm gemacht hatte.

Schruffenkuf trabte eines Tages ſpazieren. Er ſah auf einer grünen Wieſe eine artige Eſelin, die mit ihren Geſpielinnen im hohen Graſe lag, und, als ein ſehr vernünftiges Fräulein, ihnen — Mährchen erzählte. Der Vater meines

On-

Onkels war ein galanter Herr. Er gesellte sich zu ihnen, machte sein Kompliment, und grüßte besonders diejenige Eselin sehr freundlich, deren Reize ihn gleich beim ersten Anblikke bezauberten. Fräulein Eselin dankte ihm mit einer sehr einnehmden Art, welche auf das Herz des Vaters meines Onkels noch einen stärkern Eindruk machte. Er legte sich zu ihnen, und erzählte, als ein sehr witziger Herr, noch schönere Mährchen. Das anmuthige Erzählen des Chevaliers Schruffenkuf schmelzte das zarte Herz des minnevollen Fräuleins Eselin, und sie wurde von den einnehmenden Verdiensten des Vaters meines Onkels empfindlich gerührt. Schruffenkuf hatte eine große Kenntnis der Phisiognomie, und konnte als ein scharfsichtiger Beobachter aus dem Gesichte eines Mädchens, und besonders aus den Ohrenspizen errathen, was in ihrem Herzen vorgehe. Er gewahrte früh, daß ihn das Fräulein meine, worüber er nicht wenig Freude fühlte, weil sein Herz sie gleichfalls liebgewonnen hatte. Nach der Art eines jungen wohlerzogenen Herrn, der zu leben

weiß,

weis, machte der Vater meines Onkels eine Liebeserklärung. Fräulein Eselin wurde dreimal roth, schlug zweimal die Augen nieder, lächelte, so oft sie erröthete, und sagte dann gar vernünftig, wie es einem züchtigen Fräulein gebühret, welches die Gelegenheit nicht fahren läßt, einen Mann zu bekommen, daß sie sich's für eine Ehre halten würde, die Gemalin eines so liebenswürdigen Kavaliers zu sein, dessen Familie die älteste im ganzen Reiche sei. Schruffenkuf, vor Freude ausser sich, von dem schönsten Fräulein geliebet zu werden, drükte die reizende Eselin mit seinen beiden Vorderfüssen gar zärtlich an seine Brust, und bat sie um die Erlaubnis, seinen Vater um die Einwilligung zu ihrer Verbindung zu bitten. Das Fräulein gab ihm gar freundlich ihr ja, und der Vater meines Onkels Heister di Peiser zu seinem Vater.

Izt wurde die Bitte vorgebracht, abgeschlagen, wieder gebeten, und wieder abgeschlagen, weil der Vater meines Onkels die Tochter des ältesten Esels, dessen Stammvater der vierte Sohn des

Tiffelko war, heiraten solte. Schruffenkuf, als ein treuer Buhle, der sein Liebchen nicht verlassen, sondern lieber sterben wollte, bat, drohte, sich zu ersäufen, zu erhenken, davon zu laufen bis endlich der Vater aus Furcht, seinen geliebten Sohn durch einen gewaltsamen Tod zu verlieren, seine Einwilligung gab, wenn Fräulein Eselin wenigstens hundert Ahnen in gerader Linie aufzuweisen hätte. Aber zum grösten Unglükke hatte das Fräulein nur neun und neunzig, und die Hofnung und alles Bitten des Schruffenkuf war vergebens; denn sein Vater blieb unerbittlich — wenigstens hundert Ahnen! und wenn auch sein Sohn sich in Stükken zerhauen, und diese Stükke selbst auffressen sollte.

Nun war also kein anders Mittel übrig, als sich wider den Willen des Vaters mit dem geliebten Trautel zu verheiraten. Schruffenkuf hatte zwar anfangs fest beschlossen, sich zu erschüssen. Die Pistolen waren auch schon geladen; aber er fand, daß es doch etwas besser sei, sich heimlich zu verbinden, als öffentlich

lich niederzuknallen. Fräulein Eſelin weigerte ſich anfangs etwas dawider; allein die ſchmelzenden Worte und das inſtändige Bitten des Chevaliers Schuffenkuf bewegten endlich ihr Herz, und ſie gab ihre Einwilligung dazu Ein Tarespipri nahm es auf ſich, ihre Herzen für hundert Tiptipes *) zuſammen zu geben, obgleich dieſes eine ſehr gefährliche Sache war, weil der Vater des Schruffenkuf in groſſen Anſehen bei Hofe ſtand! Aber die Tarespipri thun für's Geld alles. Um ſie zugleich gegen alle Ausſpähungen zu ſichern, ſo verſchafte er ihnen für zween Tiptipes ein abgelegenes Häuschen, wo ſie ſich, ohne alle Furcht geſtöret zu werden, trauen ließen.

Da keine Hochzeitsgäſte zugegen waren, ſo dauerte die Tafel auch nicht lange. Der Tarespipri, ſobald er ſatt gegeſſen und zwanzig Bouteillen guten Wein im Magen hatte, fiel unterm Tiſch und ſchlief ein. Schruffenkuf nahm nun ſeine

ge-

*) Tiptipes nach unſerer Münze ohngefehr zween Thaler. A. d. H.

geliebte Braut beim linken Ohr *) Das Fräulein sträubte sich zwo und dreiviertel Minuten entgegen, und bat, nur noch eine Sekunde — keine halbe, sagte Schruffenkuf — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ei wie schlim Sie sind, sagte Fräulein Eselin, ei wie schlim sie sind! Hätt' ich doch nimmermehr gedacht, daß man so — verheiratet ist! **)

Ich glaube, ich hab' einen Sohn empfangen.

Vier-

*) Ein gewöhnliches Zeremoniel im Lande der Esel, wie man bei den Menschen ein Frauenzimmer unter dem Arm nimmt. A. d. H.

**) Bei den Menschen soll das eine Braut nie ihrem Liebsten sagen. — Sehr natürlich, weil die Menschenbräute nicht mehr so unerfahren sind. — Ei darum sind sie auch Menschen. A. d. H.

Viertes Kapitel.

Fata, die sich ihm schon im Mutterleibe zugetragen haben.

Das ist kühn, sagte mein Wärter, der diese Tage meine Papire in der Krippe fand, und die Aufschrift dieses Kapitels las: das ist kühn, sagte er, mein gelehrtes Maulthier, daß du von den Faten deines Onkels, die sich ihm schon im Mutterleibe zugetragen haben, schreibest! Wissen wir doch oft nicht, was sich uns selbst auf der lieben Erde zuträgt, und so frei zu schreiben, was einem andern sich im Mutterleibe ereignet hat, das ist kühn.

Nicht so kühn, sagt' ich meinem Wärter, als du glaubest. Kömmt nicht oft unter den Menschenkindern noch viel seltsammeres Zeug vor, welches von allen für baare Wahrheit eingekauft wird? Nim dir die Mühe, lieber Wärter, die verschiedenen Bücher nachzuschlagen, und

du wirst eingestehen, daß die Faten eines Esels im Mutterleibe zu beschreiben nur eine Kleinigkeit gegen das sei, was uns die Gelehrten der Menschen für die Göttin Wahrheit aufdringen wollen. Einige erzählen uns Dinge, die sich vor sieben oder mehr tausend Jahren zugetragen haben sollen, bei welchen weder sie, noch ein anderes Geschöpf zugegen war. Andere erheben sich über die Grenzen ihres Planeten, durchsegeln den Luftkreis und beweisen uns, was der Urheber aller Wesen in seinem flammenden Sizze gethan habe, eh sie noch selbst, die armen Würmchen von Staub, ihre Existenz gefühlt hatten. Sie berechnen uns Miriaden von Geschöpfen, die vollkommener, als wir, sind, die verschiedenen Grade ihrer Herrlichkeit, ihre Verichtungen u. d. gl. Andere beweisen, daß der Schöpfer nichts besseres; als diese Welt, habe schaffen können, andere ob er so, oder so habe handeln, können; andere zanken über Dinge, von denen sie nicht einmal wissen, was sie sind. Gestehe also, lieber Wärter, daß die Gelehrsamkeit der Menschen in den grösten Unsinn sich vertiefe, da sie sich

an Dinge waget, vor welchen ein armer Esel oder ein schwaches Maulthier stillschweigend und anbetend sich beugt, und die Wissenschaft aller dieser Sachen dem überläßt, der sie auch nur allein haben kann; die so über alles Geschaffene erhaben ist, daß, wenn er sich auch würdigen wolte, sie den in Staub gehüllten Geistern mitzutheilen, selbe doch nicht von ihnen begriffen werden könnte.

Warum ich aber die Faten meines Onkels im Mutterleibe beschreibe, wirst du, und vielleicht mehrere Menschen, nicht errathen. Dazu, lieber Wärter, muß man besondere Augen haben; und diese Augen haben nur wenige. Diese wenige werden die Ursache so klar, als den Tag, sehen, und die übrigen mögen sich samt dir damit begnügen, daß ich die Faten beschrieben habe; oder sie mögen sich eine Ursache denken, welche sie wollen. Darin will ich keinen stören, was er sich davon denken will; aber auch keinem den Fingerzeig geben, das wahre Warum? zu finden, wenn er es nicht von selbst findet. Wie denn noch über-

haupt manches vorkommen wird, das von vielen unverstanden bleiben soll. Und das mag nun darum so sein, weil es nicht anders ist, daß der Blinde auch am hellen Sonnenscheine nichts sieht. Für manchen ist es gut, daß ihm der Staar nicht gestochen werde, denn dem Sehenden kommen oft Gegenstände vor, daß er sich manchmal wünschet, blind zu sein. Und wahrlich glücklich ist der welcher mit geschlossenen Augen seinen Weg fortwandelt. Er sieht die Steine nicht, die ihm im Wege liegen, und wenn er sich auch daran stößt, so kann ihn das nicht so schmerzen, als denjenigen, der ihn sieht den Stein, und sich doch daran stossen muß, weil er ihn nicht aus dem Wege räumen kann. Ha! Da knirscht er oft mit den Zähnen, daß er's sieht und sich doch daran stossen muß; aber fruchtlos ist sein Zähnknirschen! Darum preis dich glücklich deiner Blindheit wegen, und wenn du einem was gutes wünschen willst, so wünsche ihm, blind zu sein, damit er nichts in dieser Welt sehen darf woran er sich stossen muß!

Dieſes gefiel meinem Wärter recht ſehr, ob er es gleich eben ſo wenig verſtand, als er die Urſache errathen konnte, warum ich ein Kapitel über die Faten ſchreibe, die ſich meinem Onkel im Mutterleibe zugetragen haben. Die Menſchen, wie ich es unter ihnen bemerkt habe, ſind nun einmal ſo. Es gefällt ihnen oft das am beſten, was ſie nicht verſtehen; denn ſie können ſich's nicht einbilden, das ſie vieles nicht verſtehen ſollen. Sie glauben, es verſtanden zu haben, und daraus entſteht groſſer Irrthum unter ihnen.

Mein Wärter ſagte: Du biſt ein gelehrtes Maulthier, du muſt recht haben und das Zeug beſſer verſtehen, als ich. Er begegnet mir izt auch immer mit vieler Achtung, und giebt mir allzeit mehr Futter, als den andern Maulthieren, weil er weis, daß ich ein Schriftſteller bin, und ein Kapitel über die Faten, die ſich meinen Onkel im Mutterleibe zutrugen, geſchrieben habe.

Um aber auf das Kapitel zurükzukommen, so ist nothwendig, daß sich meine Leser erinnern, welches sie vielleicht über den Diskurs zwischen mir und meinem Wärter schon wieder vergessen haben, wie Fräulein Eselin sagte: ich glaube, — ich hab' einen Sohn empfangen! Herr Schruffenkuf traute den Worten seiner Geliebten nicht und wollte — — — Artige Damen und züchtige Fräulein, die sie bei jedem Worte, das Ihnen die Amme, oder die Gouvernannte als unanständig vorgeprediget haben und so oft ein solches Ihr Trommelfelchen berühret, und der Gehörhammer dem Laut davon den Eingang in die Schnekke öfnet, gern dabei erröthen möchten, oder — wirklich erröthen! Unschuldige Jünglinge, die Sie Hölle und Fegfeuer bei einer unsittsamen Stelle, wie Sie sich ausdrükken, fürchten, und vor allem, was Ihre feine Empfindung für die Tugend beleidiget, sich mit tausend Kreuzen segnen! Die aber weder erröthen wollen, noch — wirklich erröthen; weder an Hölle und Fegfeuer denken, noch sich mit Kreuzen bezeichnen, wenn sie

in naturalibus Erfahrungen vornehmen, und die Werke ihrer Eltern durch Selbstunterſuchungen in matrimonialibus prüfen, ſchlagen Sie nur gleich lieber einige Kapitel um; denn ich ſtehe nicht gut dafür, daß nicht hie und da einige Worte vorkommen werden, die Ihr Blut ins Geſicht treiben, und Ihre Daumen ermüden könnten. So gerne als ich Ihnen beides erſparren möchte, kann ich es, und darf es nicht thun, weil ich mir vorgenommen habe, die Geſchichte meines Onkels treu und aufrichtig zu beſchreiben, und eben dieſe Kapitel zur Vollkommenheit ſeiner Geſchichte gehören. Sollte aber Ihre Neugierde Sie wider meine Ermahnungen verleiten, dieſe Kapitel zu leſen, ſo ſchieben Sie bei Ihrem Beichtvater nicht die Schuld auf mich, ſondern auf ſich ſelbſt, wenn Sie vielleicht dabei manche Gedanken haben, die Sie nicht denken ſollen; weil ich es Ihnen abgerathen habe, und Sie wenigſtens ſo viel Gewalt über Ihre Neugierde beſitzen ſollen, den Finger nicht ins Feuer zu ſtekken, weil man ſich gar leicht verbrennen kann. — — —

Schruffenkuf glaubte den Worten seiner Geliebten nicht, und wollte sich auf eine sichere Art von ihrer Empfängnis überzeugen, worüber Fräulein Eselin schamroth wurde, es aber ihrem Geliebten nicht abschlagen durfte. Schruffenkuf hatte zum Zeitvertreib die Hebammen Kunst und alle Zeichen studirt, woraus man erkennen kann, daß ein Mädchen, das zum erstenmal gemeinet ward, befruchtet sei. Er began seine Operazion, weil aber seine Geliebte sich ein wenig sträubte, so versah er es, und gab dem Eichen, welches befruchtet war, einen Druk. Fräulein Eselin that einen lauten Schrei, und Herr Schruffenkuf hörte auf weiter zu untersuchen. Aber hätt' er es lieber Anfangs gethan und den Worten seines Trautels geglaubt, so würde meinem Onkel diese wunderliche Begebenheit nicht schon im Mutterleibe begegnet sein, die hernach zu seinen Unglüksfällen so vieles beitrug. Allein so geht es meistentheils, daß wir uns nicht eher vor einem Unglükke warnen lassen, bis wir durch Schaden zu unserm Nachtheile klug geworden sind. Vorwiz ist ein schädliches

Erb-

Erbtheil aller Geschöpfe. Er ist der Vater aller Untersuchungen, und zeigt so vielen Verdrus, so viel Gefahr und Schaden, daß es besser wäre, wir kennten ihn nicht. Wie vielen wär es besser gewesen, gar nichts zu untersuchen! aber sie glaubten nicht, was sie hörten, wollten selbst prüfen, und lagen, eh sie sich's versahen, in der Suppe. Unsre armen unglüklichen Ahnherrn könnten noch immer in dem Lustorte wandeln, hätte sie nicht der Vorwiz getrieben, den Vorstellungen andrer Esel ihr Ohr zu leihen, die die Pest des ganzen edlen Geschlechts geworden. Sie würden izt nicht unter den Menschen herumwandeln müssen; und wie viel ist schon das Glük werth, von den Menschen entfernt zu sein! Aber nein, wir wollen alles wissen. Hätte doch der Vater meines Onkels den Worten seiner Geliebten geglaubt, eh er ihm durch diese einzige Untersuchung das ansehnlichste, gröste und glänzendeste Glük raubte. Dieses Schikfal, das meinem Onkel schon im Mutterleibe begegnete, war das wiederwärtigste, das ihm jemals geschehen konnte; und das schmerzlichste dabei war:

er wurde unglüklich, eh er noch eigentlich existirte, und muste wegen der vorwizzigen Untersuchung seines Vaters lange in späteren Jahren hernach erst für einen Fehler büssen, den er gewis nicht würde haben begehen lassen, hätt' er es verhindern können. Denn da er einsah, was ihm sein Vater geraubet hatte, so seufzte er oft heimlich darüber, und dachte mit Schmerzen: Warum mußte mein Vater so vorwizzig sein!

Fünftes Kapitel.

Der blaue Esel wird geboren. Noch etwas geht vorher.

Schruffenkufs Vater hatte die heimliche Vermälung seines Sohnes erfahren, und war anfangs auf das heftigste wider ihn seines Ungehorsams wegen erbittert. Aber was sollte er thun? Obgleich Schruffenkuf in der Stille wider den Willen seines Vaters die Ehe von einem Tarespipri empfieng, so war sie doch unauflösbar. Er wollte sich daher wie ein vernünftiger Esel bezeigen, und geschehene Dinge, die nicht mehr zu ändern sind, geschehen lassen. Damit er aber mit seiner Schwiegertochter in Ansehung der hundert Ahnen in etwas befriediget würde, machte er einem Genealogisten den Auftrag, sich zu bemühen: ob es nicht möglich wäre, zu den neun und neunzigen noch den hundersten zu erzeugen? Der Genealogist that es für tausend Tiptipes sehr gerne, und bewies klar aus alten Geschichten, Urkunden und Familienakten, daß das Fräulein

lein Eselin von ihrem Stamvater in gerader Linie bis auf sie hundert vollkommene Ahnen zehle, durch welchen Beweis der Vater des Schruffenkuf sich mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter aussöhnte, und, weil sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, alle Anstalten machte, die Niederkunft in seinem Hause zu besorgen.

Zwo Hebammen, vier Handlangerinnen, und vier Akkuschörs waren bestellt, welche alle mit dem Fräulein Eselin sollten zu thun haben. Es war auch schon alles in Bereitschaft: der Stuhl, das Kindbette, die Tücher und was noch mehr dazu erfordert wird, welches ich aber nicht alles weis, denn ich bin ein Maulthier, darf und kann nicht, wie bekannt ist, zeugen, weil ich zur Mittelart von Pferd und Esel gehöre, welche Gattung auch unter den Menschen sein soll.

Alle warteten auf den glücklichen Augenblik, in welchem das liebe Kind den blauen Himmel sehen sollte. Endlich merkte Fräulein Eselin die Wehen. Die Heb-

annen wollten das Kind nach ihrer Art holen; die Akkuschörs behaupteten, diese Art wäre nicht methodisch; die Hebammen hießen die Akkuschörs methodische Narren; die Akkuschörs bewiesen es ihnen sehr gelehrt, daß sie keine wären; die Hebammen fielen ihnen endlich in die Haare; die Akkuschörs warfen diese an Boden; die Handlangerinnen halfen den Hebammen; Schruffenkufs Vater wolte sie auseinander bringen, und kam mitten in die Patsche; Schruffenkuf wolte seinen Vater helfen, und schlug auf Akkuschörs, Hebammen und Handlangerinnen; man balgte, zauste und schlug sich herum, bis man endlich genug gezaust hatte, und gezaust wurde, und mit dem Versprechen, ruhig zu sein, sich loslies. Die Hebammen hatten den Akkuschörs die Perrüken und ihre Haare ausgerupfet; diese hatten der Hebammen Hauben und einige Stükke von ihren Kleidern in Händen; die Handlangerinnen blaue Augen und gebäulte Köpfe; Schruffenkufs Vater einen wohlgeblauten Nüken; und Schruffenkuf seinen Schwanz, mit dem er drein schlug, halb abgehauen. Alle schnoben, um sich zu erholen,

und

und Fräulein Eſelin indeſſen — ſtarb ſehr methodiſch.

Wie man ausgeſchnoben, die Kleider in Ordnung gebracht, die Perrükken und Hauben zu rechte geſezt, den Schweis und das Blut vom Geſichte getroknet, ſich noch ein paarmal griesgrämlich angeſehen, und auf einander freundſchaftlich und ſehr verträglich die Zähne geblökt hatte, ſo wurde der Kindbetterin gedacht. Akkuſchörs, Hebammen, Handlangerinnen, Vater und Gemal flogen zu ihrem Bette; aber Fräulein Eſelin war tod! — — Ein lauter Schrei, und alle fuhren zurük. Tod! donnerten die Akkuſchörs. Tod! ſchrien die Hebbammen; Tod! miauten die Handlangerinnen. Tod! ſeufzte der Vater. Tod! wimmerte im kläglichen Tone der Gatte, und alle donnerten, ſchrien, miauten, ſeufzten, und wimmerten zugleich — Tod! Zwo eine halbe Minute und drei viertel Sekunden herrſchte eine plözliche Stille. Man ſah einander an, ohne was zu ſprechen. Endlich ermunterten ſich die Akkuſchörs, und fiengen an, die Urſache von dem ſo plözlichen

To-

Tode des höchſtſeligen Fräuleins Eſelin zu unterſuchen. Der eine bewies griechiſch, der andere lateiniſch, der dritte teutſch, der vierte teutſch = latein = franzöſiſch, daß die Kindbetterin tod ſei — weil ſie tod iſt. Einer widerſprach dem andern, und der Lärm fing auf's neue wieder an.

Schruffenkuf bemerkte indeſſen, daß die Frucht ſich im Mutterleibe bewege, und ſchloß daraus, daß ſie noch am Leben ſein müſſe. Er bat die Akkuſchörs, ſie möchten lieber, ſtatt ihres Gezänkes, verſuchen, ob nicht das Kind gerettet werden könnte? — — Ei, was Kind retten! ſagten ſie. Das iſt wichtiger, was wir itzt auszumachen haben. Daran iſt viel gelegen, recht gründlich zu beweiſen: warum das Fräulein Eſelin, indeſſen wir uns mit den Hebammen und Handlangerinnen herumgebalget haben, ſo plözlich geſtorben ſei? Wer es am beſten behauptet, kann darüber gar eine gelehrte Abhandlung ſchreiben, und dadurch der Welt groſſen Nuzzen ſchaffen. Hättet ihr euch lieber nicht gebalgt und gezauſt, ſagte Schruffenkuf, und ſtatt deſ-

ſen

sen zu meinem Weibe gesehen, so lebte sie noch, und ihr dürftet izt nicht untersuchen: warum sie gestorben sei? Denn, fuhr er im Eifer fort, meine Herren, es wäre mir allzeit lieber, wenn meine Frau all ihrer gelehrten Beweise nicht nötig hätte, und lebte, als daß sie mir izt mit ihren Werkstattsausdrükken beweisen, warum sie gestorben ist. Ihnen die Wahrheit zu sagen, da sie schon einmal tod ist, so ist mir eben so viel daran gelegen zu wissen, ob sie aus einer griechischen, lateinischen, teutschen, oder teutsch-latein-französischen Ursache gestorben sei, als mich das interessirt zu untersuchen: ob der Wolf den armen Esel beim Schwanz oder beim Kopf zuerst anpakte, da er ihn gefressen hat? Genug, daß er ihn fraß; und also auch genug, daß mein Weib tod ist. Unbegreiflich, schrien alle, unbegreiflich! Sie glauben, gnädigster Herr, daß daran so wenig gelegen sei, zu untersuchen, warum der Kranke gestorben ist? Glauben Sie uns, hochgebietendester Herr, im Lande der Esel liegt sehr viel daran; und dies ist eine von unsern grösten Arzeneiwissenschaf-

ten; nicht dem Kranken zu helfen, sondern, wenn er stirbt, gründlich zu beweisen: warum er gestorben ist?

Da Schruffenkuf sah, daß die Herrn von der Nothwendigkeit der Untersuchung nicht abgehen wolten, so sagte er ihnen: Meine Herren! wenn sie das zu ihrer Kunst nöthig finden, so will ich gerne glauben, daß alle vier Ursachen zu gleich haben sein können; nur bitte ich Sie, das Kind zu retten. Ich will Ihnen gerne nebst dem was Ihnen gebühret, daß sie sich itzt die Gelegenheit verschafft haben, so gelehrt über die Ursache des Todes meiner Frau disputiren zu können, noch tausend Tiptipes zahlen. Wie die Aktusschörs von tausend Tiptipes hörten, so vergassen sie aller ihrer Ursachen, nahten sich wieder der verstorbenen Eselin, und, da sie bemerkten, daß das Kind Zeichen des Lebens spüren lasse, so ward die Operation vorgenommen, und mein viel theurer Onkel, der blaue Esel, aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten.

Sechstes Kapitel.

Uiber die Aufschrift des fünften Kapitels.

Nichts ist einem Autor weniger zu verzeihen, als wenn er sich selbst widerspricht; und wenn dies sogar in einem und eben demselben Kapitel geschieht, so ist das ein Fehler, der ihn um seine ganze Autorität, und um all s Zutrauen bringen kann. Denn wenn ein Schriftsteller in seinem eigenen Werke vergiest, was er einige Blätter vorher gesagt hat, wie kann er verlangen, daß seine Leser sich seiner Worte und Gedanken besser erinnern sollen? Zudem wenn so ein Herr mit sich selbst nicht recht einig ist, und seine eigenen Gedanken nicht verstehet, welches gemeiniglich geschieht, wenn man von einer Sache zweierlei Meinungen hat, wo eine die andere durchkreuzet, wie werden ihn andere verstehen und mit ihm gleich stimmen? Dieses dacht' ich, da ich mit der grösten Selbstbehaglichkeit das fünfte Kapitel las, und über das nichtliche Zeug,

mit

mit dem ich alle Umstände die Geburt des blauen Esels meines Onkels erzählte, mir selbst den stärksten Beifal zulächelte. Als ich aber am Ende des Kapitels fand, wie erstaunlich ich mir hier widersprochen habe; denn die Aufschrift des fünften Kapitels heist: der blaue Esel wird geboren; und am Schlus desselben ist: Er wird aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten. *) Da verschwand nun die Zufriedenheit, der Beifal, und alles, was ich über mich selbst fühlte; weil es eben nicht viel Scharfsinn

*) Vielleicht wird vielen diese Widerholung unnöthig scheinen. Allein die mich hier tadeln, bedenken nicht, daß es die meisten Leser giebt, die die erste Zeile schon vergessen haben, wenn sie die zwote lesen; und für solche hochgeehrtesten Leser — weil ihre Zahl die gröste ist — muß doch ein Schriftsteller die gröste Sorge tragen; besonders wenn er sich nur meistentheils solche Leser versprechen darf. Freilich ist nicht viel Ruhm dabei zu erlangen; — aber doch Geld, und des lieben Geldes wegen beschäftiget sich der Autor am meisten.

Anmerkung des Verfassers.

ſinn braucht, um einzuſehen, daß gebo-
ren, und aus Mutterleibe geſchnitten
werden, nicht von gleicher Bedeutung,
ſondern widerſprechende Dinge ſind. Wie
ſoll ich es alſo anſtellen, daß ich den
Widerſpruch vermeide, den jeder mit ſei-
nen zwei Augen ohne Hülfe der Brillen —
wenn er nur kein Fell über die Augen
hat, wo ihm ſonſt auch die Brillen nichts
nüzzen — ſehen kann? — — O ihr treff-
lichen Genies, die ihr nur immer, ent-
weder das Brod für euren Magen und
den Wohnzins für eure Dachſtube zu er-
ſchreiben, oder für die Unſterblichkeit,
nach einigen Wochen von alten Käſewei-
bern geleſen und bewundert zu werden,
eh ſie euch durch den großen Zuſpruch,
den ſie von allen Menſchen haben, in der
Welt verbreiten, eure Finger und Fe'er
ſtumpf gekrazt habt, daß ſie eurem uner-
ſchöpflichen Geiſte gleichen! die ihr aus
dieſen zwo Urſachen, unbekümmert, wie
oft ihr euch auf jeder Seite widerſprecht, un-
zehlbare Bücher geſchrieben, und dem Buch-
händler verkauft habt, der euch kaum Dinte,
Papier und Lampenoel gezahlet, durch ei-
nen auffallenden Titel aber viele leicht-

gläubige Leſer um manchen Thaler geſchnellet hat, euren Rath bitt' ich mir in dieſer Verlegenheit aus! Euer Ruhm iſt mit dem meinigen ſo genau verbunden, daß ich vor der Welt nicht kann zu Schanden werden, ohne daß auch ihr drei Theile von eurem Anſehen verlieret. Ich bin durch meine Genieſchaft mit euch verwant, und ſchreibe aus den nemlichen Urſachen, wie ihr: Brod — und — Ehre zu erwerben.

Siebentes Kapitel.

Wird wieder in die Geſchichte des blauen Eſels eingelenkt.

Wenn mich mein Wärter nicht ermahnet hätte, daß das ſechſte Kapitel nicht zur Geſchichte meines lieben Onkels gehöre, ſo hätt' ich vielleicht das ſiebente Kapitel geſchrieben, ohne an meinen ſehr werthen Onkel zu denken. Allein ſo erinnerte mich mein Wärter, welcher — ich kann's zu meinem Ruhme ſagen, — täglich alle Kapitel lieſt, die ich den ganzen Tag niederſchreibe, noch zu rechter Zeit, und ich lenke wieder ein. Zwar könnt ich ſehr leicht meinen Fehler verbeſſern. Ich dürfte nur das ſechſte Kapitel ausſtreichen und von dieſem den Titel weglaſſen; aber ich ſtreiche nicht gerne aus, was mir keiner von meinen Mitkolegen übel deuten wird, die ſehr gut wiſſen, wie hart man ein Kind, das man mit ſo vielen Schmerzen zur Welt bringt, gleich wieder aus ſelber verbannet. Iſt es gleich ein bischen ſchief, einſeitig und fehlerhaft

haft, ſo iſt es doch unſer Kind, an dem wir ein Wohlgefallen tragen. Es giebt immer Leute, die entweder aus Gefälligkeit für uns, oder weil ſie den ſchwarzen Staar haben, und alſo mit hellen Augen nichts ſehen, unſre Kinder für gut, ſchön und wohlgewachſen betrachten, und lobt nur einer unſer Kind, und nennt es nicht ſchändlich, ſo iſt uns das immer Urſache genug, unſer Kind zu lieben, wenn gleich derjenige ſeine eigene Hand vor ſeinen Augen nicht ſieht, der es lobt; denn daran liegt's nicht, ob der blind iſt, der es lobt; ſondern das unſer Kind gelobt wird. Auch glaub' ich, wird man mir armen maulthieriſchen Schriftſteller dieſen Fehler nicht ſo ſehr in Argen nehmen, da ſo viele von den geprieſenen groſſen Geiſtern unter den Menſchen gar oft einen kleinen Nebenſchritt von der Straſſe machen, die ſie wandeln wollen; wie leicht kann alſo nicht ein Maulthier aus dem Gleiſe tretten? doch nur ein klein wenig den Zaum links, oder rechts, und ich lenke wieder ein.

Sobald mein lieber Onkel aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten war, so wuschen und säuberten ihn die Hebammen, und da sie ihn gewaschen und gereiniget hatten, bemerkten sie, daß der junge Herr von der Art seiner Vorfahren ganz unterschieden sei; denn da alle seine erlauchte Ahnen eine schöne, weisgraue Farbe hatten, so war die seinige ganz hellblau, und statt der gewöhnlichen schwarzen Streifen am Rücken und Hals, hatte er schöne hochrothe Streifen. Dies war ein Umstand, der den Vater meines Onkels in Verlegenheit setzte. Er konnte nicht begreifen, warum kein einziger aus der Art schlug, sondern alle schöne, graue Esel blieben, und just sein Sohn ein blauer und von der Art seiner erlauchten Ahnen abweichender Esel sein sollte? Ihm war viel daran gelegen, die Ursachen davon zu wissen; und so wenig als er zuvor die Ursache von den Akkuschörs hören wollte; warum Fräulein Eselin gestorben sei? Welches doch diesen so wichtig schien; so heftig verlangte es ihn izt, die Ursache von der blauen Farbe seines Sohnes zu erfahren; welches wieder die Akkuschörs

kuschers nicht der Mühe werth hielten. Dieses soll sich gar oft im menschlichen Leben zutragen, daß vielen eine Sache von der grösten Wichtigkeit ist, welche andere für keine faule Linse achten; und so das Gegentheil; worüber dann nicht wenig unter den Menschen gezankt wird. Jeder behauptet seine Meinung mit vieler Hitze, und nachdem sie manche Ihre hindurch gezankt, und bisweilen auch mit unter geschimpft haben, so gehen sie eben so klug auseinander, als sie zusammen kamen. Erfährt man am Ende, was der wichtige Punkt ihres Gezänkes war; so hat der eine behauptet: daß grüne Erbsen nicht gekocht sind; und der andere vertheidigte dagegen: daß gekochte Erbsen nicht mehr grün seinkönnen; Was war also der Grund ihres Gezänkes? — Die Herrn haben sich einander nicht verstanden! Wie das überhaupt bei den Menschen sehr gemein sein soll, daß sie sich miteinander zanken, ohne einer den andern, oder wohl gar sich selbst zu verstehen, was sie sagen wollen.

Schruffenkufs Aufmerksamkeit war ganz auf die blaue Farbe seines Sohnes gerichtet,

richtet, und die Frage schien ihm von der grösten Wichtigkeit zu sein: warum sein Söhnchen aus allen möglichen und wirklichen Eseln, die jemals waren, sind, und sein werden, allein ein blauer Esel sei? Den Akkuschörs hingegen schien es wieder gar nicht der Mühe werth zu sein, so etwas zu untersuchen; weil aber Schruffenkufs Vater bei Hofe in grossen Ansehen stand, so wollten sie ihm so geradewez nicht sagen, daß es die Mühe nicht lohne, zu untersuchen, ob einer ein weisser, oder ein blauer Esel wäre, allenfals es nur gründlich bewiesen ist, daß er wirklich ein Esel sei; weil die Farbe eben nicht das vorzüglichste bei einem Esel ist. Sie riethen ihm also, die Gelehrtesten aus der Stadt zu berufen, welche ihm die Ursache ganz handgreiflich erklären würden: im Grunde aber glaubten sie, daß diese ihn sehr bald überzeugen werden, wie unbedeutend die Frage über die Farbe eines Esels sei. Nun waren aber nur die Taraspipri die Gelehrtesten, und den übrigen war es verboten — Vernunft zu haben; denn auch bei den Eseln lassen sich die Taraspipri ihren Vorzug nicht nehmen,

und

und wollen überall angesehen und verehret sein. Aber, wie ich mir habe sagen lassen, so verlieren die Esel schon so ziemlich die Hochachtung, die sie einst gegen sie hatten; ja einige wollen sogar eine Wette darauf machen, daß man vielleicht in einigen Jahren wo nicht alle doch die meisten Taresspipri samt ihrem Oberhaupte zum Lande hinaus jagen werde. — Wenn das geschieht — wohl euch, ihr Eseln!!!

Schruffenkuf folgte dem Rathe der Akkuschörs. Er schilte alsobald in der Stadt herum, und lies die gelehrtesten Taresspipri zusammen kommen. Schruffenkuf war von vornehmen Stand und reich. Es versammelte sich daher bald eine grosse Menge dieser gelehrten Herrn; denn bei den Reichen und Vornehmen versäumen sie nicht, sich einzufinden, weil sie da allzeit etwas zu ihrem Vortheile zu erhaschen wissen. Sobald als die Taresspipri ins Zimmer tratten, so erkundigten sie sich: warum sie von Seiner Exzellenz wären berufen worden? Die Akkuschörs, welche noch immer zugegen waren, weil sie wu-

sten,

ſten, wo Taresypipri ſind, ſezze es auch volle Gläſer, erklärten ihnen alſo gleich, das wie, und warum? Winkten ihnen aber auch zugleich, dieſes gar nicht zu unterſuchen. Einige von den Taresypipri verſtanden den Wink, und wollten mit ihrem gewöhnlichen Machtſpruche: Es iſt, weil es ſo iſt. Der Sache ein Ende machen. Es lag ihnen mehr daran, den Wein, welchen Schruffenkuf hatte aufſezzen laſſen, zu verſuchen, als die Urſache, warum ſein Sohn ein blauer Eſel ſei? zu unterſuchen. Allein ein junger Taresypipri ergrif dieſe Gelegenheit ſehr haſtig, ſeinen tiefen Scharfſinn zu zeigen. Er fing an, indem er die Naſe empor hob, die Stirne runzelte, ſeinen Mund in einige Zwergfalten zerrte, und mit dem Zeigefinger zwiſchen beiden Augen bohrte, der Längs und der Quer deutlich und klar mit ſehr ſtarken Säzen zu beweiſen: Der Sohn des gnädigen Herrn Schruffenkuf ſei blau von darumen und aus dieſer Urſache; weil kein vernünftiger Eſel behaupten könne, daß eine blaue Farbe ſchwarz ſei; und darum ſei es auch klar, daß, weil der Sohn des gnädigen Herrn keine ſchwarze,

sondern eine blaue Farbe habe, er deswegen und aus dieser Ursache auch blau sein müsse. Izt regte sich die Disputirshize auch bei den andern. Es verdros sie, daß dieser Tarespipri gelehrter sein sollte, als sie, die schon so alte eselische Tarespipri sind. Sie wollten ihn daher zu Schanden machen. Einer sagte contra sie argumentor: Alles was nicht weis, noch von einer andern Farbe ist, ist blau; atqui der Sohn des gnädigen Herrn ist weder weis noch von einer andern Farbe; ergo ist er blau. Die übrigen schrieen nun auch mit drein, es wurde contra argumentirt, negirt, distinquirt, konzedirt, und ein jeder bewies am Ende seines Sazes: also ist er blau, quod erat demonstrandum.

Schnuffenkuf horchte, indem er gewaltig seine beiden Ohren spizte, auf alles sehr aufmerksam, was die Tarespipri sagten; allein so sehr er wünschte, die Ursache zu erfahren: Warum sein Sohn blau sei? so hörte er doch von ihnen nichts anders, als daß er blau ist, von dem ihn seine beide Augen ohne die gelehrten

Beweise der Tarespipri schon überzeuget hatten. Es reute ihn nun, daß er diese hochgelehrten Herrn habe rufen lassen; denn er erfuhr, daß — dieses gestund er seinen vertrautesten Freunden ganz heimlich — sein Kellermeister nicht so geschwind die Flaschen füllen konnte, als die Tarespipri die Geschiklichkeit hatten, sie auszuleeren; und daß — dieses sagte er öffentlich — ihre Kunst zu überzeugen, nicht so gros sei, als die Kunst — Dieses gab er wieder in sehr verblümten Worten zu verstehen — als die Kunst zu trinken. Schruffenkuf hofte indessen noch immer sehr sehnlich, daß ihm einer von diesen wohlweisen und tiefgelehrten Tarespipri die Ursache, warum sein Sohn ein blauer Esel sei? sehr begreiflich erklären würde, als alle Tarespipri, nachdem sie — Schruffenkufs Kellermeister schwur einen Eid, er habe noch einige Flaschen weniger angeschrieben — dreissig Flaschen ausgedrunken hatten, mit vielem und grossem Getöse aufstanden, und schrien: Ja, ja! Es ist bewiesen, so klar bewiesen, als — hier trank eben der älteste Tarespipri das lezte Glas Wein aus — als kein Tropfen Wein mehr

auf

auf dem Tiſche ſteht, daß der Sohn des gnädigen Herrn Schruffenkuf blau iſt. Hochwürdige Herrn, ſagte Schruffenkuf, dem die Gedult entwiſchte, Hochwürdige Herrn, ſagte er, daß mein Sohn blau iſt, darüber brauch ich keine Beweiſe; denn davon überzeugen mich meine beiden Augen beſſer, als die Ihrigen! — Wirklich hatte der viele Wein die Augen der Tarespipri in etwas verdunkelt. — Aber ich will wiſſen, warum er blau iſt? Ei, was warum? ſagten die Tarespipri. Euer Exzellenz brauchen das eben nicht zu wiſſen; ſondern können es auf unſere Verſicherung glauben, daß er blau iſt. Und was wir einmal ſagen, daß es ſo iſt, das kann auch nicht anders ſein; warum es aber ſo iſt? Darüber dürfen wir keine Urſache ſagen; weil keiner das Gegentheil glauben darf, ohne verdammt zu werden. — Denn die Tarespipri der Eſel verdammen eben ſo gut, als die Tarespipri der Menſchen. — — O Tarespipri! Tarespipri!

Dieſes geſagt, verließen ſie das Haus des Vaters meines Onkels, nachdem ſie

ſich

ſich für den guten Wein gar höflich bedankt, ſeiner Exzellenz ihren Tarespiſchen Segen ertheilt, und ihre Dienſte auf die freundlichſte Art anerboten hatten, weil ſeine Exzellenz ſo vortrefliche Weine in Keller haben, welche ihre denkende Geiſter mit dem ſtärkſten Feuer der Liber euxuns beleben. — Und Schruffenkuf, fragen meine Leſer, was wuſte der von der Urſache, warum ſein Sohn blau ſei? Alles, was man nur immer von den Tarespiri erfahren, und von ihnen gründlich überzeugt werden kann — nichts! — — Ei, ei! ſehr wenig! — — ja, ja, ja!!! — — —

Achtes Kapitel.

Erziehung des blauen Esels. Etwas weitläufig, und doch kurz.

Der blaue Esel, mein sehr wehrter Onkel wuchs unter der Aufsicht seines gnädigen Herrn Vaters sehr bald heran. Wie er drei Jahre alt war, wurde er der Aufsicht seiner Amme entnommen und einer berühmten alten Frau anvertraut, die überall ihres grossen Verstandes wegen in starken Ruf war, und von vornehmen adelichen Eseln zur Erziehung der jungen Herrschaft mit grosser Freude aufgenommen wurde. Sie wuste gar niedlich von Gespenstern, vom feurigen Esel u. d. gl. zu erzählen und die junge Herrschaft durch die Furcht für den Popanz, den sie gar geschikt vorstellen konnte, zum Schweigen zu bringen; auch hatte sie alles erforderliche, was eine alte Frau haben muß, um aus ihren Zöglingen geschikte und herrliche — Esel zu ziehen. Der blaue

Esel erreichte unter ihrer Leitung das siebente Jahr, und durch seine natürliche Fähigkeiten brachte er es bald so weit, daß er in den Geisterhistörchen seine Lehrmeisterin übertraf. Darüber hatte sein Herr Vater nicht wenig Freude, und sein Söhnchen muste, wenn eine Gesellschaft da war, allzeit Proben seiner Geschicklichkeit ablegen, und bald vom Esel ohne Kopf, bald vom Esel mit zween Schwänzen, bald vom Thiere mit drei Füssen und sechs Köpfen erzählen. Die Herrn und Damen — ich bitte, das nur von den Eseln zu verstehen — horchten sehr aufmerksam zu, merkten sich etwas aus den Geschichten, und erzählten es, wenn sie nach Hause kamen, wieder ihren Kindern.

Wie mein hochgeehrtester Herr Onkel, der blaue Esel das siebente Jahr erreicht hatte, so legte sein Vater die letzte Hand ans Werk, ihn völlig zum Gelehrten bilden zu lassen. Die alte Frau wurde mit einer jährlichen Pension entlassen, und für den jungen Herrn ein geschikter Hofmeister ausgesucht.

Unter-

Unter den Eseln war niemand tauglicher hiezu, als die Taresypipri. Auch war kein adeliches Haus, welches nicht einen taresypipriſchen Hofmeiſter gehabt hätte. Schruffenkuf wählte alſo auch einen, dem er ſein liebes Söhnchen übergab, daß er ſelben in allen Wiſſenſchaften auf das beſte unterrichten möchte. Der Taresypipri kannte ſeine Pflicht, und ſein Mühe machte den blauen Eſel, meinen lieben Onkel, bald zum Wunder der Gelehrſamkeit. Im achten Jahre wuſte er mit der größten Fertigkeit alle Buchſtaben herzuſagen, und das ſo genau, daß er keinen einzigen aus ſeinem Gliede hervorzog und dem Nebenmanne vor oder nachſetzte; aber man durfte auch nicht den jungen Herrn auſſer der Ordnung fragen: wie dieſer, oder jener Buchſtabe heiſſe? Im neunten Jahre ſetzte er recht mittelmäſſig die Buchſtaben zuſammen, und im zehnten las er treflich mit etwas wenigem Stottern. So wenig nun dieſes zu ſein ſcheinet, ſo muß man betrachten, daß er das ganze Geſetz der Taresypipri an den Fingern herzuſagen wuſte, ob ſchon er von Natur den Fehler hatte, unter der Erklärung dieſes Geſe-

zes immer zu schlafen. Allein das bekümmerte den Tarespipri nicht, und er pries meinen Onkel, als einen der orthodoxesten Esel, welches er aber in der Zukunft eben dieses kleinen Fehlers wegen gar nicht blieb, wie wir es noch hören werden.

Nun bestieg sein Lehrer mit ihm die höhern Stufen der Wissenschaften. Er lehrte ihn schreiben, ohne daß er über das nachdenken durfte, was er schreiben wollte. Alle alte, auch einige neue Bücher kante er — wenigstens dem Titel nach. Wuste viele Stellen auswendig, hatte seine gute tarespipriſche Philosophie auf ein Jota auswendig gelernt, und war im sechzehnten Jahre — ich muß mich einer Metapher bedienen, um die Gelehrsamkeit meines Onkels recht auszudrükken — ein Kasten, worin alle Wissenschaften verschlossen lagen, zu welchem er aber den Schlüssel nicht hatte. Auch die andern Nothwendigkeiten einer guten Erziehung waren bei ihm nicht versäumet worden. Er tanzte sehr zierlich, sprach fremde Sprachen gut, nur seine Muttersprache fehlerhaft; wuste von allem zu sprechen, auch öfters von

drei

drei oder vier Gegenſtänden zugleich, ohne ſich ſelbſt, oder andere zu verſtehen, und ſpielte hauptſächlich recht gut, was bei einer adelichen Erziehung das wichtigſte iſt. Da er mit allen dieſen Wiſſenſchaften fertig war, hatte er ſiebzehn Jahre, drei Monate, zwo Wochen, fünf Tage, ſechs Stunden, acht Minuten drei und eine halbe Sekunde von ſeiner Geburt, oder beſſer zu ſagen, von dem Augenblike an, da er aus dem Leibe ſeiner Mutter geſchnitten wurde, bis auf den Augblik, wo er von ſeinem Hofmeiſter das Zeugnis ſeiner Gelehrſamkeit erhielt, gelebet. Mit ſo vielen herrlichen Gaben ausgezieret was konnte Schruffenkuf ſich nicht alles von ſeinem Sohne verſprechen? — — Das werden Sie, meine Herrn und Damen — ich bitte abermal dieſes nur von den Eſeln zu verſtehen — am beſten wiſſen, die Sie eben ſo vollkommene Kinder haben.

Neuntes Kapitel.

Antwort auf einige Fragen, die mir meine Leser und Leserinnen machen können.

— — — — Hat denn Ihr Onkel keinen andern Namen gehabt, als — der blaue Esel? Nein gnädige Frau, mit meinem Wissen wurde er nie anders genennt, als — der blaue Esel.

Sehr wunderlich, ei, ei! sehr wunderlich!

Nicht sehr wunderlich, meine gnädige Frau! Ich weis, es wird Ihnen auch so scheinen wenn Sie es erfahren werden, warum? Man nennt Sie zum Beispiel, meine gnädige Frau, von G * * * die schöne Cilinde gnädige Frau von N * * *. Die stolze Klimmene, gnädige Frau von S * * * und so weiter alle die gnädigen Frauen von X * * Y * * Z und sezt zur gnädigen Frau immer ein, von S * *

von

von P * * et zätera, et zätera, et zätera, weil man sonst nicht wüste, welche gnädige Frau man verstehen sollte, wenn man gerade zu, gnädige Frau, sagen wollte, denn es giebt deren zu viel. Sie sind auch nicht deswegen gnädig, weil sie gegen die Armen mitleidig sin, unglückliche Nebenmenschen vom Elende zu retten sich thätig erweisen, noch sonst edle, rechtschaffene, grosse Handlungen begehen, sondern weil ihr Herr Gemal ein gnädiger Herr von N * *, von S * *, von X * * ist, und ihnen durch die Ehre seiner Hand auch das Recht giebt, sich gnädige Frau schelten zu lassen, wenn sie gleich nur die Tochter eines Schneiders, Schusters, Glokkengiessers etzätera etzätera wären.*) Es ist also bei Ihnen nöthig,

*) Vermuthlich meint der Verfasser hier die gnädige Frauen unter den Menschen; denn — so viel ich die Geschichte der Elein gelesen habe — unter ihnen gab es nie so viele gnädige Frauen, wie bei den Menschen. Da ist manche gnädige Frau, trägt Saloppen, und läst sich die Schleppe nachtragen, wenn gleich, Saloppe, und

meine sehr gnädige Frau, daß Sie einen Namen haben, um eine gnädige Frau von der andern zu unterscheiden. Nun war aber unter allen kein einziger blauer Esel; sondern mein sehr werther Onkel hatte allein die Ehre — ein blauer Esel zu sein, was bei Ihnen nicht ist, meine viel gnädige Frau, da es mehrere gnädige Frauen giebt; es wuste also ein jeder, wenn die Rede vom blauen Esel war, daß man den Sohn des gnädigen Herrn Schruffenkuf verstehe, und so hatte mein sehr theurer Onkel keinen andern Namen nöthig, um sich von den andern Eseln zu unterscheiden. — — Nicht wahr! gar nicht wunderlich?

Warum lassen Sie Ihren Onkel, den blauen Esel, so bald siebzehn Jahre, drei Monate,

Schleppe und Bedienten Liberei noch nicht gezahlt sind. Besonders sollen sich die Mütter auf ihre gnädige Töchter sehr vieles einbilden, und zum Zeichen, daß ihre Tochter eine gnädige Frau ist, recht lange Saloppen tragen, welche — den zerrissenen Rok bedekken. A. d. H.

Monate, zwo Wochen, fünf Tage, sechs Stunden, acht Minuten, drei und eine halbe Sekunde alt werden? Wie können Sie sein Alter so genau bis auf eine halbe Sekunde ausrechnen?

Warum? und wie? dies sind Ihre Fragen, Herr Kritiker, — denn ich seh es Ihnen an der Nase an, daß Sie einer sind; also Warum? und Wie? Auf Ihre erste Frage, Warum? antworte ich: weil mir es gelegen war, ihn bald in den Jahren zu sehen, wo ich ihn in die Welt schikken konnte. Warum es mir aber gelegen war? dies wär' ich Ihnen eben nicht schuldig zu sagen. Aber ich bin billiger, als es oft die Herrn Kritiker nicht sind, die da immer verlangen, der Autor hätte nach ihrem und nicht nach seinem Plane arbeiten sollen, und deswegen oft kritikastern und tadeln, daß einer Magenkrämpfungen über das Zeug bekommen möchte, um nur — zu kritikastern und zu tadeln, weil sie sonst nichts bessers können. Es war mir also darum gelegen, weil ich nicht, wie einige Ihrer Schriftsteller, welche ganze Bände voll-

schreiben, eh sie ihren Helden nur zum Lesen und Schreiben bringen, und sich bei den kleinsten Kleinigkeiten aufhalten; wo er aber am besten handeln sollte, ihn gleich heuraten, oder — wenn es eine empfindsame Geschichte ist, — sich niederknallen, oder gar auf den Grabe der Geliebten erfrieren lassen: was bei den Eisländern der Fall sein mag. Ich wollte, sag ich, in der Geschichte meines sehr werthen Onkels nicht eben gerade da aufhören, wo er seine Meinungen und Muthmassungen sehr gründlich sagen konnte; denn das werden Sie mir doch eingestehen, Herr Kritikker — rümpfen Sie die Nase nicht so, mein Herr H***, denn Sie zähle ich nicht unter die Kritikker — daß man immer im erwachsenen Alter zu interessanten Handlungen fähiger ist, als in der Kindheit, wo höchstens eine Butterbemme, die der junge Herr mit Anstand verzehret, oder ein niedliches Hüstörchen, das er seiner Amme weise nachbetet, oder — und da hat er es wirklich sehr weit gebracht, — wenn er gelernt hat, wie man in Gesellschaften gelehrt sprechen soll, um — einem Narren vollkommen ähn-

überlich zu ſein, alles iſt, was man von einem jungen Herrn erzählen kann; man nehme allenfalls die Reiſen aus, die er von der Hauptſtadt nach Hauſe, durch eine lange, lange Reiſe von zehn Meilen gemacht hat. Mit allem dieſem wollt' ich meine mit Gunſt reſpektive*) Leſer und Leſerinnen nicht aufhalten, welche verlangen, wichtigere Sachen zu erfahren; denn ich bin überzeugt, daß jeder, welcher lieſt, nur das wichtige liebt; freilich chacun à sa maniere.

Wie

*) Da ich die Titulatur nicht weis, die jedem gebührt, der für die Geſchichte meines Onkels die hohe Gnade hat, ſie zu leſen, und dabei einzuſchlafen; ſo ſez' ich: mit Gunſt reſpektive, und laß allen und jeden frei, ſich in ihrer Einbildungskraft die Ehrenbenennungen beizuſezzen, die ihnen wie ich gebühren, oder die ſie glauben, daß ſie ihnen gebühren; denn ſo viel Einbildungskraft werden meine Leſer doch haben, ihnen ſelbſt eine Titulatur zu erfinden; und ich bin überzeugt, daß ſie ſich nicht zu wenig ehren werden. A. d. V.

Wie ich aber so genau das Alter meines Onkels bis auf eine Sekunde habe berechnen können? — Glauben Sie denn wertheſter Herr, daß das ſchwerer ſei, als das Facit herauszubringen: wie viel von dem Vermögen mancher Edelleute ihre oder des Judens iſt? Wahrlich nicht! Ich wollte eher berechnen, wie viele Miriaden von Monaden bei der Wolfiſchen Schöpfung der Welt erfoderlich waren, als dieſe Aufgabe aufzulöſen. Nicht, daß ſie an ſich ſelbſt ſo ſchwer wäre; ſondern blos deswegen, weil in der nemlichen Minute, wo man berechnet, wieder ein neuer Theil davon zu dem Juden übergeht, und ſo muß das Produkt immer falſch ſein. Damit, hof' ich, werde ich Sie befriediget haben.

Wollen Sie noch was fragen? Machen Sie geſchwind! denn nur in dieſem Kapitel geb ich Red und Antwort.

Nichts mehr!

Sehr wohl! ſo hab ich auch nichts zu antworten. Das richtigſte Axioma, das

nur

nur immer in der Mathematik zu finden iſt: wenn man nicht gefragt wird, darf man auch nicht antworten. Freilich giebt es viele, welche antworten, eh man Sie frägt, — Köpfe ohne Gehirn, und wenn es auch Menſchenköpfe ſind! — O, ſehr viele darunter!!!

Zehntes Kapitel.

Die Geschichte wird verfolgt. Das vorige war nur Parentheſis und Klaudatur.

Nach Schruffenkufs Tode übernahm sein Sohn, der blaue Esel, mein sehr werther Onkel *) Die Güter seines Vaters. — Ei,

*) Ich wiederhole das sehr gerne recht oft, weil es immer eine sehr grosse Ehre ist, mit Vornehmen verwant zu sein. Man kann das nicht oft genug sagen; denn es giebt viele, die dergleichen Dinge gar nicht achten, ja wohl gar behaupten: nur wir allein können uns durch unsre Handlungen ehren; alles andre aber, was ausser uns sei, und daran wir blos durch einen Zufall Theil haben, trage nichts zu unserm Ruhme bei. Diese nennen sich vernünftig; aber ich fordre alle Vielenigen auf, deren ganzes Verdienst nur ihr Adelsbrief, ihre Reichthümer und hohe Verwantschaften sind, ob eine solche Verachtung so grosser Verdienste vernünftig genennet werden könne? A. d. V.

" Ei, ei, Herr gelehrtes Manlthier! Sie sagen uns nicht einmal, wann und wie Schruffenkuf gestorben? Wie er begraben wurde? Wer ihn zu Grabe begleitet? Und lassen uns nicht einmal mit dem Leichenzuge gehen. "

Aus ihren Fragen erkenn' ich Sie, mein Herr, Sie sind gewis — ein Geistlicher, und für diese hab' ich alle Hochachtung; denn sonst würd' ich ihre Frage nicht beantworten. Aber — Ihre Gewalt ist groß, und darum glaub' ich auch, daß Sie mir für diese Gefälligkeit ganz gewis — Ihren heiligen Seegen geben werden.

Schruffenkuf starb vermuthlich indessen, da ich das neunte Kapitel schrieb; denn am Schlusse des achten ist er noch frisch und gesund. Wie er starb? Sehr erbaulich. Durch vierzehn Tage kamen die Tarespipri nicht von seiner Seite, und gaben sich alle Mühe die Seele des Schruffenkufs dem Maitheon *) zu erhalten, weil

*) Maitheon, ein Gize der Esel. A. D. H.

weil, wie man sagt, Herr Schruffenkuf ein wenig ausschweifend gewesen sein soll. Doch die Stärke ihres Zuspruchs und die rührende Vorstellung von dem Wohnhause des Maitheon brachte ihn zur Erkenntnis und auf den Weg zur Seligkeit wieder zurük. Er gab augenscheinliche Proben von seiner Bekehrung.; denn er legirte den Taresspipri auf ihr Zureden zehn Tausend Tiptipes, wofür ihm diese aber auch die sichere Gnade des Maitheon versprachen, und über seine Bekehrung eine rechte Herzensfreude empfonden. — O wie froh sind die Taresspipri, wenn sie eine solche verlorne Seele — gewinnen können! — Sein höchstselig erblichener Körper wurde mit dem grösten Pracht, mit welchem nur immer die vornehmsten Esel begraben werden können, der lieben Mutter Erde übergeben. Alle Taresspipri begleiteten die Leiche — denn Schruffenkuf vermechte noch ins besondere jedem Taresspipri zwei Tiptipes, der mit dem Leichenbegängnisse gehen würde — und zeigten in ihren Mienen die tiefeste Traurigkeit. Der Bekehrteste aus ihnen hielt eine vortrefliche Leichenpredigt, worin er die Tugenden und

Ver-

Verdienſte Seiner Exzellenz mit ſo vielen redneriſchen Figuren erhob, ihm ſo auſſerordentliche Vorzüge andichtete, daß der Glanz ſeines edlen Lebens alle Thaten ſeiner Vorfahren verdunkelte. Dabei rühmte er am meiſten ſeine Freigebigkeit gegen die Taresspipri, und vergas nicht anzumerken, daß eben dieſe Freigebigkeit, den gröſten Glanz ſeinem unſterblichen Ruhme ertheile. Von dem Lobe des Vaters meines Onkels machte er einen zierlichen Uibergang: wie heilſam es ſei, freigebig gegen die Taresspipri zu ſein. Er führte zur Bekräftigung ſeines Satzes viele Beiſpiele an, und bewies ſehr klar, daß es nicht möglich ſei, ohne dieſe Freigebigkeit einen Ruhm bei der Nachwelt zu erhalten. Er ließ etwas verblümt mit einfliſſen, daß es ſogar nöthig ſei, freigebig gegen die Taresspipri zu ſein, um dem Maitheon zu gefallen. Er ermunterte ſeine Zuhörer, nicht nur allein dem Beiſpiele der angeführten berühmten Eſel, ſondern des Vaters meines Onkels zu folgen, welcher ſein ohnehin ruhmvolles Leben noch mit der rühmlichſten aller Thaten beſchlos, da er den Taresspipri zehntauſend Tiptipes legirte.

Mit dem Leichenzuge des Vaters meines Onkels wären Euer Hochwürden gewis nicht gegangen; denn man hat bei den Eseln den abscheulichen Misbrauch, keine Kerzen auszutheilen. — — " Ha so, ich hätte zu studieren gehabt. " — — Ja ja, das Studieren der Tarespipri — O! ! !

Wie mein viel wehrter Onkel Herr von einem so grossen Vermögen war, überließ er sich nun selbst seiner eigenen Führung, dankte den Tarespipri seinen Lehrer ab; doch wies er ihm einen jährlichen Gehalt an, und glaubte sich selbst in der Welt ohne Tarespipri eben so gut lenken zu können, wie ein anderer Esel.

Eilftes Kapitel.

Wie man ſich ſo leicht betrügen kann, wenn man andre betrügen will.

Faſt möcht' ich ein wenig daran zweifeln: ob die Tarespipri in allen ihren Urtheilen unfehlbar ſind? wenn ich nicht ein zu orthodoxes Maulthier wäre, das ſich in Demuth den heiligen Lehren unterwirft, und gerne mit ſeinen beiden Augen das nicht ſehen will, was die Tarespipri zu ſehen verbieten. — Was verbiethen denn Ihre Tarespipri zu ſehen? — — Ei, ei! ſchon wieder eine Frage! was wird's ſein? Die Vernunft! — Ja, ja! 's geht bei uns auch ſo! — — Um ſo beſſer, ſo haben wir Eſeln das mit den Menſchen gemein! — — — Ich will alſo glauben, daß ſie in allem unfehlbar ſind, obgleich ſie ſich in der Meinung von meinem Onkel greulich betrogen hatten. Dieſes ſchadet ihrer Unfehlbarkeit eben nichts, ſondern die Urſache hievon liegt darin: daß dasjenige von dem ſie urtheilten, daß es ſo kommen müſſe,

anders ausfiel, als es hätte ausfallen sollen. Sind wir nicht oft Thoren genug, daß wir Dinge der Zukunft mit einer solchen Zuversicht behaupten, als wenn wir sie, wie unser Bild, in einem Spiegel sehen? Geben wir uns nicht all eit mehr mit dem ab, was geschehen soll, als was wirklich geschieht? Mein Aeltervater seligen Andenkens hatte einst einen Streit mit einem Tarespipri. Er behauptete hartnäkkig gegen diesen: daß wir niemals weiter sehen sollen, als unsre Nasenspizze reiche, weil wir uns oft noch in dergleichen Dingen irren, woran wir mit unsrer Nase stossen; es wäre daher eine grosse Thorheit, Dinge zu untersuchen, die von uns so weit entfernt sind, die nicht einmal noch existiren, und von denen es, wenn sie auch einst existiren sollen, — ungewis ist, wie sie existiren werden. Er glaubte, in die Zukunft sehen, gebühre nur dem, welcher war, sein, und werden mit einem Blikke übersieht. Der Tarespipri hingegen bewies sehr gelehrt, daß wir nicht an das, was vor unserer Nase liege, sondern was einige Spannen davon entfernt sei, denken müssen, und daß er nicht begreifen könne,

könne, warum wir nicht mit hellen Augen zwo Spannen weit von unſrer Naſe ſollten ſehen können? Mein Aeltervater läugnete ihm dieſes ſchlechtweg, und bewies es immer mit einem: es kann nicht ſein! Dieſe Hartnäkkigkeit meines Aeltervaters mag vermuthlich daher gerühret haben, weil er ſelbſt ſehr kurzſichtig war, und ein Ding ſehr nahe an die Naſe halten mußte, wenn er es ſehen wollte. Auch hatte man zu ſeiner Zeit weder Brillen noch Ferngläſer, und darum konnte ein Kurzſichtiger niemals weiter ſehen, als ſeine Naſenſpizze reichte. Nun überreden wir uns aber gerne, daß das, was wir nicht können, ein andrer auch nicht könne; und ſo mußte es ſehr natürlich kommen, daß mein Aeltervater, der über ſeine Naſenſpizze nicht hinausſah, ſich überredete, ein andrer könne unmöglich etwas zwo Spannen weit von ſeiner Naſenſpizze unterſcheiden. Doch dieſes mag dahin geſtellet ſein; und ich glaube, das beſte iſt, man laſſe einem jedem frei, ſo weit zu ſehen, als er kann. Warum ſoll ich einem andern eine Binde vor ſeine Augen ziehen, und ihn verhindern, nicht weiter

zu sehen, als ich sehe? Kann die Sehkraft eines andern nicht stärker sein, als die meinige? Oder ist es eine Schuldigkeit, wenn ich blind bin, daß es ein anderer auch sein müsse? — Seine Sehkraft kann ihn betrügen. Es geschieht, um ihn zu verhindern, damit er nicht blind werde. — Lieber! weist du gewis, daß dich deine Sehkraft nicht betrügt? Oder bist du überzeuget, daß du nicht schon wirklich blind bist? Wie willst du also, selbst Blinder, einen andern leiten! Laß ihn wandeln, so lange er glaubt, seinen Weg zu sehen! Ruft er dir, ihn zu führen, dann biete ihm deine Hand; aber nim dich in Acht, daß du, da du ihn führen willst, nicht mit ihm stolperst, und ihr beide in die Grube fallet!

Doch wieder auf die Unfehlbarkeit der Taxespipri zu kommen, so will ich nur so viel sagen, daß es gewis nicht an ihnen lag, daß sie sich in der Person meines Onkels getäuschet, und sich mehr von ihm versprochen haben, als er hernach erfüllte. Der Fehler lag an meinem Onkel, daß er, der zwar in seiner

Ju-

Jugend sehr aufmerksam die Lehren der Taresipri anhörte — ausser wenn er manchmal darunter einschlief — durch eine, ich weis nicht was für welche Ursache auf den schädlichen Gedanken verfiel, über alles das selbst nachzudenken, was ihm die Taresipri sagten. Da er nun mit seiner schwachen Vernunft alle die Wahrheiten nicht begreifen konnte, und man das — wie's ganz natürlich sein soll — was man nicht begreifet, auch nicht gerne glaubet; so bezweifelte er vieles, was die Taresipri sagten, welches die Quelle seines zeitlichen Unglükkes war, und — Maitheon wollen meinen sehr theuren Onkel gnädiglich dafür bewahren — auch seines ewigen Verderbens sein wird.

Nun kann und will ich auch meinen lieben Onkel, den blauen Esel gar nicht entschuldigen. Uns gemeinen Eseln kömmt es nicht zu, Verstand zu haben, welcher nur ein Vorzug der Taresipri ist: hätte er aber nur alle diese Zweifel bei sich verschlossen; so würde ihm dieser Fehler nie geschadet haben. Was ihn am mei-

ſten ſtrafbar machte, war, daß er die andern Eſeln überzeugte, alles, was die Taresspipri von Maitheon, von dem Nuzzen des Räucherns und — ich ſegne mich dafür, da ich dieſes ſchreibe, — von ihrer groſſen und faſt zu übertriebenen Gewalt, welche ſich ſogar über die Erſten im Lande erſtrecket, ſagen, ſei nichts anders, als erdichtetes Zeug, wodurch ſie ſich ein Recht anmaſſen, das ihnen die Mittel verſchaffet, ſich zu unumſchrankten Herrn über alles Vermögen der Eſel zu machen; dann weigerte er ſich auch die taresspipriſchen Gaben, welche ihnen durch ein ausdrükliches Gebot des Maithon gebühren ſollen, zu zahlen. Hätte der blaue Eſel, der ohngeachtet dieſer groſſen Verbrechen doch mein viel werther Onkel iſt, nur das lezte nicht gethan, er würde vielleicht vor den Augen der Taresspipri noch Gnade gefunden haben. Giebt man ihnen nur, was ihnen gebühret, ſo bekümmern ſie ſich eben nicht ſo viel darum, was man glaubt. Aber dieſe Abweichung vom Geſeze — o die konnte wirklich nicht ungeſtraft bleiben. Zu dieſem Verbrechen kam noch

die

die getäuſchte Hofnung hinzu, die ſie ſich von ihm gemacht hatten: er würde ein ſehr orthodoxer Eſel werden, und durch eine beſondere Freigebigkeit ihr Gebet zu erkaufen ſuchen, das ſeiner armen Seele zu gute kommen ſollte. — In allen dieſen groſſen Erwartungen von ihm hatte ſie mein lieber Onkel getäuſchet, und diejenigen, die ihn um ſein Geld be****** wollten, ſelbſt be******.

Zwölftes Kapitel.

Greuel und Verwüſtung. — O Jemine! da iſt bald der lezte Tag im Anzuge.

So wie's mein Onkel trieb, welcher die Verſtellungskunſt, mit ſeinen Gedanken zu heucheln, nicht ſo gut verſtand, als die Jeſuiten bei den Menſchen ſie verſtehen ſollen, muſte ſein Sturz und ſein Unglük unvermeidlich ſein. Viele von den Eſeln fingen an, durch ſeine Gründe überzeuget, das zu prüfen, was die Tarespipri ſagten; wodurch dann kein kleines Uibel, beſonders für den Beutel der Tarespipri hätte entſtehen können. Ihn widerlegen, das konnten ſie nicht, weil ſich die ganze Wirklichkeit und Wahrheit ihrer Dinge auf den Beweis gründet, alles feſtiglich zu glauben, weils die Tarespipri zu glauben befehlen, die unfehlbar ſind. Um alſo ein ſo ſchädliches Uibel auszureiten, hatte man kein anderes Mittel,

tel, als meinen lieben Onkel seines Vermögens zu berauben, und ihn aus taresipirischer Gnade — aus dem Lande zu jagen! der Befehl dazu ward bei der Obrigkeit ausgewirkt, und die Vollziehung desselben den Taresipiri aufgetragen, welche selben auch sehr pünktlich und mit der strengsten Genauigkeit nachkamen.

Mein Onkel befand sich eben mit einigen seiner Freunde auf dem Spaziergange, von dem er zurükkam, als indessen die Taresipiri vermög des obrigkeitlichen Befehls sein Haus umringten, und all sein Vermögen, seine Mobilien und was nur da war, fein sauber aufräumten. Die Menge der Esel, welche um das Haus versammelt waren, erregte bei meinem Onkel einige Verwunderung; noch mehr aber erstaunte er, da er alle beschäftiget sah, Sachen wegzutragen, auf welche, wie er glaubte, niemand ein Recht habe. Hierin war nun mein Onkel falsch unterrichtet, denn — auf was haben die Taresipiri kein Recht? Anfangs dachte er, es wären Spizbuben

und

und Diebe in seinem Hause. Der Gedanke, bestolen zu werden, ließ ihn die Taresspipri für lauter Räuber und Schurken ansehen — O welche Sünde war nicht dieser Gedanke! — Wie erschrak er aber, da ihm die Taresspipri — sie bezeigten dabei sehr vieles Mitleiden — ankündigten, daß ihm, vermög des ausdrücklichen Gebots der Obrigkeit, sein ganzes Vermögen genommen werden, und er binnen vierzehn Tagen das ganze Gebiet der Esel verlassen sollte. Mein Onkel erschrak noch mehr über diese Nachricht. Nicht, daß man ihm seine Güter raube, sondern der Ursache wegen, warum man sie ihm raube; denn er konnte gar nicht glauben, daß die Taresspipri einen sonst rechtschaffenen Esel deswegen verfolgen solten. Wirklich hatte mein Onkel das Zeugnis, daß er der rechtschaffenste Esel gewesen, ob er gleich blau war. Uiberhaupt waren das seine Steckenpferde, rechtschaffener und gelehrter, als alle, zu sein. Einige, die den Taresspipri nicht recht gut wollten, behaupteten sogar; er sei zehnmal rechtschaffener und tugendhafter gewesen, als sie

alle zuſammen. — Nun, da muſten ja die Tarespipri ihn verfolgen! — — Da er nun ſah, daß es eine Unmöglichkeit ſei, ſein Vermögen zu retten; ſo war er ſehr zufrieden, daß man ihm die Freiheit ließ, ſeinen Körper in ein anders Land zu tragen, wo er mit ſeiner Seele eine ungekränkte Freiheit genieſſen, und ohne Scheu der Vernunft folgen könnte, ohne nöthig zu haben, die Wahrheit zu verläugnen. — — Ei, ei, wie ſehr hat ſich Ihr Onkel getäuſcht! Wo kann man das? Im Monde vielleicht? Auf unſrer ſublunariſchen Welt gewis nicht! — — ja ja, ſo denke ich gelehrtes Maulthier auch; aber mein Onkel dachte damals nicht ſo.

Einiges Geld, das er noch bei ſich, und bei einigen guten Freunden hatte, war ihm genug, ſeine Reiſe anzutreten. Und wär' es auch nicht genug geweſen, ſo hätt' es wenigſtens ſein müſſen. Er pakte alſo ſein weniges Geräthe zuſammen, verließ ſeine Geburtsſtadt und ſein Vaterland zu Fus; doch hatten die Tarespipri dafür geſorgt, daß er nicht all-

zu schwer zu tragen hatte, welches ihm gewis würde beschwerlich gewesen sein. Er beurlaubte sich auch nur bei sehr wenigen guten Freunden; die andern flohen sein Angesicht, wie den giftigen Hauch einer Schlange, und fürchteten sich, von ihm ärger vergiftet zu werden, als von diesem: Die Taresspipri sagten's ihnen, daß einer, der ihre Lehre nicht so glaubt, wie sie wollen, daß man sie glauben soll, die Esel schon mit dem Schatten seines Schatten vergiften — Nun, das ist ärger, als ein Basiliske! Maitheon sei bei uns! vor so einem wollen wir uns in Acht nehmen — Was sind Kezzer für gefährliche Thiere!!!!

Dreizehntes Kapitel.

Der blaue Esel verläßt sein Vaterland, überdenkt wohin er traben soll.

Schmerzlich und hart muß es einem jeden fallen, der gezwungen wird, das Land zu verlassen, worin er die erste Luft athmete, und den ersten lieben blauen gestirnten Himmel sah; wo seine Zunge die ersten Worte zum Lobe des Ewigen lallte; wo er unter Freunden und Anverwanten groß wuchs, und nun in ihrem Umgange die gröste Seligkeit eines vertraulichen Lebens zu genieſſen hatte. Hart, sehr hart muß es einem jeden fallen, selbst dem, der eines Verbrechens wegen, wodurch er seine Nebenmenschen beleidigte, nach den Gesezzen seines Landes mit der Verbannung gestrafet wird. Und nun denke man sich meinen sehr lieben Onkel, der — die Taresspipri ließen ihm dies Zeugnis, obschon sie ihm sonst alles

raub-

raubten — nie von der Bahn der Redlichkeit und Tugend abwich, sondern immer so gerade fortwandelte, wie die Tugend selbst, eh sie von den Tarespiri verjagt wurde, hienieden persönlich herumgewandelt haben soll. Der nie auch nur des Scheins des kleinsten andern Verbrechens, ausser daß er seiner Vernunft folgte, konnte angeklaget werden. Stelle man sich ihn vor, seiner Güter beraubt, von seinen Freunden und Anverwanten getrennt, aus ihren Armen gerissen, ein anders Land i t suchen, das ihm Freunde, Verwante und Vaterland ersezzen soll, und man wird fühlen, — wenn anders unsre Nerven dazu fähig sind — was seine Seele fühlte, da er von einem Berge, der die Grenze seines Vaterlandes bezeichnete, noch einmal in die Gefilde zurük blikte, auf denen er so oft froh und glüklich herumhüpfte, und süsse, selige Wonne empfand. Freunde und Anverwante standen, wie ein Bild, mit den lebhaftesten Farben gezeichnet vor seiner Seele. Jede frohe Szene seines Lebens, die er in ihrem Umgange fühlte, malte sich ihr aufs

neue,

neue, und zog mit den Ideen seines vorigen Glüls in seinen Gedanken vorüber. Die Luft wurde ihm schwerer. Sein Blut drängte sich zum Herzen, spannte seine Brust und preste ihn, daß er mit vieler Mühe athmete. Er sezte sich unter einen Baum, den Rükken gegen das fremde Land gekehrt, und sah mit Augen, in welchen Tränen des bitterſten Kummers, des tiefeſten Schmerzens zitterten, noch einmal in sein Vaterland hin, und der Gedanke, daß er es verlaſſen, auf immer verlaſſen müſſe, verdoppelte die Schläge seines Herzens. Seufzer schwellten seine Brust, und Tränen, die Anfangs nur im Auge einzeln zitterten, floſſen izt häufig über seine Wangen.

— — — — — —

— — — — — —

Und wenn ich alles gewinnen könnte; Reichthümer und Ehrenſtellen; ja Königreiche und Pabſtkronen — ich verſiehe die Art von Meerſchnekken — ſo könnt' ich doch nicht weiter ſchreiben; ſondern muß eine Weile anhalten, die Feder hinlegen, den Kopf zwiſchen meine Forderfüſſe nehmen,

men, und weinen. Armer Onkel! das Herz deines Neffen fühlt alles, was in dem Gedanke liegt: Vaterland, Freunde und Anverwante verlassen, und in ein Land ziehen, wo man eben so fremd ist, als ein Otaheiter in Europa. Und warum das? Weil man nicht der nemlichen Meinung mit denjenigen ist, die sich die Gewalt anmassen, ihre Meinungen der ganzen Welt, als ein Gesetz, aufzudringen, dem alles gehorchen muß, wenn es nicht aus der Welt verbannet werden will. — — Wenn du Wesen, das du Menschen und Pferde, Elephanten und auch uns arme Eseln und Maulthiere schufst, die du aber nur als Menschen und Eseln, aber nicht als Tarespipri *) auf diesen Klumpen gesezet hast, wenn rech-

*) In unsern ältesten Geschichten finden wir, daß diese Welt, ihre Existenz nach den Büchern der Tarespipri angenommen, gegen fünfzehn hundert Jahre keine Tarespipri hatte, und alles war ruhig und glüklich. Sobald aber diese ihr Haupt empor hoben, die Schöpfung ihrer Gewalt

du eben ſo hart mit deinen Geſchöpfen verfahren wollteſt, als dieſe, die ſich deine Diener nennen, wo blieb deine Gerechtigkeit, deine Güte! Aber du biſt weiſe! Weiſt allein, was du von deinen Geſchöpfen fordern kannſt, und forderſt auch nicht mehr. Du gabſt ihnen Verſtand, und grubſt dein Geſez in ihre Herzen, nicht in die Köpfe der Tarespipri! — — Ja, mein lieber Onkel! Nie hab' ich mich dieſer Stelle deiner Geſchichte erinnert, ohne zu weinen, dich und alle, welche ein Opfer dieſer Ungeheuer geworden ſind, zu beklagen. Selbſt izt, da ich ſie niederſchreibe deine Geſchichte, faßt's meine Seele, und dringt tief hinein, daß du unglüklich und elend geworden, herumziehen muſteſt, wie ein Verlaſſener, dem nirgends Troſt iſt. Fluchen möcht' ich deinen Verfolgern, daß ſie einſt das Selbſtweſen ſo von ſich ver-

 ſtoſſe,

walt unterwarfen, da herrſchte Zwietracht, Mord und Verwüſtung unter allen Geſchöpfen — ich wolte in den erſten Jahrhunderten vom Anfange der Welt gelebt haben. A. d. V.

stossen, wie ihr Fluch dich aus deinem Vaterlande verstieß! Aber nein, ich will solaen deinem Beispiele! Sie fluchten dir, und du hast sie gesegnet, und deswegen richte des Ungeschaffenen Wohlgefallen über dir, der von seinen Geschöpfen Ruhte handeln aber keinen — — fordert. — — —

Doch was sollen wir indessen thun? fragte mein Wärter. — Wahrlich mein Lieber, ich weis dir das nicht zu sagen. Dem's sein Herz nicht sagt, was er bei dem Schikfale meines Onkels thun soll, dem kann ich keinen Rath geben, und er mag indessen, bis ich wieder gefaßt genug bin, die Geschichte fortzuschreiben, mit seinen Fingern spielen, oder die Gedankenstriche zehlen. — — Das will ich thun, sagte mein Wärter, und fing an, seine Finger ineinander zu legen, und Haasenschatten an die Wand zu machen. Er lobte mich hernach für den guten Rath, sich die Zeit angenehm zu vertreiben, wenn man lange Weile hat; denn

er

er glaubte, man könne dies Mittel jederzeit brauchen, wenn man nichts beſſeres zu thun weis. Wirklich iſt dieſer Zeitvertreib aus manchen noch der beſte; er bringt doch keinen andern Schaden, als den unbedeutenden Zeitverluſt. Die Herrn Moraliſten können mir alſo danken, daß ich drei Theile von Geſchöpfen eine Art von Unterhaltung gelehret habe, bei der ſie weniger Gelegenheit zum Laſter haben. Was denn immer die Herrn Sittenverbeſſerer thun ſolten: etwas erfinden, was ſie ohne Nachtheil an die Stelle desjenigen ſezzen könnten, das ſie aus den Handlungen der Geſchöpfe ausgeſtrichen haben wolten.

Da mein Onkel ſeinen Schmerzen ausgeweinet hatte, ward es leichter in ſeiner Bruſt, und heiterer in ſeiner Seele. Er ſtand von dem Orte auf, wo er ſaß', und blikte noch einmal in ſein Vaterland zurük, aber mit einem weit ruhigeren und mit ſich ſelbſt zufriedenem Blikke. Ich muß dich verlaſſen, ſagte er, liebes Va-

terland! Geschöpfe, die sich Diener des Ungeschaffenen nennen, verbannen mich; aber es ist nicht meine Schuld, und das ist Trost und Stärke für mich. Mein Geist wird bei meinem Herumwandern ruhiger sein, als der ihrige, wenn anders das Bewustsein einer ungerechten, grausamen Handlung die Ruhe unserer Seele raubt, und die Taresspipri das Unrecht einer Handlung fühlen können. Leb wohl, mein Vaterland. Gefilde, auf dem ich oft munter und vergnügt einherwandelte, lebt wohl! Ihr meine Freunde und Anverwante, in deren Armen ich die Seligkeit des Himmels schmekte, lebt wohl! Ich verlaß euch, als der rechtschaffenste — und gelehrteste Esel. Segen des Ewigen für euch, und — für die Taresspipri!

Nun fragte er sich selbst, wohin er seinen Weg nehmen solte? Er sah von dem Berge in alle Gegenden umher, und beschloß endlich zu den Menschen seine Zuflucht zu nehmen. Man sagt so viel von ihrem Verstande, von ihren treflichen

chen Vorzügen, die ſie vor den andern Thieren haben, dacht' er, daß es ganz ſicher am beſten bei ihnen zu wohnen ſein wird. — — Hat dieſer Vorſatz ihren Onkel nicht gereuet? — — Werden's ſehen! Izt blieb er bei ſeinem Entſchluſſe, und ſtieg den Berg herab in das Land der Menſchen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Diskurs zwischen mir und meinem Wärter.

Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, in den Geschichtskunden und Familienpapieren aufzufinden, was meinem lieben Onkel von dem Berge, wo er sich von seinem Vaterlande beurlaubte, bis in das Land der Menschen habe begegnen können; aber alles Nachforschens ohngeachtet nichts ausfindig gemacht. Selbst etwas zu der Geschichte meines Onkels hinzudichten, wäre wider Treu und Glauben eines ehrlichen Geschichtschreibers gehandelt. Freilich machens die Historilier der Menschen, und besonders die Biographen der Fürsten so; allein ich glaube, daß es besser sei, gar nichts zu erzählen, als den guten Leuten Fabeln statt der Wahrheit zu verkaufen. Da aber meine mit Gunst respektive Leser und Leserinnen doch gerne etwas

le-

lesen wollen, und ich die Geschichte meines Onkels wenigstens einige Seiten ausfezzen muß; so will ich ihnen einen Diskurs, der zwischen mir und meinem Wärter indessen vorfiel, herschreiben; und ich glaube sie alle aufs beste damit zu befriedigen. Im Grunde mag's ihnen gleich viel sein, ob sie das, oder jenes lesen, wenn sie nur etwas lesen können, um die plagende Langeweile wegzulesen. — Man liest ja aus keiner andern Ursache, meine Herrn und Damen? — Anders kann ich mir nicht helfen; denn er brauchte doch wenigstens einige Stunden, bis er von dem Berge zu den Menschen herab kam. Nun könnt' ich wohl auch gleich anfangen, ohne mich darum zu bekümmern, wie der Held der Geschichte an Ort und Stelle kam! Aber ich liebe die Ordnung, und kann's nicht leiden, wenn man sich erst zermartern muß, die Ursache: Wie ist er hingekommen? Warum? u. d. gl. mit vieler Mühe zu errathen. Wollen die Herrn und Damen den Diskurs nicht lesen, und lieber ein bischen schlafen, — ist auch ein gutes Mittel wider die Langeweile — so kann und darf ich nichts

darwider einwenden, sondern ich werde indessen Sorge haben, daß sie nicht in ihrer Ruhe gestöret werden.

Diskurs.

Wärter. Hab' nen grossen Gewissensskrupel, must mir 'n auflösen.

Maulthier. Verkauf ihn den Advokaten und Richtern! Wirst viel Gutes thun; die Herrn bedürfen ihn am meisten, und haben gar keinen.

W. Kann's nicht begreifen, was du von 'nem Lande der Eseln schreibst.

M. Eben kein grosses Wunder. Ich hab' viele gekannt, die nicht einmal wusten, wo ihr Geburtsort liegt. Doch ich will deinen Gewissensskrupel auflösen.

W. 'S soll mir lieb sein. Verlang's auch nicht umsenst. Wirst immer 'nen halben Bund Heu mehr kriegen.

M. Ich thu's nicht deswegen. Nun horch einmal! Die Esel haben ihr eigen

Land,

Land, gar lieblich und schön — wenn ich die Charte da hätt' ich wolte dir's zeigen, wo's liegt.

W. Kann nicht Mariage spielen. 'S liegt wohl auf der Erde?

M. Etwas ober derselben, und man muß eine gute Stunde durch die Luft herabfahren, wenn man die Menschen besuchen will.

W. Will mir 'ne Luftkugel anschaffen.

M. Dieses Land bezogen die Eseln nach dem grossen Wasser, das die liebe Erde überschwemmt hatte, und Menschen und Thiere bis auf ein Männchen und Weibchen von jeder Gattung kaput machte. Der erste, der dies Land bewohnte, war eben der Stammvater meines lieben Onkels, Her Lang-Ohr-i-a-ri-us, der, wie du dich aus dem Kapitel — ich weis nicht mehr welches — wirst erinnern können, seine Kinder sehr liebte, und daher, wie er wieder ein junges Söhnchen hatte, sehr in Furcht und Angst

war:

war: es möchte ein so grosses Gewässer kommen, und dies liebe Schnuchen wegschwemmen. Einem so grossen Unglükke vorzubeugen, war seine einzige Sorge, einen Ort zu finden, wohin das Wasser nicht dringen, und wo er in Ruhe mit seiner Familie in dem lieben Grase herumtanzen könnte.

Wie er einmal so in seiner Spekulazion verplunst war, fiel ihm ein grosser Stein auf die Nase, und schlug sie blutig. Er war auf freiem Felde; sonst hätte er geglaubt, daß der Stein von einem Hause herabgefallen wäre. Aber so — ja da muste was dahinter stekken. Und richtig! Er bewies sich's klar, es müsse oder ihm ein Land sein.

IV. Weis nicht wie ich das beweisen könnte.

V. Der Stammvater meines Onkels hatte bei den Jesuiten studiert, und war ein rüstiger Syllogisienschmid. Er that's also auf folgende Art: Steine hängen nicht in der Luft, sondern sind auf dem

se-

festen Lande, sol von oben fiel ein Stein herab, ergo muß oder mir nicht bloße Luft, sondern festes Land sein. Die Major ist wahr. Die Minor ist durch die Erfahrung bewiesen; denn daß ein Stein herab fiel, bezeugt meine noch blutige Nase; und wenn beide ersten Theile eines Satzes wahr sind, so muß der Schluß auch wahr sein; ergo ist oder mir festes Land.

W. Versteh's noch nicht, wie's so bewiesen ist. 'S mag wohl sein, weil ich nicht bei Jesuiten studiert habe, daß ich's nicht verstehe. — 'S muß aber doch wahr sein.

M. Es war auch wirklich so. Denn da Herr Lang-Or-i-a-ri-us mit seinem ergo fertig war, nahm er die Sehrohre hervor, durchspähte die Gegend, und entdekte etwas, das keine Luft zu sein schien. Nun schob er acht Sehröhre in einander, und sieh da, er erlugte wirklich das schönste Land. Seine Freude über den neu entdekten Wohnplaz war ausserordentlich; daß er aber aus der

Ma-

Major und Minor richtig geschlossen hatte, darüber freute er sich noch mehr.

Im Taumel seines Vergnügens hüpfte er nach Hause, und schrieh, da er zur Thüre eintrat: Juhe, liebes Weibchen! Sei unbekümmert! Hab' einen Ort, wo ich, du, unser liebes Söhnchen, und die ganze zahlreiche Nachkommenschaft, die uns vom Ewigen versprochen ist, vor aller Uiberschemmung sicher einhertraben können.

Izt weilte er nicht länger hienieden. Er pakte sein Hausgeräthe zusammen, und reiste in das neue von ihm entdekte Land: doch sagte er dem Menschen kein Wort davon, aus Furcht: sie hätten gerechte Ansprüche darauf, und möchten's ihm nach dem Natur- und Völkerrechte vor der Nase wegnehmen.

W. Ei, ei! Möchtdoch wissen, wie er' nauf kommen ist?

M. Davon steht kein Wort in unsern Geschichtsbüchern. Aber die Tarospipri bürgen

gen für die Wahrheit der ganzen Hiſtorie — wer darf daran zweifeln?

Sobald er oben war, ſah er erſt, was er für ein ſchönes Land zubewohnen gefunden habe. Seine und ſeines Weibes Freude war ſo gros, daß ſie voll von dieſer Empfinduag und dem wärmeſten Dankgefühle gegen das ewige Weſen, welches ihnen dieſen anmuthigen und geſegneten Luſtort zu bewohnen gab, auf ihre Forderfüſſe niederfielen, und ihre Wonne- Lieb- und Dankempfindungen, ergoſſen ſich in das inbrunſtvolleſte Gebet.

W. Ei, ei! können Eſeln auch beten?

M. Herr Lang-Or-i-a-ri-us —

W. Hätt wohl können Biſel'nen kürzern Namen haben.

M. Haſt wohl recht, lieber Wärter; aber was den Menſchen an der Länge der Namen fehlt, das erſezt bei ihnen die Menge der ſelben.

W. Auch wahr, könnt immer wez bleiben.

M. Herr Lang-Or-i-a-ri-us zogen nun in diesem Lande herum, erwählten sich den schönsten anmuthigsten Ort, wo sie sich ein geraumes Hüttchen bauten, arbeiteten fleißig, und erfanden viel nüzliches um ihr Leben bequem durchzubringen. Der Stammvater meines Onkels pflanzte die ersten Rebenschnitt die reifen Trauben vom Stokke, preste und kelterte den ersten Wein, trank ihn auch der erste, und — blieb nüchtern. Er hätte vielleicht noch manches nüzliches erfunden, wenn er sich nicht so sehr angestrengt hätte, daß er dabei sein Leben einbüssen muste.

W. Bedaure seine Herrlichkeit recht sehr.

M. Nach seinem Tode vermehrten sich die Esels sehr bald. Sie wurden in sehr vielen Künste geschikt und lebten durch ihren Fleiß sehr glüklich, und auch, weil keiner was eigenthümliches hatte, so einig, so vertraut, so freundschaftlich,

so

so vergnügt und zufrieden, daß nie ein einziger verdrüslicher Augenblick die Freude ihres Herzens, ihre Ruhe und Zufriedenheit gestöret hatte.

W. Wollt' im Lande der Eselu sein!

M. Diese ihre Glückseligkeit dauerte aber nicht allzulange. Einige unruhige Eselu machten Partheien. Diese behaupteten; man müsse eine schwarze Haut haben, um glüklich zu werden; jene eine graue, diese eine braune, jene eine bunte. Jede Parthei machte sich neue Gesezze, nach welchen die Haut könnte schwarz, grau, braun oder bunt werden, und erwählte zum grösten Unglükke die arglistigsten, geldgeizigsten, ruhmsüchtigsten und stolzesten zu Auslegern der Gesezze, und zu Anführern ihrer Partheien. Eine verfolgte die andere. Die graue die schwarze, die schwarze die braune, die braune die bunte, und die bunte die graue.

W. Möcht' izt nicht im Lande sein.

XI. So verfolgten sie sich sehr lange mit Feuer und Schwert. Bekamen sie einen gefangen, so war keine Marter gros genug, die er nicht dulden muste. Ihr Haß gegen einander wuchs mit jedem Tage, und stündlich suchten sie, ihre Rache zu befriedigen. Nicht das Verderben ihres Landes, nicht der Verlust ihrer Ruhe, die frohe Idee ihrer vorigen Glükseligkeit heilte sie von dieser Thorheit. Sie waren so blind in ihrem Eifer, ihre Miteselu zu tödten, daß sie glaubten, dem Maitheon einen Dienst dadurch zu erweisen. Dieses war freilich nur der Glaube der Einfältigen, denn die anderen hatten nur die Absicht, sich zu Tiranen über die anderen zu machen.

Die vielen Laster und das zum Himmel aufrauchende Blut flammte den Zorn des Maitheon an. — — "Ich will euch strafen (rief er in seinem Grimme) weil ihr aus geduldigen Geschöpfen, zu denen ich euch schuf, blutdürstende, euch selbst würgende Ungeheuer geworden seid!" — Und wahrlich seine Hand traf schwer die Unglüklichen.

W. Herr sei uns gnädig!

M. Zu eben der Zeit hatten die Menschen durch ein neues Verbrechen den Maitheon beleidiget. Mit einer allgemeinen Uiberschemmung wollt' er sie nicht mehr züchtigen; er beschlos also, sie auf eine andere Art zu strafen. — — Mich haben (so sprach er zu den Herrscharen, die seine Maiestät in vollem Pracht umgaben) die Menschen und Eseln beleidiget. Die lezten sind des schönen wonnigten Lustortes unwürdig, den sie bewohnen. Ich will sie wieder auf die Erde verstossen! Da sollen sie, vermengt mit den Menschen, herumwandeln; und so will ich die Eseln durch die Menschen, und die Menschen durch die Eseln züchtigen. Eile, (befahl er einem der vornehmsten flammenden Geister, die seinen Thron in Lüften tragen) Eile! Verlage die Eseln aus dem Lande der Freude und Glätselichkeit! Verkündige ihnen meinen Fluch! Donre ihnen die Worte zu: Ihr sollt unter den Menschen wandeln, ohne es zu fühlen, daß ihr Eseln seid, die

eine grössere Glükseligkeit geniessen konnten! die Menschen sollen zu ihrer Schande und zu ihrem Nachtheile euch ehren und bewundern; doch wird ihre Ehre, ihre Bewunderung euch weder Freude noch Zufriedenheit verschaffen. — — So schnell, wie der Bliz, fuhr dieser vornehme flammende Geist auf das Land der Eseln. Mit Zittern und Furcht vernahmen sie seine schrekliche Stimme. Sie wollten um Gnade und Mitleiden flehen; da sie aber vorher gegen sich selbst keines hatten, so flehten sie vergebens. Heister di Peister waren sie auf der Erde unter den Menschen, wo sie noch heut zu Tage herumwandeln.

Kaum waren sie auf der Erde, so verloren sie nicht nur allein die Erinnerung an ihr voriges Glük; sondern auch die Selbsterkenntnis, wer sie ein? Sie wissen nun nicht, daß sie Eseln sind; sondern dünken sich Menschen zu sein. Die Menschen, die aus Strafe nicht wissen, daß sie die Eseln unter sich dulden, erzeugen

gen ihnen Hochachtung, Ehrebietigkeit, und nicht selten auch die größte Bewunderung, aber alles dieses hilft den Eseln nichts. Sie sind weder glüklich noch zufrieden; sondern suchen immer Glük und Zufriedenheit, und werden beides auch, so lange sie Eseln sind — welches sie wohl immer bleiben werden — nie finden.

W. Wundert mich nun gar nicht mehr, warum's so viel Eseln bei uns giebt.

M. Mußt' also gute Augen haben, wenn du sie erkennest.

In dem glüklichen Lande der Eseln sind zwar noch einige wenige zurükgeblieben, die sich von den Partheien nicht haben bethören lassen. Allein ihre Ruhe währte auch nicht lange: denn sobald sie sich vermehrten; so entstanden neue Partheien, die es so arg trieben, als die ersten. Maitheon, da er sah, daß weder Strafe, noch Belohnung die Eseln klug machen könne, ließ sie in ihrer Raserei, ohne sich mehr um sie zu bekümmern, und so leben sie izt, indem einer dem andern sein

Leben sauer macht, und ihre Gelehrte sich unter einander zanken, für welche Parthei Matheon die grösste Sorge bezeuge, und welche er am meisten liebe. Matheon lacht über ihre Thorheit, ohne für sie zu sorgen, oder sie zu lieben. — — Bist izt wohl hinlänglich von Lande der Eseln unterrichtet, lieber Wärter?

W. Vielen grossen Dank. Hab wirklich nicht g'glaubt, daß 'ne Geschichte der Eseln so merkwürdig sein könnte. Selbst aber g'wis'nen halber Bund Heu mehr kriegen, um dein schriftstellerisches Talent zu unterstützen. Ades! Leb wohl! Muß zu meinem Herrn. — Werd' ihm aber nichts erzählen von 'nem Lande der Eseln — denn — vielleicht — ja ja — leb wohl — vielleicht — er selbst — Ades!

Fünfzehntes Kapitel.

Der blaue Esel ist im Lande der Menschen angekommen. Nun das war Zeit, sonst hätten wir noch ein Paar elende Kapitel zu lesen gehabt. — Bitte recht wehmüthig um Verzeihung.

Ohngefehr nach einer Stunde, und fünf und fünfzig Minuten kam mein sehr werther Onkel glüklich frisch und gesund bei den Menschen an. Er trabte wohlgemuthet einem Dorfe zu, dessen zerstreute Hütten er auf einem Berge liegen sah. Einige hundert Schritte davon begegnete ihm der erste Mensch, der in ein langes, braunes grobes Kleid eingehüllet war, über welches noch ein kurzer Mantel von der nemlichen Farbe über die Schultern herabhing. Um die Mitte des Leibes band ein dikker weisser Strik das lange Kleid zusammen, der bis auf die Füsse herabfiel, die er paarfuß in Schuhen ohne Oberleder trug, welche mit zween etwas breiten Riemen an dem Fuß be-

festiget waren. Der Kopf stak in einem oben zugespitzten ziemlich langen Salke.

Wohin? lieber Alter, fragte mein Onkel, der nun ziemlich nahe bei ihm war, und zugleich bemerkte, daß ein schwarzer Bart von dem Gesichte dieses Menschen auf den Strik, der um seinen Leib gebunden war, herabhing.

Der Mann sah ihn etwas ernsthaft an — mein Onkel glaubte gar, verächtlich und aufgebracht seiner Anrede wegen —

„Kennt ihr mich nicht, ungeschliefener Kerl! daß ihr mich so schlechtweg, lieber Alter, nennet?"

Ich bitte um Verzeihung. Ich bin noch nicht lange in diesem Lande; hab' auch sonst noch keinen Menschen gesehen, als Sie, weis also nicht wie ich Ihnen begegnen soll, und wer Sie sind?

„Ich bin ein Kapuziner, erwiederte dieser, und habe, nebst Seiner Heiligkeit,

welche die Schlüssel des Himmels verwahren, die höchste Gewalt auf Erden. Mir müssen die Teufel gehorchen, und auf meinen Wink die Körper der Menschen verlassen, die von ihnen gepeiniget werden; mit einem Worte, ich bin mehr, als alle Menschen, mehr, als — ein Engel.„

Mein sehr werther Onkel spizte gewaltig seine Ohren. Mehr, als alle Menschen, mehr, als ein Engel! so sprechen bei uns die Tarespiori auch. — — Was ist das, ein Kapuziner? lieber Herr!

„Ein Mensch, der sich von den Eitelkeiten der Welt völlig absöndert und sich nur mit geistigen Dingen beschäftiget. Der allen Begierden, allen Leidenschaften entsagt, weil diese für eine Seele, die Gott an Vollkommenheit gleich zu werden trachtet, unanständig sind; und der eben so viele geistliche Gewalt über die irdischen Geschöpfe und selbst über die Geistigen hat.“

Ein — Geiſt—licher? Stotterte mein Onkel dieſe Frage.

„Ja.„

Mein Onkel fng an, am ganzen Leibe zu zittern. Er dachte an die Taresspipri, und an ſeine Verbannung.

„Woher kommen Sie? Sie ſind fremd.„

Aus dem Lande der Eſeln.

„Giebt's da auch Kapuziner?"

Eigentlich keine; aber wir haben Taresspipri, die Ihnen ganz gleich ſehen, und auch ſo groſſe Gewalt zu haben vorgeben.

„Das iſt falſch. Keiner, auſſer wir allein, hat ſo viel Gewalt von Gott erhalten. — Was haben Sie für eine Religion?"

Ich bette einen Gott an, liebe ihn, danke ihm für alle Wohlthaten, liebe alle Geſchöpfe, gönne jedem das Gute, das ihm Gott giebt, haſſe niemanden,

selbst mein Feind nicht; handle rechtschaffen, weil ich ohne Tugend kein wahres Glük hoffe, und glaube, daß alle Geschöpfe in das Wohnhaus meines Gottes kommen werden.

„Noch falscher. Keiner kann eingehen in das Haus Gottes, der nicht ausdrüklich glaubet, was wir ihm zu glauben befehlen; der seinen Nebenmenschen nicht verdamt, und hauptsächlich, der uns kein reichliches Allmosen giebt.„

O Tarespipri, Tarespipri, dachte mein Onkel, ihr gleicht euch in allen Ländern!

„Wollen Sie sich nicht bekehren? Sie sind auf einem grossen Irrwege, der Sie der Verdammung zuführet, wenn Sie ihn nicht verlassen.“

Izt kam der Kapuziner meinem Onkel ans rechte Flekchen, der diese Gelegenheit hastig ergrif, um ihm zu zeigen, daß er gelehrt sei. Er bestritt die Meinungen des Kapuziners mit Vernunftgrün-

gründen; und dieser widerlegte ihn mit den Stellen aus der Bibel, die mein Onkel nicht verstand. Sie zankten und stritten, bis Sie ins Dorf, und an die Wohnung des Pfarres kamen.

„Folgen Sie meinem Rathe, sagte der Kapuziner hizig, ich sag's zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl. Ich will Sie auf die Bahn des Heils bringen; denn ich hab' schon viele bekehrt."

Kann sein, sagte mein Onkel, aber mich werden Sie's gewis nicht, denn ich erkenne keinen Richter, als die Vernunft. Ich müste mich schämen, da ich die Taresspipri in meinem Lande mit Disputiren überwunden habe, und deswegen von ihnen aus dem Lande gejagt wurde, mich von einem Kapuziner bekehren zu lassen.

Werden's bereuen! und nun klingelte er an. Der Herr Pfarrer erschien, im grünen Schlafroike und einem schwarzsamtnen Mützchen. Der Kapuziner tratt ein, und mein Onkel wollte ein gleiches thun. Was wollen Sie hier? fragte der

Herr

Herr Pfarrer. „Ich bin ein Fremder, antwortete mein Onkel, bin müde, und da mich die Nacht zwinget, hier zu bleiben; so möcht' ich gerne in diesem Hause einen Ort haben, wo ich meine Glieder ruhen lassen könnte. — — „Wer ist er denn? fragte der Herr Pfarrer den Kapuziner.„ — Est nequam pejor haeretico, maledictus Atheista, qui non credit et virtutem colit. — — Ihr seid ein Taugenichts, sagte der Herr Pfarrer, schert euch von meinem Hause weg, oder ich laß euch mit Hunden forthezzen! Und nun schmieß er die Thüre zu.

Mein Onkel stand wie versteinert. Was er in diesem Augenblik dachte, weis ich wirklich nicht. Aber da er sich von seinem Erstaunen erholte, rief er aus: — sind das Menschen!

Sech-

Sechzehntes Kapitel.

Wunderlicher Mann, den der blau· Esel antritt. Die Taresspiori segnen sich vor ihm, aber meinem Onkel gefällt er. — Möchten ihn gerne kennen, — sollen das auch.

Vielleicht, sagte er nach einer kleinen Viertelstunde, vielleicht sind die Bewohneren dieser kleine Hütten nicht so grausam, wie dieser Gottgeweihte Mann! Ich will's versuchen. Wenn man mir auch meine Bitte versagt, dann will ich mich hinlegen unter einen Baum, harren unter dem blauen Himmel, bis die Sonne die Nacht verscheucht, und ins Land der Esels zurükkehren. Mögen die Taresspipri dann machen mit mir, was sie wollen. Ich will lieber von Eseln den Tod leiden; es wird nicht so schmerzen, als von Menschen, die sich rühmen, aus allen Geschöpfen die grösten Vorzüge zu haben.

Er nahte sich izt einer ganz kleinen Hütte, die von dem düstern Schein einer Lampe erleuchtet wurde. Mein Onkel klopfte ganz sachte an. Die Thüre ging auf. Ein hagerer Mann mit einer sonst. und freundlichen Mine trat ihm entgegen, bot ihm liebreich die Hand, und fragte ihn, was er wolle?

Ich bin fremd, antwortete ihm mein Onkel, bin müde, und möchte einen Ort haben, um auszuruhen.

Sollen ihn haben, guter Freund, erwiederte der hagere Mann gefällig! Sollen ihn haben. Sie sollen mir, ob Sie gleich nicht von der Art Geschöpfe sind, wie ich bin, nicht aus diesem Lande, und vielleicht einer ganz andern Meinung, als ich, doch willkommen sein. Mit diesen Worten führte er ihn in die Stube.

Vier weisse Wände, ein hölzerner Tisch, einige Stühle, ein einfaches Bette und einige Bücher waren die ganzen Meubeln, und aller Pracht darin. — — Setzen Sie sich, mein Freund! sagte der gast-

freie

freie Mann. Ich will Ihnen auftischen, was ich habe. Sie können Ihren Hunger stillen, und dann auf diesem Bette ausruhen. Ohne erst zu warten, ob mein Onkel sich für diesen Antrag bedanken, ob er ihn annehmen, oder ausschlagen würde, ging er, holte ein schwarzes Brod aus dem Schranke, brachte eine Schüssel voll süsser Milch, und sezte es meinem Onkel vor.— — Laben Sie sich nun, und dann wollen wir zur Ruhe gehen! Der blaue Esel sprach kein Wort. Erstaunen und Bewunderung hatten sich seiner bemächtiget. Er aß, und warf einen dankenden Blick auf seinen wohlthätigen Wirth. Da er gegessen hatte, führte ihn der hagere Mann zum Bette. — — Gute Nacht! Ruhen Sie hier aus! Morgen wollen wir ein wenig zusammen schwäzzen. Gute Nacht! sagte er noch einmal sehr freundlich, und verlies ihn.

Mein Onkel legte sich nieder. Welch ein Mensch! sagte er zu sich selbst. Welch ein Mensch! — Wenn sie alle so waren! — Er schlief ein.

Siebenzehntes Kapitel.

Muß eine Fortsezzung des vorhergehenden sein! denn meine respektive mit Gunst Herrn Leser und Damen Leserinnen kennen den wunderlichen Mann noch nicht ganz, und ich versprach es ihnen doch, ihn aufzuführen.

Da mein Onkel aufwachte war es noch sehr früh. Er stand am Fenster, und betrachtete mit einem süssen wonnigten Gefühle den schönen Morgen und die prächtig aufsteigende Sonne, als der freundliche Mann in die Stube trat.— „Guten heitren Morgen, lieber Fremdling! Sie haben zeitlich das Bette verlassen. Ich glaubte Sie noch im Schlafe zu treffen.“

Grossen, vielen Dank, erwiederte mein Onkel. Vielen, vielen Dank für Ihre Liebe, für Ihre Güte! Ich habe ausgeruhet; und nun steh' ich so da; betrachte den lieben Himmel, wie er so schön ist, wie

die liebe warme Sonne mit ihrem glänzenden Golde alles erhellet, und alle Geschöpfe eines Gottes zur Arbeit und Thätigkeit aufweckt. — Der hagere Mann seufzte, mein Onkel fuhr in seinem Enthusiasmus fort: — Wenn ich mir nun so denke, wie sich das alles, alles für einander beschäftiget! Wie das alles so wirksam ist! Alles sich wechselsweise Hülfe und Wonne giebt. — Da, da faßt ein so sanftes, süsses Gefühl meine Seele, da strömt so was Glühendes durch all meine Adern, drängt so mein Herz, spannt alle meine Empfindungen höher, daß ich nichts als Freude fühle, Freude athme, Lust und Seligkeit überall um mich herum erblicke; aller meiner Leiden, der Verfolgung der Tarespipri, der unbarmherzigen Fühllosigkeit des Gottgeweihten Mannes vergesse, nur des Guten mich erinnere, und dem Gott danke, der ein so schönes Ganzes schuf, und mich zum Theil desselben bestimmte. — Der hagere Mann stieß einen lauten Seufzer aus. — Fühlen Sie nicht auch das, wohlthätiger Mann, fühlen Sie nicht auch das, wann Sie an jedem erwachenden Tage die purpurnen

Berge-

Bergespizzen sehen? Wann Ihnen der frohe Morgengesang der Vögel aus dem Walde und vom Felde entgegen tönet? Wann die reine mit süßduftenden balsamischen Gerüchen von den mit Blumen durchwebten Fluren geschwängerte Luft ihre vom Schlafe noch trunkene Lebensgeister ermuntert? Oder wann Sie Abends unter dem Schatten der Bäume, die ihre dikbelaubten, fruchtragenden Aeste über Ihre Hütte ausbreiten, sizzen, die majestätische Sonne hinter den Bergen hinabsinken sehen, die Miriaden glänzender Welten am blauen Himmel schimmernd betrachten? Wann das sanfte süberstralende Auge der Nacht Ruh' und Erquikung auf die ganze schlummernde Natur herab blikt, und kühlende Abendwinde mit Ihren Lokken spielen? Fühlen Sie nicht auch das? — Der hagere Mann wischte eine Träne aus seinem Auge.

Nein, sagte er, nein, ich fühle das nicht, was Ihnen Ihre von dem reizenden Schauspiel der prächtigen Morgensonne erhizte Einbildungskraft vormalet. Zwar ist mir der Morgen, ist mir der

gestirnte Abend ein empfindungweckendes Bild! ein Schauspiel worein sich meine ganze Seele weidet, und himmlische Seligkeit mit jedem Tropfen Blut durch meine Adern strömt. Aber wenn ich denke, daß Geschöpfe, die nur da sind, durch wechselseitige Bemühungen ihr Leben zu erleichtern, die diese schöne reizungsvolle Schöpfung sich noch anmuthiger machen, diese Erde zum wonnigsten Lustgarten Gottes umschaffen, und in die Tage ihres Daseins Himmelsseligkeit weben könnten, daß diese Geschöpfe Freude fühlen, sich einander die Bedürfnisse zu vergrössern; daß sie aus dem anmuthigsten Lustorte eine öde Wüste machen, und mit Gift und Galle jede Lebensstunde ihrer Brüder verbittern; dann drängt sich Wehmuth zu meinem Herzen, und die Wonneträne, die bei dem schönen Morgen, dem heitern Abend in meinem Auge zitterte, schwemmen Tränen des Schmerzens und der Betrübnis weg. Mein Haupt, welches das Freudengefühl emporhebte, sinkt betrübt auf meinen Busen, und der Gedanke, daß wir glückliche Geschöpfe hätten sein sollen, und durch uns selbst elend sind, erfüllt

meine

meine Seele mit Bitterkeit. Tränen quollen izt häufiger aus seinen Augen, und flossen über seine Wangen auf seine Brust.

Die Reden dieses Mannes erneuerten meinem Onkel das Bild seines vorigen Standes, seiner genossenen Zufriedenheit, und daß er izt arm, verlassen, aus seinem Vaterlande verbannt herum irren müsse, und Tränen traten auch ihm in die Augen. Sie haben recht, sagte er. Der Gedanke, daß man durch seine Mitgeschöpfe unglüklich ist, verdrängt das angenehme Bild der Freude aus unsrer Seele, und jedes Wonnegefühl unsers Herzens wandelt sich in herbe Traurigkeit um. Ach ich fühl' es, daß ich nie vollkommen heiter und zufrieden sein kann, weil mich meine Mitgeschöpfe unglüklich und elend gemacht haben. Aber Sie, der Sie ein Mensch sind, was soll Sie in der Seligkeit Ihrer süssen Lustempfindungen stören? Die mit so vielen grossen Vorzügen begabten Menschen können ja einander nichts, als glüklich machen.

" Sie könnten es, seufzte der hagere Mann, sie sollten es, aber sie machen es nicht! Glauben Sie mir, mein Freund, wenn sie das von den Menschen denken, so täuschen Sie sich in dem Gemälde von ihnen. Die Menschen sind das gar nicht, was sie durch ihre Vorzüge sein sollten. Wenn sie länger unter ihnen herumzuwandeln gedenken, so werden Sie's erfahren, und oft kaum glauben, daß das Menschen sind. "

Es ist mir also sehr leid, daß ich meinen Weg hiehernahm, sagte mein Onkel.

" Sie haben recht. Wer die Menschen vermeiden kann, thut wohl, ihnen auszuweichen; und glüklich, dreimal glüklich ist der, der sich so von ihnen absöndern kann, daß ihm auch sogar der Schatten eines Menschen unbekannt bleibet. Es giebt zwar noch welche gute, rechtschaffene Menschen. Aber wie gering ist ihre Zahl unter einem so grossen fast unzehlbaren Heufen! Und wenn man diese wenige finden will, so muß man selbe in den Hütten suchen, vor denen die erhabenen

gros-

groſſen Erdenſöhne mit Abſcheu und Spott zurüktreten, und mit Verachtung auf ſie herabblikken. "

Da ich nun ſchon einmal da bin, ſo will ich mich ein wenig unter ihnen umſehen.

" Auch daran thun ſie wohl. Menſchenkenntnis wird ihnen nicht ganz unnüz ſein, und Ihnen zu mancher wichtiger Lebensregel dienen: nur nehmen Sie ſich wohl in Acht! Dieſe Kenntnis fordert Mühe und lange aufmerkſame Beobachtung, und ſehr oft muß man dieſe Erfahrungen mit ſeinem ganzen Glükke erkaufen. Ich will, ſo viel, als ich die Menſchen kenne, ſie Ihnen ſchildern. Aber in der Stube iſt die Hizze zu groß. Wir wollen die reine Gottesluft im Garten genieſſen und uns unter den Schatten der Bäume lagern. Da wollen wir, wenn es Ihnen nicht zur Laſt fällt, etwas mitſammen plaudern. Ich will Sie, wenn Sie mich anders Ihres Vertrauens würdig finden, bitten, mir die Zufälle zu erzählen, welche Sie aus Ihrem Vater-

lande getrieben haben. Vielleicht kann ich Ihnen einige Lehren geben, damit Sie sich nicht das zweitemal durch das nemliche Vergehen noch unglüklicher machen. Glauben Sie mir! Ihre Mitgeschöpfe haben Sie nur aus dem Lande gebannet; sollten sie aber noch einmal so etwas unter den Menschen sündigen, so würden diese Sie ganz gewis aus der Zahl der Lebendigen vertilgen; denn aus allen Thieren ist der Mensch das grausamste. Auch sollen Sie meine Geschichte hören. Vielleicht daß Sie darin manche Belehrung nüzzen können, was Sie unter den Menschen zu thun haben.

Beide giengen izt in den Garten, der zwar ganz einfach, ganz Natur, aber doch schön war, weil die Natur bei dem wahren gefühlvollen Kenner, dessen Geschmak noch unverdorben ist, immer den Vorzug vor der Kunst behält. Blumen, wie sie die Jahrszeit, der Boden, das Klima hervorbrachte, blühten in einer scheinenden unordentlichen Ordnung unter dem hohen Grase hervor und balsamten die Luft. Bäume, nicht in Reihen gepflanzet,

nicht

nicht in gekünstelte Gänge getheilet, aber die mit kühlendem Schatten den Müden, der unter ihren Aesten ausruhte, bedeckten, und deren schmackhafte Früchte durch das dikke Laub blinkten, Aug und Gaumen ergötzten, kühlten den Lustwandelnden, und erregten durch ihr feierliches Dunkel einen heiligen Schauder in seiner Seele. Wo der Schatten am dikksten herabfiel, da warfen Sie sich ins hohe Gras hin, und der hagere Mann — — — Ei, ei, das ist gewis ein Menschenfeind! Haben uns, Herr maulthierischer Schriftsteller, mit einem saubern Kerl bekannt gemacht. Haben Sie denn keines von unsern Büchern gelesen, die so voll Menschenliebe sind? — Hab sie gelesen! Aber — Nun was aber? Haben diese hochgelehrten Herren nicht recht? — O Ja! Nur wenn ihre Bücher leerer an Menschenliebe, ihre Herzen aber völler wären.

Achtzehntes Kapitel.

Etwas, das die Leser schon wissen, und etwas, das sie leider noch nicht wissen, und doch alle wissen sollten.

Mein Onkel begann seine Geschichte mit sehr zierlichen Worten. Er fieng erstens an, von seinem alten Adel — denn das war ein Fehler meines Onkels, daß er sich viel darauf zu Guten that — mit vielem Feuer zu sprechen, und vergaß nicht, dem hagern Manne zu beweisen, daß kein anderer Esel, als nur er allein, den Ursprung seiner Familie von dem ersten Stamvater aller Eseln herleiten könne. Nachdem er zwo Stunden von der Menge seiner Ahnen, den Thaten seiner Vorfahrer, ihren Verdiensten, und dem grossen Ansehen, worin alle gestanden, sehr oratorisch gesprochen hatte, so kam er auf sich selbst: und nun dauerte die ganze Geschichte keine Viertelstunde mehr. Denn sobald der Umstand wegen der Vermählung seines Vaters, seiner Geburt und seiner Erziehung erzählet war, so

wuſte er von ſich ſelbſt nichts mehr zu ſagen, als: er habe gelebt, gegeſſen, getrunken, geſchlaffen, niemanden beleidiget, den Armen Gutes gethan, und endlich — über die Geſeze der Taresbipri geſpottet, wofür ihn dieſe auch zum Lande hinausgejagt haben. Mein Onkel erwartete den gröſten Beifal von dem hagern Manne, und ſchlos ſeine Geſchichte mit dieſen Worten: Hier haben Sie alles, was ich von meinem ruhmvollen Leben weis.

Der hagere Mann lächelte bei dem Schluſſe der Erzählung. Lieber junger Freund, ſagte er, Sie haben mir zwar die ruhmvollen Thaten ihrer Ahnen erzählt, und ich geſtehe Ihnen, daß dieſe ſehr viele Verdienſte hatten, aber ich habe nichts ſo auſſerordentlich ruhmvolles in Ihrem Leben gefunden: Sie müſſen nur dies dafür halten, daß Sie öffentlich über die Geſeze der Taresbipri geſpottet haben, welches doch jeder andere gemeine Eſel auch thun kann. Sie haben alſo unrichtig ihre Erzählung geſchloſſen. Doch gefällt Sie mir nichts deſtoweniger.

Nicht

Nicht, als hätt' ich etwas darin gefunden, das zu ihrem grossen Ruhme gereichen könnte, sondern der Aufrichtigkeit wegen, da sie nichts Grosses hinzugedicht haben, welches so viele thun, deren Leben oft noch weniger rühmlich ist, als das Ihrige.

Mein Onkel stuzte gewaltig über diese Anrede, die so sehr wider seine Erwarwartung war. Wie, mein Herr, sagte er, kann ich die ruhmvollen Thaten meiner Vorfahrer nicht auch, als die meinigen betrachten? Und kann ich nicht aus dieser Ursache mit allem Rechte behaupten: mein Leben sei ruhmvoll, weil es das ihrige war?

" Sie sind unrecht berichtet, erwiederte der hagere Mann. Dieser Glanz, der von den ruhmvollen Thaten Ihrer Ahnen auf Sie zurükfällt, ist so schwach, daß man ihn kaum bemerket, wenn Sie seine Stralen nicht durch ihre Selbsthandlungen beleuchten. Wir können auf keinen andern Ruhm Anspruch machen, als den wir uns selbst erwerben; der andre ist

nur

nur geborgter Schimmer, den wir nicht für den unsrigen ausgeben können; eben so wenig als der Mond sagen kann: er erleuchte die Erde mit seinem Lichte.„

Mein Onkel wollte das nicht zugeben, und ergriff sehr hastig die Gelegenheit, den hagern Mann durch das Gleichnis von dem Monde sehr witzig zu widerlegen. — Aber doch, fiel er ein, leuchtet der Mond, und alle Geschöpfe lustwandeln gerne in seinem sanften Scheine; ja sie ziehen ihn noch dem brennenden Glanze der Sonne vor. Er glaubte der hagere Mann würde ihm nichts darauf antworten können; und darum wollte er schon seines Sieges wegen ein Triumphgeschrei erheben, als ihm dieser sehr sanft antwortete.

" Sie haben recht. Der Mond leuchtet, aber so schwach, daß man mit unbewafnetem Auge sein Licht ertragen, und alle seine Flekken bemerken kann. Jeder darf kühn zum Mond hinaufblikken, ohne zu fürchten, daß dessen Glanz seine Kühnheit bestrafen werde. Wer kann das in der Sonne thun? Der Mond leuchtet,

mein Freund, aber sein Glanz erwärmet uns nicht. Sein Licht ermuntert kein Geschöpf, sondern schläfert sie alle ein. Anders verhält es sich mit der Sonne. Ihr erwärmender Stral belebt alles. Kaum bepurpert sie die Bergespizzen, so strömt neues Leben durch die ganze Natur; sie erwekt alles zur Thätigkeit, und giest Freude und Entzükken in den Busen aller Geschöpfe; und die Ursache davon? weil sie keinen geborgten Schimmer hat; sondern mit eigenem Lichte alles erhellet. — Wollen Sie noch eine fernere Anwendung von diesem Gleichnisse machen? fragte er etwas scherzhaft. "

Der blaue Esel schwieg. Er fühlte, daß sein Wiz bei dem hagern Manne nicht auf die Beine kommen könne, weil ihn ein einziges Wort von ihm immer wieder auf den Boden drükke; doch wollt' er seine Sache noch nicht aufgeben. — — Gestehen Sie mir wenigstens, daß die Dreistigkeit, die ich hatte, über die Geseze der Tarespipri öffentlich zu spotten, gewis eine That war, die den grösten Ruhm verdienet.

" Oh-

" Ohne Zweifel, entgegnete der hagere Mann mit einem etwas beissendem Lächeln. Es ist eine so ruhmwürdige That, zu welcher man nur viele Tollkühnheit und etwas Unverstand brauchet. "

Ich sehe, sagte mein Onkel, etwas aufgebracht, Sie wollen das nicht für ruhmwürdig halten, was ich dafür halte.

Der hagere Mann drukte ihn sehr sanft bey dem rechten Forderfuß. — " weil ich lieber junger Freund, gerne will, daß Sie ins künftige so handeln sollen, um mit Recht Ruhm zu verdienen, welches aber nie geschehen würde, wenn ich Sie in dem Irrthum ließ, dasjenige für rühmlich zu halten, was Sie glauben, daß es wirklich sei. Lassen Sie sich nicht von einem falschen Glanze blenden! Lassen Sie sich nicht von dem Lobe einiger Wizlinge hinreissen, welche gemeiniglich das loben, was uns schmeichelt. Wiz, mein Freund, kann den wahren Ruhm nie bestimmen; dieses kann nur allein die Vernunft. Sie haben gute Eigenschaften, Sie haben Talente und Wissenschaften, Sie haben ei-

nen Geist, der zu großen Thaten fähig ist; aber auf der Bahn, die sie betreten haben, werden Sie den wahren Ruhm verfehlen. Sie müssen einen andern Weg einschlagen, wenn sie ihn erreichen wollen. "

Aber die Wahrheit öffentlich bekennen, sie dreist gegen so mächtige Feinde vertheidigen. —

" Ist allerdings rühmlich, wenn es mit gehöriger Art geschieht; aber nicht so, wie sie es gethan haben. Spott ist kein Wehr, die Wahrheit zu vertheidigen, wenn die Sache ernsthaft ist; er dient nur dazu, dasjenige lächerlich zu machen, das mit keinen vernünftigen Gründen widerlegt zu werden verdienet. Dasjenige, worüber Sie gespottet haben, ist zu ernsthaft, zu wichtig, und fordert daher gründliche Untersuchung, vernünftige Widerlegung. "

Aber wie vielen Geschöpfen kann man eine gründliche Widerlegung begreiflich machen.

" Frei-

" Freilich ſehr wenigen! Es iſt aber auch die Frage, mein Freund, ob es gut ſei, allen Geſchöpfen, das, was man Irrthum nennet, zu nehmen? Ich glaube wenigſtens, daß es Irrthümer gebe, die man einem groſſen Theile von Geſchöpfen laſſen ſoll, ſobald ſie ihre Beruhigung darin finden, und ſo lange man ihnen nichts beſſers an die Stelle der ſie angenehm täuſchenden Irthümer ſezzen kann. Und dies iſt der Fall bei den Meinungen der Taresspipri. Sie ſind für die meiſten Menſchen ein beruhigender Irthum, und warum ſoll man ihnen den nehmen? "

Wenn dieſe Meinungen und Vorurtheile ſchädlich ſind?

" Dann wär' es freilich ſträfliches Stillſchweigen, welches man beobachten würde. Aber die ſchädlichen Vorurtheile ausrotten, kann nur die Vernunft, oder vielmehr die Verordnung der Fürſten, nicht der Spott. "

Wenn aber die meisten Menschen, die Vernunft nicht hören wollen, oder wohl gar nicht können.

" Ich hab Ihnen schon gesagt, die Vorurtheile auszurotten, sei mehr für Fürsten, deren Ansehen ihnen zu Hülfe kömmt, als für einzele Geschöpfe. Sie können es leicht, wenn sie solche Diener bestellen, die den gemeinen Haufen von der Schädlichkeit seiner Vourtheile durch Beweisgründe aus der Erfahrung hergenommen, überzeugen. Deren Pflicht ist es über die Meinungen und Geseze der Tarespipri zu wachen, und dasjenige abzuschaffen, was entweder dem Ganzen, oder auch nur einzelnen Theilen schädlich ist. Meinungen aber die sich zum Nuzzen und Schaden gleichgültig verhalten, und worin der gröste Haufen eine Art von Beruhigung findet, würd' ich rathen, ungekränkt zu lassen. Warum soll ich einen in seinem Traume stören, darin er glüklich ist? Er träumt freilich: aber er würde unglüklicher sein, wenn er wachte; also laß man ihn träumen! "

So wär' es ja gut, wenn wir alle träumten.

" Vielleicht wär' es wirklich recht gut. Und wer weis, ob nicht selbst das, was wir für Wachen halten, wirklich nichts anders, als Traum sei? Ich wenigstens glaube, daß wir auf dieser Erde mehr träumen, als wachen; und daß wir erst jenseits des Grabes anfangen werden, aus unsern Träumen aufzuwachen."

Traum ist ein Irrthum; so müssen wir uns also nie aus dem Irrthume herausreissen; und die Wahrheit ist für uns ein unnüz Ding so wie die Vernunft.

" Nicht das, junger Freund, nicht das wollt' ich gesagt haben, sondern nur: dem die Wahrheit nicht ganz hell, dessen Vernunft nicht ganz vom Schlaf erwacht ist, dem sei es besser, er träume. Halbe Wahrheit ist Zweifel, und Zweifel ist das unglüklichste Loos, das ein Geschöpf aus dem Topfe des Schiksals ziehen kann. Der Zweifler wird von einer beständigen Unruhe, wie ein mastloses Schif vom

Sturm, herumgetrieben, und findet nirgends einen Hafen, wo er ruhen kann. Der ist ein Feind desjenigen, der ihm die Wahrheit nur halb giebt; es wär' besser, er hätt ihm die andere Hälfte auch verborgen gehalten. Selten kann mir ein anderer die Wahrheit in ihrem ganzen Lichte zeigen. Einige Stralen von ihr kann er mir wohl mittheilen, aber nicht ihr ganzes Licht; und was nuzzen mich einige Stralen, da sie mich unglüklicher machen, als ich vor in meiner Finsternis war? Was nüzt es dem Blinden, eine Viertelstunde den Tag zu sehen? die Erinnerung schmerzt ihn dann nur noch mehr, daß er ihn sah, und izt doch wieder in der Nacht wandle. Ja, mein Freund! es ist eine fruchtlose Unternehmung, einem die Wahrheit ganz zu zeigen. Kann ich ihm meinen Geist mittheilen? und wenn ich das nicht kann; wird er die Wahrheit so fassen, wie ich? Nimmermehr! Es sind nur wenige, die die Wahrheit ganz begreifen können; und die dieses können, finden sie, ohne die Hülfe eines andern. Wer vom Zweenten den Fingerzeig erwartet, wo er die Wahrheit

heit ſuchen ſoll, bleibe zu Hauſe, denn er wird ſie nie finden.

Wahrheit iſt ein Kind der ächten Vernunft; Wiz zeugt den Zweifel. Die ächte Vernunft beſchäftiget ſich im Stillen mit ſich ſelbſt, und ſucht im Verborgenen die Wahrheit. Der Wiz beſchäftiget ſich mit andern. Er drängt ſich hervor, und ſucht nur öffentlich zu glänzen. Darum iſt ächte Vernunft und ihr Kind, die Wahrheit, ſo wenigen bekannt. Sie zeigt ſich nicht ſelbſt; ſondern will geſucht ſein, und der ſie, gefunden hat, behält ſie für ſich, weil er weis, daß ſie mühſam zu ſuchen iſt, und ſich nicht einem jeden zeigen läſt. Der Wiz bietet ſich ſelbſt jedem an. Er verbirgt ſich nicht ſo, wie die Vernunft; darum wird er auch von mehreren gekannt, und von denjenigen, die das edlere koſtbare Gut, die Vernunft nicht kennen, für ſelbe gehalten. Daher ſo viele Zweifler, als Wizlinge. Sie haben gehört, das Wachen beſſer ſei, als Träumen. Sie wollten ſich herausreiſſen, und konnten's nicht. Ihr Wiz überredet ſie, daß ſie wachen und doch ſind ſie izt ärger

daran, als zuvor; denn sie wähnen, daß sie glüklich wachen, und träumen doch unglüklicher, als jemals. "

So hätten wir sehr wenig Wahrheit in der Welt.

" Wirklich, die haben wir. So wenig, daß die meisten nicht einmal wissen, was Wahrheit sei! Glüklich ist derjenige, der sie gefunden hat. Seine Tage fliessen in einer heitern ununterbrochenen Ruhe der Ewigkeit zu, und er verläßt diese Welt mit einem so muntern Geiste, als ein Gefangener seinen Kerker; weil er versichert ist, daß sich ihm eine neue Szene der seligsten Freude öfnet, die ihm unumgänglich nothwendig werden muß, da er für sie geschaffen ist. Ruhe, mein Freund, wahre, heitre Seelenruhe ist das Zeichen, die Wahrheit gefunden zu haben. Sie läßt nicht das geringste Merkmal einer Unruhe nach sich. Alles ist gleiche stille Fläche, wie der Rükken eines Sees, wenn kein Lüftchen über ihn dahin rauschet. Wo nicht Ruhe ist, wo noch der geringste Zweifel gegen etwas aufsteigt, wo noch etwas dunkel unsrer Seele bleibt,

da iſt auch nicht vollkommene Wahrheit; denn ſie iſt heller, als die Sonne, und vor ihr verſchwindet alle Finſternis. Wenige ſelbſt unſrer geprieſenſten Weiſen haben die Wahrheit gefunden. Ich kenne nur einen einzigen, und noch einen. Jener muſte ſterben, weil er die Wahrheit fand; dieſer war verachtet, und ſein Leben flos kümmerlich im Mangel des notdürftigſten dahin. Aber doch — O ihr ſeligen Weiſen! — Doch war kein Sturm in ihrem Herzen. Ruhe, heitre Seelenruhe umgab ſie. Jener lächelte da er den Tod trank; und dieſer hauchte, lächelnd an der Seite ſeiner Gattin ſein Leben aus; beide ſtarben ſo ruhig, als ſie gelebt hatten.

Viele wollen uns zwar überreden, daß ſie die Wahrheit gefunden haben; aber ihr Herz ſtraft ihre Zunge Lügen, und der, welcher weis, was Wahrheit iſt, ſpottet ihres Pralens. Sie ſind ein Spiel der Winde, wie alle Geſchöpfe. Werden umhergetrieben von Zweifeln und Leidenſchaften, wie ein ſchwaches Rohr von der ſtürkenden Windsbraut, und ſchwan-

ken, wie die schwache Aehre. Gleusende Worte wollen sie für Wahrheit geben. Die Thoren! Als wenn Wahrheit in Worten, und nicht vielmehr im Handeln beſtünde! Sie kennen nicht einmal die Zeichen der Wahrheit. Würden sie das, und dann die Hand aufs Herz, das Licht ihres Geistes geprüfet, nachgeforscht, ob da Ruhe, hier alles helle, nichts dunkel ist, kein Zweifel mehr? — O sie würden, sie müsten sichs beschämt gestehen, daß sie nicht wissen, was Wahrheit sei! Und diese wollen andern die Wahrheit zeigen! Wollen zurufen ihren Mitgeschöpfen: Höret auf zu träumen, und wachet mit uns! — Thoren, mehr als Thoren, neidische Böſewichter, die nicht gönnen andern, glüklich zu träumen, weil sie selbst in ihrem eingebildeten Wachen unglüklich sind. O laßt, laßt träumen alle die nicht wachen können! Es ist ihnen besser so. Wie wolt ihr ihnen zeigen, was in Wahrheit wachen heisse, da, ihr selbst die Wahrheit nicht kennet!“

Neunzehntes Kapitel.

Eine kleine Erholung bei der Mahlzeit.

Meine hochgeehrteſten Leſer werden einſehen, daß während der Erzählung meines Onkels und der Anmerkungen des hagern Mannes die Zeit ziemlich ſchnelle fortgerükt ſein müſſe; daß es nicht weit vom Mittage ſein konnte; daß man ſich hungrig erzählet und den Magen ziemlich leer philoſophiret; ſie werden's alſo meinem viel theuren Onkel und dem hagern Manne verzeihen, daß der Hunger ſie beide — aus ihrem Traume aufgewekket, in welchem ſie verſunken waren, und in die Stube geführet hat, wo ſie, ſo viel nemlich ein Philoſoph vermag — das gewis nicht viel iſt, eine kleine Mahlzeit einnehmen. Die Beſchreibung von dem Mittagsmale ſelbſt werden ſie mir gnädigſt in Gnaden erlaſſen; denn was könnten ſie wohl ſchmakhaftes an einer Tafel finden, wo weder

Naguts, noch andere koſtbare Gerüchte aufgetiſchet wurden. Ich will ihnen alſo lieber die Zeit gönnen, ſich für die magre Beſchreibung die ich ihnen davon machen würde, an einem guten und prächtig beſezten Tiſche ſchadlos halten zu können, und ihnen aus dem Grunde meines Herzens einen guten Appetit wünſchen. Indeſſen — wahrlich man ſchreibt ſich auch hungrig, welches mancher Schriftſteller durch die Erfahrung beweiſen kann — werd' ich mich auch umſehen, was mein lieber Wärter, welcher mein grosgünſtigſter Patron und Mäzen iſt, für mich in die Krippe gelegt hat. Laſſen Sie ſichs' alſo alle recht wohl ſchmekken, und der Himmel geben ihnen allen einen ſo ſtarken Appetit, als ich habe, — da müſten ſie auch alle Schriftſteller ſein, wie ich! — — — —

Eine Note.

Die zum Ende des Achtzehnten Kapitels gehört, vom Herausgeber dieser Geſchichte für alle, die nach keine Luſt zum Eſſen haben.

Ich mache ſehr ungerne Noten zu einem Werke, denn immer fallen mir Nachbeners Noten ohne Text bei. Aber diesmal kann ich der Verſuchung doch nicht widerſtehen, eine ziemlich groſſe Not herzuſezzen. Erſtens macht der Verfaſſer auf zwo Seiten nichts, als Querſtrichr — vermuthlich um dadurch den Zwiſchenraum der Mahlzeit auszudrükken. — und da denk' ich: es iſt doch Schade um's Papier, daß man es nur mit Querſtrichen anfüllen ſoll. Zweitens möcht' ich die Leſer doch auch gerne überführen, daß ich im Stande ſei, und ſoviel Geniekraft habe — ſchwarz auf weis zu klekken. Ich hatte mir freilich einmal vorgenommen, ein kleines Büchlein fein ſauber gedrukt für baare ſieben Kreuzer herauszugeben; aber, wie

's halt geht! ich hatte den Einfal, so spät, daß mir hierin andere grosse Genies schon vorgekommen sind, die so treffliche Werke herausgegeben haben, daß izt kein ehrlicher Schuster und Schneider mehr seine sieben Kreuzer dafür auslegen will, so sehr ist schon ihr Magen durch die geistreichen Essenzen dieser grossen Genies verdorben. Ich muste also mein Büchlein unterdrukken, welches gewis Jammer und Schade ist. Denn, bei Gott, wär' es herausgekommen, ich hätt 's mit Till Eulenspiegel und noch mehreren trefflichen Büchleinschreibern aufnehmen können. Dies nur zum Eingang der Note.

Es sind in unsern Tagen Schreibsler aufgestanden, die einen mächtigen Beruf in ihrem Magen fanden, die Lehrer des Volks durch ihr Schreibselzeug zu werden. Sie überdachten was ohngefehr solche Geister, wie sie, nöthig haben, um zu schreiben? Und fanden nach reifer Uiberlegung, daß nichts, als Dinte, Feder, Papier und ein Paar gesunde Finger hierzu erfodert werden. Da ihnen die gütige Natur alles dieses ertheilt hatte, so

sezten

ſezten ſie ſich nieder, und fingen das Schreibſelwerk mit Freuden an; laſen, was ſie fabriziret hatten, und fanden alles gut; denn welches Genie ſoll das nicht gut finden, was es gemacht hat? Nun gaben ſies in Druk, und dann in die Hände der Leute für baare ſieben, zehn, ſiebenzehn Kreuzer, nachdem einer viel oder wenig Bogen fabriziret hatte; denn der Werth ihrer Büchleins beſteht in der Bogenzahl. Das Ding ging ab, wie warme Semmel; und nun war des Fabrizirens kein Ende; weil der Magen, durch den ihre Geniekraft beſtimmt wurde, ſeine volle Rechnung dabei fand. Allein ſo ſehr ihr Magen befriediget wurde, ſo wenig ward es der Geiſt der Leſer; denn man mochte das Büchlein betrachten von welcher Seite man wollte, — und, ſieh da, es war alles leer! Dies gab nun dem Beutel der Käufer eine dem Magen der Schreibsler entgegengeſezte Richtung, und von dem Augenblike an trafen beide nicht mehr in eben demſelben Punkte zuſammen. Vergebens warfen ſie ihre Angel aus, und hingen allerhand prächtige Titel zum Köder aus. Es biß kein Leſer an; ſondern ging bei

dem

dem Büchlein vorüber, wie der Priester und Levite bei dem Verwundeten, ohne dem Schriftstellerlein zween Groschen zu geben, damit er Oel *) auf seinem hungrigen Magen giessen könnte. Da erhob sich ein Jammern und Wehklagen unter dem Volke, das man Schreibsler nennt, und mit Schmerzen muste es sein kostbares Werk, welches seine Finger ausgebrüttet hatten, in den Kaufläden zu Düttchen, und auf dem Käsetische alter Weiber zum Käse einwikkeln verbrauchen lassen. Und der Ruhm des Schreibslervolks erloschen; oder wo er noch lebt, läßt er einen garstigen Geruch nach sich.

Ein gewisser philosophischer König sagte: Er hätte einen Dichter gekannt, der ihm nicht zween seiner Verse für sein ganzes Königreich überlassen hätte. Soll man sich nicht wundern, wie dieses Völklein seine sämtlichen Werke per Bausch und Bogen Käseweibern und Krämmern für einige Groschen überlies? Allein der Dichter

*) Oel heist im schwedischen Bier, auch im englischen, nur wird es da ale geschrieben. A. d. H.

Dichter ward nicht durch seinen Magen zum verseln bestimmt; und darum hat er auch seine Verse keinem Könige überlassen können. Wie aber dieses Völklein durch den Magen zum Schreibseln bestimmt wurde; so wurd' es hernach durch eben den Magen bestimmt, das ganze Schreibselzeug per Bausch und Bogen wegzugeben, dem's nur immer beliebte. Uibrigens ist nichts richtiger zu beweisen, als daß die Menschen durch ihren Magen zu allen Handlungen bestimmt werden. So paradox dieses scheinen mag, so läßt sich auf Gottes Erdboden doch nichts leichter thun, als die Tugenden der Menschen sowohl, als ihre Laster auf den Magen zu reduziren. Diese Reduksion hat einer meiner Freunde in einem Buche, das sich nennt die krimmische Tarterei, sehr gründlich bewiesen. Ich hätte den Mann küssen mögen, da er mir das Kapitel vorlas, wo er so übereinstimmend mit mir gedacht hat. Ich will also alle, die sich davon nicht überzeugen können, auf das Buch meines gelehrten Freundes verweisen *) und zu dem Volle

*) Noch weis ich nicht, ob der zweente Theil

Volke zurük kehren, das sich Schreibsler nennt.

Weisheit ist ein seltenes Gut, sagt der hagere Mann, und behauptet, daß wenige diesen Stein der Weisen finden. Ich wette das Schreibslervolk straft den hagern Mann einer groben Lüge. Jeder von diesem Genievolke behauptet: er habe Wahrheit auf seiner Werkstatt fabriziret, wie kann also Wahrheit ein so seltenes Ding sein? Aber ich wettte auch, würde man einen von diesen dienstbaren Geistern fragen: Was ist Wahrheit? Erwürde da stehen, an der Feder käuen, und nicht wissen,

Theil dieses Buches gedrukt ist, worin dieses Kapitel steht. Ist er es nicht; So sehen sie es, mein Freund, als eine Aufforderung an, der Welt ihre Werke nicht länger vorzuenthalten. Machen sie sich bekannt, und lassen Sie ihr Vaterland eben so stolz auf sie sein, als stolz auf Ihre Freundschaft ist der Herausgeber. — Er ist nicht mehr der rechtschaffene und edle Mann. Er starb, weil er bieder war — aus Elend.

wiſſen, was er gefragt wurde; oder er gäbe ſehr gelehrt zur Antwort: Wahrheit iſt Wahrheit, — — Und du, der du nicht weiſt, was Wahrheit iſt, wie kannſt du auftreten, und andern die Wahrheit zeigen wollen! Wie kannſt du tadeln, und das Traum nennen, da du ſelbſt noch ſchlafeſt! Haſt du ſchreiben gelernt, ſo gehe hin, ſchreibe dir vor deine Stirne, du weiſt nichts! und ſei nicht tollkühn, oder unverſchämt zu ſchreiben: du weiſt alles! Was heiſt wiſſen? Beantworte dieſe Frage, wenn du kanſt! Und kannſt du's nicht; ſo weiſt du nichts; und weiſt du nichts, wie willſt du die Wahrheit gefunden haben, die nur durch die vollkommenſte Weisheit erzeuget wird? Haſt du geleſen die Geſchichte des menſchlichen Wiſſens? Haſt du von Jahrhundert zu Jahrhundert durchgegangen, was ausgebrüttet worden iſt vom menſchlichen Gehirn? und nun ſage mir, was haſt du gefunden? Jahrbücher der Unwiſſenheit! Haſt du das nicht gefunden; ſo haſt du nicht ſtudirt dieſe Geſchichte; haſt ſie nicht verſtanden. Nenne mir den aus allen die ſich deſſen rühmten, welcher ſagen konnte: er habe gefunden dies Klei-

nod des Himmels! Nenne mir ihn, ich will niederfallen und ihn anbeten! Kannst du mir ihn nicht nennen; was waren als dieſe ſchwadronirenden praleriſchen Weiſen der Erde? — Narren, wie du einer biſt! oder willſt du dich vergleichen mit den wenigen Männern, welcht die Wahrheit ſuchten? Willſt du, kannſt du es? Haſt du dich bemühet um die Wahrheit? Was haſt du gethan, ſie zu finden? Vielleicht einige Bücher geleſen, und ſie nicht verſtanden; oder wenn du ſie verſtandeu haſt — Thor! iſt Wahrheit in Büchern zu finden? Sag mir! Wie muß man die Wahrheit ſuchen? Kann man ſie ſo leicht, wie einen Schmetterling, haſchen? Schon daß du ſagſt, du haſt ſie gefunden, haſt du ſie nicht! denn der ſie hat, ſchweigt, und freuet ſich im Stille ſeines gefundedenen Schazzes. Was iſt alſo deine geprieſene Wahrheit? Ein Nichts, das du ſelbſt nicht kenneſt! Ein leeres Wort, deſſen Bedeutung du nicht veſteheſt, und von dem du dir keinen Begrif machen kannſt Und warum fällſt du über alles her, und willſt alles muſtern? Warum ſchreieſt du, wie ein Marktſchreier: " Das iſt Traum!

Kommt

Kommt zu mir, ich will euch Wahrheit verkaufen! "Da du sie selbst nicht hast? Laß jeden träumen! was geht das dich an, da du ihm nichts bessers für seinen Traum geben kannst; da du selbst noch träumest: nur vielleicht unglüklicher, weil du zweifeln für wachen halteſt! Haſt du Denkkraft in deiner Seele; ſo denke über dich ſelbſt nach, eh du andere belehren willſt! Greife in deinen Buſen, und forſche, ob er fähig ſei, der Wahrheit einen Siz zu geben? Aber ſei kein ſtolzer Narr, welcher ſie gefunden zu haben wähnt; und ſich ſtark genug fühlt, ſie auch andern mitzutheilen! — —

Doch denken! Wie kann ich das von unſern Genieen fordern? Wiſſen dieſe Herrn wohl, was denken iſt? Und wozu ſollte ein Genie denken, der ſich nur durch Unſinn auszuzeichnen glaubt. Unlängſt ſagte mir einer: kein Jahrhundert wäre reicher an Genieen geweſen, als das unſrige. Ich ließ ihm dieſes zu, da er mir eingeſtand, daß auch kein Jahrhundert ſo viele Narren hatte, als das unſrige. Cicero ſpottete ſchon dieſer beaux esprits ſeiner Zeit, und nannte ſie Griechleins (

Graeculos) Juvenal hinterließ uns ein schönes Gemälde in seiner dritten Satire von einem solchen Griechlein. Aber was würde Cicero, was Juvenal sagen, wenn sie all die Gräculos unsers Jahrhunderts sehen sollten? Gewis unsre modernen können mit den römischen gar nicht verglichen werden. Diese hatten wenigstens Kenntnisse einiger Wissenschaften; freilich nur alles von der Oberfläche; aber es war doch etwas. Was haben jene? — Lieber Gott, nichts! Alles was sie mit den alten Griechleins gemein haben, ist, daß auch jene von ihrem Hunger, wie Juvenal sagt, oder, was eins ist, von ihrem Magen bestimmt wurden, wie diese, die auch über alles schreiben, wenn sie hungert. Sie philosophiren, ohne zu denken; sie politiziren, ohne zu wissen, was ein Staat ist; sie mediziniren, ohne ein anders Arkanum zu kennen, als das den Hunger stillt; sie pädagogiren, ohne die Geschiklichkeit zu haben, einen Puden schwimmen zu lehren; sie theologisiren, ohne eine andere Religion zu kennen, als die ihrige, und die nur aus dem Kathechismus; sie poetisiren, obgleich sie statt

der

der Hipokrene, nur ſchlechtes Brunnenwaſſer trinken; ſie ſatiriſiren, — Gott weis ob ſie auſſer dem elenden Pasquinus, mehr von Satiren wiſſen, als daß ſie Boksfüſſe haben. — Aber wer mag alles das herſezzen, was dieſe Herrn thun? Sie taugen zu allem, ohne zu etwas nuz zu ſein; und ihnen mangelt nichts, als — Verſtand. — —

Ihr wakkern Genieen! Habt ihr denn kein nüzlicheres Geſchäft gelernt, als das, ein Narr zu ſein? Wie wollt, wie könnt ihr hoffen, von dieſem Gewerbe zu leben? Wir ſind nicht mehr in den Jahrhunderten, wo Narren dafür gezahlet wurden, Narren zu ſein. Und wenn wir auch darin lebten, ſo ſtänd es noch immer ſchlecht um euren Magen, weil ihr nicht ſo viel Wiz habt, einen vernünftigen Narren zu machen. Legt hin euern Handwerkszeug! Nehmt die Holzachſe, und werdet Taglöhner, wenn ihr ſonſt nichts könnt, euer Brod zu verdienen. Wenigſtens werdet ihr dann nüzlich ſein, und nicht Schande ſtatt Ruhm einärndten. Laßt's euch zur

Wahrnung dienen, was Meiſter Kalpurnius euch zu ſingt:

Frange puer Calamos et inanes deſere muſas,
Et potius glandes, rubicundaque collige corna:
Duc ad mulctra greges et lac venale per urbem
Non tacitus porta! Quid enim tibi Fiſtula reddet.
Quo tutére Famem? —

Seht, das wird euch mehr frommen, als eure Genieſchaft, und die Welt wird weniger Unſinn haben. Glaubt mir, es gehört mehr dazu, die Weisheit, und mit ihr die Wahrheit zu finden, als was ihr gethan habt, oder noch thut, ſie zu ſuchen. In ſich ſelbſt zurükgezogen iſt der Weiſe, der der Wahrheit nachſpüret. Mit mühſamen Augen forſcht er und prüft langſam und mit Bedacht alles, was ſich ihm zeigt. Er lernt ſich ſelbſt kennen, und ſucht die Wahrheit nicht auſſer ihm, ſondern bei ihm ſelbſt. Seine Handlungen ſtempelt er mit ihrem

Ge-

Gepräge, und wandelt im Stillen. Er pralt nicht, er habe die Wahrheit gefunden, aus Furcht: er habe sie noch nicht; weil er weis, wie schwer sie zu finden sei! Nicht seine Worte, sondern seine Thaten zeigen von der Wahrheit, die er in seinem Herzen verschlossen hält; und will er sie andern mittheilen so thut er es durch seine Handlungen nicht mit Worten; denn durch Worte läst sich die Wahrheit nicht lehren. Sein Herz ist ruhig, seine Stirn allzeit heiter, und licht ist es in seiner Seele. Ihm störet kein Sturm der Leidenschaft die Ruhe, und kein Zweifel trübt die Sonne seiner Vernunft. Dieses thut, welcher die Wahrheit suchte, und sie gefunden hat. Izt prüfet euch, was thut ihr? Könnt ihr wohl mit Aufrichtigkeit sagen, daß euch ein einziger Zug von diesem Bilde ähnle? Gewis nicht! Was seid ihr also für Weise? Ich will euch euer Portrait in einer Sprache herfezzen, die ihr — Gott sei lob! — nicht versteht. Last's euch verteutschen, und wenn ihr's gelesen habt — Gott befohlen! ich will, so lang ich lebe, nichts mehr mit euch zu thun haben.

Thoſe Wifes not with Wrinkles curl their Brow,
Not Mantles wear, nor bid their Beards to grow;
Some in fair Berwigs and a modiſh Dreſs
Can blay on Cards, and ſing and dance with grace;
And Some, whom poverty allows nol more,
At least can drink and fight, and play and whore.
Nor is their School a Pulpit or a Porch
Prothels their Porch's, Taverns are their Church.
In them they learn'd their Wisdom, and in them
Gratefully they explain each bold probleme.
Upon a Pot of ale the mock the Devil,
Orſpeak on Toilets of the Source of Evil. —
Wit, Wisdom and Religion now repoſe,
Triumph of Dullneſs! in ſad Knaves and Beaux!

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein Spaziergang nach dem Tiſche kann nicht ſchaden.

Sodald der hagere Mann und mein hochgeehrteſter Onkel, der blaue Eſel ihren Magen befriediget hatten, ſtanden ſie beide vom Tiſche auf, und dankten in einem kurzen Gebete dem, von welchem ſie alles empfangen hatten. Weil der hagere Mann kein Liebhaber vom Nachmittagsſchlafe war, ſo fragte er meinen Onkel: ob es ihm nicht gelegen ſei, die angenehme Gegend zu betrachten, und ein wenig mit ihm zu luſtwandeln? Kein Antrag hätte dem blauen Eſel angenehmer ſein können. Er liebte ungemein die freie Luft, und war immer ängſtig und ungemuthet, wenn er ſich zwiſchen Mauren eingeſchloßen fand. Er willigte mit dem gröſten Vergnügen darein, und beide trabten einer ſchönen, bezaubernden Gegend zu.

Nachdem der hagere Mann, und mein viel theurer Onkel eine lange mit tausend manigfaltigen Blumen durchwebte Flur zurükgelegt hatten, von deren balsamischen Düften die Atmosphäre herum durchwürzet war, kammen sie endlich in ein angenehmes Wäldchen, das in viele unordentliche Schattengänge abgetheilet war. Erst hier horchte mein Onkel auf die Reden des hagern Mannes, der zwar auf dem ganzen Weg immer fort sprach, ohne daß mein lieber Onkel wuste, wovon die Rede war. Denn theils machte die Gegend einen solchen Eindruk auf ihn, daß er alles um sich her vergas, theils beschäftigte er sich, bald die duftenden Blumen bald das schmakhafte Grün, das ihm bis an die Knie reichte, zu verkosten, und so hatte er gar keine Musse, den hagern Mann anzuhören. Daß mich diese Unachtsamkeit meines Onkels nicht wenig verdrüsse, können meine hochgeehrtesten Leser leicht vermuthen; denn ich, als sein Geschichtschreiber, verlor gewis ein sehr interessantes Gespräch von einem Manne, der, so viel wir ihn schon kennen, nichts unbedeutendes zum Stofe

sei-

ſeiner Rede nahm. Aber was iſt zu thun? Selten iſt ein Eſel, und wenn es gleich ein blauer iſt, auf alles aufmerkſam. Ihn kann leicht ein Nichts zerſtreuen; und darum müſſen wir es ſchon auch meinem Onkel verzeihen; beſonders da er in der Folge aufmerkſamer war. —

Sobald als ſie in das Luſtwäldchen eintraten, verlor ſich ſeine Zerſtreuung, und er hörte eben noch die Worte, welche der hagere Mann ausſprach: Dem allein gebühret Lob, Ruhm und Ehre!

Mein Onkel, der bei dem Worte Ruhm, gleich an ſich dachte, glaubte, der hagere Mann habe ſich eines beſſern bedacht, und geſtehe ihm nun zu: daß ſein Leben und ſeine Handlungen vielen Ruhm verdienten; und darum legte er die Worte: Dem allein gebühret Lob, Ruhm und Ehre! ſo aus, als hätte der hagere Mann geſagt: der ſo viele Ahnen zehlet, deſſen Vorfahren ſo rühmliche Thaten gethan, und der ſelbſt über die Geſezze der Taresspipri öf-

sentlich gespottet hat, und deswegen aus dem Lande gesagt wurde, wie Sie, hochgeehrtester Herr blauer Esel, dem allein gebühret Lob, Ruhm und Ehre. Wie sehr sich mein viel werther Onkel in seiner Auslegung getäuschet hat, werden wir bald sehen. Zwar ist nichts leichters, als eines andern seine Gedanken auslegen, wenn man — sich irren will. So gehts auch den Herrn Komentatoren, die uns in einer langen, breiten leeren und matten Note sagen, was sie bei dieser oder jener Stelle gedacht hätten; aber nicht was der Autor wirklich dabei gedacht hat. Es ist nichts lächerlicheres, als bei dunklen Stellen eines Buches zanken: wer am besten den Sinn des Verfassers getroffen habe? Ich glaube, man könnte alle diese gelehrte Streitigkeiten mit einem einzigen Wörtchen entscheiden; und dieses wäre, — K e i n e r! — Wahrlich, Keiner wird ihn treffen! und darum, denk' ich, legt ein jeder dunkel Stellen gut aus, denn jeder erklärt sie so, daß sie mit dem Begriffe passen, den er sich von ihneu gemacht hat, und folglich hat er sie auch nach seiner Art

gut erklärt. Uiberhaupt lieb' ich nichts mehr, als wenn alles ſo hell iſt, wie die liebe Sonne. Welches beſonders in denjenigen Büchern nöthig wäre, die für die Glükſeligkeit der Menſchen ſein ſollen. Dunkle Geſezze verwirren oft mehr die gerechteſte Sache, als ſie ſie ins Licht ſezzen, und darum hängt auch die Gerechtigkeit nicht vom Geſezze, ſondern von der Geſchiklichkeit des Advokaten ab, der die Gabe beſizzet, das Geſez ſo auszulegen, damit es für die Sache paſſe, die er behauptet. Nie werden mich die Pontifizes Legum überreden: das Geſez müſſe ſo verſtanden werden! Denn eben ſo wenig, als ſie wiſſen, was ich mir bei mancher Stelle dieſer Geſchichte noch hinzugedacht habe, und ſelbſt hier noch hinzudenke; eben ſo wenig können ſie wiſſen, was ſeine Juſtinianiſche Majeſtät unter dieſem oder jenem Geſezze verſtanden hat. — Ob alſo überall, wo Dunkelheit herrſchet, Wahrheit zu finden ſei? — Lieber Freund, beantworten Sie dieſe Frage! ſtatt meiner.

Mein Onkel, wie ich eben geſagt habe, legte die lezten Worte des hagern

Man-

Mannes zu seinem Vortheile aus, und redete ihn also an: Gewis, wertheſter Freund, haben Sie noch einmal alle Umſtände meines Lebes überdacht, und bei reiferer Ueberlegung gefunden, daß es unmöglich sei, einem Esel, der so wie ich gelebt hat, den größten Ruhm abzuleugnen! Gestehen Sie nur, fuhr er fort, aufrichtig: ob etwas rühmlicher sein könne, als über die Gesezze der Taresipri zu spotten, und deswegen aus dem Lande gejagt zu werden?

„Ich sehe, mein lieber junger Freund, erwiederte der hagere Mann, ich habe Sie noch nicht völlig überzeuget, daß dieſer Spot nicht nur allein nicht rühmlich, sondern vielmehr unedel, unweiſe, und ſchändlich sei. Sie glauben noch immer das Gegentheil; und, um ſie völlig von dieſem irrigen Glauben zu heilen, wird es nöthig seyn, daß ich mich hierüber mit Ihnen etwas mehr ins Detail einlaſſe. Sagen Sie mir, was macht eine Handlung gut, oder ſchädlich?“

Die Absicht, aus der gehandelt wird. Aber eben darum kann und soll man keine Handlung weder loben, noch tadeln, bis man nicht die Absicht genau bemerkt, aus welcher sie entsprang. Können nicht die besten Handlungen aus den schlimsten Absichten geschehen; und so im Gegentheil? Wollte man nun diese tadeln, jene loben, so wär' es ungerecht. Darum müssen auch unsre Urtheile immer schief ausfallen, wenn wir sie eher fällen, eh wir die Absicht genau kennen.

„Sie wollen mir hier einen verblümten Verweis geben, daß ich Ihre Handlungen eher beurtheilt habe, eh ich mich um Ihre Absicht erkundigte, nach welcher Sie gehandelt haben."

Mein Onkel freute sich heimlich, daß er, wie er glaubte, dem hagern Mann ein so feines Nasenschnipchen gegeben habe.

„Allein lieber Freund, Sie haben vergessen, daß man in Ansehung aller Handlungen ein doppeltes Urtheil fällen kann,

kann, und fällen mus. Daß zu diesen beiden Urtheilen nicht die Absicht allein erfordert wird, sondern auch die Handlung an und für sich selbst ganz allein betrachtet.

Eine Handlung ist entweder gut und nüzlich, oder sie ist bös und schädlich. Entspringt eine gute Handlung aus einer guten Absicht, so ist sie gut und edel und verdient unsre Bewunderung. Entspringt eine schlechte Handlung aus üblen Absichten, so ist sie bös und schändlich, und verdient unsern Abscheu. Im ersten Falle verdient der, welcher handelt, unser Lob; im zweenten unsern Tadel. Kommen gute Handlungen aus schlechten Absichten, so bleibt die Handlung an sich selbst gut, nur der Wirkende verliert das Lob. Kommen schlechte Handlungen aus guten Absichten, so bleibt die Handlung immer schlecht, und der, welcher so handelt, verdient noch mehr, als der welcher aus schlechten Absichten gut handelt, getadelt zu werden.“

Das begreif' ich nicht.

„Ich

„ Ich will es ihnen begreiflich machen. Dieſer ſchadet bei den beſten Abſichten durch ſeine ſchlimme Handlungen mehr als jener. Nuzen und Schaden liegt in der Handlung, nicht in der Abſicht. Dieſe iſt nichts anders als etwas aus dieſem oder jenem Grunde wollen. Dieſes Wollen iſt zwar Urſache, daß etwas zum Schaden eines andern entſpringen könne, aber ſelbſt ſchadet es nicht; es ſind alſo nur die Wirkungen, welche ſchaden oder nuzzen, nicht die Urſachen. Wenn einer eine ſchädliche Abſicht hat; ſo hat er deswegen zwar moraliſch aber noch nicht phiſiſch übel gehandelt, ſo wie der, welcher eine gute Abſicht hat, nichts gutes. Bringen nun beide ihren Abſichten entgegengeſezte Handlungen hervor, ſo nuzt der eine, und der andere ſchadet, freilich jeder wider ſeinen Willen; aber ein jeder wird es leichter verzeihen, wenn ihm einer wider ſeine Abſicht nuzzet, als daß er ihm mit der beſten Abſicht ſchade.„

So beſteht der Werth in den Handlungen, und nicht in der Abſicht.

" Der Werth des Nuzzens allerdings, aber nicht des Verdienstes. Das Nüzliche und Schädliche ist immer mit der Handlung selbst verbunden, das Verdienst mit der Absicht Handle; ich gut aus schlimmen Absichten, so verlier' ich das Verdienst, aber die Handlung an sich selbst bleibt gut und nüzlich; handl' ich schlecht aus guten Absichten, so ist zwar mein Wille gut, aber die Handlung bleibt schlecht und schädlich. "

So ist der, welcher aus schlechten Absichten gut handelt, dem vorzuziehen, welcher aus den besten Absichten übel handelt.

" Er ist allerdings nüzlicher, als dieser, Käm' es auf die Wahl an, ob man in einem Staate lauter solche Bürger haben wollte, welche mit den besten Absichten demselben zu dienen, seinen Untergang beförderten, oder solche, welche mit den schlimsten Absichten, ihm zu schaden, seinen Nuzzen vergrösserten; so würd' ich es jedem Monarchen verargen wenn er nicht die lezten wählte. Wir haben uns nicht um die Absicht

ſicht zu bekümmern, aus welcher einer handelt, ſondern ob er gut, oder bös handelt; denn darüber allein können wir ein Urtheil fällen. Darum verdient der, welcher aus guten Abſichten ſchadet, mehr unſern Tadel, als der, welcher aus ſchlechten Abſichten nuzzet; weil das Wohl, das Glük der Menſchen nicht von ihren Abſichten, ſondern von ihren Handlungen abhängt. Ferner iſt es nicht genug, eine gute Abſicht zu haben; ſondern man muß auch die beſten Mittel wählen, ſie erreichen zu können. Thun wir das nicht, ſo verdient, nicht zwar unſer Herz, aber wohl unſer Kopf getadelt zu werden.“

Mein Onkel ſchwieg. — Vermuthlich weil er nichts darauf antworten konnte.

“ Laſſen ſie mich izt ihre Abſicht, die Mittel dazu und ihre Handlung ſelbſt prüfen, und darnach beſtimmen, was ihr Spott über die Geſezze der Tarespipri verdiene.“

Meine Abſicht war die beſte, die lobenswürdigſte: die Tugend, die Rechtſchaffen-

heit unter meinen Mitgeschöpfen zu verbreiten, und allgemeiner zu machen, da die Tarespipri der Tugend mehr hinderlich, als nüzlich sind.

" Ich will es Ihnen vor izt glauben, daß dieses Ihre Absicht war, und ihnen nur indessen sagen, daß Spott kein Mittel sei, diese Absicht zu erreichen. Die Tugend ist zu ernsthaft, zu ehrwürdig, zu heilig, als daß sie durch Spott befördert werden könnte. Der Spott dienet darzu, etwas lächerlich zu machen. was uns lächerlich wird, kann uns nicht ehrwürdig sein. Sie haben also durch ihre Spöttereien die Tugend, statt sie zu empfehlen, nur lächerlich gemacht. "

Unmöglich ! Ich schrie laut für die Tugend.

„Mit Worten, und widerlegten diese Worte durch Ihre Handlungen. Sie haben der Gesezze gespottet, welche die Tugend nicht nur allein empfehlen, sondern sie gebieten; wie können Sie also sage: Sie haben für die Tugend gesprochen?

chen? Die Geſezze der Taresspipri in allen Ländern gebieten Tugend und Rechtſchaffenheit; dieſer Geſezze ſpotten, heiſt: über die Tugend ſelbſt lachen. Wenn wir wahre Verehrer der Tugend ſind, ſo muß uns alles ehrwürdig ſein, was Gebot, oder Aufmunterung zu ſelber iſt; es muß uns gleichgültig ſein, auf welche Art die Tugend verbreitet werde, wenn ſie es nur wird. Alles andere iſt leere Schaale, die Tugend iſt der Kern. Haben wir den Kern, was kümmerts uns, wie die Schale ausſieht, darin er eingehüllet den Geſchöpfen gereichet wird. Der Vernünftige wirft freilich die Schale weg; der aber die Schale mit dem Kern behalten will, was ſchadet es ihm? Uiber die Schale ſtreiten, ſobald der Kern da iſt, iſt Läpperei, Kinderſpiel, das nie den wahren Weiſen, ſondern nur den Wizling beſchäftigen kann, welcher den Geſchmak, die Güte des Kerns nicht kennet, und daher glaubt, es liege alles an der Schale. „

Aber wenn man ſieht, daß die Schale nichts nüzt?

„So werfen Sie selbe weg, und lassen einem andern ruhig seine Schale, welcher glaubt, daß sie ihm nuze! Oder ist es denn eine nothwendige Folge, daß das, was für einen ist, auch für alle so sein müsse? Sie glauben die Schale sei unnüz, Sie haben recht. Ein andrer glaubt, sie sei nüzlich: auch er hat recht. Es kömmt alles darauf an, wie man eine Sache nimmt. Und wenn nur alle in der Hauptsache gleichstimmen, in dem Unwesentlichen kann ein jeder recht haben, er mag's behalten, oder wegwerfen.„

„Aber sehen, wie die Vernunft so sehr mishandelt wird.

Das kann nie geschehen. Vernunft ist Wahrheit, und Wahrheit Tugend. Wird die Tugend geehret, so wird es auch die Vernunft, und folglich wird sie von keinem, der die Tugend ehret, mishandelt. Alles andre, was für Vernunft gehalten wird, ist Wizspiel, seichte Spizfindigkeit, an der nichts gelegen ist, und nur von demjenigen geschäzt wird, der die wahre Vernunft nicht kennet.“

Aber die Gebräuche, all das andere Zeug, das mit den Geſezen der Tarespipi verbunden iſt. —

Mag Traum ſein, oder iſt wirklich nur Traum. Aber was ſchiert Sie das? Sind Sie daraus erwacht, fühlen Sie ſich glüklich in Ihrem Wachen; gut für Sie! Will der andre träumen, findet er ſein Glük in dieſem Traume; auch gut für ihn! Laſſen Sie ihn träumen! vielleicht wär' er weniger glüklich, wenn er nicht träumte; und ſo wär' ihm das kein Geſchenk, wenn Sie ihn aus ſeinem Traume weken. So lange der Traum nicht ſchadet, muß man jeden träumen laſſen, der es gerne will; iſt aber ſein Traum ſchädlich; nun dann iſt es freilich Pflicht, ihn daraus zu weken; aber auf eine Art, die ihn überzeugt, daß er wirklich träume."

Aber iſt es nicht Schande, wenn Geſchöpfe träumen, die zum Wachen geſchaffen ſind?

„Lieber Freund haben Sie auch genau unterſucht: ob es beſſer ſei, träumen, oder

wachen? Ob es wenigstens für den grösten Theil der Geschöpfe besser sei? Das müssen Sie erst, und dann können Sie bestimmen. Es ist nicht immer alles so, wie wir glauben, daß es sein müsse. Gewis für alle ist es nicht immer so! Freilich wär' es besser, wenn alle Geschöpfe wachten; ob aber alle wachen können? Dies ist die Frage. Können Sie es nicht, so ist es besser, sie träumen. Was sie in Ansehung der Taresypirischen Gesetze für Traum halten, ist ein nüzlicher Traum für die meisten Geschöpfe; denn diese, nähme man ihnen ihren Traum, würden dann weder wachen noch träumen, und das wär' für sie schrecklicher. Ich tadle es also nicht, und kein Vernünftiger wird es wenn man die meisten Geschöpfe träumen läst. Nur das ist verabscheuungswürdig, daß man denjenigen, welcher wachen kann, zwinget mit den andern zu träumen, oder sich wenigstens zu stellen, als wenn er träume; daß man mit so vielem Unsinne behauptet: man müsse, um rechtschaffen zu leben, ein Träumer sein, und dem, der wirklich wachet, alle Ehrlichkeit, alle Tugend abspricht. Dies ist

ein

ein Irrthum, ein schändlicher, verabscheuungswürdiger Irrthum, an welchem freilich die Tarespipri Schuld sind. Wir können nicht bestimmen, welcher das Vermögen zuwachen habe, oder nicht. Wir müssen es also einem jeden überlassen, was er thun will. Der zum träumen gemacht ist, wird nie erwachen, wenn ihm auch der Wachende noch so stark ins Ohr posaunen sollte: Stehe auf, und wache mit mir! Und wer Fähigkeit zum Wachen hat, ermuntert sich von selbst. Der ist ein Licht unterm Scheffel, das sich durchbrenet, um freier seine Strahlen auszubreiten. Warum will ich also einem befehlen: Du sollst nicht wachen! das heißt eben so viel, als sagen: du kannst es nicht! Weis ich, was ein anderer kann? Hab ich seine Kräfte geprüft? Einer sieht mit natürlichen Augen weiter, als der andere mit den besten Fernegläsern; warum will ich ihn nun verhindern, daß er nicht weiter sehen solle? Dies ist also ein Fehler der Tarespiperi; aber es ist auch von denjenigen ein Fehler, welche von allen fordern, und sie zwingen wollen, zu wachen. Weis ich, ob sie

das können? Und wenn sie es nicht können, warum will ich es? Ich hab Ihnen schon gesagt; der es kann, erwacht von sich selbst, ohne daß ich ihn wecke; und der nicht selbst erwacht, dem ist es besser, er träume; denn sein Zustand, worein ich ihn versetzen würde, wär' das Mitel zwischen wachen und träumen; daß heißt: Er wäre nichts. Sie sehen also, wie sehr Sie gefehlet haben, da Sie andre vom Traume aufwekken wollten, die nicht selbst erwachen konnten; und eben darum haben Sie wider die Tugend geredet; Haben mit Ihren Spöttereien die Tugend verlacht; denn es ist der Tugend kein Zustand gefährlicher, als worin man weder träumt, noch wacht.„

Mein Onkel fing an zu glauben, er könnte — gefehlet haben.

„Lassen Sie mich ist Ihre Absicht wissen, nachdem ich Ihnen gezeigt habe, daß Sie nicht die besten Mittel zur Erreichung Ihrer Absicht gebrauchet haben; oder vielmehr, daß Sie, wenn Sie Ihre Absicht erreicht hätten, welche war: alle

vom

vom Traume aufzuwecken, der Tugend unendlich geschadet hätten, unedlich mit der besten Absicht, ihr zu nutzen. Aber nun, mein Freund, wenn es Ihre Absicht gar nicht gewesen wäre, der Tugend das Wort zu reden; wenn vielleicht ganz was anders, ein lächerlicher Stolz, Sie zum Spotten angestammt hätte, was würden Sie von dieser Absicht denken? Würden Sie nicht fühlen, daß Ihr Spott schändlich war und auf Sie selbst zurück fiel?"

„Wenn es so wäre; aber meine Absicht war —

Was ich Ihnen izt beweisen werde, Stolz, lächerlicher Stolz. Ja, der ist die Absicht, aus welcher alle Spöttereien der fahlen Wizlinge entspringen. Stolz, und oft auch — Verzeihen Sie, daß ich es Ihnen sage! — oft auch Dummheit. Tugend besteht nicht in den Meinungen, nicht in den verschiedenen Lehrgebäuden; sie besteht auf einem festern Grunde, auf sich selbst. Kein System kann bestimmen, was Tugend sei? Sie selbst sagt es, was sie ist; sagt es einem jeden. Auch ist die

Tugend nicht vielerlei; sie ist einfach, modelt sich nicht nach den Meinungen, sondern bleibt immer dieselbe, die sie stets war. Lassen Sie hundert Meinungen, buntert Lehrgebäude entstehen, die Tugend bleibt sich immer gleich; und alle hundert verschiedene Meinungen werden in der wahren Tugend einstimmen, was sie sei; werden alle nur eine Tugend lehren. Fragen Sie alle die verschiedenen Geschöpfe, welche diese Erde bewohnen, die so mancherlei in ihren Meinungen sind, fragen Sie sie, was Tugend ist? und sie werden, truz der verschiedenen Meinungen, in der Antwort hierüber gleichstimmen; werden alle eine gleiche Lehre von der Tugend haben; denn das, worin sie von einander abweichen, wo sich die verschiedene Meinungen durchkreuzen, ist nicht mehr wahre Tugend, sondern Schwärmerei, ein von den Geschöpfen erzeugtes Kind, welches sie oft aus Unverstand, oft aus andern Beweggründen, dieser ächten Tochter des Himmels an die Seite sezzen, und für ihre Schwester halten.

Wenn nun all die verschiedene Meinungen in der Tugend gleich stimmen; wenn sie alle eine Tugend lehren, wozu einen Anfall auf diese Meinungen machen? warum über sie spoten? Warum sie zerstören? Sind sie was Wesentliches? Sind sie mit der Tugend unzertrenlich verknüpft? Nein! Sie sind ganz was gleichgültiges. Sind ein Kleid, in welchem uns die Tugend empfolen wird. Warum wolien wir uns über das Kleid zanken? Warum wollen wir verlangen, daß die Tugend in diesem, oder in einem andern Kleide erscheine?"

Wenn aber die Tugend kein Kleid braucht.

"Der Weise entbehret es freilich! aber sind alle Geschöpfe weise? Gewis nicht! Selbst von denjenigen, die mit einer stolzen Mine einhertreten, und laut ausrufen: Ich bin ein Weiser! sind kaum zween unter hunderten wahre Weise; und den andere Geschöpfen ist das Kleid nothwendig; denn ohne dasselbe würden sie die Tugend nicht erkennen. Nähme man ihnen das Kleid, worein die Tugend gehüllet ist, so würde man ihnen die Tugend selbst nehmen. Ist also

das Kleid den meisten Geschöpfen nöthig, so muß man es ihnen lassen; und der ist ein Narr, welcher über die Farbe, oder den Schnitt des Kleides spottet; oder über andere, die es brauchen, lacht, weil er glaubt, daß er das Kleid entbehren könne. Der Kaffer geht nakt einher. Giebt ihm seine Nakthеit ein Recht, über den Grönländer zu lachen, weil der sich in Thierfelle einhüllt? Gewis nicht; und ein jeder Grönländer könnt' ihm zu rufen: Thor, weil dir dein Klima die Kleider entbehrlich macht, so thut es mir nicht deswegen das meinige! Wohne mit mir unter eben dem Himmelsstriche, und dann gehe ohne Kleider, wenn du kannst; und kannst du es, nun wohl, dann spotte meiner Thierfelle!"

Alles recht. Aber eben darum ist es Pflicht der Weisen, alle Geschöpfe weise zu machen, damit sie das Kleid entbehren, und die Tugend ohne selbes lieben.

" Stolzes, kühnes Unternehmen! Wie kann ein schwaches Geschöpf — und schwach ist selbst der grösste Weise. — wie

kann

kann ein schwaches Geschöpf das thun wollen, was der Schöpfer aus weisen Absichten nicht gethan hat? O Freund, wie wenig kennen sie die Eigenschaften, die Verhältnisse der Geschöpfe! wie wenig haben sie geprüft, was sich thun läßt, und wozu diese fähig sind! Hätten Sie das, nie würde der lächerliche Gedanke in ihrem Gehirne erwacht sein: alle Geschöpfe weise zu machen, das heißt Allen Geschöpfen gleiche Vorzüge des Geistes, gleiche Verhältnisse, gleiche Vortheile der Erziehung und des Lebens verschaffen! und wer kann das? Gewis die eingebildeten Weisen nicht! Haben alle die erforderliche Muße, die Weisheit mit der unausgesezten immerdauernden Mühe zu suchen? Können alle iede Stunde ihres Lebens dazu anwenden, mühsam zu forschen und zu suchen, bis sie die Weisheit finden? Haben sie wohl, mein Freund, alle die verschiedenen Verhältnisse, Situazionen, Nebenumstände der Geschöpfe beobachtet? Ist es nach diesen möglich? Und wenn es nicht ist, können alle die Weisheit finden? Weisheit wird nicht so leicht erlangt. Mancher sucht sie oft sein ganzes

zes Leben hindurch, und hat sie am Ende desselben noch kaum halb gefunden. O Freund, alle Geschöpfe weise machen ist auf diesem Planeten keine Möglichkeit. Wir werden es freilich alle, wir müssen es alle werden; aber erst nach vielen langen Wanderungen von Welten zu Welten werden wir dieses Kleinod ganz finden, worin all unsre Glükseligkeit bestehen wird. Hier ist es Unmögkeit, und darum ist es nöthig, daß man der Tugend das Kleid lasse, das sie hat, weil die wenigsten sie ohne dasselben schäzzen würden. Die Weisheit selbst hat der Tugend dies Kleid angezogen. Sie wuste, daß die meisten Geschöpfe die nakte Tugend miskennen, oder verachten würden; daß daher die Tugend ganz von der Erde verbannt würde, und die Geschöpfe, welche ohne Tugend nicht glüklich sein können noch unglüklicher wären. Und ach, dies ist zu bedauern! dies ist, was die Klage des Weisen aus seinem Busen preßt, daß die wenigsten demohngeachter die Tugend ehren, ob sie selbe gleich mehr schäzzen könnten, und deswegen sich und andere unglüklich machen. Denn obgleich nicht alle hienieden

den vollkommen weise sein können, so könnten es doch alle mehr sein, als sie es wirklich sind; und darum sind die wenigsten das, was sie sein sollten.“

Liegt hier nicht die Schuld an den Taraspipri, und soll man also nicht über sie spotten?

„Freilich mag die Schuld an ihnen sein; aber nicht an ihren Gesezen. Diese sind weise, sind Gebot zur Tugend. Wahrlich all die verschiedenen Meinungen sind Gebote zur selben, und der wahre Freund der Tugend wird nie über diese Meinungen spotten, weil er ihre Absichten kennet, weil er weis die Ursachen, aus der sie entstanden sind. Der Spötter hat also immer eine andere Absicht, als die Beförderung der Tugend.“

Das kann ich nicht begreifen.

„Ich will es Ihnen begreiflich machen. Wenn ich die Tugend schäzze, so bekümre ich mich nicht, auf welche Art sie empfohlen wird, sondern nur damit

sie empfohlen werde. Ist dieses, so bin ich über alles andere ruhig, stosse mich weder an dieser noch jener Meinung; sondern betrachte sie als ein Mittel, die Tugend zu beförderu, wenn ich gleich selbe für mich selbst entbehren kann. Eifre ich für die Tugend, so sag' ich laut, was Tugend sei; muntre auf zu selber, ohne mich an gleichgültige Nebendinge zu halten, und bin froh, wenn ich sehe, daß man die Tugend ehret, ohne mich übrigens zu bekümmern, was man noch für andere Meinungen hat. Das ist die wahre Absicht für die Tugend zu sprechen. Diejenigen aber, welche nur die Meinungen angreifen, die verschiedenen Geseze verlachen, spotten, und oft dumm darüber wizzeln, thun es nicht aus der Absicht, die Tugend zu verbreiten, sondern aus Stolz. Sie wollen die Geschöpfe aus einem Traume aufwekken, um sie in ihre Träumereien einzuwiegen, worin diese unglüklicher wären, als in den ersten. Sehen sie, junger Freund, das ist die wahre Absicht aller dieser wizzelnden Spötter. Und wenn es nicht auch die ihrige

war.

war. — Aufs Herz ihren Forderfuß, und ſagen Sie, — ſie war es nicht! "

Mein Onkel ſtatt ſeinen Forderfuß aufs Herz zu legen, krazte mit ſelben ein wenig die Erde zur Seite und — ſchwieg. *)

" Gewis, junger Freund, ſie war es, Es iſt allen dieſen Herren ihren Mitkollegen **) nicht um die Tugend zu thun, von welcher die wenigſten eifrige Verehrer ſind, ſondern um ihren Stolz zu befriedigen, um unter ihren Mitgeſchöpfen durch ihre Meinungen einiges Aufſehen zu erregen. Sie vertheidigen nicht die

*) Bei uns würde der Wizling eine Priese Tabak nehmen, oder die Halskrauſe zurecht ziehen, oder mit dem Urbande ſpielen. Dies alles konnte nun ein Eſel nicht thun, darum muſte er die Erde krazzen, um was zu thun zu haben, und nicht antworten zu dürfen, wenn er — nicht kann. A. D. H.

**) Sehr unartig von dem hagern Manne, unſre groſſen Genieen Mitkollegen von einem blauen Eſel zu nennen. A. D. H.

Sache der Tugend, sondern ihre Meinungen. Sie können es nicht leiden, daß andere, die vor ihnen waren, mehrere Anhänger haben sollen, als sie, und möchten gerne eine neue Sekte errichten, die ihren Namen an der Stirne tragen sollte, damit sie das Vergnügen hätten, sich als die Lehrer so vieler Geschöpfe preisen zu hören, welches unter allen der lächerlichste Stolz ist. Dies ist die Absicht vieler Spötter; aber es ist auch ein Fehler der meisten Tarentipri, daß sie nicht auf das sehen, was ihre Gesezze befehlen, sondern nur, daß ein jeder den Namen ihres Gesezgebers führe, woran doch keiner von allen Gesezgebern gedacht hat. Diesen, als ächten Weisen, wahren Verkündern der Tugend, war es nur darum zu thun, selbe zu lehren zu empfehlen, zu gebieten, aber nicht ihren Lehren auch ihren Namen zu ertheilen. Es war ihnen genug, wenn ein jeder ihrer Lehre folgte, und tugendhaft war, er mochte sich nennen, wie er wollte. Diese Männer haben sich einander nie gehaßt. Jeder hat dem andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Nie haben Sie wider Meinungen geeifert, sondern nur wider das Laster. Erst nach

ihrem Tode fingen ihre Anhänger an, die der Hauptsache vergassen, welche sie von ihren Lehrern empfangen hatten, über Meinungen und Namen zu zanken; und weil es meistentheils ihre eigene von ihnen erfundene Meinungen waren, so stritten sie mit einer verabscheuungswürdigen Heftigkeit dafür, haßten alle, die einer andern Meinung waren, und sorgten mehr für die Ausbreitung ihrer Träumereien, als der Tugend, welche doch der einzige Zweck der Lehren ihrer Stifter war!

Es ist eine häßliche Thorheit, wenn Geschöpfe einander hassen, oder über einander spotten, weil sie nicht alle einen Namen führen, nicht alle einer Meinung sind. Wir vergessen dadurch, daß wir alle von einem Schöpfer entspringen, wir tadeln das, was er geschehen läßt; er, der alle zu einem grossen Ziele erschaffen, und auch alle zu diesem grossen Ziele führen wird. Und wir Blinde, die wir nicht wissen, wie er seine Geschöpfe führt, wollen ihm nur einen Weg erlauben, auf dem er sie dahin führen soll!

Ihm, der tausend und tausend Wege hat, worauf er alle zum grossen Ziele bringen kann! O Thorheit, gröste aller Thorheiten! dem einen Weg vorzuschreiben, von dem alles war, ist und sein wird!

Unter diesem Gespräche rollte der goldene Sonnenwagen hinter den Bergen hinab, und bepurperte den heitern Horizont. Beide schwiegen izt, und betrachteten dies herrliche Schauspiel der Natur. Izt stieg der silberne Mond auf die Erde im sanften Schimmer herab. Millionen Sternen beleuchteten den blauen Vorsaal des Himmels, die Sänger im Felde und Hain schwiegen, und balsamischer Schlaf ergos sich über alle Geschöpfe. Beide wallten der Wohnung des hagern Mannes zu, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas, das man von keinem Eſel vermuthet hätte.

Es lieſt mancher ein Buch, und wenn er es zur Seite legt, hat er ſchon wieder vergeſſen, was im Buche ſtand. So hört mancher die weiſeſten Lehren, dreht ſich einmal auf dem Abſazze herum, und weg iſt die Erinnerung an ſelbe; und ſo ſchaffen weder die vernünftigſten Bücher, noch die weiſeſten Lehren ſolchen Geſchöpfen einigen Nuzzen. Daß die Menſchen zu ſo was fähig wären, daß die mit ſo vielen herrlichen Vorzügen vor andern begabten Geſchöpfe für die Stimme der Vernunft kein Ohr haben, und die Lehren der Weisheit verachten ſollten, wer könnte das glauben? Und doch — Ich, als Maulthier hab' das vielfältig bei ihnen bemerkt — und doch thun ſie es. — Welche Schande für die Men-

schen! Hierin war mein hochgeehrtester, viel theurer Onkel klüger, als sie, ob er gleich nur ein blauer Esel war. Er überdachte, was er vom hagern Manne gehört hatte, und — wollte seine Lehren benuzzen.

Wir haben schon bemerkt, daß der hagre Mann und der blaue Esel stillschweigend nach dem kleinen Häuschen zurükkehrten. Jener schwieg, weil sein Herz am Abend eines jeden Tages in frommen Empfindungen zu Gott aufwallte, und ihm für alle an diesem Tag aus seinen Händen empfangene Wohlthaten auf das lebhafteste dankte; dieser, weil seine ganze Seele mit dem beschäftiget war, was ihm der hagre Mann gesagt hatte. Beide legten sich zur Ruhe, ohne dieses Stillschweigen zu brechen. Allein obgleich mein Onkel ziemlich müde von dem Spaziergange war, so war doch sein Geist zu unruhig, als daß ihn der Schlaf hätte überwältigen können. Er lag ohngefehr bis Mitternacht auf seinem Lager in dem Mittelstande zwischen wachen und schlafen, als er sich aufraffte, und, weil

der

der Mond sehr helle schien, in den Garten ging. Hier sezte er sich unter einen dichtbelaubten Baum, und machte folgende Betrachtungen bei sich selbst. — Ein Esel Betrachtungen? — Ja, meine Herrn. Wundert Sie das, weil Sie es als Menschen nicht thun? — o ein Esel thut oft mehr, als die Menschen!

Was ist das? — Warum bin ich so unruhig? — Was drängen sich Gedanken an Gedanken? — Ist das, was ich izt thue, wirkliches Denken? Denken im Wachen? Oder war das, was ich in meinem Vaterlande dachte, mehr wachendes Denken. — — Nein dies war es nicht! Ich fühle daß das, was ich izt thue, wirkliches Denken ist. Meine ganze Seele beschäftiget sich damit; und das muß sie, wenn sie wirklich denkt. Alles um mich her ist tod, ist unwirksam auf mich. Ich fühle, daß meine Sinne ruhen, indem meine Seele arbeitet. Nein, mein voriges Wizzeln war nicht denken, war — träumen! — — Wie! so hätt' ich wirklich unrecht gethan! So hätt' ich mich unglüklich und zugleich lächerlich gemacht!

Und statt anderer zu spotten, über mich selbst gelacht! — Ja, ja, das hab' ich. Ich mag alle Verstandeskräfte anstrengen, ich finde nichts, das die Gründe des hagern Mannes widerlegen könnte. Es ist nichts in meiner Vernunft, das mir den geringsten Schein von Recht ließ; nichts in meiner Seele, das nicht für ihn redet. — — Ich hab mich also getäuscht! — schrecklich getäuscht! Ich hab' mich aus dem Schooße meiner Verwanten, aus meinem Vaterlande vertrieben, hab' mich meiner Güter, meines Vermögens beraubt, hab' mich um Ruhe und Glükseligkeit gebracht, und warum? Aus einem lächerlichen Stolze, ein — Narr zu sein! — Aber war denn das wirklich meine Absicht? — Ja! Konnt' ich die Meinungen der Tarespipri nicht ungekränkt lassen? Was ging's mich an! Ich glaubte viel Ungereimtes darin zu finden; gut, ich hätt' es für mich allein gefunden haben sollen. Must ich laut dagegen schreien? Aus was für einer Absicht that ich es? Dummkopf, der ich war! Warum hab' ich meine Mitgeschöpfe nicht erst genauer geprüft, ob sie im

Stan-

Stande sind, das so zu finden, wie ich es fand. Ich hätte gesehen, daß die Esseln keine Empfänglichkeit für die Wahrheit haben; daß ihre Seele für die Weisheit nicht gemacht ist; und wenn sie es nicht ist, hätt' ich ihnen genutzt? Gewis nicht. War also dies meine Absicht? — Sie war es nicht! ich hatte selbst Meinungen geträumt, ich wollte sie verbreiten, wollte die Meinungen der Taresspipri vernichten, um die meinigen zu erheben. Ich wollte den Ruhm haben, ein so altes langedauerndes Lehrgebäude zu erschüttern, zu zerstören, um auf dessen Ruinen das meinige aufzubauen. — Und wenn ich es nun hätte! Wären sie weiser, wären sie tugendhafter geworden? Nichts von beiden. Ich hätte ihre Köpfe mit zwo verschiedenen Meinungen verwirrt, und sie zu Zweiflern gemacht. Und das um die Tugend zu befördern? — Nein, um meinen Stolz zu befriedigen. — Sieh da, die herrlichen Thaten, durch die ich glaubte, einen unsterblichen Ruhm zu erwerben! Sieh da die schöne Absicht, die ich für so löblich, so erhaben, so edel hielt — — Ja hagrer Freund, du hast

recht

recht. Thorheit ist es, Geschöpfe weise machen zu wollen, die nicht weise werden können — Ich will deinen Lehren folgen. Will jeden lassen bei der Meinung, die er hat, da es ohnehin nur verlorne Mühe ist, ihn eines bessern zu überreden. Mögen alle träumen, was soll das mich in Zukunft scheren! Ich werde froh sein, allein zu wachen, und ruhig dabei sein, um nicht die andern aus ihrem Traume zu wekken. Mögen die Tarespipri lehren, was sie wollen. Der Narr genug ist, ihnen zu glauben, mag es sein, vielleicht ist's ihm wohl in seiner Narrheit. Was schiert mich seine Kappe, wenn nur ich weise, wenn nur ich rechtschaffen bin!

Nach diesem langen Selbstgespräche ward mein Onkel etwas ruhiger. Sei es, daß die Vernunft die Unruhe, in der sich seine Seele befand, wirklich gedämpfet hatte; oder daß die schmeichelnde Hofnung, er würde ins künftige weiser und rechtschaffener handeln, — und wer schmeichelt sich nicht gerne mit dieser Hofnung, — ihn vergessen ließ, daß er bis itzt ein

Thor

Thor war. Genug die Gedanken drängten sich nicht mehr so häufig heran, sein Geist, den er in dieser Selbstbetrachtung etwas stark angestrenget hatte, erm.dete, und seine Sinne, die nicht viel munterer, als sein Geist waren, verschufen ihm die Erholung durch einen sanften Schlummer. Wir wollen indessen diesen Zwischenraum benuzzen, und einige Worte mit unsern, respektive mit Gunst Herren, Frauen, Jungfrauen, Rittern und Knechten, die diese Geschichte vielleicht lesen, ein Paar Worte sprechen, welche bezweifeln könnten: ob ein Esel fähig sei, diese Betrachtungen zu machen?

Sie wollen daher grosgünstige Herren, gnädige Frauen, züchtige Jungfrauen, streitbare Ritter und reusige Knechte gnädigst beherzigen, daß mein Onkel keiner von den gemeinen Langohren, sondern ein blauer Esel war, und daß ihm seine blaue Farbe schon einen mächtig grossen Vorzug vor den andern Eseln verschuf. Freilich können Sie in Gnaden einwenden, daß ein blauer Esel demohngeachtet immer noch ein Esel sei;

und ich muß Ihnen nach Ihrer gnädigen Weisheit Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß dieſe Einwendung nach Ihrer grundtiefen Gelehrſamkeit wirklich eine Einwendung iſt, die ich aber von Ihnen gar nicht vermuthet hätte, weil — ja weil Sie — gnädig gelehrt ſind. Aber ſehen Sie, ich könnte Ihnen wieder eine Einwendung machen, daß zwiſchen Ihnen, obgleich ſie grosgünſtig, gnädig, züchtig, ſtreitbar und reuſig ſind, und zwiſchen andern Menſchen eben kein Unterſchied ſei; und doch behaupten Sie, — und Gott wolle mich in Gnaden bewahren, daß es mir je in den Sinn kommen ſollte, Ihnen dieſen Vorzug ſtreitig zu machen, oder Sie darum zu beneiden, ob ich gleich nur ein Maulthier bin! — und doch behaupten Sie, daß Sie vor den andern Menſchen einen Vorzug haben. Nun iſt aber dasjenige wohl eben ſo viel werth, gründet ſich auf den nemlichen Zufal, das Ihnen einen Vorzug giebt, als das, daß mein Onkel kein grauer, ſondern ein blauer Eſel geworden; es iſt alſo eben ſo natürlich, eben ſo wahr und richtig, daß ihm ſeine blaue

Far-

Farbe einen groſſen Vorzug vor den andern Eſeln gab, als es natürlich, wahr, und richtig iſt, daß Ihnen Ihre Geburt einen Vorzug vor den andern Menſchen einräumt. Doch wir wollen das Ding ſein laſſen, und auf das zurükkehren, was ich Ihnen beweiſen wollte, daß nemlich mein Onkel wirklich dieſe Betrachtung machen konnte.

Obgleich im Lande der Eſeln die grosgünſtigen, gnädigen, züchtigen, ſtreitbaren und reuſigen Eſeln und Eſelinnen ganz nach Ihrem Schlage, meine grosgünſtigen, gnädigen, züchtigen, ſtreitbaren und reuſigen Menſchen und Menſchinnen *) ſind; das heiſt, weder Verſtand noch Tugend gegen ihre andere Vorzüge zu achten; ſo war das doch nicht der Fall bei meinem Onkel, der, ohngeachtet er wuſte, daß er ein blauer Eſel ſei,

doch

*) So hat auch ein Maulthier unſre Sprache mit einem Worte bereichert. Menſchinnen ſoll wohl ſo viel heiſſen, als Weiber. A. D. H.

doch auch nach Weisheit und Rechtschaffenheit strebte, und sichs zur Lieblingspassion machte, alle andere darin zu übertreffen. Ruhm und Rechtschaffenheit zu erlangen, und der gröste Weise zu sein, waren die einzigen Steckenpferde, worauf er gerne herumritt. Nichts war ihm zu kostbar, was er nicht für selbe gegeben hätte; selbst der Verlust seines Lebens würde ihn nicht so geschmerzt haben, als der Verlust eines von diesen Steckenpferdchen. Er glaubte, er habe sich so fest in Sattel gesezt, daß kein Ritter, er möge noch so viele Ebenheuer bestanden haben, ihn zwingen könnte, den Sattel zu räumen. Einige glükliche Turniere, worin er immer den Preis erhielt, hatten ihn noch mehr in seinem Glauben befestiget, so zwar, daß er zulezt so kühn ward, jeden Ritter aufzufordern, um mit ihm einen Ritt zu wagen, und er hielt sich immer für unüberwindlich, so lange er auf einem seiner Steckenpferdchen säße. Nun denke man sich, wie sehr ihn das müsse gewurmt haben, da, nicht ein rüstiger Ritter, sondern ein dürrer hagrer Mann in den

Schranken trat, der sich nicht nur allein erfrechte, mit ihm eine Lanze zu brechen, sondern der sogar auf einen Stoß Mann und Pferd in den Sand strekte. Vergebens schwang sich mein Onkel auf sein anderes Steckenpferd, und glaubte den Sieg davon zu tragen; der hagre Mann stieß so, wie das erstemal, Mann und Pferd nieder. Dieses muste nun meinen Onkel gewaltig schmerzen, daß er, der sonst immer den Schranken behauptete, gegen so viele rüstige Ritter mit scharfen Lanzen und breiten Schwertern den Preis davon getragen hatte, beides izt einem dürren, kraftlosscheinenden Manne überlassen muste. Sein ganzer Ritterruhm, den er auf so vielen Turnieren sich erworben hatte, war izt auf einmal verloren; und was noch das ärgste dabei war, er muste sich's selbst eingestehen: die Prinzessin des hagern Mannes sei die schönste, und er habe so viele Ebentheuer nur einer gepinselten Dame wegen bestritten, die zwar mit ihren erborgten Farben glänzte, aber an und für sich ganz häßlich war. Beleidigte Ehre, Eifersucht, verlangen, der Ritter eine eben so schö-

ne Prinzessin zu werden, und ihr um den Sold der Minne zu dienen, musten nothwendig seine Seele beunruhigen, und ihn zu dieser Betrachtung führen. Er konnte sich's nicht leugnen, daß sein Gegner unendlich grössere Vortheile im Kämpfen gehabt habe, als er. Er wollte also die Ursache wissen, warum dieser grössere Vortheile gehabt, und was sie ihm verschaft habe. Nun fand er, daß seine Lanze viel zu schwach war, seine Steckenpferde zu wenig Kraft hatten, und er selbst nicht allzufest im Sattel saß. Kaum hatt' er das gefunden, so warf er, oder wollte wenigstens seine Lanze wegwerfen, um sich eine grössere anzuschaffen; seine Steckenpferde gegen stärkere Rosse zu vertauschen, und hauptsächlich sich darin zu üben, recht fest im Sattel zu sizzen.

Ich sage, daß er dies alles — thun wollte; allein sogern ich auch den mit Gunst respektive Lesern und Leserinnen meinen viel theuren Onkel immer von der besten Seite zeigen möchte, so seh ich mich doch gezwungen, zu gestehen, daß dies einer von den grösten Fehlern

des

des blauen Esels war, daß er zwar immer den besten Vorsatz hatte, aber bey der ersten Gelegenheit immer wieder vergas, was er sich vorgenommen, zu thun; und so werden wir ihn bald wieder sehen, wie er, ohngeachtet er hoch und theuer schwur, nie schlecht beritten und bewafnet in den Schranken zu treten, doch, uneingedenk seines Schwures, wieder eine Lanze brach, wobei er nicht nur allein sehr unsanft in den Sand gestrekt wurde, sondern sich auch die Nase ein wenig blutig fiel, und sich, wär' ihm der hagre Mann nicht zu Hülfe gekommen, wohl gar ein Bein, oder das Genik eingestürzet hätte.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Guter Morgen, nebst einer Unterhaltung beim Frühstükke.

Auch der hagre Mann schlief diese Nacht nicht mit der gewöhnlichen Ruhe, mit welcher er sonst zu schlafen pflegte. Noch zwo Stunden früher, eh Phöbus die Pferde an seinem feurigen Wagen spannte, verließ er schon sein Lager, und sah, ob mein Onkel aufgestanden sei? Er wunderte sich nicht wenig, da er das Bette leer fand, und den blauen Esel im ganzen Häuschen nirgends erlugen konnte. Solltest du ihn beleidiget haben, sagte er zu sich selbst, da du ihn von seinem Irrthum überzeugtest, daß er dich deswegen verlassen hat? — Kann sein. Wahrheit ist immer beleidigend für den, den sie trift. — Sieh, so vielfältige Erfahrungen belehrten dich, daß die Geschöpfe dieser Erde alles, nur nicht die

Wahr-

Wahrheit vertragen können. Warum schwiegst du nicht, und folgtest selbst der Lehre, die du ihm gabst: Keinen weiser zu machen, als er ist! — — Soll er mich denn wirklich verlassen haben? Er sah so gut aus, äuserte so viel Vortheilhaftes in seinen Gesichtszügen, daß ich glaubte, er habe alle Anlage zu einem weisen und rechtschaffenen Geschöpfe, und daß ihn die Wahrheit nie beleidigen könne. — Thor! Was ist betrügerischer, als die Kunst, einem an der Nasenspizze anzusehen, was er ist? Je gröſſer der Schurke, je ehrlicher sein Gesicht. — Nun gut, er mag in Frieden wandeln. — — So dachte der hagre Mann, trat ans Fenster und erblikte meinen Onkel unter dem Baume im Schlafe begraben — — Ei, ei! wieder einen Abderitenstreich, alter Kopf! — Sieh, hast ihm Unrecht gethan; wieder falsch geurtheilt; daß wir immer fehlen müssen, wenn wir am richtigsten zu wandeln gedenken. — Es ist um des Menschen Weisheit doch ein armes elendes Ding. — — Izt begab er sich in den Garten, um zu sehen, was mein Onkel mache.

Ein Traum, den der blaue Esel hatte, wekte ihn auf, und zwar in einem Augenblikke, wo er nicht besser hätte aufwachen können. Es träumte ihm, ein hungriger Wolf verfolge ihn, er wollte entfliehen, aber der Wolf holte ihn ein, und da er seine lezten Kräften sammelte, sich zu retten, so schlug er mit den beiden Hinterfüssen aus. Von dieser Bewegung erwachte er, und fand den hagern Mann an seiner Seite, der ihm einen guten Morgen bot.

„Warum haben Sie Ihr Bette verlassen, und diese Nacht unterm freien Himmel zugebracht?“

Dank Ihnen, Dank Ihnen, lieber Freund!

„Für was? daß ich den Argwohn auf Sie faßte: Sie hätten mich heimlich verlassen, weil ich Sie weder in ihrem Bette, noch im ganzen Häuschen fand? Lieber Freund, dafür danken Sie nicht! Es war ein Fehler von mir, den ich Ihnen izt aufrichtig gestehe; denn sehen

Sie,

Sie, es ist keine Schande zu gestehen: man habe gefehlet, sondern seinen Fehler hartnäkig vertheidigen, das ist Schande. Im ersten Falle zeigen wir, daß wir zur Selbsterkentnis gelangt sind; im zweenten, daß wir sie noch nicht haben"

Dank, und vielfachen Dank, lieber Freund! Sie haben mich aus einem doppelten Traume gewekt; aus dem Irrthum, darin ich war, und izt aus der Gefahr, von einem Wolf gefressen zu werden."

Der hagre Mann wuste nicht, was er daraus nehmen sollte. Mein Onkel erzählte ihm daher alles, was von dem Augenblikke an, da der hagre Mann seine Rede beschloß, bis izt in seiner Seele vorgegangen war. Er wiederholte ihm die ganze Betrachtung, die er gemacht hatte, und vergas nicht, ihm seinen Vorsaz zu entdekken. Alles dieses entzükte den hagern Mann. Er umarmte meinen Onkel vor Freude. „Recht so (sagte er) recht so, lieber junger Freund! Das müssen wir thun, wenn wir vernünftige Geschöpfe sein wollen: Nicht nur allein die

Lehren der Weisheit hören, sondern sie nüzen. Ich hab' mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie können ein rechtschaffener und auch ein weiser Esel werden; ob es gleich sehr hart ist, einem Esel Weisheit beizubringen. Fahren Sie fort, sich selbst kennen zu lernen; denn ohne Selbstkenntnis ist keine Weisheit, und alles Uibrige ist leeres Wortspiel, schale, abgeschmalte Dummheit. Wir müssen uns selbst kennen, wenn wir weise sein wollen. Fahren Sie fort, sich selbst zu prüfen! und Sie werden glüklich sein. Was ich zu ihrem Glüke beitragen kann, will ich thun. Sie sollen meine Geschichte hören. Sie sollen sich daraus die Erfahrung ziehen, die ich theuer habe erkaufen müssen, wie man mit Geschöpfen, besonders mit Menschen umgehen müsse, wenn man unter ihnen fortkommen will; und damit Sie auch die Menschen im allgemeinen kennen lernen, will ich Ihnen die verschiedenen Hauptklassen derselben schildern. Doch izt zu meiner Geschichte, die Sie hören können, indem wir Frühstükten.

Geſchichte des hagern Mannes.

Ich bin in einem Lande geboren, wo die Dummheit den Zepter führet, und der Aberglaube die gröſte aller Tugenden iſt. Mein Vater war aus dem älteſten Hauſe, und nannte ſich Graf von Velesquarez, y Madaresko, y Suina, y Aikawezo, welcher meine Mutter, ob ſie gleich nicht von Adel war, und er aus einer uralten adelichen, reinen Familie entſprana, heirathete; und zwar aus lauter Andacht, oder vielmehr durch Betrug ihres Vaters. Meine Mutter war die Tochter eines Grand Inquiſitors, die er mit einer Jüdin gezeugt hatte. Meine Grosmutter war ſchön, hatte aber das Unglük, der heiligen Inquiſizion in die Hände zu fallen, und ſoute verbrannt werden. Mein Grosvater hatte ſie kaum geſehen, als er ſogleich den heiligen Vorſaz faßte, alles, was nur in ſeinem Vermögen wäre, zu ihrer Bekehrung anzuwenden. Er beſuchte ſie öfters, und da er ein junger, wohlgebildeter feuriger Mann war, ſo gelang es ihm die ſchöne Jüdin durch die Stärke ſeiner Gründe

bald zu überführen, und auf den rechten allein selig machenden Weg zu bringen. Die schöne Jüdin fand bald, daß ein Grand Inquisitor lange nicht so fürchterlich sei, als ein Scheiterhaufen, und wollte sich lieber von seinen Flammen, als vom Auto-da-Fe verzehren lassen. Mein Grosvater voller Freude eine Seele aus dem ewigen Schwefelpfule errettet zu haben, führte die bekehrte Jüdin in ein sehr prächtiges Haus, wo er ihr alles, was sie forderte, anschuf.

Meine Mutter kam bald darauf zur Welt, und wurde prächtig und in aller Andacht erzogen. Da meine Grosmutter bald hernach starb, so wandte der Grand Inquisitor alle seine Zärtlichkeit und Sorgfalt auf sie an. Sein ganzes Dichten und Trachten ginz dahin, sie anständig zu verheirathen. Es ist leicht zu vermuthen, daß der Grand Inquisitor meine Mutter nicht für sein Kind werde ausgegeben haben. Er gab vor, sie sei die Tochter eines verstorbenen Edelmanns, der sein guter Freund war, und die er aus christlicher Liebe erziehen lasse. Durch

die-

diesen Kniff machte er sich vor den Augen der Welt rein, und erwarb sich zugleich den Ruhm eines wohlthätigen Mannes.

Aus den vielen ansehnlichen adelichen jungen Herren warf er sein Aug auf meinen Vater den Grafen Antonio von Velesquarez, y Madaresko y Suina, y Aikawezo, den er zum Bräutigam seiner Tochter wählte; theils weil mein Vater aus einem sehr alten Adel war; theils weil er glaubte, daß er, der selbst kein Vermögen hatte, durch das grosse Heirathsgut, das er seiner Tochter mitzugeben versprach, geblendet, nicht viel der Familie seiner Braut nachforschen werde. Es gelang ihm auch, meinen Vater in das Garn zu locken, und die Dona Kassandra mit ihm zu vermählen.

Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, sagte mein Onkel. Was bedeuten die vielen Namen, die Ihr Vater hatte?

Es sind die Namen der Herrschaften, von welchen zwar mein Vater die Titel, aber nicht die Güter besas. Das Beila-

ger

ger wurde mit allem Pracht gefeiert, und mein Vater pries sich glüklich eine schöne Gemalin und ein ansehnliches Vermögen zu besizzen. Er erfuhr zwar hernach, daß meine Mutter aus einem Grand Inquisitorischen Blute entquollen sei; aber er lebte doch mit ihr in der gröſten Eintracht; denn theils wuste es ausser ihm sonst niemand, und theils machte ihr Vermögen, daß er gerne seinen Adel vergas, weil er wuste, daß das Geld den ältesten Adel immer aufwiege, wenn dieser ohne Gold in der Wagschale liegt.

Mein Vater hatte mit meiner Mutter viele Kinder gezeugt, unter welchen ich aus den Söhnen der jüngste war. Der älteste erbte die Güter und Namen meines Vaters, die andern musten Soldaten werden, ob sie gleich wenig Muth hatten, und ich sollte in ein Kloster, weil meine Mutter vorgab, eine Erscheinung vom heiligen Jago de Kompostella gehabt zu haben, der ihr offenbarte, ich würde ein grosser Heiliger werden, und viele Wunder wirken. Aus dieser Ursache hielt man mir einen geistlichen Hofmeister,

wel-

welcher mich in allen zum geiſtlichen Stande nöthigen Wiſſenſchaften unterrichtete, wozu ich aber nicht viel brauchte. Ich würde auch gewis auſſer ſchlecht leſen und ſchreiben, nichts gelernet haben, wenn nicht zu gutem Glükke ein Teutſcher in dem Hauſe meines Vaters gedienet hätte, welcher mir heimlich in verſchiedenen Wiſſenſchaften Unterricht gab; und, da ſich ihm bald die Kräfte meiner Seele entwikkelten, mich auch denken lehrte, was mein geiſtlicher Hofmeiſter für das unnüzzeſte Ding hielt: vermuthlich weil er ſelbſt nicht denken konnte.

Je mehr mein Geiſt durch den Fleis des Teutſchen gebildet wurde, je ekelhafter war mir der Unterricht meines Hofmeiſters, und um ſo abgeſchmakter fand ich ſeine Lehren. Ich muſte mir oft den gröſten Zwang anthun, um ihn anzuhören, oder um ihm nicht zu widerſprechen. Da aber nur die geringſte Muthmaſſung, daß ich anders, als mein geiſtlicher Hofmeiſter, denke, mir nicht nur allein die Gnade meines Vaters geraubet, ſondern auch meinen rechtſchaffenen Teutſchen auf den

Schei-

Scheiterhaufen gebrache hätte, so stellte ich mich immer, als wenn ich noch so sehr allem anhienge, was man mir so heilig, so nothwendig zur ewigen Seligkeit vorpredigte; und da weder mein Vater, noch mein Hofmeister nur das geringste vom Gegentheile muthmaßten, auch niemand im ganzen Hause wuste, daß dieser rechtschaffene Teutsche mir geheimen Unterricht ertheilte, so waren alle sehr erfreuet, da sie meine grosse Gelehrsamkeit sahen, welche nach ihrer Meinung darin bestand, daß ich alles, was mir der Hofmeister vorsagte, auf ein Jota nachschwäzzen konnte. Mein Vater nannte mich oft die Freude seines Alters, und meine Mutter umarmte und küßte mich herzlich, wobei sie mir zugleich mit einem prophetischen Geiste die Heiligkeit meines Grosvaters vorhersagte.

Ich erreichte endlich mein fünfzehntes Jahr, und fühlte die ganze Grösse, die Abscheulichkeit des Opfers, zu welchem man mich bestimmt hatte. Meine Mutter erzählte an meinem fünfzehnten Geburtstage die Erscheinung, welche sie gehabt hat-

hatte. Mein Hofmeiſter ergriff dieſe Gelegenheit, mich zu ermahmen, die heilige Warnung zu nuzzen, und dem Winke zu folgen, den mir Gott ſelbſt gäbe. Mein Vater beſtättigte, was meine Hofmeiſter geſagt hatte, und mein Mutter lobte mich, daß ich den Vorſaz gefaßt habe, den Strikken des Teufels und den Verſuchungen der Welt in einem Kloſter zu entgehen, und gab mir zu dieſem heiligen Berufe ihren ganzen mütterlichen Segen. Es ward nun feſt beſchloſſen, ich müſſe ins Kloſter, und keinem fiel es ein, mich zu fragen, ob ich auch hinein wolle? Mein Hofmeiſter, ein Mönch, gab hievon den Bericht an ſein Kloſter, und vergas beſonders der Erſcheinung nicht, die mein Mutter gehabt hatte. Der Abt verſammelte das Konvent, und dieſes beſchlos, nachdem es vorher genau berechnet hatte, wie viele Wahlfahrten järlich zu mir angeſtellet werden, und wie einträglich ihnen meine Wunderwerke ſein könnten, den künftigen Heiligen in ihren Orden und zwar ohne Mitgabe aufzunehmen, welches ſonſt nie geſchieht. Sie ſäumten nun nicht, aus Furcht ein anderes Klo-

ſter

ſter könnte ihnen vorkommen, wenn es von meiner bevorſtehenden Heiligkeit hörte, meinem Vater den Antrag zu machen. Dieſer, ganz erfreut, daß er mir nichts mitgeben dürfe, ſchlug mit beiden Händen ein, und mir wurden noch acht Tage gegeben, in der Welt zu bleiben.

So muß es einem ſein, der zum Tode geführt wird, und heute denkt: Morgen ſtirbſt du unter der Hand des Henkers! als es mir war, da der lezte Tag heran kam, an welchem ich lebendig begraben werden ſollte. Abends vorher hatte mein redlicher Teutſcher noch die Gelegenheit, mich ohne Zeugen zu ſprechen. Er umarmte mich mit Thränen, und nachdem er einige Minuten an meinem Buſen geweinet hatte, ſprach er ſehr gerührt zu mir: Sie gehen mein lieber Giuſeppo (denn dies iſt mein Name) und meine Augen werden Sie nicht mehr ſehen! Sie gehen an einen Ort, wo Unthätigkeit des Geiſtes die erſte Vollkommenheit iſt, die man von Ihnen fordern, und wo jede Seelenkraft mit Gewalt erſtikt werden wird. Nuzen Sie die wenigen Lehren in Geheim, die

ich Ihnen gab, da es Ihnen nicht wird erlaubt sein, einen öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Sein Sie im Innern Ihrer Seele weise, indem Sie sich äusserlich stellen, Ihren Brüdern ähnlich zu sein. Nehmen Sie sich aber ja in acht, merken zu lassen, daß sie mehr, als diese, wissen; denn dadurch wird man am ersten in den Klöstern von den andern verachtet, verfolgt, und von den Obern gedrükt! O lieber Giuseppo! gerne hätt' ich Sie in der Welt gesehen. Welch ein Mann wär' aus Ihnen geworden! Welch grosser, allumfassender Geist! Welche Fähigkeit! und das muß izt alles im Kloster erschlaffen. O Schande, Schande! Warum kann ich Sie nicht retten! — Aber, Giuseppo, sollten Sie eine Gelegenheit finden, sich einem Joche entreissen zu können, für das Ihre Seele zu gros, zu edel ist, um es zu tragen, ergreifen Sie sie; und sollten Sie meiner Dinste hiezu nöthig haben, lassen Sie mich es wissen, ich will mein Leben daran wagen, um der Welt einen Mann zu erhalten, den die heilige Einfalt in einen Mönch metamorphosiren will!„ — — Er verliss mich sehr gerührt, weil

eben andere Bediente herzu kamen, von mir Abschied zu nehmen, und seit dieser Stunde hab ich ihn nicht mehr gesehen. Aber ewig wird sein Andenken in meiner Seele leben. Nie werde ich seiner Liebe zu mir vergessen, und stets dem Manne danken, welcher den ersten Grund zu meiner izzigen Glükseligkeit geleget hatte.

Der Tag erschien, und ich wurde mit vielem Pomp in den Kerker geführt, der mir am gräslichsten aus allen schien, weil er wider die Ordnung ist, die Gott unter den Menschen eingeführt hat. Die Brüder des Kloster empfingen mich, als einen künftigen Heiligen, mit vieler Ehrfurcht. Das schüchterne, das matte und niedergeschlagene meiner Blikke, welches von dem Widerwillen, den ich gegen das Kloster hatte, herrührte, wurde von allen für eine untrügliche Spur meiner innern Heiligkeit gehalten; ja einige betheuerten sogar, sie hätten, als ich eintrat, einen goldenen Schein um mein Haupt gesehen. Ich wurde alsobald mit vielem Jubel eingekleidet, und trat mein Probe-

jahr

jahr an, welches mir aber, als einem Heiligen, sehr erleichtert ward.

Da Ich aus dem Probejahr kam, wurd ich in die Geheimnisse und Regeln des Ordens inizüret; und nun lernte ich erst die Tugenden des Klosters kennen. Neid, Haß, Misgunst, Zank, Stolz, Rachsucht, Mismuth wohnten in den Zellen der Geistlichen. Einer verfolgte den andern, und that, was ihn verdros. Ohngeachtet aller meiner Heiligkeit, die man bei mir vorhersah, konnt. ich doch nicht ihren Verfolgungen entgehen. Einige beneideten mich um die Ehre eines Heiligen; andre suchten meine Tugend durch ihre Verleimdungen zu verdunkeln, andere misgönnten mir die Gunst meiner Obern, und dichteten mir alle ihre Laster an, um mich zu stürzen. Ein einziger schien diese Tugenden der Mönche zu verabscheuen. Ich sah ihn stets allein und von den andern Brüdern abgesöndert. Die melancholischen Züge seines Gesichtes, ließen mich glauben, daß er mit seinem Stande eben so unzufrieden sei, als ich.

Ich fand ihn einmal im Garten ganz allein. Er hatte ein Buch in der Hand und las. Ich ging auf ihn zu. Er erschrak, da er mich sah, und wolte das Buch geschwind verstekken. Ich redete ihn an. Er las die Gesinnungen meines Herzens in meinen Minen, und seine Furcht verschwand. Er gestand mir, daß seine Eltern ihn gezwungen hätten ins Kloster zu gehen; daß er nie eine Lust gehabt hatte, den Menschen zu verleugnen, weil er stets überzeugt gewesen wäre, daß der Mann zur Gesellschaft des Weibes geschaffen sei, und daß folglich, den Trieb zur Begattung erstikken wollen, eben so viel heisse, als das verbessern, was Gott gemacht hat. Glauben Sie mir, mein Bruder, fuhr er fort, ich habe durch meine Vernunft, durch langes Nachdenken eingesehen, daß alles, was man uns zu überreden sucht, eitles Hirngespinst sei, welches die Alten aus was immer vor einer Ursache erdichtet haben, und das sich durch nichts erhältet, als weil es eine alte Lüge und Alfanzerei ist.

Die Vernunft, fiel ich ihm ein, hat mir das nemliche gesagt, und ich glaube sie sagt es einem jeden, der sie darum frägt, und auch hört. Sie hat mir gesagt, daß es hinlänglich sei, dem Wesen aller Wesen zu gefallen, wenn man sich bestrebt, rechtschaffen und tugendhaft zu sein, welches schon zur Glükseligkeit hienieden nöthig ist. Warum wollen wir also, oder, wie die Geistlichen sagen, sollen wir ihre Stimme nicht hören? Ist sie zu schwach, zu eingeschränkt uns zu leiten? Was kann uns ausser ihr zur Führerin dienen? Soll ich meiner eigenen Vernunft weniger trauen, als der Vernunft eines anders? Mich kann die meinige täuschen. Gut! Wer bürgt mir dafür, daß die Vernunft eines andern nicht irre? Wer kann mich von der Unfehlbarkeit seiner Meinungen überzeigen? Oder warum soll ich in dem wichtigsten Punkte meines Lebens, von dem der gröste, der einzige Theil meiner Glükseligkeit abhängt, warum soll ich just hier die Vernunft nicht brauchen können, da ich sie zu allen andern minder wichtigen Dingen brauchen muß? Soll mir der Schöpfer zur

Erreichung des Ziels meines Daseins ein unvollkommenes Mittel, oder eines, das ich dazu gar nicht brauchen kann, gegeben haben? Nein, nur die Vernunft kann, nur sie muß die einzige Führerin unsrer Handlungen sein, wenn wir glüklich sein wollen.

„Ach Sie haben Recht, sagte er, aber was können wir an einem Orte thun, wo man uns zwingt, der Vernunft abzuschwören?“

Da ich merkte, daß er eben so wenig, als ich, Neigung zu dem Mittelstande zwischen Mensch und Engel hatte, der so viel Werth ist, als der Stand des Maulthiers, das weder Pferd, noch Esel ist, so gab ich ihm den Rath, mit mir bei der ersten Gelegenheit von einem Orte zu entfliehen, wo weder Vernunft noch wahre Tugend wohnt. Er willigte in den Vorschlag, und wir beschlossen, es so bald, als möglich, zu thun. “ Aber, fragte er mich, wie werden wir das können?“

Sehr leicht, sagte ich. Ich will mich der mir angedichteten Heiligkeit zu unserm Besten bedienen, und die Mönche durch einige Blendwerke, die sie für Wunder halten werden, in ihren Glauben befestigen. Glauben sie nicht, fuhr ich fort, da ich bei ihm einige Bedenklichkeiten merkte, daß es mir schwer sein soll das zu thun! Nie findet der Aberglaube mehr Eingang bei den Menschen, als wo Dummheit, oder Eigennuz sie verhindert, die Wahrheit zu sehen; und dies ist hier gerade der Fall. Der Laie wird nicht sehen, weil er dumm ist, und man sorgfältig darauf achtet, ihn bei seiner Blindheit zu erhalten; und der Geistliche wird nicht sehen wollen, weil sein Eigennuz gute Rechnung zu finden hofft; oder er wird wirklich nicht sehen, weil er zugleich dumm und eigennüzzig ist.

Joikondo (dies war der Name dieses weisen Mannes) willigte nun in alles, und wir überdachten unsern Plan.

Da wir alle nöthige Maasregeln genommen hatten, so schritt ich zu meinem

ersten Wunderwerke, welches mich in den Ruf der Heiligkeit sezen sollte. Ich weis, daß sie keine förmliche Erzählung von mir fordern, durch welche Blendwerke ich den Abt und das ganze Konvent getäuscht habe. Es war an sich selbst so was Abgeschmaktes, daß ich mich noch izt darüber ärgere, wenn ich überdenke, daß die Menschen so dumm sein können, sich durch solche Blendwerke betrügen zu lassen. Genug es gelang uns, alle bei der Nase zu fassen, und hinzuführen, wohin wir sie haben wollten. Die Brüder staunten meine Wunderwerke an, und lobten Gott, daß er ihren Orden mit einem neuen Heiligen gezieret habe.

Ich und Joikondo kamen nun täglich im Garten zusammen. Wir lachten über den dummen Aberglauben unsrer Brüder, und beschlossen mit nächstem das Kloster zu verlassen.

Einmal überredete ich den Abt, ich hätte eine Erscheinung gehabt, worin mir befohlen worden wäre, eine Wallfart nach Kompostella zum Grabe des Apostel Jago

zu machen, und hat mir den Bruder Joikondo zur Begleitung aus. Der gute Abt setzte kein Mistrauen in meine Heiligkeit. Er versah uns mit dem nöthigsten, was wir zur Reise brauchten, gab uns eine ansehnliche Summa Geldes mit, und ließ uns, nachdem er sich in mein heiliges Gebet empfolen hatte, ich und Joikondo aber in die Gelder des Klosters, von dessen Schäzzen wir einen Vorrath mit nahmen, in Frieden ziehen.

Froh, dem Joche dieser Sklaverei unsern Nakken entzogen zu haben, eilten wir nach Frankreich. Joikondo hatte ansehnliche Freunde daselbst, die uns bei Hof einführten, und bei allen Grossen des Reichs bekannt machten. Man fand, daß wir dem Staate Dienste leisten könnten, und gebrauchte uns zu verschiedenen Geschäften; da wir sie aber vollendet hatten, lies man uns in Gnaden ziehen, unter dem Vorwande, — man habe unser nicht mehr nöthig. Dieses Betragen erregte unsern ganzen Unwillen, und wir beschlossen, keinem Hofe mehr zu dienen, sondern unsre Dienste Privatpersonen anzubieten.

Wir kammen nach Pr * * Joikondo, der grosse Fähigkeiten, eine ausgebreitete Kenntnis in allen Wissenschaften und viele Weisheit hatte, trat bei einem Buchdrukker ein. Dieser Mann machte ihm viele und ahnsehnliche Verheissungen, und versprach ihm, wie man im gemeinen Sprichworte sagt, goldene Berge. Joikondo hielt das Wort eines Mannes für heilig. Er arbeitete Tag und Nacht unermüdet fort, und lieferte einige gute und treffliche Bücher. Seine Werke wurden mit vielem Beifalle aufgenommen, und in einer kurzen Zeit die ganze Auflage von einigen tausend Exemplaren aufgegriffen. Der Buchdrukker bereicherte sich dadurch und — hielt nichts von allem dem, was er versprochen hatte. Ich übernahm indessen die Stelle eines Hofmeisters bei einigen Kindern. Ich fand, daß meine Zöglinge sehr vernachlässiget waren. Die Art, wie man sie bisher erzogen hatte, war schlechterdings nichts nüzze. Ich that Vorschläge; aber der Vater war ein Narr, glaubte viel zu wissen, weil er viel gelesen, aber nichts verstanden hatte, und die ganze Familie besaß Eigendünkel und vorgefaßte Meinungen

gen. Man wollte mich hofmeistern, anstatt daß ich es bei den Kindern thun sollte. Ich sah, daß alles verlorene Mühe sei, und ging meines Weges.

Wir verliessen Pr. * * und reisten nach C * * * * Joikondo glaubte nun klüger zu sein. Er wollte dem blossen Worte eines Mannes nicht mehr trauen, sondern alles schriftlich haben: dadurch glaubte er gegen allen Betrug gesichert zu sein. Er trat mit einem ansehnlichen Manne in eine Handlungsgesellschaft. Beide errichteten mit einander einen schriftlichen Vertrag. Jeder legte drei tausend Thaler ein. Der Gewinst war reichlich zu hoffen; allein Joikondo welcher die Menschen nicht kannte, und sich ein zu vortheilhaftes Bild von ihnen gemacht hatte, war in allen den Ränken unerfahren, und wuste die feine Wendung nicht, die im Vertrage angebracht war, vermög welcher seinem Handlungsgespan der ganze Gewinst zufiel. Zwei Jahre verflossen, ohne das Joikondo einen Pfenning erhielt. Er forderte die Theilung des Gewinstes. Er ward ihm abgestritten. Er berief sich auf den Vertrag. Dieser

wur-

warde herbeigeholet, und ihm deutlich daraus vordemonstrirt, daß er nichts bekommen könne. Jokondo schrie über Ungerechtigkeit, über Betrug. Es half nichts. Er wurde damit getröstet, sein Recht vor Gericht zu suchen, wenn er welches habe. Er nahm sich einen Advokaten auf. Dieser versicherte ihn, er habe die gerechteste Sache; er müsse ganz sicher gewinnen. Es kam zum Prozeß. Einige hundert Thaler wurden von den Gesezen verschlungen, und zulezt das Recht dazu, und er muste froh sein, mit einem Verluste von tausend Thalern davon zu kommen.

Inzwischen hatte ich mit einem dem Anscheine nach rechtschaffenen Manne Bekanntschaft gemacht. Er hatte eine wohlgebildete Tochter. Sie besaß Wiz und viele gute Eigenschaften. Das Mädchen gefiel mir. Ihr Vater war in schlechten Umständen. Ich riß ihn heraus. Man versprach mir das Mädchen. Die Tochter schwur mir ewige Liebe, betheuerte, daß sie ohne mich nicht leben könnte. In vierzehn Tagen sollten uns unauflösliche Bande vereinigen. Indessen kam ein andrer Werber.

Er

Er hatte mehr Vermögen, als ich; war im Lande angesehen, hielt um das Mädchen an, und bekam sie zum Weibe. Ich wurde abgewiesen, weil man dieses Glük nicht aus den Händen lassen konnte. Ich machte der Ungetreuen Vorwürfe, und wurde von der, die mir erst vor einigen Tagen ewige Liebe schwur, für die ich alles gethan hatte, die ich nebst ihrer Familie dem äußersten Elende entriß, izt zum Dank — verlachet.

Abermal von den Menschen und obendrein von dem Geschlechte, auf dessen Zärtlichkeit wir alles bauen, getauscht, verließ ich und Jottondo S ***. Der Ruf eines benachbarten Fürsten lokte den Jottondo in sein Land. Man rühmte die Freiheit, welche daselbst jeder habe: ungescheut die Wahrheit sagen und schreiben zu dürfen. Ein Volk, das ein Freund der Wahrheit ist (dachte Jottondo) muß rechtschaffen sein, sonst würd' es die Wahrheit fürchten; denn nur der Weise allein kann ihre Gegenwart vertragen; dem Narren, dem Lasterhaften ist sie unerträglich. So ein Volk muß glüklich, und unter

ei-

einem solchen Volke leben Seligkeit sein. Er beschloß daher seine Tage in diesem Lande in Ruhe zu genissen. Welche freudige Szenen versprach er sich nicht schon zu erleben!" Sehen Sie, sagte er zu mir, sehen Sie doch einmal ein Land, wo wir Menschen finden werden. Ich wuste daß es welche geben müsse!"

Ich war von Natur mistrauischer, als Joikondo, der zum Unglükke alle Menschen immer nach sich beurtheilte. Er warf mir oft mein Mistrauen gegen die Menschen vor, wenn ich ihm sagte, daß ich verzweifle, je wahre Menschen zu finden, und rechnete mir das zum Fehler meines Herzens, was bei mir Folge der Erziehung war. Mein redlicher Teutscher hatte mir die Menschen schon halb im Schattenrisse gezeichnet, und mir auch zugleich Mistrauen gegen sie eingeflösst. Die Selbsterfahrungen, die ich izt unter ihnen gemacht hatte, vergrösserten selbes noch mehr, und ich gab alle Hofnung auf, jemals Menschen zu finden. Joikondo kannte hingegen die Menschen nicht anders, als nach dem Ideale, das er sich anfangs

selbst

ſelbſt von ihnen gemacht hätte; und da er ſelbſt ein redlicher, rechtſchaffener, weiſer Mann war, ſo konnt' es nicht anders kommen, als daß er ſein Ideal, da er es nach ſich modelte, ganz vollkommen machte. Nun geben wir aber nie gerne unſer Ideal auf, das wir uns von einer Sache geſchaffen haben; und darum konnt' er ſich auch nie überreden, daß es nicht irgendwo Menſchen geben ſollte, die ſo wären, wie er ſie in ſeiner Einbildungskraft herumtrug, ob er gleich ſchon ſo oft von Ihnen betrogen ward. Selbſt dann noch, da die traurigſten und manigfaltigſten Erfahrungen ihn belehrten, wie ſehr er ſich in ſeinem Ideale von den Menſchen getäuſchet habe, konnt' er es doch nicht ganz glauben daß es nicht irgendwo ein Land geben ſollte, wo Menſchen wohnen; und er glaubte, daß es ganz ſicher eines geben müſſe; nur daß es ihm unbekannt ſei. Lange war es ſein Steckenpferd, dies unbekante Land zu entdekken; aber — wer hätt' ihm das Luftſchief verſchaft *), in den Mond ſegeln zu

kön-

*) Schade, daß damals Herr Montgolfier nicht lebte! A. d. H.

können? Auf unſrer Erde wird es ſchwerlich zu entdekken ſein. Wie geſagt, ich hatte keinen Glauben mehr an Menſchen, und darum ſagt' ich: — Wenn wir nur nicht wieder —

" Getäuſcht werden! (fiel Joikonde mir ins Wort) das wollten Sie doch ſagen. Aber wie können Sie, lieber Giuſeppo, ſo wenig Gutes von dem Menſchengeſchlechte denken! Geſtehen Sie immer, daß Sie den Menſchen in dem Lande, wohin wir izt reiſen wollen, zu viel thun, wenn Sie gegen ſie mistrauiſch ſind! "

Ich wollte wünſchen, ſagte ich, daß ich mich in meinem Argwohn täuſchte! Ich wollte gerne öffentlich geſtehen, daß ich mich in meinem Urtheile von den Menſchen betrogen habe; denn wenigſtens würde mir dieſer Betrug weniger ſchaden, als wenn ich noch einmal von den Menſchen ſollte betrogen werden

" Bedenken Sie aber doch, daß Menſchen, welche gerne die Wahrheit hören, wirklich Menſchen ſind. Denn angenom-

men

men, daß auch einige aus Unwissenheit fehlen; so wird ein rechtschaffener Mann aufstehen, ihnen die Wahrheit, von der sie sich verirret haben, zeigen, sie werden sie sehen, und ihr folgen. Es wird also Schwachheit, aber keine Bosheit bei ihnen zu finden sein."

Wenn ich aber wieder bedenke, wie oft wir schon von den Menschen hintergangen wurden; so find' ich immer, daß ich mehr Grund habe, gegen sie argwöhnisch zu sein, als ihnen viel Gutes zu zutrauen.

„Nun ja, wir sind von den Menschen betrogen worden; aber können wir daraus schläßen, daß alle verdorben sind? Vielleicht sind uns die unendlichen Guten unbekant geblieben, und unser Schikfal hat uns just mit dem kleinen Theil der Auswürflingen bekannt gemacht. Und muß man nicht vielmehr die Schuld der verderbten Sitten dieser wenigen Menschen dem beimeßen, daß man bei ihnen die Wahrheit nicht laut sagen darf? Denn gewis ist es, daß

die Menschen, welchen verboten ist, die Wahrheit ungeheichelt zu hören, und ohne Schminke zu sehen, immer verdorben sein müssen. Aber das haben wir in dem Lande, wohin wir reisen, nicht zu fürchten, da darf ja jeder die Wahrheit öffentlich sagen, darf sie frei schreiben, da können also die Menschen auch nicht so verdorben sein."

Geb' es der Himmel, sagt' ich, daß Sie Recht, und ich Unrecht hätte!

" daß werden Sie auch haben, und Sie werden sehen, daß die meisten Menschen vollkommen sind, nur wir haben sie noch nicht kennen gelernt."

Und werden sie auch nie, dacht' ich, ausser in Utopien, kennen lernen. Unter diesem kleinen Streite erreichten wir endlich die Grenzen dieses so sehr gelobten Landes, und in wenigen Tagen die Hauptstadt. Wir mietheten uns eine bequeme Wohnung, und unser erstes war, Gesellschaften zu besuchen. Uiberall, wohin wir kamen, hörten wir die Wahrheit bis an

die

die Wolken erheben. Man sprach sehr frei von den Fehlern anderer Nazionen; tadelte die Vorzeit; ja selbst die Könige wurden nicht verschont. Man sprach von ihren Tugenden und Lastern mit gleicher Unpartheiligkeit, und mit eben derjenigen Freimüthigkeit, als von den geringsten Bürgern. Joikondo war über alles entzükt, was er nur hörte — — " O welche Menschen, rief er aus, da wir nach Hause kamen, welche Menschen! So vollkommen, als ich mir sie vorgestellet habe! Sehen Sie, fuhr er fort, indem er mich bei der Hand ergrif, sehen Sie, Sie haben Unrecht! Haben Sie's gehört, haben Sie's gesehen, wie frei die Wahrheit überall einhertrat? Selbst Königen stellte sie sich ungescheut unter die Augen. O das ist viel, wenn man Königen die Wahrheit sagen darf! Ja, das sind Menschen, wie ich wuste, daß es welche geben müsse. " — Ich — schwieg. Aber als wir bald hernach all die Fehler bei diesen Menschen fanden, wie wir sie bei andern gefunden hatten, da nahm ich das Wort, als wir allein waren.

Joikondo, Joikondo, haben Sie bemerkt, haben Sie beobachtet, daß die Menschen auch hier — Menschen sind?

"Und was wollen Sie damit? Ist die Schuld an ihnen? Gewis nicht! Diese Menschen hier sind begierig, die Wahrheit zu hören; sie würden ihrer Stimme folgen, wenn man sie ihnen nur zeigte. Ihre Fehler sind also nur Schwachheit, die daher entspringt, weil noch keiner aufgetreten ist, der ihnen die Wahrheit gesagt, und ihre Fehler angezeiget hat. Lassen Sie uns diese Mühe übernehmen, lieber Giuseppo! Wir wollen diesen wahrheitsbegierigen Mitmenschen dieselbe vorhalten, wollen sie freundschaftlich ihrer Fehler wegen strafen, und Sie sollen sehen, daß sie sich nicht nur allein bessern, sondern uns auch noch dafür danken werden, daß wir ihnen die Wahrheit gezeigt haben."

Sollen diejenigen, die so genau die Fehler anderer Nazionen kennen, und so strenge zu tadeln wissen, nicht auch die ihrigen sehen? Sollen sie, die andern die Wahrheit vorpredigen, sich nicht selbst die

Wahr-

Wahrheit ſagen können? Ich glaube, ſie müßten beides, wenn ſie vernünftig wären. Ich muß die Wahrheit ſelbſt kennen, wenn ich ſie andern predigen will; ich muß meine eigene Fehler ſchon gebeſſert haben, eh ich die Fehler eines andern rüge; oder ich bin ein Narr, daß ich mich mit andern mehr beſchäftige, als mit mir ſelbſt; daß ich andere ſuche vollkommen zu machen, und meine Selbſtvollkommenheit vernachläſſige. — — Allein ich hätte dies und noch mehreres ſagen können. Joikondo war zu verliebt in ſein Ideal, welches er von den Menſchen gefaßt hatte, als daß er die Hofnung ſobald hätte aufgeben ſollen, es jemals zu finden, vielmehr glaubte er ganz zuverläſſig, es hier gefunden zu haben. Er ließ nicht nach in mich zu dringen, bis ich's ihm verſprach, gemeinſchaftlich mit ihm den Menſchen die Wahrheit öffentlich zu ſagen. Wir ſchrieben beide. Joikondo in einem ſanften Laertone, ich etwas bitter. Nun wurden unſere Werke gedrukt. Die Wahrheit war klar und deutlich geſagt; daß Laſter in ſeiner ganzen Geſtalt, ſo häßlich, als es wirklich iſt, geſchildert. Joikondo erwartete den Erfolg

mit gröſster Sehnſucht, verſprach ſich die beſte Wirkung, und hofte den gröſsten Dank; ich erwartete, verſprach mir, und hofte — nichts. Kaum waren unſre Werke bekannt, kaum in den Händen einiger Leſer, die ſich getroffen fanden, als man mit einer unglaublichen Wuth wider uns zu Felde zog. Wir wurden verklagt, der Himmel weis welcher Verbrechen wider den Staat und Monarchen beſchuldiget, und aus beſonderer Gnade des Landes verwieſen, weil wir die Wahrheit geſchrieben hatten. Vergebens beriefen wir uns auf die Presfreiheit: unſre Einwendungen waren umſonſt. Wir muſten binnen acht und vierzig Stunden die Stadt, und binnen vierzehn Tagen das ganze Land meiden.

O Joikondo, Joikondo, ſagt' ich, ſehen Sie, ob ich mich in meinem Urtheile von den Menſchen getäuſcht habe! Was iſt in dieſem Lande die groſſe Wahrheitsliebe? Was die ſo ſehr geprieſene Presfreiheit? Es iſt wahr, man kann allen fremden Nazionen die Wahrheit ſagen, kann ihre Fehler tadeln, aber nur den

Ein-

Einwohnern dieſes Landes muß man ſie verſchweigen; nur ihre Fehler ungerügt laſſen; und ſo ſind ſie noch größere Narren, als andere Menſchen, weil ſie leiden, daß man allen, nur ihnen nicht, die Wahrheit ſagen darf. Joikondo wollte gerne was einwenden, aber er konnte nicht; denn er ſah, daß ich Recht hatte: doch konnte er ſeinem Ideale noch nicht völlig entſagen.

" Wir haben uns auch hier in den Menſchen getäuſcht, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, aber deswegen müſſen wir noch nicht denken, als wenn es gar keine vollkommenen Menſchen gebe. Laſſen Sie uns in ein anderes Land reiſen! gewis wir werden da Menſchen antreffen, die — "

So ſind, wie die andern, fiel ich ihm ein.

Wir zogen nun von einem Lande ins andere. Wir wurden geehret, verachtet, verfolget, wie es die Menſchen zu ihrem Vortheile gut fanden. Uiberall glaubte Joikondo in einem andern Lande beſſere

Menschen anzutreffen; aber er fand sie überall gleich: Thoren, Schurken, schändliche Bösewichter, die ihre Nebenmenschen ihrem Nutzen ohn' alles Bedenken aufopferten; die gleich stark ihren Vorurtheilen und angenommenen Meinungen anhingen, und alle, die sich davon losreissen wollten, mit der äussersten Strenge verfolgten. Der ganze Unterschied, den wir unter ihnen fanden, war, daß sie in ihren Thorheiten, und ungereimten Vorurtheilen nicht der nemlichen Meinung waren. Aber was nuzt das? Im Grunde bleibt es doch immer Thorheit und Vorurtheil, und dann ist es einerlei, ob man einer solchen, oder einer andern Thorheit wegen verfolgt wird.

Nachdem wir lange so herumzogen, die Menschen in allen Ständen, bei allen Nazionen kennen gelernt hatten, so schwächte sich das Ideal des Joikondo, das er sich von der Vollkommenheit der Menschen gemacht hatte, immer mehr und mehr, und er schränkte sich izt blos darauf ein: daß es zwar vollkommene Menschen geben müsse, daß es aber sehr hart sei, sie zu finden, und daß wir vielleicht aus einem be-

besondern Schiksale sie just nicht finden sollen. Er sah nun endlich die Wahrheit ein, die ich ihm allzeit vorgepredigt hatte: daß der Vernünftige unter solchen Menschen, wie wir sie haben kennen gelernt, nicht glüklich sein könne; sondern daß er sich, so viel es nur immer die menschliche Natur zuläßt, von ihnen entfernen müsse. Müde also des Anblikks, statt Menschen, nur Menschengestalten zu sehen, beschlossen wir hier auf dem Lande unter dem am wenigsten verderbten Menschengeschlechte ein Häuschen zu kaufen, und da, in uns selbst zurükgezogen, zu leben. Diese Hütte, dieser Garten und einige Morgen Landes wurden uns für das bischen Metal, das wir noch hatten, überlassen. Froh, nun der ächten Ruhe zu geniessen, waren izt unsre Stunden zwischen der Arbeit und dem Studieren getheilet. So lebten wir einige Jahre, und genossen des glükseligsten Lebens; denn wir waren gewis aus allen Menschen die zufriedenesten.

Wie aber nichts auf der Welt einigen Bestand hat: denn ach mein Freund, dies

ist

ist das unglükliche Loos des Menschen! so war auch unser Vergnügen von einer kurzen Dauer. Joikondo, der seine Hofnung noch nicht völlig aufgegeben hatte, daß wo ein Land sein müsse, wo wahre Menschen zu finden sind, sprach sehr oft, und zwar immer mit vielem Enthusiasmus von der Glükseligkeit, die in einem solchen Lande herrschen müsse." Wir sind glüklich (sagte er einmal zu mir, da wir Abends nach der Arbeit im Winter am wärmenden Feuer des Kamins sassen) wir sind glüklich, lieber Giuseppo! aber würden wir nicht noch glüklicher sein, wenn wir unter Menschen leben könnten, die so vollkommen sind, als ich gewis glaube, daß es welche gebe? Es ist wahr, die Einsamkeit hat viele Reize für den Weisen, besonders wenn er so glüklich ist, einen solchen Freund zu haben, wie mir der Himmel in Ihnen geschenkt hat; aber doch ist das gesellschaftliche Leben mit unendlich grösseren Vorzügen begabt. Denken sie sich statt eines Freundes alle Menschen zu Freunden zu haben, und wieder der Freund aller Menschen zu sein; wenn man sich da im Zirkel versammelt; jeder lehret, und wieder

belehret wird; vertrauliche Gespräche den Stunden des Tages Flügel geben; alle Theil sowohl an unsern Freuden, als an unsern Schmerzen nehmen, wir wieder die Freude aller mitempfinden, und bei ihren Tränen freundschaftlich mit weinen; in unsern Nöthen in unsern Betrübnissen bei allen Hülfe und Trost zu erwarten haben, oder allen alles dieses gegentheilig leisten; — O Freund, gestehen Sie, daß dieses Seligkeit, unaussprechlich größere Seligkeit sei, als das Glük, das wir in unsrer Einsamkeit geniessen, wo sich unsre ganze Wirkkraft, unsre ganze Thätigkeit nur auf uns beide einschränkt!“

Sie haben recht Joikondo! so ein gesellschaftliches Leben, wie Sie izt geträumet haben, wäre das gröste Geschenk, welches die Natur ihren Geschöpfen hienieden hätte geben können, und der schändlichste Undank wär'es, dieses Geschenk von sich zu stossen; aber wo, Joikondo, wo ist es zu finden?

„In dem Lande, wo es vollkommene Menschen giebt. “

Und dieses Land, wo ist es?

“ Vielleicht nicht so entfernt von uns, als wir es denken; vielleicht ist das angränzende Land mit vollkommeneren Menschen bevölkert, und unsere Schuld ist es, daß wir diese Glükseligkeit nicht geniessen, weil wir versäumen, dieses Land zu suchen. “

O Joikondo, wie oft hat uns dieses vielleicht schon getäuschet! Wie oft haben wir nicht gedacht: vielleicht sind in diesem, oder jenem Lande bessere Menschen! und wenn wir hinkamen, was fanden wir? Andere Menschen der Farbe, der Trachten, der äuserlichen Gebräuche nach, aber nicht unterschieden im Wesentlichen ihrer Handlungen; hierin waren sie sich alle gleich; alle so verdorben, wie die andern. Wollen wir noch auf ein vielleicht unser izziges Glük, unsre Ruhe, unsre Zufriedenheit auf's Spiel sezzen, um des Vielleichts wegen ganz gewis unglük-

glüklich, mismuthig und elend zu werden? Wollen wir der vielleicht beſſern Menſchen wegen, die wir daſelbſt zu finden glauben, uns um das wenige Vermögen, welches wir izt haben, von den gewis eben ſo boshaften Geſchöpfen ſicherer betrügen laſſen, damit wir ganz elend werden? Nein, Joikondo! Laſſen Sie uns hier abgeſöndert von allen Menſchen glüklich ſein! Uiberdenken Sie alles! Sie haben mir ſelbſt eingeſtanden, daß man unter ſolchen Geſchöpfen, wie wir ſie haben kennen gelernt, unmöglich glüklich leben könne. Warum wollen Sie dieſe Menſchen wieder ſuchen? Weil Sie glauben, es ſind noch wo beſſere Menſchen? O verbannen ſie dieſen Glauben, er iſt falſch! Der Menſch iſt überall Menſch, er wohne, wo er wolle. Uiberall gleich verdorben, gleich boshaft; eben ſo neidiſch auf ſein eigenes Glük, als auf das Glük ſeiner Nebengeſchöpfe, genist er ſelbſt keines, und läßt andere auch keines genisſen.

" Ich ſehe, Sie ſind zu mistrauiſch. Nun dann ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich mit einem Menſchen aus dieſem Lande geſprochen habe. Er begegnete mir auf

meinen

meinem gewöhnlichen Spaziergange. O Giuseppo! Sie hätten den Mann reden hören sollen! So weise, so rechtschaffen! Dieser konnte mir nicht genug die Menschen in diesem Lande loben, wie edel, wie vollkommen sie sind! Er lud mich ein, mit ihm eine Reise dahin zu machen, um mich selbst zu überzeugen, daß es noch vollkommene Menschen gebe.“

Trauen Sie ihm nicht, lieber Jocondo! Sein Lob ist Pralerei. Jeder lobt die Menschen seines Landes, und giebt sie für vollkommener aus, als die Bewohner andrer Länder, und das aus Vorurtheil, und günstig vorgefaßter Meinung für sein Land; im Grunde aber sind sie nie besser; ja oft noch schlimmer, als die andern. Warum wollen Sie sich noch einmal den Beschwerlichkeiten des Reisens aussezzen, um das zu erfahren, von dem Sie durch so vielfältige Erfahrungen ohnehin schon überzeugt sind? Haben uns die Menschen nicht schon genug betrogen, um noch zu zweifeln, für was wir sie halten sollen? Lassen Sie sich durch die platten Worte dieses Mannes nicht täu-

schen

ſchen! Alle ſtellen ſich rechtſchaffen und Freunde der Tugend zu ſein, um unter dieſer ſo ehrwürdigen Geſtalt ihre ſchändlichen Abſichten leichter verbergen zu können. Folgen Sie mir, lieber Joilondo! Geben Sie Ihr Ideal von vollkommenen Menſchen auf! Hier werden Sie vergebens das Original dazu ſuchen. Laſſen Sie die Menſchen ſein, was ſie wollen! Laſſen ſie ſich einander betrügen; beneiden, durch ihre Laſter unglüklich machen, und freuen Sie ſich, daß wir aller Geſellſchaft entbehren können. Wer weis, welche Abſicht dieſer Menſch hat, die er durch Sie erreichen will. Vielleicht kennt er Ihre ſchwache Seite, und weis ſich derſelben zu bedienen, um Sie als Werkzeug zur Erreichung ſeiner Abſichten zu brauchen. Vielleicht — doch was will ich Ihnen noch mehr ſagen, weſſen die Menſchen alles fähig ſind! Und wollten Sie ihm das Vergnügen verſchaffen, daß er über Sie lachen könnte, wenn er Sie unglüklich gemacht hätte? Nein! Joilondo, dieſe Freude müſſen die Menſchen von uns nicht mehr hoffen! Wir müſſen Ihnen zeigen, daß wir ſie kennen und—

verachten! — — Ich suchte alles hervor, um ihn zu überzeugen, daß es verlorene Mühe sei, vollkommene Menschen zu suchen, und ihn von seiner Reise abzuhalten; aber es war vergebens.

„Nein, Giuseppo, sagte er mir, ich kann unmöglich glauben, daß es nirgends Menschen geben solle. Ich bin gewis überzeuget, daß ich sie in dem Land meines neuen Freundes finden werde. Lassen Sie mich mit ihm reisen! Es ist ja nur eine Zeit von etlichen Tagen. Ich will noch diese lezte Erfahrung machen, und sollt' ich die Menschen so finden, wie überall — welches aber nicht sein kann, — nun dann will ich mit Ihnen sagen: — es giebt keine!"

So reisen Sie, sagt' ich, da ich sah, daß er sich nicht zurük halten ließ, reisen Sie, um mir bei Ihrer Zurükkunft sagen zu können, was ich izt schon weis: auch diese Menschen sind — keine Menschen!

Joikondo richtete nun alles zusammen, was er auf seiner Reise bedurfte. Sein Reisegefehrte wannte alles an, um mich zu bereden, Ihnen Gesellschaft zu leisten; selbst Joikondo bat mich; aber ich verabscheute die Menschen zu sehr, um mich entschliessen zu können, wieder unter sie zu gehen. Da ich mich also weigerte, meine friedliche Hütte zu verlassen, so reiste Joikondo allein ab, mit dem Versprechen: mich längstens in acht Tagen abzuholen, um mit ihm in diesem Lande bei den vollkommenen Menschen zu wohnen. Aber, ach, ich hätt' ihn zum leztenmale gesehen! Es verflossen acht, vierzehn Tage, und Joikondo kam nicht. Alle Abende saß ich an der Strasse, harrte seiner Ankunft entgegen; aber immer must' ich allein in meine einsame Hütte zurükkehren. Ich bedauerte izt, daß ich ihn allein reisen ließ. Ich wollte mich schon auf den Weg machen, ihn aufzusuchen, als ich sein trauriges Schiksal vernahm. Man hatte erfahren, daß wir beide aus einem Kloster entwichen wären. In dem Lande hier haben die Geistlichen keine Macht. Man konnte uns al-

so nicht mit Gewalt wegnehmen, sondern nur mit list uns ins Garn lokken. Darum suchte man uns beide in das angrenzende Land zu bringen, wo die Geistlichen die Obermacht haben. Ein Mönch ließ sich dazu brauchen. Dieser wuste den Joikondo durch seine Verstellung zu täuschen, und es gelang ihm, den rechtschaffensten Mann in die Hände blutdürstiger Geistliche zu liefern. Kaum war Joikondo über den Grenzen, als er gefangen und in ein Kloster zur Verwahrung gebracht wurde, wo man ihn vermuthlich unter der Maske des heiligen Eifers der mönchischen Wuth aufgeopfert hat. Durch seinen Tod ließ er mich auf der ganzen Welt allein zurük; denn ich betrachte mich nun gegen alle Menschen als fremd. Ich bringe mein Leben auf eben die Art zu, wie mit Joikondo: ich arbeite und studiere. Meine Ruhe, meine Zufriedenheit wächst mit meiner Vernunft. Ich erkenne täglich immer mehr diese grosse Wahrheit, die die Menschen aus blindem Vorurtheile nicht sehen wollen, weil ihre Ureltern sie auch nicht sahen: daß ein höchstes, vollkommenes Wesen

sei,

sei, dessen Güte alles erhält; daß der Rechtschaffene gewis nach dem Tode die Belohnung zu hoffen, so wie der Lasterhafte auch eine Strafe zu fürchten habe; obschon diese Strafe vielleicht nicht ewig sein wird; denn wer kann sagen, was diese Strafe ist, und wie lange sie dauern soll? Daß auf die Belohnung jenseit des Grabes jeder Rechtschoffene Anspruch machen könne; daß die Tugend schon zur Glükseligkeit dieses Lebens nöthig sei; und daß das Laster seine Bestrafung schon hier nach sich ziehe.

So flieſſen meine Tage ruhig und still, wie ein heller Bach, der sich unbemerkt zwischen Blumen über den weissen Sand ohne Geräusch schlängelt, in die Ewigkeit hinüber. Nichts störet mein Glük, meine Zufriedenheit. Ich denke an jedem Abend so heiter des Tages, der zu seinen andern Brüdern hinüberzog, ohne ihn zurük zu wünschen, als der Mensch nur immer sich froh an einen Tag erinnern kann, der aus der Zahl seiner Lebenstage ausgestrichen worden ist. Dreimal in der Woche besuch' ich das Grab, wel-

ches ich meinem toden Freunde errichtet habe, dessen Lehren ich meine itzige Ruhe zu verdanken habe; denn wirklich Jeikendo war der weiseste Mann, den ich kennen gelernt habe. Es war ihm hell, wie das Licht, was Wahrheit sei, und er bezeigte es durch seine Handlungen. Sein zu gutes Herz war sein einziger Fehler. Er konnte nicht glauben, was ihn die Erfahrung lehrte, daß es keine Menschen gebe, weil er es für eine Lästerung des Schöpfers hielt, daß Geschöpfe das nicht sein sollten, zu dem sie bestimmt sind. Ihm hab' ich die Ruhe meines Herzens, und das Licht meines Verstandes zu danken. Auf diesen von mir errichteten Grabeshügel sez' ich mich dann, überlasse mich ganz den Empfindungen meines Herzens, weine eine Träne des Danks und der freundschaftlichen Erinnerung darauf, und freue mich der Stunde, die mich mit ihm wieder vereinigen wird.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Eine Wallfahrt ohne wächſerne und ſilberne Opfer.

„Verzeihen Sie, ſagte Giuſeppo zu meinem Onkel, da ſie vom Tiſche aufſtanden, verzeihen Sie! Heut' iſt eben der Tag, an welchem ich pflege zu dem Grabe meines Freundes zu wallfahrten. Ich werde Sie ſchon allein laſſen müſſen; denn ich zweifle, ob Sie mir dahin werden Geſellſchaft leiſten wollen. Ein Grab iſt für Geſchöpfe Ihrer Gattung eben kein angenehmer Aufenthalt? Die Gedanken, die bei dem Anblikke eines Grabes in unſrer Seele aufſteigen, ſind einem Eſel immer unausſtehlich. Sie werden mir alſo verzeihen, daß ich Sie allein laſſe.“

Wenn es Ihnen nicht zur Laſt fällt, erwiederte der blaue Eſel, ſo werd' ich Sie begleiten; denn ich kann Sie verſi-

chern, ich halte mich recht gerne um Gräber auf. Es ist immer so meine Freude an den Tod zu denken weil ich gar nicht diese Meinung vom Tode habe, welche andre Esel von ihm haben.

„Wenn Sie mich begleiten wollen, lieber junger Freund, so vergrössern Sie meine Wonneempfindung, die sich stets in meiner Seele ergiesst, wenn ich auf dem Grabeshügel des Jeikondo sizze. Gewis für den Weisen ist ein Grab entzükkender, als alle die rauschenden Ergözlichkeiten, denen die Thoren so nachfliegen. Es ist der Ort, wo wir Weisheit für die Seele, und Ruhe für das Herz erlangen können. Wir lernen bei einem Grabe mehr, als vom Katheder des gelehrtesten Professors, und unser Herz, wenn es auch noch so sehr von Leidenschaften herumgetrieben wird, fühlt hier eine plözliche Stille, findet einen sichern Hafen am Grabe, wo es vor allen Stürmen menschlicher Begierden geschüzzet ist. Nie kehr' ich von einem Grabe zurük, ohne weiser und ruhiger zu werden. — O

was iſt das für eine herrliche Sache um ein Grab!“

Beide traten nun ihre Wallfahrt an, ohne Kreuz und Fahnen, ohne gepuzte Bilder, aber mit einer Andacht, daß ich zweifle, ob je eine Prozeſſion mit gröſſerer Auferbaulichkeit gehalten wurde? Einige hundert Schritte vom Garten war ein nahgelegenes Gebüſch. Ein heiliges Dunkel herrſchte darin, und ſelten brach ein einſamer Sonnenſtral durch die dik in einander gewebten Aeſte, der ſich aber gleich wieder zurük zog, um dieſe heilige Nacht durch ſein Licht nicht zu ſtören. Melancholiſche Töne der Nachtigall unterbrachen bisweilen die feierliche Stille, oder die einſame Taube girrte manchmal traurig um den verlornen Gatten. Ein heiliger Schauder ergrif die Seele, ſobald man eintrat, und Bilder des Todes umſchwebten ſie, je tiefer man kam. Alles war Tod, alles ähnlich der Ruhe im Grabe. In der Mitte dieſes Gebüſches hatte Giuſeppo das Grabmal ſeines Freundes errichtet. Das wenige Licht verlor ſich, je näher man zu ſelben kam, und

das Grab selbst war ewige Nacht. Bis dahin hatte weder die Sonne sich erkühnet mit ihren alldurchdringenden Stralen zu schimmern, noch Cinthia es gewagt, den heiligen Ort mit ihrer Silberfakkel zu erleuchten. Das Grab selbst war eine dikke von Gesträuchen zusammengewebte Laube, und in der Mitte derselben ein von Erde aufgeworfener Hügel. Hohes Gras mit gelben Todesblumen durchwirkt dekte ihn. Eine hölzerne Tafel stieg aus der Mitte des Hügels empor, mit der Aufschrift: Denkmal errichtet dem weisen und rechtschaffenen Joi kondo*) — mehr nicht. Ein Mann mit

*) Als ich durch Leipzig reiste, sanfter Gellert, da dein Grab besuchte, und ihn fand den Stein, der deine selige Asche dekt, las ich: Hier ruht Cristian Fürchtegott Gellert! und nichts mehr. Aber sie war mir mehr wehrt diese Grabschrift, als all' die prächtige in Marmor gehauene Lügen, die ich um dein Grab herum aus der Asche vielleicht manches Thoren glänzen sah. Laß sie pralen, dacht ich, die stolzen Mar-

mit einer Hippe bewachte den Eingang. Der Weg wurde in einer ununterbrochenen Stille zurük gelegt. Feierlicher Ernſt ſas auf der Stirn des Giuſeppo, und ſeine Seele war mit Todesgedanken erfüllt. Mein Onkel zeigte Heiterkeit in ſeinen Mienen, bis ſie beide an den heiligen finſtern Ort aukamen. Hier erregte

Narren mit ſtolzen Grabſchriften! Die Welt wird ſie doch vergeſſen, und ihrer nie gedacht werden, als wenn ein junger Herr, der ſonſt nichts zu thun findet, ſich einmal die Langeweile vertreibt, und Grabſchriften lieſt. Laß ſie pralen! Sie bedürfen es, damit die Nachwelt weis, daß ſie gelebt haben; denn ſonſt — wer würde ihrer denken, und wodurch hätten ſie ein Andenken verdient? — — Du, ſanfter Gellert, haſt in den Herzen der wenigen Guten ein prächtigeres Denkmal, als das, welches dir deine Verehrer errichtet haben. Ein Denkmal, welches der nagende Zahn der alles vernichtenden Zeit nie zermalmen kann: Tugend und Weisheit. Auch wenn der Mörder deinen Namen vom Grabesſtein wegwiſcht, wird er in den Herzen dieſer

te der dürre Mann mit der Hippe einiges Grauſen bei ihm. Giuſeppo ſezte ſich auf den Hügel und mein Onkel legte ſich an ſeine Seite. Auch izt noch herrſchte Stille. Die Blikke des Giuſeppo weren feſt an das Grab geheftet, und ſein Geiſt ſchwebte ober ſelben. Einzelne Tränen rollten über ſeine Wangen in das hohe Gras

Guten leben und durch Tradizion auf behalten werden. Mögen dann die Thoren vorübereilen bei deinem Grabe, deren Aufmerkſamkeit nur durch prächtigen Prunk, durch Marmor und mit Gold aufgezeichnete Lügen gereizet werden kann! Mögen ſie vorüber eilen! Sie ſind unwürdig die Stelle zu betreten, wo deine Aſche ruht. Der empfindſame Jüngling, das fühlende Mädchen werden wallfarten zu deinem Grabe, und dir für die Liebe zur Tugend, die du in ihrem Buſen angefacht haſt, mit Tränen danken. An ſeinem Stabe wird der Greis hinwanken, und dich ſegnen für den Troſt, den du ſeinem Herzen in Leiden eingeflöſſet haſt; und hat ihm das Alter noch eine Träne gelaſſen, ſo wird er ſie auf deinem Grabe ausweinen, und dann zu dir hinüberſchlummern. — — Wie fühlte ich

al-

Gras herab, und sein Kopf sank auf seinen Busen. So sas er lange schweigend und ernsthaft, bis er ausrief! das werden wir alle sein; und glüklich, der es schon ist!"

Ja, sagte mein Onkel, dem das Stillschweigen schon etwas zu lange dauerte, ia

alles, was das: hier ruhen Christians Fürchtegott Gellerts Gebeine, sagte! So einfach der Mann war, dacht' ich, so muß auch seine Grabschrift sein. Der Mann, der nicht nach dem Beifal der Menschen geizte, sondern einen grössern Ruhm suchte: den Beifal des Ewigen und seines Herzens, muß eine solche Grabschrift haben. — — — O ruhe, ruhe sanft, Freund und Lehrer der Tugend! Und so, wie ich damals mein Haupt auf dein Grab neigte, eine Träne darauf weinte, und auf deiner Asche schwur: der Tugend ewig treu zu sein! so soll stets deinem Andenken eine Träne des Dankes flieſsen, und mir bei deinem Namen mein Schwur, geschwören auf deinem Grabe, stets vor meiner Seele schweben, damit ich nie vergesse der Tugend treu zu bleiben. Und dann wenn ich den Aufenthalt des Jammers

so glüklich, der es schon ist! Alles auf der Welt ist Thorheit nur im Grabe herrscht Wahrheit.

„Ja wohl, ja wohl nur im Tode!“

Aber was ist das für ein Mann, der hier am Eingange steht? fragte mein sehr werther Onkel.

„Der Trost des Vernünftigen, und seine Hofnung. Die Furcht, das Schrekken des schwärmerischen Dummkopfs, der sich unter dem höchsten Wesen einen Tiranmers verlasse, wenn Moder meine Glieder dekt, wenn mein Körper, zerfallen zu Staub, sich mit Mutter Erde wieder vereinigt, soll meine Grabschrift sein, wie die Deinige: Hier ruht! Und alle, welche das: hier ruht! so fühlen, wie ich es auf deinem Grabe fühlte, werden meinen einsamen Hügel besuchen, ein Träne darauf weinen, und mit Andacht aussprechen: hier ruht, wie ich auf deinem Grabe, du Heiliger! aussprach: Hier ruhen die Gebeine Christians Fürchtegott Gellerts. A. d. H.

:annen vorſtellt, welcher ſeine Geſchöpfe zu Martern und Peinen erſchaffen hat, die nur im Gehirne ihrer Verkünder exiſtiren; des Dummkopfs, der aus Furcht, dieſes Weſen zu beleidigen, und durchpeinigenden Zweifel, ob er in das ewige Reich eintretten werde? die Ruhe ſeiner Seele verlieret, und der die wahre Gott gefällige Tugend verachtet, um eine eingebildete Tugend zu erlangen, die Abſcheu in den Augen Gottes iſt. Dieſer Mann, mein Freund, iſt die Hofnung des Endes aller Qualen. Ich ſeh' ihn ohne zu zittern, und werde ihm meine Hand, wenn er ſie einſt fodert, eben ſo ſtandhaft, eben ſo froh anbieten, als meinem beſten Freunde."

Sieht doch ein wenig fürchterlich aus. Lauter Knochen, gar kein Fleiſch, und eine ſo greuliche Hippe — ich möchte ſein Freund nicht ſein.

„Und warum? Glauben Sie mir, wir haben keinen beſſern, als ihn. O was wären wir Geſchöpfe, wenn wir dieſen Freund nicht hätten! Unſer Daſein wäre

ohne ihn die gröſte Verdammung, aber ſo iſt alles wohl, alles Seligkeit, weil wir ihn haben. Er wandelt Traurigkeit in Freude um, heilet jeden Schmerz, und verſüſſet das Herbe unſrer Leiden mit Himmelsluſt. Wer würde dem Schöpfer danken, daß er ihn geſchaffen habe, wenn dieſer Freund nicht die Hofnung ließ, daß es in einer andern Sphäre beſſer mit uns ſein werde? Nicht ſein, wäre dann Seligkeit, oder ein lebloſes Ding der gröſte Vorzug. "

Nun wahrlich, das verſteh' ich nicht, wie ein ſo fürchterlicher Mann ein ſo wünſchenswerther Freund ſein könne.

„Fürchterlich! — Nein, Lieber, er iſt nicht fürchterlich. Schwärmerei und Unwiſſenheit gaben ihm nur dieſe fürchterliche Geſtalt. "

Aber doch ſo eine greuliche Hippe, und lauter Knochen, das muß ja recht klirren, wenn er kommt. — Wie heiſt er dann? —

„Es

„Es iſt der Tod!“

Der Tod! (rief mein Onkel voll Verwunderung aus) Der Tod! Unmöglich! unmöglich!

„Warum verwundern Sie ſich ſo?“

Nun ja, wenn es der iſt, dann haben Sie recht. Es iſt der beſte Kerl, der treueſte Freund. Ich lieb' ihn recht ſehr. Aber dieſer da, kann der Tod nicht ſeyn!

„Warum, warum, mein Freund?“

Ei, ei, den beſten Kerl ſo häslich zu malen! Iſt ja unſer aller Freund. Weis, wann er ſo zu rechter Zeit kommen ſoll; und wenn er da iſt, — mag bitten, flehen, weinen wer will, läſt ſich nicht irre machen; iſt unpartheiiſch, nimmt was er will, Fürſt, oder Bauer. — Nein, ſo würd' ich den guten Kerl nicht malen.

„Und wie würden Sie ihn malen? Laſſen Sie hören, ob wir uns einerlei Ideal von ihm geſchaffen haben?“

Wie einen hübschen, feinen jungen Knaben. In der linken Hand gebrochene Fessel, und in der rechten eine brennende Fakkel, mit welcher er ein finstres Zimmer erleuchtet. —

„Und allenfalls könnt' man ihn noch mit Rosen und allerhand andern schönen Blumen umkränzen, zum Zeichen, daß er angenehm ist dem Weisen, wie die Jahrszeit, die Rosen und andre Blumen hervorbringt. — nicht wahr?

Ja so muß er gemalt werden; und das ist er auch.

„Sie haben Recht. Dieses Bild ist dem Tode angemessener. Denn bricht er nicht die Fesseln des Lebens, die uns an Elend, Widerwärtigkeit, Schmerz, Gram, Mismuth und den ganzen übrigen Apendix der menschlichen Vollkommenheit binden? Sind wir izt nicht im Finstern? Tappen wir nicht herum, wie einer, dem die Augen verbunden sind, und der sich freut, wenn ihm einer die Binde herablöst? Wird es uns nicht erst im Tode

hell

hell sein? Wird uns da die Binde, die die Seele izt am sehen verhindert, nicht erst abgenommen werden? Sollen wir uns nicht freuen, daß sie von unsern Geistesaugen herabgelöset wird? Kann es wohl jemanden geben, der nicht gerne sehen wollte? — Ich nehme die Tarespipri aus, dachte mein Onkel. — Gewis nicht! Warum sollen wir ihn dann nicht in der angenehmsten Gestalt schildern? Bringt er uns nicht Freude, wenn wir aus einem elenden Leben in ein besseres übergehen? Was hat dieser gute Mann so schreckliches an sich, daß er so fürchterlich gemalet, und wie ein Gerippe vorgestellet worden ist. Dieses Bild ähnelt vielmehr dem Menschen, als dem Tode, den nur Schwärmerei fürchten kann. "

Warum ihn fürchten, wenn er kommt und spricht: mit auf die Reise! Es geht ja in ein besseres Land. Also immer munter und frisch darauf zu, je eher dort, je besser ist es.

„Eben dieſe Reiſe nach dieſem fremden Lande macht den meiſten Menſchen den Tod ſo fürchterlich.“

Das kann ich nicht begreifen, warum?

„Ich will Ihnen die Urſache ſagen. Es iſt die allgemeine Lehre, die Zukunft jenſeits des Grabes auf das fürchterlichſte zu ſchildern. Man bemüht ſich den Menſchen nicht ſo ſehr einen Begrif von künftiger gewiſſen Glükſeligkeit als vielmehr von den ſchreklichſten Peinen und ewigen Qualen zu machen. Was iſt alſo natürlicher, als das zu fürchten und mit Schrekken daran zu denken, was der Anfang dieſer fürchterlichen und ungewiſſen Zukunft iſt? Nun iſt der Tod der Eingang dahin, wo wir faſt nichts anders als gewiſſe Peinen zu hoffen haben; wir erinnern uns alſo der Trennung der Seele vom Körper nie ohne Schauder; wir zittern und beben zurük, wenn unſer Blik an den Hügel eines Grabes ſtößt, und ſchweben zwiſchen Furcht und Hofnung, wie ein Schif im Brauſen des Sturms ohne Maſt und Steuerruder zwiſchen Waſ-

ſer

ser und Luft; denn uns fehlet der Mast, das Steuerruder, die Vernunft. Anders, mein Freund, ist freilich der Gedanke des Vernünftigen an den Tod beschaffen. — Ich vermuthe aber, daß man nur den vernünftig nennt, der tugendhaft ist; denn sonst ist er kein Weiser — Von der Güte seines Schöpfers überzeigt, der keinen Wohlgefallen an dem Unglükke seiner Geschöpfe haben kann, sieht er froh den lezten seiner Abende hinter den Bergen hinabsinken, denkt ruhig: der Morgen findet dich vielleicht nicht mehr hienieden, erhoben über diese Sphäre schwebst du im unermessenen Raume dieser Welt, ganz Geist, voll Seligkeit herum! Dieser Gedanke verbreitet Heiterkeit über sein Antliz, und gleichet die Furchen seiner Stirne aus. Welch ein Unterschied also in dem Gedanken an den Tod! Ungegründete, lächerliche Furcht, Aberglaube auf Härte und Tirannei des Ewigen, der doch ganz Güte ist, macht ihn zur Hölle; Die Vernunft, so eingeschränkt sie ist, die alles verwirft, was ihre Kräfte übersteigt, giest Himmelswonne in ihn. — Was haben wir nicht alles den Geistli-

chen zu danken! — — Was sagte wohl Ihr Onkel dazu, Herr maulthierischer Schriftsteller? — — Nichts! Er seufzte nur, und schrie dreimal sehr laut: Tarespipri! Tarespip.i! Tarespip i!

" Gewis ist nichts lächerlicheres, fuhr Giuseppo, fort, als den Tod fürchten. Es ist eben so viel, als den Biss einer afrikanischen Schlange scheuen, von deren Existenz ich nur vom Hörensagen was weis. Welcher Mensch kennt den Tod, welcher weis, was Sterben ist? Wir haben sterben gesehen; kennen wir deswegen den Tod? Mit nichten! Wir müssen selbst sterben, wenn wir ihn kennen wollen. Wir sehen die konvulsivischen Bewegungen, den ängstlichen Schweis, das Matte, Brechende der Blikke, das Häsliche, welches er über den ganzen Körper verbreitet. Das ist alles schauerlich, alles furchterwekkend, ist ängstlich und quälend! Für wenn? Für die Umstehenden! Ist dies auch für den Sterbenden? Wer weis es? Wer hats gefühlt? Kann der Sterbende nicht in einem fühllosen Zustande sein? Kann das alles, was uns so schrek-

schrecklich verkommt, nicht lezte Arbeiten der Natur sein, von dem er nichts mehr empfindet? Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich! Die Ohnmacht ist ein Bild des Sterbens. Sehen wir nicht auch, wie die Stirne des Ohnmächtigen von heisen Tropfen benäzt ist, wie Todesblässe seinen ganzen Körper überzieht, wie er oft gräsliche Verzukkungen hat, sein Blut in allen Adern frieret und jedes Gliede erstarrt. Was fühlt er nun von allem dem? Nichts! Es wird ihm trübe vor den Augen, er schwindelt und schlummert ein, ohne zu wissen, wie! Kann der Sterbende nicht auch so einschlummern, ohne was zu wissen in welchem Zustande die arbeitende Natur sich befindet, um die Maschine zu erhalten? Sind nicht schon alle Nerven gelähmt, alle Sinne stumpf? Was kann der Geist noch fühlen? Aber der Zustand nach dem Tod! — Ist Zukunft. Was können wir von der Zukunft fürchten? Wir sind, oder sind nicht. In beiden Fällen kein Uibel. Wir sind; so werden wir dem Ziele nahen, das wir haben, Wir sind nicht! so haben wir

erreicht, und fühlen nichts. Was ist da zu fürchten!

Alles, was ist, hat sein Ziel; also ich auch. Ist das Wesen, das dies Ganze schuf, ewig, so ist, so muß auch mein Ziel ewig sein. Ich bin also Werkzeug und Zwek. Werkzeug fürs Ganze, mit welchem mein Ziel verbunden ist; Zwek für mich selbst. Wozu ich nöthig bin, das muß ich werden. Was ich werde? Was kümmert mich das! Es kann nur gut sein! denn ist ein Theil unvollkommen, so ist es auch das Ganze. Vollkommenheit ist das Ziel desselben, also auch das meinige. Arbeit' ich für die allgemeine Vollkommenheit, so arbeit' ich für meine eigene. Was kümmerts mich, auf welche Art! ob früh, oder spät? Wenn ich so denke, so quälet mich die Zukunft nicht. Ich geniſſe das gegenwärtige Glück. Denk' ich an die Zukunft, so bin ich ein Thor, und raube mir, was mir der Schöpfer gegeben hat: Glükſeligkeit! "

Aber ein Grab ist Gedanke an Zukunft.

Iſt es; aber vernünftiger Gedanke an ſelbe. Ich erinere mich am Grabe, daß in ſelben mein Daſein auf dieſer Sphäre aufhört; ich denke alſo, welches Ziel ich hier habe, und dieſes ſuch' ich zu erreichen; nicht welches ich nach dem Tode haben werde. Dieſes kümmert mich nicht. Wer zu viel an das Ziel nach dem Tode denkt, verfehlt oft das gegenwärtige und zukünftige; und darum iſt es beſſer, gar nicht daran zu denken; ſondern nur zu trachten, das, was man wirklich hat, zu erreichen. Aber das kümmert oft die Menſchen am wenigſten. Was vor der Naſe liegt, verachten ſie, ſtolpern darüber weg, um das entfernte zu haſchen. Sie beſchäftigen ſich mehr mit der Zukunft, als mit dem Gegenwärtigen, und dieſe Sorge verleitet ſie zu tauſend Ungereimtheten Ich will Ihnen einige Meinungen meiner Geſchöpfe ſagen, die ſie von der Zukunft haben, um Sie mit ihren wohlweiſen Thorheiten bekannt zu machen.

Einige, welche nicht begreifen können, daß ſie auch jenſeit des Grabes einen Zwek

haben sollen, weil sie nicht übersehen, wie das Ganze zusammen hängt, schränken ihr Ziel auf diese Sphäre ein, und glauben, mit dem Tode falle der Vorhang zu, ohne jemals wieder aufgezogen zu werden. Aus dieser Ursache kümmert sie hier kein Zwek. Sie glauben, sie haben keinen, und um dieses kurze Leben recht zu geniessen, erlauben sie sich alle Ausschweifungen, trachten nicht vollkommener zu werden, halten Tugend für Unsinn und Schwärmerei, und entfernen sich so von ihrem Ziele, nach welchem sie in einer andern Sphäre Jahrhunderte werden ringen müssen. Andre verachten alles, was hienieden ist, und sezen das Zukünftige allein zu ihrem Ziele. Auch diese sind Thoren. Theils berauben sie sich der Glükseligkeit, die der Schöpfer seinen Geschöpfen in jedem Planeten bereitet hat; theils verfehlen sie auch hier das Ziel der Zukunft. Unser Zwek hier ist mit dem jenseits des Grabes genau verbunden. Wir treten keine ganz neue Bahn an, sondern verfolgen nur den Weg weiter, den wir hier angetreten haben. Wir enden hier nicht das Ziel, sondern kommen ihm nur näher.

Ver-

Verachten wir nun das Ziel hier, wollen wir sizzen, ohne den Weg zu selben anzutreten, wie können wir jenseits des Grabes weiter kommen? Wir müssen also einbringen, was wir hier versäumet haben. Noch andere sezzen das Ende ihres Ziels hienieden, und suchen jenseits des Grabes gleich Ruhe, glauben dort schon errichtes Ziel. Noch grössere Thorheit! Die gröste Vollkommenheit ist der Punkt unsers Zieles. So lange müssen wir laufen, bis wir diesen Punkt erreicht haben: dann ist freilich selige Ruhe. Aber kann dieser Punkt hier erreicht werden? Welcher Mensch — nennt mir den vollkommensten aus allen, die gelebt haben — kann sagen: ich hab' ihn erreicht? Keiner! Ist er also hier am Ziele gewesen? Und war er es nicht, kann er ruhen? Mitten vielleicht — und da hat er es weit gebracht — oder wohl gar einige Schritte auf der Rennbahn ruhen? Wie viele aus diesen Thoren habe sich getäuscht, die hier das Ende ihres Zieles glaubten. Sie dachten sich nahe demselben, sezten sich nieder ohne weiter zu gehen, und erwarteten die Ruhe. Wären sie

immer unermüdet fort gegangen, Sie wären ihr izt näher. Alle dieſe Irrthümer entſtanden, weil die Menſchen zuviel an die Zukunft und zu wenig an das Gegenwärtige dachten. Zwar muß der Weiſe mit ſeinen Gedanken nicht am Rande des Grabes ſtehen bleiben. Er muß hinüber dringen, aber nur aus dieſer Abſicht, daß er durch den Gedanken: wie weit er noch bis ans Ziel habe, angeſpornt, deſto unermüdeter zu ſelben fortſchreite, und immer den nächſten und und beſten Weg wähle, welcher die Tugend iſt.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Spiegel. Er zeigt richtig. Der nicht hineinſehen will, laß es bleiben; der ſich aber darin erblikt, und ſieht, wie häslich er ſei, gehe hin und waſche ſich von ſeinen Flekken, damit er rein werde.

Es war Abend, da Giuſeppo und mein lieber Onkel von ihrer Wallfahrt zurükkehrten. Weder Giuſeppo, noch der blaue Eſel fühlten einige Luſt zum ſchlafengehen, weil ihre Seelen noch zu ſehr mit mancherlei Gedanken beſchäftiget waren. Da auf den ſchönſten Tag noch eine viel ſchönere Nacht folgte, ſo gingen ſie in den Garten, ſich die Zeit ſo lange mit plaudern zu vertreiben, bis es dem Schlafgotte gelegen wäre, ihnen die Zunge zu lähmen.

Nachdem ſie eine Weile von der Annehmlichkeit des Wetters, den ſanftkühlenden

lenden Westen, balsamischen Blumendüften, blaugewölbten Himmeln, schimmernden Sternen, und dem sanften silbernen Mondscheine gesprochen hatten, so erinnerte mein Onkel den Giuseppo an sein Versprechen, ihm die Menschen zu schildern, wie er sie kennen gelernet habe.

Obgleich Giuseppo sehr ungerne aus Staffelet trat, und den Pinsel ergrief, ein Gemälde anzufangen, welches so hart zu treffen, und so schwer zu vollenden ist, so konnt' er es doch nicht mehr von sich ablehnen, weil er es einmal versprochen hette. Freilich gestand er sich's hernach selbst, daß er ein wenig zu voreilig in seinem Versprechen war; aber er hatt' es gethan, und glaubte: — ein rechtschaffener Mann müsse Wort halten, wenn es ihm auch hart ankäme, oder wirklich selbst mit seinem Schaden geschehen sollte; denn dieses sei eine billige Strafe für seine Thorheit, und werde ihn für die Zukunft warnen, sie nicht wieder zu begehen. Wirklich ist es eine grosse Thorheit, etwas ohne vorhergemachte gute Uiberlegung zu versprechen, weil man sich der

Gefahr ausſezt, ſich entweder ſelbſt zu ſchaden; oder, wenn man dieſes nicht will, — ein Schurke zu werden. Zwar ſind die meiſten, beſonders unter den erhabenen edlen Menſchen nicht ſo gewiſſenhaft. Sie verſprechen viel, — und halten wenig; weil ſich noch niemand getraut hat, ihnen zu ſagen, daß ſie ſich dadurch ſelbſt zum Schurken brandmarken: — — Wurmſaamen, Wurmſaamen mein Herr von B*** und mein Herr von M******** und alle ihr Herrn von et cätera. — — Giuſeppo muſte alſo nolens volens ans Staffelet treten, und den Pinſel ergreifen. Da er ſeine Originale gut ſtudiert hatte, ſo entwarf er die Kopien davon ſo ziemlich mit recht lebhaften Farben, wuſte ſeinen Gemälden Schatten und Licht meiſterhaft zu geben, und ſie treflich zu nüanciren.

„Die Menſchen, Freund (ſo fing' er an) ſind, — ich weis nicht, wie ich ſie nennen ſoll, einen eigentlichen Namen hab' ich nicht für ſie. — Sie ſind Geſchöpfe, die allen andern Geſchöpfen ſehr nahe kommen, ſich ſelbſt aber gar nicht gleichen,

von ſich ſelbſt am entfernſten ſind. In wie viele Gattungen man die Menſchen theilen könnte, dies will ich, kann ich Ihnen nicht ſo genau beſtimmen: doch ſollen Sie bei der Eintheilung; die ich von ihnen mache, nicht das geringſte von dem verlieren, was die Menſchen beſonders auszeichnet.

Doch eh' wir zum ausfüllen kommen, ſo laſſen Sie mich erſt die Grundriſſe von meinem Gemälde entwerfen, erſt die *Hauptzüge ſchildern, eh wir ins* Detail gehen.

Der Menſch iſt der gröſte Widerſpruch, der je in rerum natura exiſtiret. Ein Weſen, das die Vollkommenheit eines Engels, und die häslichen Eigenſchaften eines Teufels hat. Das mit einer unbeſchränkten Freiheit begabt zu ſein ſcheint, und auch wieder ſo eingeſchränkt iſt, als ob es nichts anders, als eine Automate wäre, deren Bewegung blos von einem andern abhängt; das Gefühl für jede Tugend und faſt unbezwingbaren Hang zu allen Laſtern beſizt; das, mit einem

Wer-

Worte, ſich nicht kennt, nicht weis, wozu es geſchaffen iſt. So viel im Allgemeinen.

Ich will nun von der beſten Gattung anfangen. Dummköpfe, deren Verſtand ſich nicht über ihre Bedürfniſſe erſtrekket, deren Seele mechaniſch alle Handlungen verrichtet, — darum ich auch zweifle, ob ſie eine geiſtige Seele haben? Die auſſer der Befriedigung ihrer thieriſchen Triebe ſich keines andern Seins bewuſt ſind, dieſe bewohnen den gröſten Theil der Oberfläche unſrer Erde. Gleich unfähig Gutes vom Böſen zu unterſcheiden, oder aus eigenem Triebe zu thun, kümmert ſie's wenig, wozu ſie gebraucht werden, und ſie ſind eben ſo froh bei der Ausübung einer guten Handlung, als ſie ruhig ſind, wenn ſie eine böſe begangen haben. Dieſe ihre geiſtige Unthätigkeit, oder dieſer vollkommene Seelenſchlaf iſt einer andern Gattung von Menſchen zur Ausführung ihrer Projekte ſehr wichtig, und darum wird auch ſehr ſorgfältig darauf geſehen, damit ſie nie daraus erwachen.

Damit sie aber doch in etwas beschäftiget werden: denn wenn der Geist gar nichts zu thun hätte, so könnte er, da er stets gerne wirksam ist, vielleicht von selbst auf Dinge denken, welche nicht allen behagen möchten; so füllt man ihre Köpfe mit einer Menge Ungereimtheiten an, und gewöhnt sie ans Wunderbare und Übernatürliche. Da nun unglücklicher Weise unser Hang, wenn er nicht bei Zeiten auf richtige Gegenstände gelenkt wird, immer nur dem Wunderbaren und Schwärmerischen anklebt; so kostet es auch nicht viel Mühe, diesen guten Leuten die ungereimtesten Meinungen von allerlei Unsinn beizubringen, die sie mit so grosser Begierde annehmen, und so fest behalten, daß sie Leib und Leben für diese einmal angenommenen Meinungen zu verlieren für ein Verdienst schäzzen, wofür ihnen nichts weniger, als der Himmel werden kann; hingegen sind sie eben so bereit, einen andern tod zu schlagen, der ihrer Meinung nicht ist. — Meinen Onkel überfiel eine Kälte am ganzen Leibe, und er zitterte. — Sie lassen sich sehr gerne, als Maschinen, von an-

leen

dern zum Nachtheile ihrer Nebenmenschen brauchen, wenn nur einigermassen ihr Eigennuz befriediget wird, der bei ihnen eben so gut, als bei den andern, die Haupttriebfeder ihrer Handlungen ist. Ihre Unwissenheit hindert sie nicht, daß sie nicht eben gewisse Thorheiten haben, wie die andern Gattungen von Menschengesichtern, durch welche sie sich ihre eigene Freude vergällen, und einander beschwerlich sind. Die wenigsten sind boshaft aus Vorsaz oder Grundsäzen; sie handeln meistens ohn' alle Uiberlegung. Zu dieser Gattung gehöret das Landvolk und der gröste Theil der Bewohner der Städte.

Die andere Gattung besteht aus Schurken und Betrügern mit Vorsaz und aus Grundsäzzen. Vorurtheile und Meinungen der andern kleben ihnen auch an, und sie unterscheiden sich nur darin, daß sie sich deren öfters zum Deckmantel ihrer Schelmenstreiche, und zur Ausrottung des feinen Gefühls der Tugend und des Gewissens gebrauchen, das die Natur, als die mächtigste Triebfeder in die Herzen der Menschen geprägt hat. Stolz, wenn

sie der Menschen nicht bedarfen, verachten sie alle, sehen von einer Höhe auf die armen kriechenden Geschöpfe, wie sie denken, herab, und dünken sich gegen die andern der Sonne am Nächsten zu schweben. Kommen sie in den Fall, wo sie beträchtliche Dienste von den Menschen erwarten können, so fallen sie mit einem Male von ihrer Höhe herab; kriechen selbst im Staube, wie ein Wurm, und reden Stundenlang, den Hut in der Hand, mit dem auf die demüthigste Art, den sie vorher von ihrer Höhe nicht sahen. Sie halten immer einige Schmeicheleien, etliche hundert Komplimente und Versprechungen, die sie nie zu erfüllen denken, in Bereitschaft, mit welchen sie diejenigen zu lokken wissen, die sie gerne in ihrem Nezze haschen möchten. Der Vernünftige, dessen Kopf noch immer gut von den Menschen denkt, und sie alle nach seinem eigenen Herzen beurtheilet, läßt sich nur einmal von ihnen betrügen; die Dummen aber werden durch ihre süssen Worte, durch die glatten Komplimente, neue Verheissungen, grosse Betheuerungen von Rechtschaffenheit u. d. gl. einige-

nigemale in die Miſtgrube geführt; doch werden manchmal dieſe Betrüger ihrer abgefeimten Ränke ohngeachtet auch ſehr oft mit hineingeſtoſſen, und dann toben ſie, wiſſen ſich nicht heraus zu helfen, und ſchreien über Betrügerei! — Wie man ſich doch ſelbſt ſchimpfen kann, dachte mein Onkel. — Ihr ganzes Verdienſt beſteht in Pralen, mit geborgten Kleidern prächtig zu thun und ſich auf ein Nichts wieder Nichts und abermal Nichts mächtig viel zu dünken. Zu dieſer Gattung gehören alle Herrn von, wirkliche, oder eingebildete.

Ihre Zahl muß gros ſein, ſagte mein Onkel.

„Wie der Mükken in Sommermonden; wo man hinſieht, ſizt ein — Herr von.

Die dritte Gattung beſteht aus den Tirannen der andern. Ihre Beſchäftigung iſt edel. Ihre Tage verſchwinden in einem glänzenden Nichtsthun an prächtigen Tafeln, an Spieltiſchen, oder rollen in Wagen fort, und was noch da-

von übrig bleibt, wird endlich aus ihrem Leben hinausgeschlafen. Dieser Theil von Menschen eilt aus der Welt, ohne zu wissen, daß er lebt; und noch viel weniger: warum er lebt? Da er kaum so viel erhalten würde, als i.t einer seiner Hunde frist, wenn er nu" nach seiner Arbeit und dem Nuzzen, den er der menschlichen Gesellschaft verursachet, gelohnet werden sollte; so haben die Herrn die Vorsicht gebraucht, und sich so viel von dem lieben Gotteserdboden angemasset, als sie glaubten, daß es für ihre Pracht, Eitelkeit und — Thorheit hinlänglich wäre."

Werden aber auch um so mehr arbeibeiten müssen.

" Woran sie gar nicht denken, und was ihr ausgemergelter Körper auch nicht könnte. Sie haben Hände, die sie nicht brauchen, Füsse, worauf sie nicht gehen, Köpfe — ein hübsches Gesichtgen wär' ihnen allenfals genug, denn mehr brauchen sie vom Kopfe nicht — kurz, sie haben einen

nen Körper, den ſie nicht zu nüzzen wiſſen.“

Ei, ei! Warum gab ihnen denn der liebe Gott dies alles?

„Warum ſchuf denn der liebe GottOrang Outangs, die den Menſchen ſo ſehr ähnlich ſehen, und doch keine Menſchen ſind?“

Daran hab' ich wahrlich nicht gedacht.

“Sie wiſſen aber das alles zu erſezzen, was ſie nicht brauchen können, und laſſen andre für ſich arbeiten, für ihre Bedürfniſſe ſorgen, und die Tage in Hizze und Kälte zu bringen, damit ſie ſelbſt in den Zimmern auf der Soffa adelich — nichts thun können. *) “

*) Es giebt aber auch Männer, welche durch ihre Talente, durch die Gröſſe ihres Geiſtes, durch die Güte ihres Herzens, ihre wirkſame Thätigkeit für das Wohl des Staates die Hochachtung und die

Werden doch keine Narren sein die Menschen.

"Mensch und Narr sind so zusammenhängend, wie Schnek und Haus. Die Menschen, welche die hohe Gnade geniessen Jochochsen zu sein, sind sehr zufrieden, daß sie in tiefester Unterwürfigkeit das Glük und die hohe Gnade haben, getreue Unterthanen der hochadelichen Herrschaft zu sein, und daß diese die menschenfreundliche Gäte für sie habe, ihnen die Haut zu lassen. welche die hohe Herrschaft gewis nicht brauchen kann, weil sie zu hart und roh ist, und sich nichts Gutes daraus gerben läßt."

Ist

die Bewunderung aller vernünftigen Menschen verdienen, und denen ihr Vorrang mit Recht gebührt. Freilich giebt es deren nicht eine grosse Menge; wie es überhaupt der guten und vollkommenen Menschen wenig giebt, aber diese hätte doch Giuseppo ausnehmen sollen. Oder hat er vielleicht geglaubt, daß diese Grossen wahrhaft edlen Menschen sich ohnehin in diesem Spiegel nicht erblikken werden! Und die andern ——— A. d. H.

Iſt aber nicht gerecht ſo ein Verfahren.

" Das mag wohl ſein! Aber Gerechtigkeit iſt in der Sprache der Menſchen ein leeres Wort, das keine Bedeutung hat. Zu dieſer Gattung gehören alle, deren Voreltern vor einigen hundert Jahren rechtſchaffene Leute waren, und durch edle Thaten einen Vorzug vor den andern erhielten. Dieſer Vorzug ſoll auch auf die Nachkömmlinge durch die Geburt fallen, ohne daß dieſe ihn durch edle Handlungen verdienen dürfen. "

Mein Onkel — dachte — an ſeinen — Stamvater.

" Die vierte Gattung iſt die größte und wichtigſte. Ihre Macht und Gewalt erſtrekt ſich in Himmel und auf Erden. Ihre Worte, Ihre Geberden ſind heilig, ihre Geſetze göttlich und ihre vorgeſchriebenen Gebräuche nöthig um glüklich zu ſein. Das Heil der Menſchen jenſeits des Grabes liegt ihnen ſehr am Herzen; hier aber ſuchen ſie ſie von allen Reichthümern zu berauben, damit die guten Leute um

so leichter in Himmel kommen können. Eigennuz ist die Haupttriebfeder ihrer Handlungen. Wohlleben, ohne sich die Bequemlichkeiten durch Arbeit zu verschaffen, die Absicht, der Zwek ihres Standes. Die Gewalt, die sie über die Herzen der Menschen haben, mache ihnen die Mittel leicht, das Ziel zu erreichen. Das Kind ist noch nicht vier Jahr alt, weis noch nicht vollkommen die Sprache seiner Bedürfnisse, so werden ihm schon ihre Meinungen, Gebräuche, und all das Zeug eingeflößt. Dieses macht auf die jungen Seelen einen so starken Eindruk, daß ihn im erwachsenen Alter weder Vernunft, noch Gewalt auslöschen kann, und diese Gattung von Menschen nur wollen darf, so legen sie Leben und Gütter mit Freuden zu ihren Füssen. Diese, Gewalt, die sie über die Herzen der Dummköpfe haben, wissen sie auch treflich zu brauchen. Sie wissen durch allerlei verschiedene Dinge, die sie zu den wichtigsten und erheblichsten Werken den Heiligkeit machen, die guten einfältigen Leute um den grösten Theil ihrer mit saurem Schweisse und harter täglicher Arbeit erworbenen Güter so fein und listig

ſtiſt zu betrügen, daß ein ſcharf beobachtendes Auge dazu gehöret, um die Triebfeder ihres Betrugs zu erforſchen. Dieſe Menſchen dürfen nur winken, und die andern morden. Anverwandte, Brüder und Eltern. *)

Zu dieſer Gattung gehören alle, welche geloben: arm zu ſcheinen; aber die die Reichthümer der Menſchen wirklich beſitzen;

*) Doch izt, da die Vernunft immer mehr und mehr ihre Stralen verbreitet; da beſonders die Fürſten nicht mehr der Erziehung dieſer Leute überlaſſen werden, izt iſt der Einflus ihrer Macht, den ſie ſonſt auf ganze Länder hatten, ſehr geſchwächt. Freilich beherſchen ſie noch faſt die meiſten Menſchen; aber auch hier wird ſich ihre Macht nach und nach verlieren. Denn endlich dringt ja doch die Vernunft durch; und die Wahrheit ſiegt, wenn ſie auch Jahrhunderte wider Vorurtheile zu kämpfen hat, — ſagt, wenn mir recht iſt, Meiſter Helvezius. —— Wir wollen ſehen, ob der Mann wahr geredet habe? A. d. H.

zen; die den Gehorsam schwören, und die ganze Welt beherrschen wollen; die mäßig, bescheiden, und von Begierden so rein, wie ein Engel, zu sein geloben; die aber stolz, verschwenderisch, unmäßig und ausschweifend um so mehr wirklich sind, weil es keinem einfällt daran zu denken, daß sie es nicht sein sollten; oder ihnen zu verwahren. Man nennt sie Geistliche, welche andre zur Liebe, zum Wohlthun, zum Verzeihen, zur Barmherzigkeit und zur Verachtung der zeitlichen Güter ermahnen; die aber selbst alle Menschen um ihr Glük beneiden, die armen, nothdürftigen und fremden Leute mit rauhen Worten anfahren, und öfters mit Hunden abweisen; die die Beleidigung durch den Tod des Beleidigers zu rächen suchen; die eh das Leben eines Menschen, als einen kleinen Theil ihres Vermögens aufopfern; deren ganzes Bestreben dahin Zwekt, Geld und Gut zu erhalten; hingegen wo es auf die Befriedigung ihrer Eitelkeiten und Begierden ankömt, tausende mit unglaublicher Prachtliebe in der sinnlichsten Weichlichkeit verschwenden.

Diese

Dieſe ſind die Hauptgattungen der Menſchen, unter welchen ſich viele noch durch beſondere Thorheiten vor den andern unterſcheiden. Doch hierin ſtimmen ſie alle gleich: den Vernünftigen der ihre Vorurtheile beſiegt hat, zu haſſen. Will er auch wirklich allein im Verborgenen die Vernunft hören, ſo gönnen ſie ihm doch nicht die Ruhe; ſondern quälen und verfolgen ihn ſo lange, bis er ſich wenigſtens äuſſerlich ſtellet, eben ſo ein Thor zu ſein, wie ſie.

Dieſe Hauptgattungen der Menſchen, die ſich in vielen von einander entfernen, kommen doch in dieſen Laſtern überein: ſie bemühen ſich nicht, ſich ſelbſt zu kennen, ihre eigene Handlungen zu prüfen, und zu beſſern, ſondern ſich nur ſtets um das Thun andrer Menſchen zu bekümmern. Mit inniger Freude wiſſen ſie jeden Fehltrit ihres Nebenmenſchen auszuposaunen, und, ſcheint er ihnen nicht wichtig genug, mit vielen erdichteten Zuſäzzen zu vergröſſern. Selten kommen ſie zuſammen, ohne die Ehre der Abweſenden durch ihre Verleimdungen zu ſchänden, und ſuchen hierin das gröſſte Verdienſt: wer es dem andern

im

im Verleimden und Ehrabschneiden zu vorthun kann. Sie sind die strengsten Richter der Handlungen andrer Menschen, und die rüstigsten Advokaten ihrer eigenen Sache, wenn es darauf ankömt, ihre eigenen Laster zu verschönern. Einige wissen unter der Larve der Heiligkeit die schwärzeste Bosheit zu verbergen; andre begehen eben so öffentlich die gröbsten Laster, als der rechtschaffene Mann die edelsten Handlungen; pralen damit, und sind eben so stolz darauf, als jener auf seine Rechtschaffenheit. Andre, die entweder noch nicht die Gelegenheit dazu hatten; oder denen es am Vermögen fehlte, die größten Ausschweifungen zu begehen, suchen wenigstens Bösewichter zu scheinen, und lügen sich selbst zum Auswürfling der Natur. Andere kennen fast keine Triebfeder ihrer Handlungen, als den schändlichsten Eigennuz. Für sich selbst unternehmen sie alles. Nichts ist ihnen da schändlich, oder unerlaubt. Sie schmeicheln, um den andern durch ihre Schmeicheleien leichter betrügen zu können; sie kriechen im Staube, wie das verächtlichste Insekt, dulden alle Beleidigungen, wenn es ihren Eigennuz befriediget.

Sie

Sie verrathen den Freund, verkaufen Vaterland, Geſchwiſter, Eltern, ja Gott ſelbſt, wär' das ihnen möglich, wenn es ihnen Vortheil bringt. Nichts iſt ihnen zu heilig, was ſie nicht ihrem Nuzzen aufopfern. Nie gönnen ſie ihren Nebenmenſchen einiges Glük; beneiden ihn um jeden kleinen Vortheil, und hören mit innigſter Schadenfreude von ſeinem unglüklichen Falle. Einer unterſchlägt dem andern ein Bein, und jeder bemüht ſich durch den Sturz ſeines Nebenmenſchen aufrecht zu ſtehen. Mit Sirenengeſang lokken ſie den Unerfahrenen, und verſchlingen, wie Krokodille, jeden, der ihnen traut. Sind ſie jung, nicht entkräftet, ſo ſpotten ſie der Tugend; kommen ſie ins Alter, ſo wollen ſie izt eben ſo andächtig, eben ſo heilig ſein, als ſie vorher laſterhaft waren. *) Dann halten ſie

*) Dieſer Sprung von einem Extrem zum andern iſt beſonders dem weiblichen Geſchlechte eigen. So lange das Mädchen jung iſt, blühende Farbe auf den Wangen, lebhafte feurige Augen, eine glatte Haut und ſonſt alles reizende zur Minne beſizt, ſo iſt ſie Kokette. Wol-

ſchwe

sie alles für Sünde, was nur den Schein selbst des unschuldigsten Vergnügens

schwester, und endlich Eine — für jedermann. Welken ihre Reize, furcht das Alter Stirn und Wange, und besäet die leztern, statt der blühenden Rose des Frühlings, mit gelben Herbstblumen; werden ihre Augen zur ewigen Quelle, und fängt der Winter an, die Haare mit Schnee zu bedekken, daß alsdann — wies es ganz natürlich ist — der Schwarm von Wollüstlingen sich zerstreuet, und keiner mehr an den abgenüzten Köder beissen will; dann — sehen sie ein, daß alles unter der Sonne eitel und vergänglich ist, und werden aus Buhlschwestern — Betschwestern. Dann können sie nicht begreifen, wie sich junge Leute den Ergözlichkeiten der Welt überlassen! Da eifern sie wider die verderbten Sitten, wider die Unverschämtheit beider Geschlechter, und wollen izt, was sie zuvor mit * * * gesündiget haben, durchs Beten wieder aussöhnen. Auch alte Jungfern, welche das Unglük hatten, in ihren jungen Jahren keinen Mann zu bekommen, gehören zu diesem Orden. Aber es ist bei den ersten

gnügens hat, und ſind andern durch ihre Andächteleien izt eben ſo ſo ſchädlich

ſten nicht Erkentnis ihres unordentlichen Lebens, nicht Reue über daſſelbe; bei den zwoten nicht der Ekel für die Welt, der ſie zur Andacht führet; ſondern Verdrus und Langeweile. Sie ſehen, daß ſie zur Minne nicht mehr taugen: denn dieſes ſagt ihnen der häßliche falſche Spiegel, der immer ſo unglüklich iſt, alten Weibern nie ihre rechte Geſtalt zeigen zu können; und ſo wollen ſie unter dem Scheine der Heiligkeit verbergen, was Folge ihrer verwelkten Reize iſt; ſind der Fuchs in der Fabel, welcher die Traube verachtet, die er nicht haben kann. Darum eifern ſie auch nicht aus Liebe zur Tugend wider die Wolluſt; ſonden aus Neid, weil ſie nichts mehr davon genieſſen können. Wer den ganzen lächerlichen Karakter dieſer Auswürflinge vom Menſchengeſchlecht ſtudieren will, dem wünſch' ich ſeiner Sünden wegen eine Stunde mit ihnen Umgang zu haben, und er wird finden, welche ſchändliche Laſter von Verleumdung, Ehrabſchneidung u. d. gl ſie mit dem Roſenkranze,

oder

lich, eben so ärgerlich, als sie es vorher durch ihre Laster waren. — O Freund ich mag nicht länger malen, es ist ein ekelhaftes Gemälde um den Menschen! und stellt man ihm sein Bild zum Schandmal auf, so will keiner seine eigene Gestalt sehen! sondern sucht das Original dazu immer in einem andern.

So werden Sie die Menschen in allen Ländern, in allen Theilen der Welt, nur hie und da vielleicht noch ärger, finden, wie ich sie ihnen geschildert habe. Denn leider wird der einst so lange glükliche Halbtheil unsrer Erdkugel, so lange er den raubgierigen Europäer nicht kannte, nun auch durch seine Aufklärer, durch seine Lehrer der gesitteten Lebensart dem allgemeinen Verderben der menschlichen Natur näher gebracht.„

Schade,

oder Betbuche in der Hand begeben. — Doch mich ekelt es von diesen Unholden — Gott sei bei uns! — länger zu schreiben, von denen ich nicht weis, ob sie verachtungswürdiger, als öffentliche Huren, oder als Betschwestern sind. A. d. H.

Schade, daß die Menſchen nicht das ſind, was ſie ſein könnten! Sagte mein Onkel.

„Schade, ja immer Schade! Und der Weiſe, der es beobachtet, der mit ſeinem die Herzen der Menſchen durchforſchenden Blikke überall ſtatt Weisheit, Thorheit, ſtatt Tugend, Laſter und Bosheit ſieht, was kann der anders, als ein Geſchlecht, wenn er es aus Güte ſeines Herzens nicht haſſet, wenigſtens verachten und ſich von ihm entfernen? Ich geſteh' es Ihnen, ich werde den Menſchen nie mehr gut ſein. Schaden kann ich, und wenn ich es auch könnte, will ich ihnen zwar nicht! aber es gehe ihnen gut oder bös, ich habe keinen Antheil daran. Ihr Wohl wird keine Freude in meinem Buſen, ſo wie ihr Leiden kein mitempfindendes Betrüben erwekken. Viele Gelehrte werden mich deswegen tadeln. Sie mögen es. Ihr Tadel wird mich ſo lange nicht beunruhigen, als man mich nicht überzeugen kann, daß dem, der muthwillig ins Waſſer ſpringt, unrecht geſchehe, wenn er erſäuft. Man wird

mich eines schlechten Herzens, der Hipochondrie und wer weis was beschuldigen; wird mit dem schönen Sprüchelchen: die Menschen sein noch nicht so verdorben, als man denke. Man müsse sie nehmen wie sie sind! wider mich losziehen. Aber ich find das lächerlich, und sehr lächerlich. Sollten die Menschen noch ärger verdorben sein; so müsten sie Teufeln, ja mehr, als Teufeln sein. Die Menschen nehmen, wie sie sind; das heist: einen, der guter Gerüchte gewöhnt ist, zu Tische laden, ihn treflich bewirthen können, und ihm doch nur altes schimlichtes Brod auffezzen, statt der köstlichen Weine, die Gläser mit stinkendem, faulen Wasser anfüllen, und ihn damit beruhigen wollen: Nim und speise, wie du es findest! Wahrlich jeder, und selbst die welche uns vorpredigen, die Menschen zu nehmen wie sie sind! würden sich vor dieser Kost bedanken, und nicht mit dem: Speise, wie du es findest! zu frieden sein."

Mein Onkel — sagte nichts dazu.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Guter Rath ſein Glük zu machen. Er ſteht jedem zu Dienſten, der ihn brauchen will.

Sie wollen ſich alſo unter den Menſchen aufhalten? Haben Sie Vermögen? Fragte Euſeppo.

Keines, antwortete mein Onkel. Meine Feinde haben dafür geſorgt, daß ich arm aus meinem Vaterlande verwieſen wurde.

" Und Sie wollen unter den Menſchen fortkommen? "

Ich hoff' es wenigſtens.

"Sie können es. Geſchöpfe von Ihrer Gattung können ohne Geld noch eher eine Beförderung hoffen, ob gleich ſonſt kein Verdienſt ohne dieſes Metal Probe

hält. Sein Sie gutes Muths. Sie haben einen Vorzug, der Ihnen die Hochachtung der Menschen erwerben kann; und das besondere Ihrer Seltenheit: ein Esel, und keiner von den gemeinen, sondern ein blauer Esel zu sein — o, wahrlich! Sie dürfen für ihr Glük nicht sorgen."

Aber wenn, wie Sie sagten, die Menschen, welche zwar Verdinste, aber kein Geld besizzen, alle Hofnung auf Glük aufgeben müssen; wie kann ich —

" Freund! Wissen Sie den Unterschied nicht zwischen Mensch und Esel? Was der vollkommenste Mensch durch viele Arbeit nicht erhält, das erlangt ihr Geschlecht ohne alle Mühe. Wo wollen Sie Ihr Glük machen? Am Hofe? Im Kabinete, oder im Kriege? Ich dächte, am Hofe wär' es für Sie am besten."

Hab' aber nicht die Fähigkeit dazu.

" Kümmert Sie das? Wozu brauchen Sie Fähigkeit? Stern und Ordensbänder sind so schwer nicht, die werden

Sie

Sie ertragen, Ihre Einkünfte doch auch verzehren können, und was die Last der Geschäfte betrift, die legen Sie Ihren Sekretär auf. Wollen Sie also?"

Wenn Sie glauben.

"Ich rathe es Ihnen. Und um recht gewis zu sein, so suchen Sie die Gunst der Damen zu gewinnen? denn diese haben einen starken Einflus."

Werd' ich das können?

"Was kann man in Ihrer Gestalt nicht! Nur hüten Sie sich, wenn Sie mit den Damen reden, daß Sie so wenig, als es immer möglich ist, gesunden Verstand in Ihren Diskurs einmengen. Je mehr Unsinn — es wird für Wiz gehalten — je angenehmer werden Sie sein. Und wenn Sie die Gabe besizzen, durch Ihre Mienen, durch Ihr Betragen, durch Ihre Reden die Sittsamkeit der Damen dahin zu bringen, daß vor Schamhaftigkeit — ihr Fächer erröthet, so sind Sie das Leben der Gesellschaften."

Aber wie, wenn die Damen wirklich erröthen?

" Das können sie nicht mehr, mein Freund! Sie sind mit allen Dingen so bekant daß die Neuheit derselben durch eine schnelle Uiberraschung ihr Blut gar nicht mehr in die Höhe zwingen kann. Sonst zwar, mein Freund, war das roth werden bei unsern Vorgängern ein Zeichen der noch unbefangenen Unschuld eines Mädchens; ja selbst Weibern trat das Blut heftiger ins Gesicht, wenn in Gesellschaften etwas geredet wurde, was man vormals ganz unrichtig Zoten nante, izt aber viel verfeinert für Galanterien hält. Unsre Mädchen sind über das altmodische Rothwerden hinaus. Nun freilich die armen Dingerchen, warum sollen sie mit zwölf, höchstens vierzehn Jahren weniger Erfahrung haben, als ein Weib mit dreissig Sommern? Erfahrung macht klug, und — wer ist nicht gerne klug? Und warum soll ein Ehweib nicht eben das nemliche von einem andern hören! oder, — was noch besser ist — in aller möglichster Realität mit einem andern

expe-

experimentiren, was sie von ihrem Manne hört, und mit ihm experimentirt? Und wenn auch noch manchmal ein Herz ist, dessen Unschuld durch die verfeinerten Künste und Wissenschaften, die von allen Gelehrten so hoch gepriesen werden, noch keinen Flekken erhielt, kann das Gesicht wohl das Zeichen der Unschuld tragen, da man sich der natürlichen Farbe schämt, und durch die Malerei solches übertüncht?"

Sie scherzen. Weibergesichter sind ja nicht von Leinwand, Papier, oder Holz, daß man darauf malen könnte.

" Und doch werden sie gemalet! weis und roth."

Wunderliche Malerkunst! Ich möcht' aber immer lieber ein ungemaltes, als mit Farben übertünchtes Gesicht haben.

" Ich glaub' es Ihnen. Aber glauben Sie auch mir, daß die Ursache, warum sich unsre Weiber malen, sehr wichtig ist. Die Lebensart der Mädchen macht die natürlichen Rosen ihrer Wangen bald welken; die Lilien der Unschuld

wandlen sich in gelbe Todesblumen um, und im zwanzigsten Jahre, oft noch früher, sind ihre Gesichter Schilder ihrer Ausschweifungen, auf denen man ihre ganze Lebensart lesen kann. Nun möchten sie doch noch gerne gefallen. Welches Mittel haben sie dazu? Die Farbe ihrer Laster unter weis und roth zu verstekken, um dadurch einen Mann zu lokken, der dumm und schwach genug ist, sich durch eine lakkirte Larve fesseln zu lassen."

Bedaure die armen Männer. Es muß grauerlich sein, so ein Weib zu küssen. Man krigt gewis immer ein Maul voll Farbe mit. Und wie muß es erst Abends sein, wenn die Malerei sich verliert, und der häsliche Grund zwischen den Farben durchscheint?

„Es geht den Männern, wie Joikondo von ihnen sang, da er einmal eine gemalte Dame gesehen hatte.

Früh

Früh Morgens sieht der Mann den Lenz
am Toilette:
Doch Abends findet er den Winter in
dem Bette."
Passend, sehr passend!

„Aber dem ohngeachtet müssen Sie, mein Freund, den Damen Kour machen; denn sonst, ja sonst versprech' ich Ihnen wenig Glük. "

Wird mir sehr hart fallen: doch sein Glük zu machen, was thut man da nicht!

„Ich wollte Ihnen rathen sich den Hof von * * * * zu wählen. Er ist derjenige, wo Sie am ersten Ihren Fortgang finden werden. Trachten Sie nur, die Bekanntschaft der Grossen zu erlangen, damit diese Sie bei Hofe einführen, und dann wett' ich meine Ruhe, Sie haben bald eine ansehnliche Stelle. "

Wollen Sie so gütig sein, und mir einige Empfehlungsschreiben mitgeben. Sie werden vermuthlich sehr hohe Bekannte daselbst haben.

„Gar keine, mein Freund! Leute von meiner Art sind da entbehrlich; ja man

verachtet und haſſet ſie. Der Vernunft hat, der Rechtſchaffenheit beſizt, taugt nach Hof nicht. Man ſucht ihn auch nicht, und er ſelbſt wird ſich nie aufdringen. Aber Ihre Gattung iſt beliebt. Dieſe darf ſich nur zeigen, und man ehret ſie, erhebt ſie zu den höchſten Würden.“

Meinen Onkel verdros das ein wenig: Den Vernünftigen haſſet man, aber Ihre Gattung iſt beliebt: doch ließ er ſich's nicht merken.

„Sie können alſo ſicher Ihre Reiſe dahin antreten. Eh Sie mich aber verlaſſen, müßen Sie noch einige Tage bei mir zu bringen.“

Wenn ich Ihnen nicht zur Laſt bin.

Komplimente ſind mir zur Laſt, Sie nicht. Kommen Sie. Wir wollen ſehen, was uns die Natur anbietet, unſern Magen zu befriedigen. Die Ruhe und Zufriedenheit wird uns das kleine Mahl beſ-

beſſer würzen, als der Ekel die prächtigen Tafeln der Großen.“

Sie ſtunden auf, verlieſſen den Garten, und — was iſt daran gelegen, was ſie hernach thaten!

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Beſuch zum Unglük des blauen Eſels, denn er ſtolpert, und fällt ſich die Naſe blutig.

Unſer ganzes Leben iſt Schwachheit, und unſre Tage ein Gewebe von aneinander geketteten Thorheiten. Heute erkennen wir die Fehler des geſtrigen Tages, bereuen ſie, oder lachen darüber; denken uns izt weiſer zu ſein, wollen ſie nicht mehr begehen, und Morgen handeln wir eben ſo närriſch, oder wohl gar noch närriſcher. Welch' eine wahre Wahrheit dieſes ſei, werden wir gleich durch das Beiſpiel des blauen Eſels, meines viel werthen Onkels, beſtättiget finden, und — leider für ihn! — er wird uns in ſeinem Leben noch mehrere Beweiſe davon geben.

Beſuche ſind gewiß nicht immer angenehm, am wenigſten ſind ſie allzeit nüzlich

lich. Der Beſuch eines Gläubigers führt ſo viel verdrüsliches mit ſich, daß man lieber den bokfüſſigen, gehörnten Peiniger der Seelen auf eine Entfernung von zwanzig Schritten. — wenn nur im Nothfalle gleich Weihwaſſer bei der Hand iſt, — als einen Gläubiger auf tauſend Schritte ſehen mag; denn Signor Teufel hat doch ſo viel Lebensart, ſich mit einer Handvoll Waſſer auf den Bloksberg jagen zu laſſen; aber die Gläubiger ſind ärger, als der Teufel ſelbſt. Man mag ihnen hundertmal zurufen: Weiche Satanas! ſie treten doch immer näher; mag hundertmal proteſtiren: Du ſollſt keinen Theil an mir haben! ſie laſſen ſich damit nicht abweiſen. Das einzige Mittel, ihrer los zu werden, iſt, ihnen eine Handvoll Gold, wie dem Teufel eine Handvoll Waſſer, ins Geſicht zu werfen. Aber Waſſer hat man immer eher bei der Hand, als Gold, und darum ſind zwanzig Teufel leichter zu verjagen, als ein Gläubiger.

Der Beſuch eines Freundes zur ungelegenen Zeit, wenn man juſt mit einem

hüh-

hübschen Mädchen Heimlichkeiten zu sprechen hat, ist eben nicht angenehm, und man sieht ihn, ob man ihn gleich zuruft: Sein Sie mir willkommen! gewis lieber gehen. Denn — wer wird in der Gegenwart eines dritten, und wenn er auch der beste Freund ist, einem Mädchen Geheimnisse sagen? Hierin sind viele Mütter sehr gefällig. Wenn ihre Tochter einen Besuch von irgend einem jungen Herrn, Abbe, oder ꝛc. bekommen, so lassen sie das Töchterchen hübsch allein, gehen indessen zur Nachbarin, um Neuigkeiten aus der Stadt zu erfahren, damit der junge Herr, Abbe, und ꝛc. der — Jungfer Tochter seine Geheimnisse anvertrauen kann. Diese Unneugierigkeit, diese Bescheidenheit der Mütter ist sehr zu loben, obgleich die Polizei so ungerecht und unweise ist, sie mit Zuchthaus zu belohnen, wenn sie sie erfährt; denn die Mütter wissen, daß es unanständig sei, die Geheimnisse eines andern zu erforschen, und daß man einer alten Mutter das nie anvertrauen kann, ob sie gleich keine Feindin von Vertraulichkeit ist, was

man

man der Tochter anvertrauet. Dieſes indeſſen ſtatt Parentheſis und Klaudatur.

War es Neugierde, oder ſonſt was, das den Herrn Pfarrer des Orts und den Herrn Pfarrer aus der Nachbarſchaft bewog, dem Giuſeppo einen Beſuch zu machen, um bei Gelegenheit dieſes Beſuchs den blauen Eſel, meinen viel theuren Onkel, zu ſehen, von deſſen Gegenwart der Ruf ſchon überall in der Nachbarſchaft erſchall. Gewis war es ganz was ungewöhnliches, daß der Herr Pfarrer des Orts, und der Herr Pfarrer aus der Nachbarſchaft, die, ob ſie gleich von verſchiedener Religion waren, und deswegen oft Amts wegen wakker aufeinander losſchimpften, doch beim Schmauſe, wo ihr Amt nichts zu thun hatte, ſehr gute Freunde waren, die armſelige Hütte des Giuſeppo mit ihrer hochwürdigen Gegenwart heiligten. So lange Giuſeppo in dieſer Gegend wohnte, hatten ſie ihn noch nie ihrer Bemerkung würdig gehalten, weil er ein armſeliger Weiſer war, der keine gute Weine im Keller hatte. Giuſeppo ſehnte ſich auch nie nach

ei-

einem Besuche von Menschen, und war froh, wenn sie seine Hütte vorübergingen. Diesmas aber war den Herrn Pfarrern ein blauer Esel immer wichtig genug, ihn näher zu sehen. Sie traten also ein, obgleich mit harter Mühe; denn die Thüre des Häuschen war zwar geräumig genug für Philosophen, aber nicht für handfeste Theologen. Sie traten ein der eine das Haupt mit einem schwarzen Kapchen, und der andere mit einer grossen Perrükke bedekt, und redeten den Giuseppo an:

Der Pfarrer des Ortes. Warum sieht man Sie so selten, Herr — wie heisen Sie?

G. Giuseppo!

Pf. d. O. Ganz recht, Herr Giu — seppo. — Ei, ei! daß ist gar nicht schön daß man Sie so selten sieht! Ei, ei! das ist wahrlich nicht schön.

G. Ich finde nichts an den Menschen was mir ihren Umgang angenehm machen

chen könnte, und glaube, daß die Menschen nichts an mir finden werden, daß für ihre Unterhaltung wäre; darum meid' ich ihre Gegenwart, um uns beiden das Verdrüßliche, das wir in diesem Umgange finden, zu ersparren.

Beide. Ei, ei!

Pf. d. O. Sie haben hier einen seltsamen Gast; wahrlich sehr seltsam. (Zum Pfarrer aus der Nachbarschaft) Ich hätte auch diese Ehre haben können, Herr Kollega! Aber Sie wissen, daß meine Wohnung nicht geräumig genug ist, einen Fremden bewirthen zu können. — Verdamte Lüge! dachte mein Onkel. — Sonst hätt ich mir's zur größten Freude gerechnet.

Mein Onkel knirschte mit den Zähnen.

Pf. aus d. N. Freut uns, freut uns, die Ehre zu haben, Sie zu sehen. Wo kommen Sie her? Um Vergebung zu fragen. — Wohl aus weitem Lande vermuthlich. Werden was Neues zu erzäh-

len wissen. Wird uns lieb sein zu hören. — — Wollen wir uns nicht sezzen, Herr Kollega! Meine Beine können sich nicht mehr halten.

Sie nehmen alle Plaz.

Pf. d. O. Sagen Sie mir doch, sind die Geistliche bei Ihnen auch so schlecht gezahlt, wie bei uns? Lieber Gott! Hier giebt man den Seelenhirten gar nichts mehr. Die Schurken, die Bauern zwakken überall, wo sie nur können vom Zehend etwas ab. Unsre Vorfahrer hatten noch gute Zeiten; da hielten die Leute noch was auf Religion; izt schämt sich ein jeder zum Opfer zu gehen.

M. O. Geistliche haben in allen Ländern nie genug! auch bei uns mangelts ihnen, wie sie sagen.

Pf. a. d. R. Ja, ja, 's ist überall für die armen Geistliche schlecht. Aber bei ihnen haben sie kein Recht sich zu beklagen. Diese Bonzey oder Bramines, oder wie sie sonst heisen mögen, sind ohnehin

nehin nur Volksbetrüger, und denen gebührt von Gott und Rechtswegen nichts.

Mein Onkel wollt' ihn unterbrechen. Giuseppo stieß ihn in die Seite; er merkte, was dieser Stoß zu bedeuten habe, und anstatt zu reden machte er, weil er den Mund schon geöfnet hatte — J — a!

Pf. a. d. N. Aber wir Orthodoxen. —

Pf. d. O. Sie können sich nicht Orthodoxen nennen. Sie sind von der Kirche, als Kezzer verdammt, sie sind Heterodoxen.

Pf. a. d. N. Wer ein Kezzer! der mögen sie selbst sein, Herr Kollega. Wir sind so gut, als Sie. — Die beiden Hrn. Pfarrer geriethen in Hizze. Sie vertheidigten die Sache ihrer Religion, indem ein jeder den andern schimpfte, und hätten sich vielleicht bei den Haaren gepakt, wenn nicht mein Onkel den Streit geendigt hätte, indem er sagte: Meine Herrn, Sie streiten ein jeder für eine Meinung, worin jeder gleiches Recht, das heißt: keiner Recht hat.

Pf. d. O. Wie, was, hören Sie Herr Kollega! Wir hätten beide Unrecht!

Pf. a. d. M. Ei, ei — — He, he, he! Herr Giuseppo, Sie haben einen schönen Birnbaum da; recht hübsche Birne drauf, möcht' mir wohl ein Körbchen ausbitten für meine Frau.

G. Sie sollen bedient werden.

Pf. d. O. Nu, nu, weil Sie einmal im Verschenken sind, so möcht' ich auch um ein Körbchen bitten. Meine Köchin ist sehr lüstern darnach — he, he, he!

Pf. a. d. M. Ja wohl, ja wohl, ist lüstern darnach und der Herr Kollega auch he, he, he, he!

G. Ist mir eine Freude Herr Pfarrer, wenn auch Ihnen meine Birne anstehen.

M. O. Etwas beissend. — Was steht Geistlichen nicht an! Der Herr Pfarrer des Orts und der Herr Pfarrer aus

der

der Nachbarschaft beide ein paar finstre Blicke auf den blauen Esel, und eine Pause zwischen allen.

Pf. d. O. Also keiner Recht, meinen Sie?

M. O. Ja, ja, keiner Recht!

Pf. d. O. Also haben Sie wohl gar — keine Religion, und sind ein — Freigeist.

M. O. sehr hastig, ohne den Stoß zu bemerken, den ihm Giuseppo gab. Ich habe Religion, die Religion der Vernunft. Der Herr Pfarrer des Orts schlug drei Kreuze. Der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft stimmte geschwind mit einem sehr rabenartigen Tone das Lied an:

Bewahr' uns, Herr, vom freien Geist,
Der alles ins Verderben reißt;
Von Teufels und der Höllenlist!
Daß uns die ew'ge Flamm nicht frieße!

Beide. Ein Freigeist! ein Freigeist!

M. O. ohne auf Giuseppo zu merken, der ihn immer heftiger in die Seite stieß: Ja, ja, wenn Sie es so wollen.

Beide. Gott behüte! ein Freigeist! Wissen Sie nicht, daß Sie dadurch ewig verdammt werden.

Mein Onkel wurde durch das ewig verdammt in Hizze gebracht. Er fing nun an, sie mit Heftigkeit zu widerlegen. Giuseppo mochte stossen, husten, machen, was er wollte, es half nichts. Er kramte sein ganzes Religionssistem aus, widerlegte das ihrige, zeigte ihnen, daß alle ihre Meinungen falsch sind, und ging so weit in seinem Eifer, daß er nicht einmal merkte, wie sehr er stolpere.

Die Meinungen und das Sistem des blauen Esels finden wir für gut für diesmal in petto zu behalten, aus Furcht, daß nicht einige von den Stuzzern, welche dieser Geschichte die Ehre anthun, sie mit ihren parfümirten Handschuhen zu durchblättern,

blättern, über diese Stelle gerathen, und durch das Ansehen meines Onkels verführt — denn ein Esel hat bei ihnen immer das größte Ansehen, — sein Sistem mit beiden Händen aufnehmen und damit in Gesellschaften glänzen möchten; besonders da weder der Herr Pfarrer des Orts, noch der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft ihn zu widerlegen — für gut fangen, welches man ihnen leicht verzeihen kann, da man weiß, daß bei Landpfarrern die Gelehrsamkeit nicht immer zu Hause ist. Wir wollen also die Meinungen meines Onkels so lange in petto behalten, bis wir einen Mann finden werden, welcher geschikt ist, das Sistem meines Onkels zu zergliedern, das wahre vom Falschen abzusondern, seine irrige Meinungen zu widerlegen, und ihn zu überführen, daß er gefehlt habe.

Mein Onkel fuhr immer fort, für seine Meinungen zu streiten, und der Herr Pfarrer des Orts Kreuze zu schlagen, und der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft sein Lied anzustimmen, bis endlich beide, jener ganz ermüdet, und dieser ganz hei-

scher, aufstanden, und sagten: „Nein, bei einem Freigeist ist kein Bleiben. — Gott bewahre und behüte — Leben sie wohl, Herr Giuseppo! 'S thut uns leid, daß wir Sie verlassen müssen, aber es ist von Amtswegen, daß wir gehen. Leben sie wohl! das Körbchen Birn bitt' ich nicht zu vergessen. — Leben Sie wohl!" und nun zukkelten sie beide zum Hause hinaus. Mein Onkel merkte izt erst, daß er gestolpert sei, und sich die Nase blutig gefallen habe.

„Aber Freund, Freund, sagte Giuseppo, wie haben Sie vergessen können, daß sie sich vorgenommen haben, nie wieder in den Schranken zu treten, und eine Lanze zu brechen. Sehen Sie, wie sehr Sie gefehlt haben! Sie glaubten, Ihre Gegner niederzustossen; aber glauben Sie mir, diese sitzen noch fest im Sattel, werden sie in den Sand werfen, und wohl Ihnen, wenn Sie nicht einen Fuß, oder gar das Genikke brechen!"

Mein Onkel wischte sich das Blut von der Nase.

„Sie haben gefehlt, Freund, sehr gefehlt. Man wird Sie verfolgen, und Sie sind nun nicht mehr bei mir sicher. Man wird Sie zwar nicht ihrer Meinung wegen, sondern vielleicht anderer Verbrechen, die man Ihnen leicht andichten kann, anfangen, und festsezzen. Diese zween Männer dürfen Sie nur beschuldigen: Sie hätten wider die hiesige Staatsverfassung gesprochen, so ist das genug, Sie aufs Schafot zu bringen.“

Mein Onkel schlug sich vor die Stirne. — Freilich war ich ein Thor. Aber konnt' ich denn das alles anhören?

„Warum konnt' ich es? Warum haben Sie vergessen der Lehre, die ich Ihnen gab? Was ging Sie der Streit dieser Beiden an? Lassen Sie einen jeden sein, was er ist! Warum wollen Sie sich bekümmern, ob man träume, oder wache, da Sie ihn doch nicht wecken können? Schweigen, mein Freund, ist das beste, das vernünftigste, was man thun kann. Ich bin nun besorgt für ihre Sicherheit.

Morgen mit Anbruch des Tages müssen Sie fort."

Das soll das leztemal sein — wenn nur meine Nase wieder besser würde! — Guter Onkel! Wie oft hast du gesagt, das soll das leztemal sein! und doch geschahs wieder. Schnell warst du wohl immer im Vorsaze; nur die Erfüllung deines Vorsazes happerte allzeit. Wie oft fielst du dir die Nase blutig; dachtest immer: Wenn nur meine Nase wieder besser würde; 'S soll nicht mehr geschehen! und doch, kaum war die Nase heil, — Pumps da lagst du wieder darauf, ohngeachtet deines ernstlichen Vorsazes: 'S soll nicht mehr geschehen! Warum ließt du dir eine blutige Nase ein-zwei-dreimal nicht zur hinlänglichen Warnung sein? Gabst nicht besser acht auf den Weg, worauf du so oft stolpertest; daß du dir zulezt ein Bein zerfallen mußtest, und dann freilich: — 'S soll nicht mehr geschehen! Weil du gezwungen warst, mit dem gelähmten Beine zu Hause zu sizzen. Wär's nicht besser gewesen, mit gesunden Beinen auf dem Stuhle sizzen geblieben zu sein, als

daß

daß du dich noch einmal auf den Weg wagteſt, worauf du dir ſo oft die Naſe blutig fielſt? Aber 's iſt immer ſo. Wir ſind erſt klug, wenn uns die Klugheit nichts mehr nüzt; oder wenn wir zur Klugheit gezwungen werden, da wir aus Mangel der Gelegenheit keine Narren mehr ſein können.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Etwas, was man vorher sehen könnte; aber wenige vielleicht vorher sehen. Vermuthlich was Neues.

Es wird meinen Lesern gar nicht wichtig sein, zu wissen, was der rechtschaffene Mann und mein sehr theurer Onkel in der Stube thaten, nachdem sie den Garten verliessen. Ob mein lieber Onkel sich zur Reise fertig gemacht? Ob Giuseppe ihn noch zuletzt mit einem guten Nachtmahle bedienet, oder ihm noch einige gute Lehren mitgegeben habe, auf die mein Onkel immer antwortete: 'S soll nicht mehr geschehen! Alles dieses wird ihre Neugierde wenig reizen. Warum aber mit einem Male so stark an der Thüre gerecht wird? das kann sie neugierig machen,*) daß sie eben so, wie Giuseppe, den

*) Besonders wenn zu gleicher Zeit, da die Leser dieses Kapitel lesen, an ihrer Thü

den Kopf zum Fenſter hinausſtekten, um zu ſehen: wer mit einem ſolchen Ungeſtüm eingelaſſen zu werden verlanget?

Wer da! fragte Giuſeppo!

„Aufgemacht.“

Wer ſind Sie?

„Diener der Gerechtigkeit! Nicht lange gezaudert!“

Nun zog Giuſeppo den Kopf zum Fenſter herein, und ſagte: Gleich, ich will nur den Schlüſſel holen. — — Verbergen Sie ſich, flüſterte er meinem Onkel ins Ohr, durch den Garten in das Grab meines Freundes. Man ſucht Sie gewis, und Sie ſind verloren, wenn man Sie findet.

Mein Onkel verbarg ſich, und Giuſeppo öfnete die Thüre.

Sie

ꝛc. entweder vom Juden, der ſeine Schulden einfordert, oder von einer — teutſch klingts nicht ſo gut — Fille de joie, gepocht wird. A. d. V.

„Sie haben einen Fremden in Ihrem Hause, der wider unsre wohlweise Staatseinrichtung geschimpfet hat. Sie wissen, daß dies ein unverzeihliches Verbrechen sei, Wo ist er?“

Er ist nicht mehr bei mir. Er verlies vor einigen Stunden mein Haus.

„Sie sagen uns nicht die Wahrheit. Und dann — weh Ihnen!“

Sie können alles durchsuchen, meine vielgerechten Herrn! Ich unterwerfe mich der härtesten Strafe, wenn Sie ihn bei mir finden.

Jzt wurden alle Winkel durchspähet; selbst bis ins Gebüsch, wo das Grab des Joikondo war, gedrungen; aber bis zur heiligen Stille, bis zum schauerlichen Dunkel zu dringen hatten sie keinen Muth. Nach langem vergeblichen Suchen fragten sie endlich: welchen Weg der Fremde genommen habe? Giuseppo zeigte ihnen die Strasse nach * * * und versicherte sie:

wenn

wenn ſie den Weg verfolgten, ihn noch ganz gewiß einholen zu können.

Wie Giuſeppo glaubte, daß es nun ſicher wäre, muſte ſich mein Onkel auf den Weg machen, den ihm Giuſeppo wies. „Gehen Sie, mein Freund! Gott geleite Sie auf Ihrer Reiſe! Fürchten Sie ihn, loben Sie ihn, ſein Sie tugendhaft, und es wird Ihnen gut gehen! Dieſe Straſſe führt ſie gerade nach den Hof von ****. Nehmen Sie den lezten Rath noch mit, den Ihnen die Klugheit durch mich giebt: Wollen Sie unter den Menſchen glüklich ſein; ſo lernen Sie die Kunſt ſich zu verſtellen! Zeigen Sie ſich nie in Ihrer wahren Geſtalt den Menſchen; ſondern nehmen Sie immer diejenige an, die der, mit dem Sie umgehen, gerne will, daß Sie haben ſollen!“

Aber mich zu verfolgen; und Geiſtliche die Urſache meiner Verfolgung.

„Ich hab' es Ihnen geſagt, Ihre übereilte Hizze werde Ihnen ſchädlich ſein. Danken Sie der Vorſicht, daß Sie izt

nur

nur noch mit einer blutigen Nase davon kommen. Wär' ich nicht, Sie und den sich diesma's gewiß das Genick abgestossen haben. Daß Geistliche die Ursache dieser Verfolgung sind, müssen Sie Ihnen nicht verargen. Diese glauben, daß es ihr Amt mit sich bringe, alle zu verfolgen, die nicht ihrer Meinung sind. So haben in den vorigen Jahrhunderten die Geistliche viele Unschuldige Amtswegen ermordet; und noch itzt verbrennen die heiligen Gerichte Amtswegen ihre Nebenmenschen. Lassen Sie sichs zur Warnung sein. Folgen Sie meinem Rathe, den ich Ihnen gab, und sein Sie vorsichtiger auf einem Wege, worauf Sie sich schon oft die Nase blutig gefallen haben!"

Mein Onkel — 'S soll nicht mehr geschehen! Nun dankte er seinem wohlthätigen Freunde auf das höflichste für alles, was er von ihm empfangen hatte. Empfohl sich seinem Andenken, gelobte seinen Lehren heiligen Gehorsam, und trabte, nachdem er den Wunsch: möchten wir uns doch noch einmal wiedersehen! mit einem Seufzer ausstieß, seinen Weg fort.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ob die Leſer Scharfſinn haben? Eine Probe. Zugleich auch etwas über das vorige Kapitel. Ein Nachtrag.

Warum mag wohl mein ſehr werther Onkel von der heiligen Gerechtigkeit verfolgt worden ſein? Und was gab dazu Anlas? — Rathen Sie, meine mit Gunſt, reſpektive Herrn Leſer, Damen und Demoiſelles Leſerinnen! das iſt die Probe ihres Scharfſinns. Wenn Sie dieſe Frage auflöſen, ſo will ich Sie auf maulthieriſche Parolle verſichern, daß Sie jedes Problem, ſelbſt das: Ob Weiber Seelen haben?*) auflöſen werden.

Legen

*) Iſt kein Problem mehr, ſondern mit einer kleinen Diſtinkzion aufgelöſt: wenn die Weiber, W******* und T*** haben, konzedo; wenn ſie dieſe zween Buchſtaben nicht haben; nego. Doch iſt

Legen Sie einmal den Zeigefinger in die Mitte der Stirne; ziehen Sie diese in tiefdenkende Furchen, und nun — Was ich auch fordere! Als ob Sie nur dazu Scharfsinn hätten, jeden Schnikschnak, den Ihnen ein Autor in seinem Buche vorsezt — zu verstehen, darüber nachzudenken und — Nein! Sie würden ihn ja zu sehr abnüzen, und dann hätten Sie keinen für Spiel, Moden, Gesellschaften und tausend andere wichtige Dinge. Will also die ganze Frage, zu der man eben nicht viel Scharfsinn braucht, selbst auflösen.

Sie werden sich grosgünstigst erinnern, daß im sieben und zwanzigsten Kapitel *) mein

izt ein stärkeres Problem aufzulösen: Ob es nur Mann und Weib allein, oder auch noch ein Mittelding zwischen beiden gebe? A. d. H.

*) In der That sehr viel gefodert, daß die Leser sich dessen erinnern sollen, was sie ein Kapitel vorher gelesen haben. Wenn ich ein Buch schriebe, wollt' ich mich hiermit begnügen, wenn sie sich nur immer so viel zu erinnern wüßten.

was

mein ſehr wehrter Onkel einen kleinen Streit hatte; und — ja ſehen ſie, dieſer war die Urſache davon. Aber wahrlich nicht aus dem Beweggrunde, den Giuſeppo angab. Diesmal hatte ſich ſeine Weisheit treflich geirret, wie ſie den oft bei den größten Weiſen einen Fehltritt macht. Vielleicht würde der Herr Pfarrer des Orts, und der Herr Pfarrer aus der Nachbarſchaft den Anfall von der Flanke in ihren amtsmäßigen Streit über Ortho und Heterodoxie nicht ſo übel genommen haben, hätte ſie mein Onkel durch ſein beiſſendes: Was ſieht Geiſtlichen nicht an! und durch einige ſpöttiſche Anmerkungen über ihre dikken heiligen Leiber, die ihm entfuhren, nicht zum Zorn gereizet. Durch ſeinen Einfall in ihren Streit wurde nur die Meinung ihrer Religion beleidiget, und dieſe Beleidigungen, wenn ihr Eigennuz nichts dabei verlieret, werden von ihnen nicht ſonderlich hochgeachtet; durch die

was auf der nemlichen Seite ſtehet, wo ſie leſen, wenn das lezte Wort dieſer nemlichen Seite über ihre Zunge geſchlüpft iſt; und das — wäre noch immer viel gefodert. A. d. H.

Spöttereien aber wurde ihre hochwürdige Person selbst angegriffen, und das verzeihen sie niemals. Zwar hätt' der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft meinen viel werthen Onkel deswegen ungekränkt gelassen, weil er ziemlich seichter Natur war, und daher nicht so leicht Feuer fing. Aber der Herr Pfarrer des Orts war troknen Temperaments, und bei ihm brach gleich alles in helle Flammen aus. Auch verstand er gar wohl, was der blaue Esel durch das: Was steht Geistlichen nicht an! und mit seinen Spöttereien über die hochwürdigen heiligen Leiber sagen wollte; und weil er es nun verstand, so gefiel's ihm nicht, daß ein blauer Esel so was sagen sollte, das in diesem Verstande genommen werden könnte; darum beschloß er, meinen Onkel deswegen zu strafen. Nun wuste er, daß in Punkt der Freidenkerei sein Herr Mitkollega gleiche Gesinnung mit ihm habe, und er machte also in seiner Gegenwart die verfängliche Frage an ihn: Also haben Sie wohl gar keine Religion; sind — ein Freigeist? Er bemerkte mit innigster Freude, daß auf die Antwort meines

nes Onkels, während dem er Kreuze schlug, der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft zugleich das herzbrechende Lied anstimmte, und nun war mein Onkel auch schon in seinen Gedanken der heiligen Gerechtigkeit in die Klauen geliefert Er überredete also im Zuhausegehen den Herrn Kollega, seine Klage zu unterstützen; und da dieser einige Einwendungen machen wollte; so bewis ihm jener mit einigen Bouteilen Wein, welche immer für den Herrn Pfarrer aus der Nachbarschaft die überzeugendeste Kraft hatten, daß er es der Ehre wegen thun müsse; worauf auch dieser einwilligte. Da sie meinem Onkel des Freidenkens wegen nicht zu nahe konnten, so verabredeten sie, ihn zu beschuldigen: er habe wieder die hohe Staatsverfassung schimpflich gesprochen. Ob gleich dieses nun eine sehr grobe Lüge war; so hielten sie es doch Amtswegen für erlaubt, um sich an ihm zu rächen, weil er — zween hochwürdige Herrn in ihrer eigenen hochwürdigen Person beleidiget hatte. — — —

Ha, ha ha ha! Welcher Scharfsinn lacht der junge Herr von K*** sieht in Spiegel, legt Karmin auf seine blasgelbe

Wangen, welcher Scharfsinn, so was alltägliches aufzulösen! — — Ich wette junger Herr! man braucht noch weniger Scharfsinn, um zu bestimmen: obsie zum Geschlechte der Männer, oder Weiber gehören? Jeder wird bei dem ersten Anblikke errathen, daß Ihnen die Natur das lezte Geschlecht versagt habe, und daß sie zum ersten nicht Würde und Muth genug besizzen; daß sie folglich weder ein Mann, noch ein Weib sind; son ern ein Mittelding zwischen beiden *) Und daß Ihr Verstand kein Quentchen überwiege, das sieht man, wenn man selbst nicht mehr, als anderthalb Quentchen Verstand hat, Ihrer Haarlokke an. A — b — zt. — Sie haben

*) Durch diese Erfahrung ist das Problem auch aufgelößt. Es giebt also wirklich Mitteldinger. Ihre Kleidung nein, die ist auch nicht männlich — hurtig, was haben Sie denn vom Manne? Ein — ein — Meine Damen, wissen Sie's nicht, die Sie so gerne in Gesellschaft dieser Mitteldinger sind? So etwas. — Sie dürfen ja nur auf das merken, was Sie nicht haben; das übrige ist sowohl an ihrem Körper, als in ihren Handlungen weibisch. A. d. H.

ben genieſt, junger Herr! — Ich danke der gütigen Erinnerung.

Ob das Betragen des Giuſeppo gegen die Diener der heiligen Gerechtigkeit, und der Rath, den er meinen vielwehrten Onkel gab, ſich mit der Rechtſchaffenheit eines Mannes vertrage? Möchten meine ſehr gelehrten Herrn Leſer, Frauen und Jungfrauen — ich bitt'um Verzeihung — Damen und Demoiſellen Leſerinnen gerne wiſſen. Nun ſie ſollen das im Nachtrage erfahren.

Der blaue Eſel war wirklich noch beim Giuſeppo, und doch ſagte dieſer den Dienern der heiligen Gerechtigkeit: er habe ihn vor einigen Stunden verlaſſen. — Das war eine Unwahrheit. — Verzeihen ſie mein Herr, Giuſeppo ſagte die Wahrheit. Mein Onkel verbarg ſich in das Grab des Joikondo; er war alſo nicht mehr im Hauſe: denn daß Grab und Haus verſchiedene Dinge ſind, das verſtehen ſie doch? — Ja, ja verſtehen das! — Aber wenn auch mein ſehr theurer Onkel im Hauſe des Giuſeppo wirklich noch verborgen geweſen wäre; ſo würde das noch immer keine Lüge, ſondern nur eine Verhelung

der Wahrheit gewesen sein: und ob dies erlaubt sei? — Fragen Sie die Heern Kasuisten!

Doch ohne erst auf die Entscheidung dieser Herrn zu warten; — denn das würde zu lange dauern, bis diese nach allen möglichen und nicht möglichen Fällen, die sich ereignen und nicht ereignen können, zum Schlusse kämen; — so will ich ihnen ganz in der Kürze sagen, was meine maulthierische Philosophie darüben denkt.

Ob die Wahrheit verhelen, oder lügen verschiedene Dinge sind, das will ich nicht entscheiden, kann es auch nicht, denn ich habe weder Suarez, noch Molina, nach Busenbaum, noch irgend einen jesuitischen Theologo-moral-kasuistischen Schriftsteller gelesen; aber ich glaube, daß sie von einander nur durch das Kleid unterschieden sind. Und wie es nun möglich ist, daß zween Schurken, einer in den Kleidern eines vornehmen Mannes, der andere in den Lumpen eines Betlers stekken können, ohne daß sie deswegen aufhören Schurken zu sein, und zu einer Klasse von Spizbuben zu gehören; so ist Wahrheit verhelen, oder eine Lüge sagen bei

mir

mir immer einerlei, nur daß jedes anders gekleidet erſcheinet. Nach meinem Dünken ſollte der rechtſchaffene Mann entweder gar ſchweigen; oder, wenn er redet, nichts, als Wahrheit reden.

Aber oft iſt auch Lügen erlaubt.— Das iſt nicht wahr! Kann nicht ſein! Was predigen Sie hier für eine Moral Herr Maulesel! — Eine beſſere, als Sie meine Herrn Moraliſten, da Sie von Tugenden ſchwäzen, die weder Sie ſelbſt noch andere arme Erdenkinder haben können. Die Unſchuld aus den blutgierigen Händen eines Mörders zu reiſſen, iſt erlaubt den Mörder ſelbſt, wenn er anders von ſeinem grauſamen Vorhaben nicht ablaſſen will, zu ermorden; warum ſoll es alſo unerlaubt ſein, einen armen unglüklichen verfolgten Eſel vor den Krallen der heiligen Gerechtigkeit durch eine Lüge, welche nicht ſchadet, dem Armen aber nuzzet, zu ſichern? Man wird doch nicht behaupten wollen, daß eine Lüge ärger ſei, als Todſchlag. Und dies war hier der Fall. Hätte Giuſeppo nicht ſehr klüglich die Wahrheit den viel heiligen Dienern der Gerechtigkeit verborgen; hätte er nicht

gewust, diese tiefweisen Herrn, die eben so viel Wit, Verstand, und wahren Muth haben, als ihre sehr wenig werthen Prinzipalen, geschikt bei der Nase zu greifen, und aus dem Hause zu führen; würde er sich ein Bedenken gemacht haben, die Wahrheit zu verbergen, welche schlimme Folgen hätte dieses nach sich ziehen können! Erstlich hätte die wohl heilige Gerechtigkeit einen ungerechten Todschlag begangen; blos aus der Ursache, weil sie glaubte, ein blauer Esel habe ihre weise Staatsverfassung getadelt, welches, beim Lichte betrachtet, doch eben noch kein henkenswerthes Verbrechen ist. Zweitens welchen Schaden würden nicht andere dadurch erlitten haben! ja wir selbst hätten gewis, wäre mein vielwerther Onkel gehangen, oder geköpft! oder verbrant worden, keinen geringen Verlust erlitten. — — Wir! Wir! — — Ja, ja, meine vielgnädigen Herrn, Damen, Demoiselles, und mit aller möglich möglichster Gunst, und mit allem respektvollesten Respekt, meine sehr jungen, süssen, gebuderten, behaarbeutelten, gestikten jungen, jungen Jungferherrchen.

chen. *), wir! Hätte die heilige Gerechtigkeit meinen sehr wehrten Onkel mit ihren Mordklauen gefaßt, so würden wir nie die Geschichte eines blauen Esels zu lesen haben. Wir hätten bei der Toilette, aus Mangel der Zeitvertreibs, mehr mit unsern Frisörs, Kammer- und Stubenzöfchen gezankt; nicht so oft darüber gähnen und dabei einschlaffen können, und folglich gewis sehr vieles verloren. Freilich könnten Sie sagen: "Wir haben andere Bücher genug. Was brauchen wir die Geschichte ihres Onkels, Herr maulthierischer Schriftsteller?" — Und ich muß Ihnen gestehen, daß es Wahrheit sei. Allein bedenken Sie nur, wie ungeist-

*) Sonst Stuzzer: Da aber dieses Wort schon zu gemein ist, so hab' ich mich bemühet, für diese edle Gattung von Menschen, die — dank sei es den Moden, und schönen Lustmädchen — täglich sich vermehret, ein ganz neues Wort zu erfinden, wozu ich alle mögliche Epiteten gesezt habe, um sie entweder einzeln, oder alle hinzu zusezzen, je nachdem man dem Ausdrukke Kraft und Stärke geben will. A. D. V.

gesittet all die Herrn Verfasser sind! Wie kühn, wie — leihen Sie mir doch einen noch stärkern Ausdruk! Wie ohngefehr die Handwerksleute sind, wenn sie Sie, meine Gnaden und Exzellenzien, um die Zahlung der Kontos fordern, Wie — sag' ich, all diese Herrn Verfasser sind, da sie verlangen, daß man ihre Schriften nicht nur allein buchstabiren, sondern lesen; das heist — nach der Auslegung dieser Herrn —mit Gedanken lesen, untersuchen, prüfen, und das, was sie schreiben, verstehen soll. Wie unverschämt ist diese Foderung, meine gnädigen Herrn und Damen, Demoiseles und wohlriechenden Mannsporträtchen! *) Sagen Sie mir, ob sie nicht

*) Müssen diese Herrchen nicht stolz werden, wenn sie erfahren, daß ich mir so viele Mühe gebe, für sie immer ganz neue Namen zu erfinden, die so passend, so recht ausdrükkend sind? Mannsporträtchen! — Wie artig, wie anspielend auf sie, die nur Kopien von Männern sind, und gemeiniglich nur bei den Porträten der Schönen das Glük geniessen, dessen sie sich von dem Originale rühmen.
A. d: V.

nicht viel leichter den Schneider, der durch zwanzig Jahre sich bemüht hat, das Ansehen Ihrer alt Adelichen Familie durch die Geschillichleit seiner Schere zu erhalten, ob sie ihm nicht viel leichter, wenn er mit seinem Konto angestochen komt, auszahlen, als die ungestimme Forderung dieser Herrn befriedigen können? Denn wenn Ihro Gnaden und Exzellenzien auch nicht bei Gelde sind, und der grobe ungeschliefene Handwerksmann hartnäkkig, ohne auf die Ehre zu sehen, daß er die hohe Gnade gehabt habe, für hochderoselben zu arbeiten, auf die Zahlung dringt, so findet sich leicht irgendwo ein kristlicher Jude, der gegen fünfzig per Cent das Geld hergiebt. Aber wo ist der Mann zu finden, der ihnen die Kunst zu denken zu untersuchen, zu prüfen und zu verstehen leihet, und wenn Sie auch hundert per hundert dafür geben wollten? Was nuzzen ihnen also alle diese Bücher? Wie viel gewinnen sie nicht bei der Geschichte meines Onkels des blauen Esels, da ich Verfasser, das gelehrte Maulthier, Dero unterthänigster Diener Ihnen die Freiheit gebe, mich zu lesen oder zu buchstabiren,

mich

mich zu verſtehen, oder nicht zu verſtehen; dabei zu gähnen, zu ſchlafen, zu ſpielen, ſich auffezzen zu laſſen, das Buch hundertmal des Tages in die Hand zu nehmen, um es auch hundertmal wieder weg zu legen, mich zu kritikaſtern, zu ſchimpfen *), zu loben, und überhaupt mit dieſem

*) Hier räumt der Verfaſſer den Leſern ſehr viel ein. Er iſt aus allen Schriftſtellern der einzige, der ſich gerne kritikaſtern und ſchimpfen läßt. Die andern Autoren verfolgen den gewis mit aller Kraft Macht und Herrlichkeit ihrer Feder, der ſich ſo was gegen ſie erdrechet! beſonders diejenigen, welche die unſterblichen Werke zu ſieben, zehn, oder höchſtens ſiebenzehn Kreuzer ſchreiben. Die Urſache, warum der Verfaſſer ſeinen Leſern dieſe Freiheit giebt, fand ich auf einem kleinen Zettelchen unter ſeinen Papieren mit folgenden Worten aufgezeichnet: „Sich wollen, oder nicht wollen kritikaſtern und ſchimpfen laſſen, hilft nichts. Leere Köpfe werden doch immer das lezte, und ſeichte Wizlinge das erſte thun; man laſſe ihnen alſo ihre Freude; denn Kinder und Narren finden leicht irgendwo was, das ſie vergnügt.“ A. d. H.

ſem Buche nach allen möglichen Fällen Ihrer abwechſelnden Laune zu verfahren. Alles dieſes erlaube ich Ihnen, und ich weis, Sie werden mir Gerechtigkeit erzeigen, und mir maulthieriſchen Schriftſteller den Vorzug vor all den andern Herrn Verfaſſern gewis einräumen*) Damit Sie aber auch ſehen, daß ich ſuchen werde dieſen Vorzug zu verdienen; ſo will ich künftig nichts ſchreiben, was nur im geringſten Ihre groſſen Geiſter faſſen und abnüzzen könnte. Ich will ſo ſchreiben, daß ſie mich ohne alle Gedanken; ja daß mich ſogar diejenigen leſen können, denen die Natur eine geiſtige Seele zu geben vergas. So will ich mich für Ihr Vergnügen bemühen, und ich hoffe, daß mein Herr Verleger auch ganz gut damit zu frieden ſein wird; denn dergleichen Bücher finden immer einen ſehr ſtarken Abſaz. Und

*) Der Verfaſſer hofte vielleicht keine andere Leſer als — Eſel. Er konnte alſo leicht glauben, daß ſie ihm den Vorzug vor allen geben würden; denn — ein Eſel lobt den andern, und ein Maulthier — iſt wenigſtens mit Eſeln verwant. A. d. H.

Und nun noch etwas über den Rath, den Giuseppo meinem Onkel gab. — Ich weis, daß meine, respektive mit Gunst Herrn Leser und Leserinnen, besonders, wenn ich das Glük haben sollte, daß auch Minister und Exzellenzien diese Geschichte lesen, daß Sie, sag' ich, immer sehr starke Kopfschmerzen haben, weil es gemeiniglich bei ihnen im Kopfe zu fehlen pflegt und dann behält man nicht gut, was man liest, darum will ich Ihnen noch einmal wiederholen, was das für ein Rath war, damit Sie ihn ganz überdenken, prüfen, und — — O denken Sie, prüfen Sie, und thun Sie das alles, was Sie noch schreiben wollten, lieber statt unser Herr maulthierischer Schriftsteller! Wir sind gar nicht zum denken — — gemacht? — ei, das nicht! zum denken — aufgelegt? — ja, ja! — — Sehr gern, meine viel gnädigen Gnaden und Exzellenzien *) will ich

*) Warum doch der Verfasser fast immer nur die Gnaden und Exzellenzien, die Heren und Damen, die Fräulein und Männchen mit den Mädchengesichtern anredet? — Fragte mich ein

ich Sie dieſer Beſchwerlichkeit überheben, denn es iſt unausſtehlich, wenn man denken ſoll. Alſo — um ſich nicht zu ennuiren können Sie indeſſen eine Partie l'ombre, oder Trizette en mediateur ſpielen!

Wollen Sie unter den Menſchen fortkommen und glüklich ſein, ſo lernen Sie die Kunſt, ſich zu verſtellen. Zeigen Sie ſich nie den Menſchen in Ihrer wahren Geſtalt; ſondern nehmen Sie immer eine ſolche an, die der, mit dem Sie umgehen, gerne will, daß Sie ſie haben ſollen. — Was dünkt Sie zu einem ſolchen Rathe? — Calade avec six points! — Ich bitte um Verzeihung, veilleicht hab' ich Sie mit meiner Frage geſtört. Ich hatte ſchon wieder vergeſſen, daß Sie nicht

ner. Sollten dieſe vielleicht am wenigſten denken wollen, oder gar — können? — — Wie Sie nur ſo fragen? Note des Sezzers zur Ausfüllung des Raums.

nicht denken — wollen. Werde mich also selbst fragen, was ich Maulthier; Verfasser der Geschichte eines blauen Esels davon denke?

Wer unter den Menschen nur eine Gestalt annimt, darf nicht hoffen, irgendwo fortzukommen. Redlich, ohne Verstellung wird er seine Tugenden so, wie seine Fehler, aufdekken, und jeder wird bei der ersten Unterredung die Ehre haben, nicht nur allein sein Gesicht zu kennen; sondern er wird auch sein Herz ganz enthüllt, ohne alle Maske sehen, und so wird der einfache, eingestaltige Mann sich hunderten zeigen, und — von hunderten betrogen werden. Dieses zu vermeiden ist also sehr nothwendig, noch mehr Gestalten anzunehmen, als Protheus, und überall, wo man sich zeigt, zwar ein offenes Gesicht, aber ein sehr start verhülltes Herz sehen zu lassen. Giuseppo kannte die Menschen. Er zog aus den Erfahrungen, die er unter ihnen gemacht hatte, diesen goldenen Rath heraus, und, da er meinen Onkel glüklich machen wollte, so empfahl er ihm selben

als die wichtigste Lebensregel. Sich zu verstellen ist also nöthig; das heist: — um den Begrif dieses Wortes aus einander zu sezen, — man muß das überall zu sein scheinen, was man glaubt, daß ein andrer ist; selbst aber — gar nichts sein. — — Ei, ei! das ist ja häslich! da ist man weniger als ein Kamäläon! Dieses nimt nur, wenn es sich ärnet, verschiedene Farben an; kricht sonst aber immer in seiner bleulicht grauen Gestalt herum. — — Ja nun, was ist zu thun? Freilich sagten die Alten, der rechtschaffene Mann müsse ohne Verstellung sein. — ber diese Rechtschaffenheit, dies Offene, dies Feste der Karaktere — lieben Alten! das lehrtet ihr nur, das hattet auch ihr nur! Unsre Klugheitslehrer verstehen das Ding besser. Schikke dich in die Laune eines jeden, den sein Kleid und sein gestreiftes Band berechtiget launigt zu sein. Sei das, was er ist. Schmeichle seinen Leidenschaften. Lobe seine Thorheiten. Rede viel von seinem Pracht, von seinen Reichthü-

mern — wenngleich die Juden seine Güter ganz in Kontribuzion haben. — Erhebe seine Güte, und Menschen freundlichkeit *) wenn auch die Unterthanen Hungers sterben. — und du wirst dein Glük machen.

Wirst

*) Warum denn nicht auch den Verstand, die Kentnisse? — „ Es scheint, daß sie sich nicht viel bekümmern, die grossen Herrn, ob man glaube, daß sie Verstand haben. Würden sie das, so würden sie sich bemühen, verständig zu werden. Der Klugheitslehrer hat dieses vermuthlich gewust; oder er war wohl gar überzeugt, diese Herrn könnten es übel nehmen, wenn man sagt: sie hätten Verstand; weil gemeiniglich nur niedrige Menschen Verstand besizzen, und sie sich eben so sehr nicht enkanailliren wollen, Den Verstand mit den Bürgern gemein zu haben. „ — so sagte ein Mann, der, da ich eine Note schreiben wollte, über meine Schultern ins Manuskript gukte; und ich — schrieb das, was er sagte, statt der Note. A. d. H.

Wirſt — ein rechtſchaffener Mann! — das eben nicht; — aber ein angeſehener Mann ſein, und biſt du das — wozu brauchſt du Rechtſchaffenheit! — — — O goldene Klugheitsregel! würdig zur Ehre der Menſchen oder den Thoren der Groſſen in Stein gehauen zu werden, wie jener unbedeutende Spruch: Kenne dich ſelbſt! oder der Thüre des Tempels zu Delphos; damit ein jeder, der ſein Glük zu machen, bei einem dieſer Erdegötter eintritt, dich leſen, und indeſſen ſeine wahre Geſtalt beim Portier ablegen könne. — — Ende des Nachtrags!!! — — —

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wir treffen den blauen Esel in einer schönen Stadt an. Wollen doch sehen, was er da macht.

Wir haben meinen lieben Onkel immer auf dem Wege forttraben lassen, und über Kleinigkeiten geschwätzt, ohne uns zu bekümmern, wohin, wie weit und wie lange er schon trabte. Wir wollen uns also ein bischen nach ihm erkundigen, ob er nicht irgend wo zu erfragen sei. Treffen wir ihn nicht mehr an, so muß ich meine Feder, wie ein gefangener Soldat das Gewehr, strekken, und es bleibt mir nichts mehr übrig zu schreiben, als in der Mitte meines Buches, wo die Leser noch manches mit Recht erwarten können: Ende der Geschichte

te meines Onkels — Auch hierin hätt' ich ja das Anſehen vieler Schriftſteller für mich! —

Indeſſen aber, bis wir ihn ausfundſchaften.

Zwiſchen

Zwiſchen Kapitel.

Welches aber das vorige nicht unterbricht, ſondern in dem rechten Kapitel nur das iſt, was in den Singſpielen die Arien, die zwar zur Handlung des Stüks nicht gehören, aber doch mit vielem Beifale geſungen werden, ohne daß es — auſſer einigen unbedeutenden mit helleren Augen verſehenen Zuſchauern — die Logen, Partere und lezten Pläze bemerken, daß das Stük durch die Arien unterbrochen werde.

Eine Austheilung, die ich mit den dreizehn Exemplaren vornehmen will, wenn der Herr Verleger ein Mann vom Worte iſt.

Wenn es jedem, der Gold und Silber und all das Zeug, das die liebe Welt Schäze und Reichthümer nennt, beſizt, eben ſo viel Mühe koſtet, wie er's gut und richtig verwenden, und mit Nuzzen — aber nicht als ein Wucherer — anbringen ſoll, als es mir Kummer und Sorge koſtet, die dreizehn Exemplare, welche ich — Gott

Gott ſei Dank, noch nicht habe — gut auszutheilen; ſo mag ich nie ein reicher Mann ſein. Damit ich aber klug in einer ſo ſtachlichten Materie zu Werke gehe, ſo will ich zuvor das Ding ein bischen überlegen, und mir von irgend einem Herrn Autor, der ſchon einige Exemplare — aus was für Urſachen, wird ihm bekannt ſein, — vertheilet hat, einen guten Rath ausbitten, wenn ich hie und da einen Fehler begangen hätte.

Ein Exemplar ſoll und muß für mich bleiben. Es iſt billig, daß jeder Autor das liebe Kind, welches ihm ſo viele Kopfſchmerzen, ſo manche ſchlafloſe Nächte, und — ach ſein Beutel trauert noch darüber! — ſo manches Fläſchchen Nübenoel gekoſtet hat, immer vor ſeinen Augen habe, um ſich dadurch für all die Mühe ſchadlos halten zu können, wenn er ſein liebes Kindchen, das er ſo lange Zeit im Kopfe herumtrug *) mit ſaurem

*) Manche Schriftſteller ſollen ihre Kinder gar nur in den Fingern herumtragen. Darum gebähren ſie auch viel leichter, und

Schweiſe gebahr, mit Sorgfalt gros zog, und dann in die Welt ſchikte, wenn er dieſes liebe Kindlein in einem hübſchen Franzbändchen gekleidet vor ſich ſiehen ſieht; die Herrn Verleger zahlen ohnehin kaum ſo viel, als man Handwerkszeug dazu verbrauchet. Alſo — ein Exemplar in meine Bibliothek.

Nun hab' ich noch zwölfe. Wie theil' ich die ein? — — Ein Autor kann ſich die Gunſt der Mäzenen nicht beſſer erwerben, als wenn er mit einem hübſch gebundenen Exemplar die Aufwartung macht, ſagte der berühmte Autor — H — — n. — Alſo eines meinem lieben Wärter, der mich in der Zeit, da ich die Geſchichte meines Onkels ſchrieb, gütigſt unterſtüzte, und meinen ſchriftſtelleriſchen Geiſt mit einem halben Bündchen Heu, und einer Handvoll Hafer, manchmal gnädigſt aufmunterte, zur ſchuldigſten Dankſagung

und zeigen mehrere Kinder, als iene, die ihre Geburten aus dem Kopfe durch die Finger zur Welt bringen müſſen. A. d. V.

ſagung für ſeine hohe Gnaden, mit einem Zueignungsgedichte gezieret.

Eins einem meiner gelehrten Freunde, der die Güte für mich hat, alle meine Kapitel zu leſen, und — zu loben; damit er in Zukunft alles, was ich ſchreibe, in allen Geſellſchaften, Zeitungen, Wochen-Tag-Intelligenzblättern auf das beſte für Geniewerk ausposaune. Man muß, um von dieſen viel gelehrten Herrn gelobt zu werden, ſie ſchon immer mit einem Exemplare zu erkaufen ſuchen. Bietet man es ihnen auf eine Art an, die ſie für eine unterthänige Suplik anſehen können, uns ihr tiefgelehrtes, gründliches, geſchmakvolleſtes Urtheil hierüber zu ertheilen, ſo kann man verſichert ſein, daß ſie das Buch gewis in ihren Schuz nehmen. Und ſtehen Sie bei Herrn und Damen, Fürſten und Grafen, Rittern und Knechten, Schönmännchen und Luſtjungfern in Anſehen, ſo iſt unſer Ruhm — wenn anders die Madonnen ſeiner ſchonen, — unſterblich, und der Nuzzen des Verlegers ſehr gros. Mein gelehrter Freund iſt einer von dieſen beliebteſten

Schrift-

Schriftstellern; darüber wundre ich mich aber nicht. Er hat schon sehr viele Bücher im Schlaf geschrieben; und da die meisten Menschen nie recht wachen, wenn sie lesen, so müssen sie alle seine Bücher unendlich schön finden.

Eins will ich meinem Herrn zum Präsent geben, damit er es in seinen schönen Büchersaal stelle, und ich zwischen den Herrn H*****n R*** F*** R*** von G*** und von P———sch, in die Mitte zu stehen komme, welches mich gar herzlich freuen wird, einen Plaz zwischen diesen gelehrten Herrn zu haben. Dies war einer von meinen ersten Beweggründen, warum ich die Geschichte eines blauen Esels schrieb. Ich weis aber nicht, ob ich izt noch so grosse Lust habe; denn — die — Gesellschaft — — —

Eins will ich in öffentlichen Zeitungsblättern demjenigen Mädchen zum Geschenke anbieten, das in ihrem vierzehnten Jahre noch Jungfer ist — Dies Exemplar wird nicht abgefordert werden.

Zwei Exemplare ſollen diejenigen jungen Herrchen haben, denen der Verſtand im zwanzigſten Jahre noch mangelt. — Dieſe Exemplare wird man mir bald abfordern.

Und nun bleiben noch ſechſe, mit denen ich nicht weis, wohin? — -- Doch ja! Ich hab' noch niemanden die Geſchichte meines Onkels dedizirt. Will daher die ſechs Exemplare einpakken, und ſie dem unſterblichen Dalai Lama zuſchikken. — Er wird doch wiſſen, wie viel für jede Dedikazion gezahlt wird?

Heiligſter Unſterblicher!

In tiefeſter Unterthänigkeit werf' ich ſterbliches Maulthier mich zu deinen unſterblichen Füſſen, und wage es, die Geſchichte meines viel werthen Onkels deinem heiligen Schuzze zu unterwerfen, demüthigſt bittend, du wolleſt dies geringe Werkchen vor aller Verfolgung der Bonzer, beſonders aber mich vor ihrer Rache, gnädigſt in Gnaden bewahren, damit dieſelben, wenn ſie etwas darin finden

ben sollten, das der Wahrheit von der sie resse Feinde sind, ähnlich sieht, mich und die Geschichte meines Onkels nicht mit Feuer, Schwerd und Verfluchung verfolgen. Sollte aber doch so was unvermeidlich sein; o so gieb zu, daß nicht ich, sondern diese Geschichte lieber statt meiner dem Scheiterhaufen zu wandere, und ich will mit Ovid ausrufen:

„Kleines Buch, du gehst zwar ohne mich ins Feuer *) aber wirklich, ich — beneide dich nicht darum!“

Ich verspreche mir deinen Schuz um so mehr, da ich nie, auch nur mit einem Gedankenstriche! die Rechte deiner Unsterblichkeit angegriffen habe, sondern festiglich glaube und durch diesen Brief vor jedermann, dem daran gelegen ist, es zu wissen,

*) Vermuthlich der erste Vers aus dem ersten Buche Tristium, der ersten Elegie.
Parve, nec invideo, sine me, Liber, ibis in Urbem,
wo das Maulthier statt Urbem muß iterum gelesen haben: A: d: H: zum Zeugnis seiner Erudizion:

wiſſen, bekenne, daß du heilig, allmächtig, und unſterblich biſt, wie einer deiner Brüder unfehlbar. Aus dieſer Urſache fleh' ich auch deinen Schuz und Schirm an, o du unſterblicher Dalai Lama. Da du unſterblich, und alſo auch unvergänglich biſt, ſo wird deine Macht kein Ende haben, und die Geſchichte meines Onkels vor aller Verfolgung ſicher ſein von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!

Laß dir übrigens das, was ich geſchrieben habe, wenn du teutſch verſtehſt— auf das beſte gefallen, und erlaube mir in tiefeſter Unterthänigkeit die Stelle des Erdbodens zu küſſen, die dein heiliger unſterblicher Fus berühret hat.

Ich bin mit blindem Glauben, daß du unvergänglich ſeiſt, und deine allmächtige Hand ewig über mich wachen werde,

Heiligſter Unſterblicher

geſchrieben den 11. des Blumenmonds im Jahre des halbſehenden Glaubens 35692.

Dein unwürdigſter ſterblicher Knecht Das Maulthier der Verfaſſer der Geſchichte eines blauen Eſels meines Onkels.

Wie

Wird wieder forterzählt, wie der Operiſt, wenn er die Arie getrillert hat, in Proſa fortfährt, wo er aufgehöret hat.

Zum guten Glükke fand ich einen Mann, der mir ſagte, daß mein lieber Onkel in der Stadt *** im Gaſthafe beim Hirſchgeweihe eingekehret ſei. Wir wollen ihm nachreiſen, und ſehen, wie er ſich befindet.

Bei ſeiner Ankunft verſammelten ſich alle Einwohner, das Wunder zu ſehen. Es waren ihnen zwar ſchon viele Eſel zu Geſicht gekommen; und ſie ſelbſt hatten deren eine ziemliche Menge in der Stadt; aber noch nie ſahen ſie einen blauen Eſel. — — Ein ſchöner Eſel, ein Wundereſel, ein niedlicher Eſel, ein artiger Eſel, ein allerliebſter Eſel, ein ſehenswürdiger Eſel ziſchten ſich alt und jung in die Ohren.

Mit meinem Onkel kam zu gleicher Zeit ein Mann in der Stadt an, deſſen Verſtand, Gelehrſamkeit, edler und rechtſchaf-

ſchaffener Karakter ſeinen Ruhm überall verbreitet hatten. Er führte einige Seltenheiten der Natur mit ſich, und glaubte, daß man, da ſo viele Leute ſich heran drängten, einen blauen Eſel zu ſehen, noch neugieriger ſein werde, ihn zu kennen. Er irrte ſich. Zween Knaben und ein alter Schulmeiſter traten zu ihm; ihn, — nein, ſeinen Orang Outang zu bewundern. Er ſah die Leute mit einigem Mitleiden an, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Was für Menſchen ſind das, die ihre ganze Aufmerkſamkeit auf einen blauen Eſel richten, der ſonſt alles, nur die einzige Farbe ſeiner Haare nicht, mit andern Eſeln gemein hat! die oft Dinge, die für ihren Verſtand, für ihre Glükſeligkeit wichtig ſind, mit der gröſten Gleichgültigkeit unbemerkt bei ihnen vorbeigehen laſſen! Wie bedaure ich ſolche elende, arme Geſchöpfe.“ — Das hatte er eben nicht nöthig, ſagte einer. Ein blauer Eſel bleibt immer ein — blauer Eſel, den man nicht alle acht Tage zu ſehen bekommt; und ſo was ſeltenes verdient doch eher bemerkt zu werden, als ein Gelehrter. — — Dieſer Menſch hatte Recht. Auf die Far-

be des Kleids kömmt doch jeziger Zeit alles an; und das bleibt auch immer richtig, daß die Menschen eher einen Esel, als einen Gelehrten bewundern werden. — Was hatte sich also dieser Mann darüber zu ärgern!

Dreiſſigſtes Kapitel.

Ein Gaſthof. Wir können auch darin ohne Geld einkehren.

Unter einer Begleitung der meiſten Einwohner kam mein lieber Onkel glüklich im Gaſthofe an. Er trat ins Zimmer, und die Gäſte empfingen ihn ſehr freundlich. Der Wirth ging ihm entgegen, und führte ihn, das Müzchen in der Hand, in ein Nebenzimmer, wo noch drei andere Gäſte ſaſſen. Der Wirth war äuſſerſt höflich gegen ihn, denn er glaubte, da mein Onkel ein auſſerordentlicher Fremder ſei, ſeine Rechenkunſt nach der Regula dupler bei ihm praktiziren zu können. Mein Onkel nahm ſtillſchweigend am Tiſche einen Plaz ein, und betrachtete ſehr aufmerkſam die Gäſte, die bei ihm ſaſſen.

Der erſte, der ihm in die Augen fiel, war ein Mann, ſchwarz gekleidet, mit

kurzen dün angebauten Haaren, die ein schwarzes Kapchen bedekte. Er hatte eine finstre runzlichte Stirne, tief im Kopfe sizzende kleine graue Augen, die von grossen schwarzgrauen Augenbraunen beschattet wurden, eine gebogene breite, grosse Nase, einen weiten Mund, gelbe Zähne, hohle Wangen, und Gesichtszüge, aus denen Lavater geschlossen hätte: Der Mann sei ein stolzer Narr, tükisch, boshaft, zornig und schadenfroh. Er hatte eine Flasche Wein vor sich stehen und trank so ziemlich seinem Stande gemäß, denn er war ein Geistlicher. Der andre war ein Mann in einem grauen Rokke. Sein Kopf war unter fremden Haaren verborgen, sein Gesicht verrieth sonst einen ehrlichen, rechtschaffenen Mann; aber man sahs seiner Nasenspizze an, daß er weiter sehen wollte, als seine Augen reichten. Er las bei einem Gläschen Wein sehr aufmerksam die Zeitung. Der dritte war ein junger Mensch, dessen von Gelehrsamkeit eben nicht allzu schwerer Kopf auf dem linken Arme ruhte. Er zerrte sein Gesicht in alle mögliche Formen eines bald rasenden, bald trauren-

den,

den, ſeufzenden, wüthenden Menſchen; kreuzte mit der rechten Hand in der Luft herum, faß eine Pauſe ſtill, fuhr mit einem Male wieder plözlich auf, daß er dadurch die beiden andern Gäſte erſchrekte. Anfangs glaubten ſie, die Verzükkungen ſeiner Muſkeln rühren von einer Nervenkrankheit her, und darum fragten ſie ihn, wie lange er ſchon von dieſem Uibel gequält würde? Ob kein Mittel bei ihm anſchlagen wollte? u. d. gl. Der junge Menſch brach in ein lautes affektirtes-Lachen aus; und nachdem er die beiden Herrn eine Weile die ſcharfe Geiſſel ſeines ſpöttlichen Lachen, wie er glaubte, empfinden ließ, ſagte er: Meine Herren! Sie müſſen ſehr wenig Umgang mit Dichtern haben, ſonſt würden Sie wiſſen, daß das keine Verzukkungen einer Nervenkrankheit ſein können; ſondern daß ich einer von den begünſtigſten Söhnen des Parnaſſ bin, der auf die Ausarbeitung eines groſſen Trauerſpiels denket, in welchem alle Leidenſchaften nach der Natur geſchildert werden. Sie würden wiſſen, daß dem Dichter dieſes unmöglich iſt, wenn er ſich nicht ſelbſt in die

Lage einer jeden Leidenschaft die er schildert, zu versezzen weis, und das, was er ausdrükken will, nicht erst selbst empfindet. Sehen Sie die Ursache meiner Verzukkungen. Ich bemühe mich all die abwechselnden Leidenschaften, die in meinem Stükke herrschen sollen, erst selbst zu fühlen.

Der Mann in der Perüke. Was ist das für ein Stük, das Sie bearbeiten.

Der Dichter. Ein Stük dessen gleichen die Welt noch nicht gesehen hat. — Es sterben wenigstens zwanzig Personen darin.

D. M. in d. P. Lesen Sie auch die Zeitungen.

D. D. Ja. Aber ich ärgere mich darüber. Es steht nichts merkwürdiges darin, keine Heldengedichte, keine schöne Oden, — sie sind nicht auszuhalten.

D. M. in d. P. Aber das Politische.—

Der

Der Dichter. Taugt den Geier nicht.

D. M. in d. P. Wie! was! das iſt das vornehmſte. Nur iſt das das verdrüslichſte, daß man mich nicht dabei zu Rathe zieht, wenn die Höfe etwas projektiren — O ich, ich wollte ihnen Projekte machen, daß die Welt darüber ſtaunen müßte.

Der ſchwarze Mann mit dem Kapchen. Sie verſtehen beide nichts. Die Zeitungen ſollten weder Heldengedichte, noch Oden, noch politiſche Dinge enthalten; ſondern lauter Jeſuitiſche Abhandlungen von der Gnade, damit doch die Menſchen wüſten, ob ſie mit der hinlänglichen, wirkenden, oder übernatürlichen Gnade ſelig werden.

Der Mann in der Perüke. — Wie! wer! was! ich ſollte nichts verſtehen! Ich, der ich alle Zeitungen leſe! der ich alle Klaſſiker, den Helvez, Rouſſeau, Baſſedow, Plutarch, und ſogar die

Gespräche im Reiche der Todten gelesen habe! Ich sollte nichts verstehen. "

Der Dichter! Ha, ha, ha! Ich ein Sohn des Apollo! Von den Musen gesäugt, und von den Grazien unter Rosen erzogen, Ich sollte nicht wissen, von was Zeitungen handeln müssen — ha, ha! ha!

Nun runzelte sich die Stirne des finstern Mannes in tiefe Falten. Seine kleine Augen fingen an zu funkeln, und sich zwischen den Höhlen herauszuarbeiten. Die Augenbraunen sträubten sich in die Höhe. Seine Stimme donnerte fürchterlich. — Ja, ja, Sie alle verstehen nichts. Ich muß das besser wissen. Ich der ich Professor auf zwo Universitäten war, Doktor der Theologie, und Censor des hebräischen Faches bin! Sie beide sind Narren!

Der Streit wurde izt hizziger. Ein jeder wollte mehr wissen, als der andere, und schimpfte den einen Narren, Dumkopf u. s. w. der es verneinte. Endlich machten sie meinen vielwehrten Onkel zum

Schieds-

Schiedsrichter, und baten ihn, zu entscheiden, wer mehr wisse: ein Politiker, ein Dichter, oder ein Professor zwo r Universitäten, Doktor der Theologie und Censor des hebräischen Faches? Ihr Eifer machte sie so blind, daß sie nicht einmal sahen, daß sie einen Esel zum Schiedsrichter wählten. Dies ist nun bei den Menschen eben nichts ungewöhnliches meint mein Wärter, daß ein Esel Prozesse schlichtet und Richterstelle vertritt. Und da mein Onkel ein blauer Esel war, so sei die Wahl dieser drei Herrn zu entschuldigen.

Der blaue Esel übernahm dieses Geschäft sehr ungern. In der That ist auch nichts schwereres, als zwischen einem Politiker, Dichter, Professor zwoer Universitäten, Doktor der Theologie, und Censor des hebräischen Faches zu entscheiden, wer aus ihnen am meisten wisse? Weil sie aber ein so festes Vertrauen in seine Einsichten setzten, so wollte er nicht so unhöflich sein, ihnen durch eine abschlägliche Antwort verstehen zu geben, ihre Wahl sei nicht die klügste! er nahm also das Wort. —

Meine

Meine Herrn (sagte er) Sie streiten über eine Sache, die so schwer zu entziffern ist, daß sie der hl. Geist in einem unfehlbaren Konzilium kaum entscheiden könnte. Um ihnen aber meine Meinung zu sagen; so glaub' ich: Sie wissen alle drei — nichts! Kaffee- und Schenkenpolitiker sind abgeschmakte Narren, die Königreiche regieren wollen, Staatsprojekte erfinden, und dabei ihre häusliche Angelegenheiten, die sie mehr, als Kabinetssachen, die ihnen allzeit ein unauflösbares Räthsel bleiben werden interessiren müssen. Ich glaube, es wäre klüger, wenn sich diese Herrn bekümmerten, ihre Geschäfte in einen bessern Gang zu bringen; wenn sie für das Wohl ihrer Familien, welches ihre Pflicht ist, sorgten, als für das Wohl des Staates, das des Monarchen Pflicht ist. Dichter sind rasende Köpfe. Denn ohne Raserei würden sie nie den Schwung nehmen, den sie Adler Flug zur Sonne nennen, der aber nichts anders ist, als Adlerflug zum Tollhaus. Ein Professor ein Doktor der Theologie, und ein Censor des hebräischen Faches ist — — kein Oedip um jedes Sphinxische Räthsel zu entziffern.

Und

Und welcher Mensch kan sagen er weis was? Keiner! Ich kenne nur einen einzigen, unter den Menschenkindern, der was wuste, und dieser war der, welcher gestand: er wisse nichts.

Mit dieser Entscheidung waren die drei Herrn nicht zu frieden, und glaubten, ein Esel hätte — klüger entscheiden sollen. Sie verliessen die Stube, und der Gastwirth fragte meinen Onkel, ob er nicht in den Saal hinaufgehen wollte.

Ein und dreiſſigſtes Kapitel.

Neue Bekanntſchaften: Die Szene verändert ſich aus der Gaſtſtube in einen Saal, Neue Perſonen treten auf. Ein Soldat. Ein Gelehrter, und — Gott verdamm mich! Ein Engländer.

Gott verdamm mich! rief der Engländer da mein Onkel zur Thür des Saals eintrat, Gott verdamm mich ein ſeltſamer Gaſt!

Mein Onkel erſchrak ziemlich über das: Gott verdamm mich! welches ihm der Engländer entgegen donnerte, und bat um Vergebung, wenn er etwa die Herrn in ihrem Geſpräche ſtöre.

Donner und Wetter, ſchrie der Soldat, ſezzen Sie ſich zu uns ohne Umſtände! Hier iſt jeder Herr für ſein Geld. Hol-

len

len mich dreiſſig Millionen Teufel ich war noch nie in der Geſellſchaft eines Eſels.

Der Engländer zupfte den Obriſten beim Rok. Gott verdamm mich nicht ſo vermeſſen geſchworen, Herr Obriſter, in welcher Geſellſchaft giebt es keine Eſel?

Ob. Tauſend Element, Herr, Sie haben Recht! daran dacht ich nicht. Donner und alle Wetter, diesmal hätt' mich der Teufel mit dem gröſten Rechte holen können. Ich hab den falſcheſten Schwur geſchworen, den je ein Soldat ſchwören kann. Poz Bliz und Hagel! Ich wollte aber nur ſagen, in der Geſellſchaft eines blauen Eſels.

Der Gelehrte zu meinem Onkel. Sezzen Sie ſich mein Herr! Es freut mich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft zu machen.

Mein Onkel nahm zwiſchen dem Obriſten und Engländer Plaz.

Der Gelehrte. Wo geht Ihre Reiſe hin?

M. O. Nach den Hof von ****

Der Eng. Gott verdamm mich, auch mein Weg. Ich reiſe mit Ihnen.

Der Ob. Hol mich dieſer und jener und alle Teufel ich bin mit von der Geſellſchaft.

Der Gel. Aber Herr Obriſter, muß es denn immer geflucht ſein?

Der Ob. Aber Herr Gelehrter, zum Donner und Wetter, wer flucht denn?

Gel. Gott behüte, ſchon wieder ein Fluch! Ich hab, es Ihnen doch erſt handgreiflich demonſtrirt, was das Fluchen für eine gräuliche Sünde ſei.

Der Eng. Gott verdamm mich, Herr, Sie haben aber nicht demonſtrirt, was Fluchen iſt?

Gel. O, Ihr Fluch iſt der ſchreklichſte. Müſſen Sie denn immer Gott auffodern, Sie zu verdammen! Iſt es nicht genug, daß es Ihre Sünden thun? Und wie kann ich Ihnen beſſer, und deutlicher ſagen, was Fluchen iſt? Es kann Ihnen keiner ſo alle Laſter ſchildern, als ich es gethan habe; keiner Ihnen ſagen, wie häslich jedes Laſter, wie reizend die Tugend ſei, und wie glüklich ſie uns mache. — O die göttliche Tugend! Sie iſt die Zierde des Menſchen, ſein Ruhm, ſein Alles. Ohne ſie verdienen wir nicht den Namen eines Menſchen. Das hab ich Ihnen alles bewieſen. Und was das Fluchen, dieſes gräslichſte aller Laſter betrift, das hab' ich Ihnen ſo deutlich erkläret, daß es ihnen keiner ſo ad Unguem demonſtriren kann, als ich.

Ob. Das haben ſie, Herr ſehr gelehrt haben Sie das. Aber ich will immer und ewig des Teufels ſein, wenn demonſtriren und handeln nicht zweierlei iſt.

Gel. lachend. Der Herr Obriſte haben hier einen ſehr wahren Saz herausgeflucht.

Ob. Und die erste Kanonkugel soll mich in Millionen Stükke zerschmettern, wenn das nicht auch wahr ist, daß demonstriren leichter ist, als handeln.

Der Gelehrte schwieg.

Ob. Und nun, Herr, was wollen Sie mit Ihrem demonstriren? Tausend Millionen Donnerwetter! Das Fluchen ist vom Soldaten unzertrennlich. Sobald er die Uniform anzieht, muß er schon fluchen. Entweder ist sie an einem Orte zu weit, oder zu eng, und da heißt's nun: daß dich tausend Teufel in Stükken zerrissen, du verdamter Rok! Hier eine verfluchte Falte; da preßt's daß der Teufel einem holen möchte — daß dich das kurländische Donnerwetter! — — Sehen Sie, Herr, das ist das erste, und dann das tägliche Gebet des Soldaten. Und, Herr, was man täglich thut, oder thun muß, wird das nicht Gewohnheit? Und, blutiges Herr Gott Donnerwetter! Wie können Sie verlangen, die Gewohnheit eben so leicht abzulegen, als es Ihnen leicht fällt, ein Ding der längs und der Quer

zu

zu demonstriren, von dem Sie vielleicht selbst kaum die Hälfte glauben? Herr, ich war Unteroffizier. Hab Rekruten dressirt. Hab den Kerln das Exerzieren so vordemonstrirt, wie ein Professor nur immer seinen Schülern demonstriren kann, daß ein Zirkel kein Viereck sei. Dachte die Kerls müßten izt ohne Fehler die Handgriffe machen, und doch war's gefehlt. Ihr Schwernöter, schrieb ich, hab ich's euch nicht zu allen Teufeln handgreiflich genug demonstrirt wie ihrs machen sollt? Herr Korporal, sagte ein Rekrut, und gab mir die Muskette, haben Sie die Güte, und machen Sie's uns vor. " Ich that's, und, Herr, bei allen Teufeln, ich fehle selbst Da sah ich dann, daß demonstrirèn und handeln zweierlei ist, und daß man leichter demonstrirt, als handelt.

Eng. Gott verdamme mich, wahr, Herr Obrister, wahr. — Aber, Herr Gelehrter, was ist Fluchen? das demonstrirt Sie uns!

Gel. Was braucht das noch viel demonstrirens. Ist denn das, was Sie al-

le Augenblikke ausstossen, nicht der gröste Fluch?

Eng. Falsch, Herr, Gott verdamm mich, falsch! Sprichwort, Gewohnheit, aber nicht Fluch. Die Worte machen keinen Fluch sondern das Herz. Wenn ich einem Uibels an den Hals wünsche, das heist fluchen. Nicht leere Worte, die ihre Bedeutung nur vom Herzen erhalten. Wenn ihr Herrn um die Ausrottung derjenigen betet, die nicht eurer Meinung sind, so flucht ihr ihnen mit eurem Gebete; denn ihr wünscht ihnen alles Unheil mit gröster Andacht. So thats ein König, der seinen Feinden so gräsliche Flüche in den melodischten Tönen an den Hals sang, als wohl nie alle Engländer mit ihrem: Gott verdamm mich! geflucht haben.

Ob. Richtig, Herr, richtig. Mich soll das Donnerwetter erschlagen, wenn das nicht so ist. Zum Gelehrten. Nicht die Worte, Herr, machen den rechtschaffenen Kerl, sondern seine Handlungen. Ich war in Feindsland. Fluchte alle Donnerwetter und Teufel her, daß sich die Leu-

te anfangs vor mir kreuzigten; aber — hol mich der Teufel! — den Kerl von meinen Soldaten hätt' das Donnerwetter erschlagen sollen, der sich unterstanden hätte, einem Bürger, oder Bauer nur ein Huhn zu nehmen oder ihn zu mishandeln. Da die Leute endlich sahen, daß ich Ihnen nichts zu leide thun ließ, waren ihnen meine ärgsten Flüche lieber, als der andächtigste Segen der Mönche. Als ich fortmarschirte, so trauerten alle, und sagten laut: mein Fluchen hab' ihnen mehr genuzt, als das beten der Pfaffen: ich hätte Ihnen mit Fluchen das Ihrige erhalten; diese aber rauben ihnen durch Segen und Gebet ihr bischen Hab und Gut. zu meinem Onkel. Aber, Herr Sie sizzen da so stille. Was halten Sie davon?

M. O. Ich halt es mit Ihnen, Herr Obrister. Leute, die am meisten fluchen sind oft die brafesten, so wie diejenigen, welche stets von Tugend reden, die ärgsten Böſewichter sind.

Eng. zum Gelehrten. Gott verdamm mich, das war ein Hieb, den Sie von keinem Esel vermuthet hätten.

Gel. Der mich aber nicht getroffen hat. Wer eines reinen Herzens ist, achtet nicht der Spöttereien.

M. O. Auch war das, was ich sagte, keine Spötterei, die Sie treffen sollte, sondern nur allgemeine Anmerkung. Ich sagte nur oft, nicht immer. Aber doch will ich lieber mit einem zu thun haben, der alle Teufel im Munde führt, als mit einem, der den ganzen Tag mit dem Betbuche herumgeht. Wie mancher Andächtling betrügt mit der heiligsten Mine, mit dem andächtigsten Gebete die andern, indessen der Flucher die Ohren zwar in etwas erschüttert, aber doch niemanden schadet. Lieber Herr Gelehrte. — — Mein Onkel grif hier an seine Nase, und erinnerte sich noch zu rechter Zeit, da er eben seine Meinungen vom Gebete, der Andacht, u. d. gl. auskramen wollte, wie sehr er sich selbe erst vor kurzem blutig gefal-

len

len habe. Mit dieſer Idee ſeiner blutigen Naſe war auch die Idee von Giuſeppos Lehren verbunden, daß ihm dann bei der Erinnerung an ſeine blutige Naſe unumgänglich auch Giuſeppos Rath einfallen mußte. Dieſer Rath und ſeine blutige Naſe hatten ſo mit einem Male ſeine Seele erfüllt, daß er, ſtatt in ſeiner Anrede fortzufahren, ſagte: Lieber Herr Gelehrte! — Es thut weh, wenn man ſich die Naſe blutig fällt.

Eng. "Gott verdamme mich was hat eine blutige Naſe in unſerm Geſpräche zu thun." — Er brach in ein helles Lachen aus, worin ihn der Obriſte mit einem alles erſchütternden Baſſe treulich ſekundirte.

Mein Onkel merkte izt erſt, daß die blutige Naſe hier der Hanswurſt im Trauerſpiele war, und wurde ganz verwirrt und ſchamroth. Der Gelehrte, welcher die Verwirrung des blauen Eſels merkte, fühlte eine innerliche Freude, daß ſich mein Onkel mit ſeiner blutigen Naſe ſo lächerlich gemacht habe, und wollte ſich deſſen Verwirrung bedienen, um ihn dem Gelächter noch mehr auszuſezzen.

Sie sind sehr mistisch, sagte er, und ich bitte, mir den Gedanken von der blutigen Nase mehr auseinander zu sezzen. Der Engländer lachte izt heftiger, und der Obriste stieg um eine ganze Oktav in seinen Basse. Mein Onkel ward dadurch noch verwirrter, und wollte sich aus der Patsche helfen. Ich wollte, sagte er, dadurch andeuten, daß eine blutige Nase. — Der Gelehrte fiel ihm spöttisch ins Wort — eine blutige Nase sei, und lachte izt sehr herzlich über der wizzigen Einfal, muste aber zu seinem Herzensleid bemerken, daß weder der Engländer noch der Obriste mitlachte. Er unterdrükte voll Galle seine Lache auch, und mein Onkel gewann durch diese kleine Pause Zeit, sich zu erholen. Nun wollte er seinen Stolperer verbessern, und sagte: Nein, es sollte so viel heissen, daß die Gelehrten sehr oft blutige Nasen bekommen, wenn sie alles wegdemonstriren wollen. Er glaubte dem Gelehrten ein Schnipchen auf seine Nase gegeben zu haben; aber mein Onkel hatte recht sehr geirret. Diese Antwort war weder wizzig, noch richtig. Wie kann man blutige Nasen durch's

durch's demonstriren bekommen? Sind das immer Gelehrte, die alles demonstriren? Gewis nicht! Ich habe ein altes Mütterchen gar säuberlich die Möglichkeit der Hexen demonstriren gehört! und ein Herr Auriphilus hat mit der mathematischten Richtigkeit demonstriret, daß zehntausend Gulden wenn man sie mit kristlichen Zinsen — nur fünfzig per Cent — ausleihet, jährlich richtige fünftausend Gulden eintragen. Diese fünftausend zu den zehntausend machten in einem Jahre samt Kapital und Zinsen wieder ihre richtige zwei und zwanzigtausend fünfhundert Gulden. Alles dieses hat er seinem Söhnchen vordemonstrirt, und ihm bewiesen, daß man nie unter fünfzig per Cent ausleihen müsse, wenn die Demonstrazion richtig sein solle. Wer würde nun dem alten Mütterchen, das die Möglichkeit der Hexen demonstrirte und dem Herrn Auriphilus einen Plaz unter den Gelehrten einräumen? Auch hat sich weder das Mütterchen, noch Herr Auriphilus die Nase durch's demonstriren blutig gefallen. Das Mütterchen erhielt überall reichliche Geschenke, weil sie zugleich

sehr kräftige Mittel wider die Hexen anzurathen wuste, und Herr Auriphilus hatte das Vergnügen, jährlich seine richtigen fünfzig per Cent von allen seinen ausstehende Kapitalien im Kasten zu bewahren. Er war dabei auch ein sehr kristlicher Mann, ging fleissig in die Kirche, fastete des Jahres recht sehr oft, und ließ alle halbe Jahr eine Messe lesen, damit Gott keinen seiner Schuldner mit Sünden beladen — darunter er seine Kapitalien verstand — von der Welt nehmen möchte. Mein Onkel hatte sich also mit seiner Antwort noch tiefer in die Patsche gedrükt; ja er hätte klüger gethan, wenn er in seiner Verwirrung geschwiegen, und mit der Antwort so lange verzögert hätte, bis sein Geist wieder ganz gesammelt mehrerer Uiberlegung fähig gewesen wäre. Aber das sind wir Geschöpfe. Haben wir einen Fehler begangen, so wollen wir ihn geschwind bemänteln und verbessern und begehen dadurch zu dem ersten Fehler auch noch den zweenten, welcher oft gröſſer ist, als der erste, und noch mehr Anlas zur Erschütterung des Zwergfelles giebt, dadurch

wir

wir uns nur noch lächerlicher machen. Dieſes würde meinem Onkel wiederfahren ſein, wenn ihm nicht ein Zufall günſtig geweſen wäre, der ihm die Gelegenheit anbot den Gelehrten mit der blutigen Naſe ein ſolches Schnipchen zu verſezzen, daß dieſem die Naſe eine lange Stunde ohne aufhören blutete.

Zwei und dreiſſigſtes Kapitel.

Dem Wolf wird die Schaafshaut abgezogen.

Der Engländer und der Obriſte wollten eben ein neues Lachduett über die blutige Naſe meines Onkels anſtimmen, als mit einem Male ein Lärm auf der Gaſſe entſtand, der das Duett unterbrach, und alle ans Fenſter zog. Ein alter Mann wurde von der Wache ins Gefängniß geſchleppt. Eben wollte man die Urſache ſeiner Gefangenehmung erfragen, als die Thüre ſchnell aufgieng und ein reizendes Geſchöpf mit fliegenden Haaren, und beträn-ten Wagen zu den Füſſen des Gelehrten ſtürzte. Der Anblik dieſes holden Engels, den der Schmerz und die Tränen verſchönerten, rührte alle bis auf den Gelehrten, der durch die Anrede des Mädchens in eine gröſſere Verwirrung gerieth, als mein Onkel durch die blutige Naſe. " Grauſamer, rief ſie, warum verfolgen

Sie

Sie mich so! Wie konnten Sie unter der Larve der Freundschaft meinem Vater Ihre Hülfe anbieten, da Sie ihn izt, als einen Missethäter, ins Gefängniß werfen lassen, weil er Ihnen den Preis versagt, den Sie von ihm für Ihre Hülfe foderten. Sie wusten, daß mein Vater Ihnen das Geld nicht zurükgeben konnte. Er sagte es Ihnen, und Sie drangen es ihm auf, nur aus der Absicht, meine Unschuld zu morden. Sie glaubten, Dankbarkeit und Furcht würde Ihnen das gewehren, was schmeichlerische Verführungen nicht vermochten. — Aber „ — Sie wollte weiter reden: doch Schmerz und edler Zorn einer gekränkten Tugend banden ihre Zunge. Aber sie hatte schon genug gesagt. — Der Wolf stand da in seinem natürlichen Pelze.

Himmel und Erde Milliondonnerwetter, schrie der Obriste, und stürzte zur Thüre hinaus. Gott verdamme mich, rief der Engländer und hob das Mädchen auf was ist die Schuld Ihres Vaters? — „Ach! tausend Gulden.„ Gott verdamme mich, eines solchen Bettels wegen —!

Er

Er zog seine Börse heraus und warf dem Gelehrten mit einem Gott verdamm mich die tausen Gulden in Gold auf den Tisch. Schaam — nicht doch, ein Gelehrter hat keine Schaam — Zorn und Wuth drükten sich wechselsweise auf dem Gesichte dieses Herrn aus, der so gelehrt demonstrirt hatte, daß fluchen eine greuliche Sünde, die Tugend so reizend sei, und uns nur allein glüklich mache, und den der Spott meines Onkels nicht treffen konnte, weil er — *reines Herzens war.* Er wuste nicht, was er sagen sollte, als der Obriste mit dem Vater des schönen Mädchens eintrat. — Holen mich tausend Teufel, es waren feige Hundsvöter. Hier Mamselchen ist ihr Vater, und's kurländische Donnerwetter soll den Milliontausend Klafter in den Erdboden schlagen, der ihn noch einmal von ihrer Seite reissen will „ — Einen Blik auf den Gelehrten, der ihn zittern machte.

Haben Sie nie, meine Leser und Leserinnen einen Vater auf dem Krankenbette gehabt, dem die Aerzte das Leben abge-

abgesprochen, und den die Geistlichen schon mit einem Passe-port in die andere Welt versehen hatten; oder einen Geliebten, den das Vaterland in's ährene Feld der Schlacht rief, von dessen Tod Sie in allen Journalen die gewisseste Nachricht lasen, und dessen Kameraden, die ihn fallen sahen, Ihnen selbst diese Nachricht als augenscheinliche Zeugen bestättigten. Wenn nun dieser geliebte Vater vom Krankenbette wider alle Hofnung mit aller Stärke und Gesundheit aufstand; oder dieser Geliebte, dessen Tod sie in Ihrer einsamen Kammer mit den zärtlichsten Tränen beweinten, plötzlich vor Ihnen dastand, Sie in seine Arme schloß, und Ihren Mund mit den feurigsten Küssen dekte, was haben Sie da wohl gefühlt, empfunden, und gesprochen? Alles dieses fühlen, empfinden, und sprechen Sie izt wieder, wenn Sie lesen, wie die zärtliche ihren Vater liebende Tochter denselben so plötzlich in ihren Armen fand, den sie vor einigen Minuten mit Ketten beladen ins Gefängnis schleppen sah, und Sie werden sich einen bessern Begrif davon machen können,

als ich und alle Dichter Ihnen durch die Schilderung dieser Empfindungen geben können. Es giebt ein Gefühl, das über allen Ausdruk geht, das zwar empfunden, aber nicht gemalet werden kann; und ein solches Gefühl müssen Sie sich bei dieser Umarmung denken, oder es ist besser, Sie denken sich gar keins. — — Mit zitternden Armen drükte der freudige Vater das liebe Mädchen an seine Brust, und stammelte mit gebrochenen Worten, ein — hab' ich dich wieder, liebe, gute Tochter! — heraus. Die Freude des Vaters, das Entzükken der Tochter war so gros, daß sie beide im ersten Augenblikke vergassen, ihren Errettern zu danken. Der Obriste und der Engländer fühlten, (ohngeachtet der erste diese Szene manchmal mit einem halben Fluch oder hol mich der — unterbrach) was edle Seelen fühlen, wenn sie eine gute Handlung begangen haben. Mein Onkel dachte: ich möchte an der Stelle des Engländers sein; und der Gelehrte empfand, daß er — ein Gelehrter sei. Endlich verlohr sich die Heftigkeit ihres ersten Entzükkens. Sanftere Freude nahm

dessen

deſſen Stelle ein, und nun wollte der Vater ſeinem Erretter danken. Ein blutiges Milliondonnerwetter des Obriſten ließ ihn nicht zum Worte kommen „Herr was wollen Sie? Danken, das ich Sie den Händen eines Schurkens entriſſen habe? Hol mich der Teufel, das war Pflicht, und verdient keinen Dank. Die Bedrängten zu ſchüzzen iſt Soldatenpflicht und hierin muß er keine Ausnahme machen. Ich hab's mein Lebtage ſo gethan. Hab mich immer des Unſchuldigen angenommen. Bin freilich oft mit meiner Hizze — denn Herr, bei allen Teufeln zum Uiberlegen taug ich nicht! — in Ungelegenheiten gerathen; aber ich dachte, immer beſſer zur Hülfe zu hizzig und übereilt, als kalt und bedachtſam. Was Ihre Schuld betrift, das Donnerwetter ſoll mich erſchlagen, wenn ich ſie nicht zahle. Sie ſind quit und ledig von dem Herrn, der ſo ſchön demonſtriren kann.

Eng. Gott verdamm mich, der Herr iſt nichts ſchuldig.„ Und hiemit das Geſicht zum Fenſter hinaus.

Izt rühmte das Mädchen die Grosmuth des Engländers, der Vater wandte sich also zu ihm, um ihm für die Güte zu danken. „ Mein Herr, sagte er, der Sie so grosmütig waren, eine Schuld für mich an diesen Niederträchtigen zu zahlen, ich bin nicht im Stande, Ihnen das Geld wieder zu geben.

Engl. Gott verdamm mich, das sollen Sie nicht. Der Engländer giebt nicht, um wieder zu nehmen.

Daß izt Vater und Tochter den beiden grosmüthigen Männern mit aller Wärme dankten. Daß besonders das liebe Mädchen dem Engländer Ihre Empfindung mit etwas mehr Feuer, als dem Obristen, ausdrükte, weil — er jünger und auch reizender gebildet war, und wir unser Rettung einem jungen schönen Mann lieber verdanken, als einem sechzigjährigen Obristen: — dieses zwar gestand sich das Mädchen nicht. Sie glaubte, das Gott verdamm mich des Engländers schalle nicht so fürchterlich in den Ohren, als des Obristen seine schrekklichen Flüche. —

Daß

Daß ſie dem Gelehrten die bitterſten Vorwürfe machten, die ihn aber nicht trafen, weil er — ein Gelehrter und reines Herzens war, alles dieſes werden Sie ſich, meine Leſer und Leſerinnen ſehr leicht vorſtellen können; daß aber mein lieber Onkel mit ſeiner blutigen Naſe wieder gegen den Gelehrten loszog! dies würden Sie ſich vielleicht nicht vorſtellen, und darum muß ich mit Ihnen etwas davon ſprechen.

Wie der Gelehrte ſo ganz in ſeinem Pelze da ſtand, die härteſten Vorwürfe von Vater und Tochter hören, die tiefſte Verachtung vom Engländer und Obriſten fühlen muſte, erinnerte ſich mein Onkel, wie ſehr ihn der Gelehrte der blutigen Naſe wegen dem Spotte ausgeſezet habe. Ihm ſchien izt die beſte Gelegenheit zu ſein, das Ius talionis zu brauchen. Sehen Sie, mein Herr, ſagte er zum Gelehrten, daß es wehe thut, wenn man ſich die Naſe blutig fällt. Sie glaubten vor, daß es blos ein läppiſcher zur Sache nicht gehöriger Einfall wäre! allein ich kann Sie verſichern, daß ich es vorgeſehen habe, Sie würden ſich mit Ihrem

Demonstriren die Nase blutig fallen, und eh Sie daran dachten, pumps da lagen Sie darauf. Wahrlich, lieber Herr, man kann sich die Nase nie blutiger fallen, als wenn man für die Tugend mit so vieler Wärme deklamirt und doch die abgefeimtesten Schelmenstreiche begeht. Hätten Sie sich nicht so sehr äusserlich gestellt, ein Freund der Rechtschaffenheit zu sein, der nicht einmal in seinen tugendhaften Ohren ein Gott verdamm mich, oder ein blutiges Millionendonnerwetter mit ein Paar tausend kleinen Teufeln vertragen kann, so würde man Sie, da man izt die Ehre hat, Ihr gelehrters Gesicht ohne Larve zu sehen, nur für einen gemeinen Schurken halten, und Sie wären auf die Nase gefallen, ohne daß sie geblutet hätte. Da Sie sich aber zum tugendhaften, rechtschaffenen Manne heucheln wollten, und eine Handlung begiengen, die im Lande der Esel mit brandmarken und Staubbesen bestraft wird, so ist ein gemeiner Schurke gegen Sie noch ein redlicher Kerl. Dieser zeigt sich, wie er ist, und warnet selbst die Leute, sich vor ihm zu hütten. Aber Sie hüllen sich äusser-

lich

lich in die Tugend, um die gröbſten Laſter leichter begehen zu können, und ſind deswegen der tiefeſten Verachtung würdig. Sehen Sie, wie ſehr Sie ſich mit Ihrem Demonſtriren die Naſe blutig gefallen haben. Daß dieſes ſchmerze, werden Sie noch lange fühlen. Eine blutige Naſe läßt ſich nicht verbergen. Wo man Sie ſehen wird, wird man auch die blutige Naſe ſehen, und mit dieſer blutigen Naſe wird der Wolf er mag ſich noch ſo ſehr in Schafsfelle einhüllen, doch überall hervorgukken.

Gott verdamm mich, rief der Engländer, hier iſt die blutige Naſe am rechten Orten (zum Gelehrten) Herr, wenn ich Sie noch einmal in meiner Geſellſchaft antreffen, ſo will ich Sie zum Zimmer hinaus baſſen, das Sie an einen Engländer denken ſollen.

Millionbonnerwetter, ſchrie der Obriſte, iſt der Schurke noch hier! Ihn ſollen tauſend Teufel in Stüken zerreiſſen. Er faſte ihn beim Arm und führte ihn ſo ſchnell die Treppe hinab, daß dieſer nicht

einmal Zeit hatte, ſich für die Begleitung zu bedanken.

Mein Onkel dachte indeſſen: Den Gelehrten will ich nicht trauen, die ſo ſchön den Werth der Tugend demonſtriren.

Während dem waren die Augen des ſchönen Mädchens ſehr geſchäftig, den Engländer von Fus bis zum Kopf zu betrachten, und manchmal entmiſchte ihr ein Blik von einem Seufzer begleitet, welchen mein Onkel für etwas mehr, als blos dankenden Blik hielt. Auch der Engländer ſchielte manchmal nach ihr hin, und murmelte immer zwiſchen den Zähnen: God damn t'is a Fai Girl. Der Vater ſah nach den Obriſten hin, und ſagte bei ſich ſelbſt! Wer hätte bei dem alten Flucher ſo viele Rechtſchaffenheit geſucht!

Es herſchte eine kleine Pauſe zwiſchen allen. Endlich — denn die Frauenzimmer können doch nicht lange ſchweigen — nahm das Mädchen das Wort " Wenn wir Sie, grosmüthige Erretter meines

Vaters,

Vaters, bitten dürfen so verschmähen Sie unsre armselige Wohnung nicht, und gönnen Sie uns manchmal die Ehre Ihres Besuches.„

Mich soll der Teufel hohlen, wenn ich nicht komme, schönes Kind! Dürfen nichts fürchten. Ein alter Soldat ist kein gefährlicher Umgang für ein junges Mädchen! — Und auch nicht immer angenehm.— Nun ich will mehr zu Ihrem Vater, als zu Ihnen kommen.

Das Mädchen. Sie scherzen Herr Obrister! Ihre Gegenwart wird uns immer sehr angenehm sein. (Die Blikke, auch während dem, da sie mit dem Obristen sprach immer auf dem Engländer gerichtet) — Und Sie mein Herr, darf ich hoffen, daß Sie uns auch besuchen werden?

Der Engländer sah sie eine Pause an, und machte das Mädchen durch seine Blikke erröthen. Plözlich ergrif er ihre Hand, drükte sie, und sagte: — „Gott verdamm mich, wenn ich Sie jemals wieder sehe!“

er warf einen Beutel mit Gold ins Zimmer, und hiemit zur Thüre hinaus.

Eine Träne brach izt wider Willen aus den Augen des Mädchens, die sich für verachtet hielt. Das gute Kind konte die Träne nicht verbergen. Sie suchte sie unter dem Vorwande, daß es schmerze, von dem Manne, der so grosmüthig gehandelt habe, der Armuth wegen verachtet zu werden, künstlich zu verstekken.

Nicht, Liebe, nicht das! sagte der Obriste. Denn wenn ich das wüste, ihn sollte der Teufel zwanzig Millionnen Klafter tief in die Hölle begraben. — Aber 's ist nicht. Kenn' ihn. Der brafeste, grosmühtigste, rechtschaffenste Kerl. — 'S ist nur Humor — engländischer Humor, den jeder Britte hat.

Das Mädchen schwieg. Aber heimlich kränkte sie das: Gott verdamm mich, wenn ich Sie jemals wieder sehe! Vater und Tochter empfolen sich izt, und der Obriste versprach ihnen mit einem: mich

soll's

ſoll's kurländiſche Donnerweter erſchlagen! ſie dieſen Mittag zu beſuchen, und den Engländer mit zu bringen, wenn ihn ſein Humor verlaſſen hätte. Den Vater zwang er den vom Engländer hingeworfenen Beutel mit Gold mit zu nehmen.

Der Obriſte kam Nachmittag hin, und brachte den Engländer — nicht mit; den zum Glük, war es nicht Humor, ſondern engländiſche Grosmuth.

Ja zum Glük, gutes Mädchen! Deiner Tugend zum Glük war es, daß dieſer rechtſchaffene Mann ſo grosmüthig beſchlos, dich nicht mehr zu ſehen. — — Aber warum? fragen einige Schönen. Ich will Ihr, warum? meine jungen Kinderchen beantworten.

Sobald das Mädchen eintrat, machte es einen Eindruk auf das Herz des Engländers. Ihre Tränen, Ihr Unglük, und — darf ich 's ſagen? — ja! auch ihre Tugend vergröſſerten denſelben. Er konnte nicht widerſtehen, ſich's oft mit

einem Gott verdamm mich, zu sagen, daß das Mädchen schön sei; daß gewisse Wünsche in seinem Herzen erwachen, welche dieser Tugend, die er so sehr an dieser Schönen bewunderte, gefährlich sein könnten. Er bemerkte, daß er dem Mädchen nicht gleichgültig sei, daß er einen Trieb in ihrem Herzen angeflamt habe, der zur stärksten Leidenschaft werden, daß beide im Taumel dieser Leidenschaft, die Tugend und alles um sich her vergessen könnten. Er wuste, daß ein Mädchen bei der stärksten Tugend immer noch — ein Mädchen sei, daß es bei ihnen gewisse Augenblikke gebe, wo alles nach Liebe athmet, und daß in diesem Augenblikke das Mädchenherz unvermögend ist, einigen Widerstand zu thun. Das gute Kind war ihm einige Verbindlichkeit schuldig. Auch das hätte zu ihrem Falle beitragen können. Er wuste daß ein Mädchen, das sonst den stärksten Widerstand leiten, das jeder Verführung Truz bot, durch die bloße Erkentlichkeit, die sie einem andern, besonders den sie liebt, schuldig ist, ihm ohne Widerstand alles aufopfert

opfert, was ſie gegen andere ſo hartnäkkig vertheitiget hatte. „Soll ich, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſoll ich die Tugend dieſes Mädchens, die ich von der Verfolgung eines heuchleriſchen Böſewichts geſchüzzet habe, ſelbſt morden? Soll ich das Zutrauen misbrauchen, welches Vater und Tochter in mich haben, da ſie mich für tugendhaft halten? Ha, ſo wär' ich noch ein ärgerer Böſewicht, als der Gelehrte! — Aber das Mädchen ja nur ſehen! — Und von Sehen zum küſſen, vom Küſſen zum — Nein! Dritte, laß uns die Gelegenheit fliehen, dacht er, denn nur in der Flucht können wir das Laſter beſiegen! „Und ſo nahm er das Mädchen freundlich bei der Hand, und ſprach das das Herz des Mädchens erſchütternde Gott verdamme mich, wenn ich Sie jemals wieder ſehe! weil er ſeine edle Handlung durch keine ſo ſchwarze That, als die Verführung eines unſchuldigen Mädchens iſt, beflekken wollte. Und du, gutes Mädchen, die du eine Träne weinteſt, da dich dein Retter verließ, du weinteſt eine Träne, — weil er

deine Tugend zum zweitenmale rettete, ohne es selbst zu wissen. Du sahst nicht ein die Gefahr, die ihr drohte. Hieltst dich für stark genug, um der Verführung, und dem Laster zu widerstehen, weil du dem Gelehrten widerstanden hast. Gutes Mädchen! Wär' dieser Fall auch der nemliche bei deinem grosmüthigen Erretter geblieben? Du hast das Laster verabscheut in der Gestalt des Gelehrten: Hättest du es auch in der Gestalt des Engländers? Gewis nicht! Bei jenem sahst du das Laster in seiner natürlichen häslichen Larve; bei diesem hätt' es sich in die freundliche Maske der Tugend verhüllet, und sich unter dieser Maske in dein sorgloses Herz eingeschlichen. Du hielst den Gelehrten für lasterhaft und verabscheutest ihn. Der Engländer war ein grosmüthiger, tugendhafter Mann. Du schenktst ihm deine Hochachtung, deine Liebe. Alles was jener that, trug den Stempel des Lasters und du nahmst dich dafür sorgfältig in Acht. Alles, was dieser unternommen hätte, würde in deinen Augen das Gepräge der Tugend ge-

habt haben; und sorglos hättest du keine Gefahr vermuthet. Die Dankbarkeit hätte dich angespornt, ihm gefällig zu sein. Er hätte dich geküßt; konntest du dem Mann einen Kuß versagen, der deine Tugend rettete? Er hätte dich zärtlich an seinen Busen gedrükt: solltest du ihn diese Zärtlichkeit verwehren? Wär' es nicht Undank? Und so hätte dich dein Herz unter der Gestalt der Tugend immer getäuschet, bis einmal deine Sinne den Verstand im Taumel übertäubt hätten — wie leicht können sie das! — und du in den Armen der Tugend ein Laster begangen hätt'st; denn wahrlich die Tugend selbst ist oft der Tugend gefährlicher als das Laster. — O dank es ihm, dem grosmüthigen Engländer, daß er den Sieg über sein Herz erhielt, dich nie wieder zu sehen! daß er dich zum zweiten Male von dem Abgrund rettete, in welchen du selbst deine Tugend gestürzet hättest! Und ihr, junge schöne Leserinnen! wenn ihr tugenhaft seid, so fürchtet euch nie, bei einem Lasterhaften allein zu sein! Eurer Tugend

droht

droht in dessen Gesellschaft keine Gefahr; aber hüttet euch den Tugendhaften nur unter vier Augen zu sprechen, wenn ihr eure Tugend erhalten wollt. Dieses Tete-a-tete ist euch gefährlich, weil der Tugendhafteste immer noch — ein Mensch ist.

Drei und dreiſſigſtes Kapitel.

Die Poſtpferde vor der Thür. — Fahr zu Schwager.

Mein Onkel war kaum eingeſchlafen, als an ſeiner Thüre ſtark gepocht ward. Er fuhr erſchrokken in die Höhe, und fragte: wer da? — „ Machen Sie auf! geſchwind, die Zeit iſt koſtbar! „Izt erkannte er die Stimme des Engländers. Er öfnete die Thüre, und Mylord trat ein.

„Wollen Sie mit reiſen, ſo machen ſie hurtig. Ich kann keine Stunde länger in der Stadt bleiben! Fort, zuſammen genommen Ihre Sachen und aufgeſeſſen. “

Mein Onkel bedachte ſich nicht lange. Er lies ſeine wenige Sachen aufpakken, und ſtieg mit dem Engländer in Wagen, und Milord rief: „ Gott verdamm mich,

Schwa-

Schwager! Fahr zu! Eine Louisd'or Trankgeld, wenn ich in drei Stunden zu H*** bin! „Der Postillon stieß ins Horn und Heister de Peister ging's izt über Stok und Stein, daß Mylord noch eine halbe Stunde früher ankam. Schwager bekam seine Louisd'or, bedankte sich, und trank ein Glas Bayer auf die Gesundheit seines Passagiers.

Aber sagen Sie mir, fragte mein Onkel, da sie abgestiegen waren, und der Engländer indessen ein Frühstük bestellt hatte, sagen Sie mir, warum wir so schnell *** verlassen haben.

„Ich hab einen Grafen erstochen, der nachtheilig von mir und dem Mädchen sprach, die ich heute den Klauen des Gelehrten entrieß. Ich war deswegen in *** nicht mehr sicher, und muste eilen eher über die Grenze zu kommen, als der Tod des Grafen kund wird."

Ist es bei den Menschen erlaubt, daß einer den andern tod stechen kann?

„Nein,

„Nein, es iſt auf das ſchärfeſte verboten, und eben deswegen muſte ich mich flüchten.“

So werden Sie auch hier nicht ſicher ſein. H*** iſt kaum drei Meilen von *** entfernt. Wie leicht kann man hier erfahren, daß Sie der Mörder des Grafen ſind.

„Hier kann man es ſchon wiſſen. H*** liegt in dem Gebiete eines andern Fürſten, und da hab ich nichts zu fürchten. Das Verbrechen wird nur in dem Lande geſtraft, wo es begangen wird.“

Wie, was ſagen Sie! Nur in dem Lande, wo es begangen wird? Das iſt mir ganz was Neues. Bei uns Eſeln iſt der Schurke — verzeihen Sie Mylord ich meine nicht Sie. — in jedem Lande ein Schurke, und für ihn iſt nirgends Sicherheit. Wir glauben, daß kein Ort, kein Land, kein Fürſt dem Laſter eine Freiſtätte geben könne. Das man den Böſewicht überall ergreiffen und beſtrafen müſſe, weil Laſter überall Laſter ſein muß,

muß, es mag zu Kamtschatka oder auf Otaheite begangen worden sein. Wenn bei den Menschen derjenigen, welcher zu H*** stehlet, oder mordet, in P*** für einen ehrlichen Kerl passiret, wenn er überall Schuz und Sicherheit findet, so wundert's mich freilich nicht, warum die Menschen so viele Verbrechen begehen. Wie leicht können Sie der blinden und oft bei ihrer Blindheit auch noch schlafenden Gerechtigkeit entwischen, die sie nur bis an die Grenze verfolgen darf!

„Gott verdamm mich, Sie haben recht. Aber es ist doch gut, wenn man eine Freistätte findet. Wäre das nicht, — ich würde izt übel daran sein."

„Wer weis, ob Sie sich sobald entschlossen hätten, einen Menschen zu ermorden, wenn Sie gewust hätten, daß Sie in keinem Lande sicher sind?

„Auch wahr. Aber oft läßt es sich nicht vermeiden. Oft wird man dazu gezwungen."

Gezwungen! auf welche Art? Welche Urſache kann hinlänglich ſein, meinen Nebengeſchöpfen das Leben zu rauben?

„Beleidigungen — Vorurtheile.“

Beleidungen, für welche uns die Geſezze Genugthuung verſchaffen können.

Nicht für alle; wenigſtens nicht hinlängliche. Es giebt Beleidigungen, die es nicht aufhören zu ſein, wenn auch die Geſezze befehlen, daß ſie es zu ſein aufhören ſollen. Verleumdung unſerer Ehre iſt oft von ſolcher Art, daß ſie uns zum Duelle zwingt. Ich werde an meiner Ehre angegriffen, oder höre, daß die Ehre eines andern, der nicht gegenwärtig iſt, und was ich noch weniger vertragen kann, als wenn man die meinige antaſtet verleumdet wird. Was bleibt da anders zu thun, als den Verleumder zu ſtrafen?“

Können Sie dieſe Strafe nicht von dem Gerichte erwarten?

„Könnte freilich. Aber sie ist nicht hinlänglich. Der Verleumder, der Ehrenräuber, wird höchstens zur Abbitte und Widerrufung gezwungen. Was nutzt diese? Er mag zehnmal widerrufen, die Menschen glauben doch das Gegentheil; weil sie immer das Schlimme am liebsten glauben. Ist also meine, oder die Ehre eines andern dadurch hergestellt?“

Aber ist sie es, wenn Sie ihn erstechen; oder, was eben so leicht sein kann, von ihm erstochen werden? Können Sie mit dem Degen oder dem Pistole in der Hand alle Leute zwingen, anders zu denken? Eben so wenig, als der Ehrenräuber mit seiner Widerrufung. Sie berauben sich also selbst des einzigen Mittels, das allein fähig ist, Ihre Ehre in den Augen der Vernünftigen zu retten: durch Ihre Handlungen den Verleumder Lügen zu strafen, nun durch Ihre Aufführung zu widerlegen; denn nur dies ist das sicherste Mittel, den Verleumdern und Ehrabschneidern den Rachen zu stopfen.

„Nicht

„ Nicht immer. Dieſe Teufel von Menſchen wiſſen den beſten Handlungen die ſchlimſte Abſichten anzulügen, oder ſie in einer ſolchen Geſtalt zu zeigen, daß ſie immer von der ſchlimſten Seite den Menſchen in die Augen fallen müſſen „

Freilich, freilich können das die Menſchen meiſterhaft, und ich muß Ihnen geſtehn, daß ich bei den Eſeln nie dieſe Art von Unterhaltung, wo man ſich auf Koſten der Ehre unſrer Nebengeſchöpfe luſtig macht, angetroffen habe. Wenn ich es aufrichtig ſagen ſoll, ſo ſind die Menſchen ſehr närriſche Narren. Von einer Seite wollen Sie es nicht leiden, daß man dem Schurken ſage, er iſt ein Schurke; welches doch billig und recht iſt. Da kommen ſie mit einem Sittenſprüchelchen angezogen, man müſſe über die Fehler des Nächſten einen Mantel deken; was doch ganz unrecht iſt. Warum ſoll der wirkliche Böſewicht nicht der ganzen Welt als ein Böſewicht bekannt gemacht werden, damit ſich jederman vor ihm hüten könne? Von einer andern Seite aber machen ſich die Menſchen ein Vergnügen

daraus, den ehrlichen Mann durch die Zunge eines schelmischen Verleumders zum Schurken herablästern zu hören. Mich dünkt, darauf solten die Gesezе sehen, und auf jede Verleumdung oder Ehrabschneidung von gefährlichen Folgen die schärfeste Züchtigung sezzen. Diese müste nicht im Abbitten, oder Widerrufen bestehen; denn was macht sich der Schurke daraus, der ganzen Welt, von der er ohnehin weis, daß sie doch nur das Gegentheil glaubt, zu sagen: er habe gelogen! da er sich nicht schämte der ganzen Welt auf eine so schändliche Art vorzulügen.

„ Gott verdamm mich, wahr! „

So ein Auswürfling der Menschen sollte auf öffentlicher Bühne, sobald er dieses Lasters überwiesen ist, mit einer Tafel, worauf sein Karakter sehr deutlich müste geschildert sein, zur Schau aller Menschen aufgestellet, und mit einem Schandzeichen auf das Gesicht gebrandmarket werden, damit für ihn künftig der Eingang in alle Gesellschaften verschlossen

ſchloſſen würde. Dadurch würden dieſe menſchlichen Teufel abgeſchrekt werden, der Ehre ihrer Nebengeſchöpfe nahe zu treten. Freilich hätten dann die Damen und weibiſirten Männer mit leerem Gehirne nicht mehr ſo viel Stof zu Unterredungen. Aber es wäre beſſer, dieſer elende Müſkenſchwarn ſchwieg, als daß er durch ſein giftiges Geſumſe die Ehre und die Ohren der Rechtſchaffenen beleidige; denn dem Rechtſchaffenen iſt es eben ſo ſchmerzlich, Ehrabſchneidungen zu hören, als ſie dem ſchädlich ſind, den ſie treffen. Dieſe Einrichtung iſt im Lande der Eſel; und ich verſichere Sie, ſeit dieſem Geſezze hat ſich die Zahl der Ehrabſchneider recht ſehr vermindert.

„Gott verdamm mich, daß die Eſel klüger ſein müſſen, als die Menſchen!„

Während dieſem Geſpräche brachte der Wirth das Frühſtük, und meldete zugleich, daß der Poſtillon unten warte.

Soll es den wieder fort? fragte mein Onkel.

„Ja. Denn ob ich hier gleich vor der Gerechtigkeit sicher bin, so bin ich es doch nicht vor den heimlichen Nachstellungen der Familie des Grafen, welcher es sehr leicht sein würde, einen Meuchelmörder zu erkaufen, der den entleibten Grafen an mir rächen könnte."

Wieder ein neuer Vorzug, den die Menschen vor uns Eseln haben! Das ist in meinem Lande auch nicht, daß sich ein Esel durch Geld erkaufen ließ, seinen Nebenesel, der ihn nicht beleidiget hat, heimlicher Weise zu ermorden. — Welche niederträchtige Geschöpfe sind die Menschen, die sich zu einem Handwerke brauchen lassen, das sogar ein Esel verabscheuet!

„Dies ist nur bei den gesitteten Menschen Mode. Die von uns so genanten Wilden wissen davon nichts, und haben überhaupt alle unsre Laster nicht, die wir für Verfeinerung der Sitten ausgeben."

Wie glüklich sind sie also, und wie wenig verdienen sie den Namen, den man ihnen

ihnen giebt. Wenn die Laſter unter die Verfeinerung der Sitten gerechnet werden, ſo wollte ich dem Lande, das ich glüklich haben möchte, wünſchen, ſich nie aus der Barbarei zu reiſſen.

„Gott verdamm mich, wahr! Der Schritt zur Verfeinerung der Sitten iſt der Schritt zum Laſter. Verfeinerung der Sitten gründet ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften, dieſe vermehren die Bedürfniſſe, und die Befriedigung derſelben führt uns zum Laſter. Je rauher ein Volk geweſen iſt, deſto tugendhafter, war es, denn es brauchte nicht auf allerlei Ränke zu ſinnen ſeine Bedürfniſſe befriedigen zu können, weil es deren wenig hatte, zu deren Befriedigung ihm die Natur alles gab. *)“

*) Ich weis zwar, daß viele über das Glaubensbekentnis des Engländers die Naſe ſpöttiſch rümpfen werden, weil es ſo ziemlich Rouſſeauiſch iſt. Dem ohngeachtet kann ich mich nicht enthalten, zu geſtehen, daß ich des nemlichen Glaubens

Aber Ihre Gelehrte behaupten doch, daß Künste und Wissenschaften das Landglüklich machen, worin sie blühen.

Weil

bens sei. Die Eiferer für Künste und Wissenschaften mögen, so sehr sie immer wollen, die Vortheile herausstreichen, welche uns durch Künste und Wissenschaften zu gewachsen sind, sie werden damit in der Wagschale immer auf steigen, wenn man all das Uibel, das aus ihnen entsprossen ist, gegenseitig einlegen wollte. Es ist wahr, daß wir durch sie gelehrt werden, unsre Bedürfnisse auf mancherlei Art bequem zu befriedigen; aber selbst diese angenehme Befriedigung ist ein neues Bedürfnis, das wir durch sie erhielten, das wir vorhin nicht kannten, und darum auch nicht zu befridigen brauchten. Wir schlafen izt auf weichen Pflaumbetten sehr bequem. — Wahr! Aber eh wir Pflaumbette kannten, schliefen wir auf der Erde eben so gut, und darum waren Bette kein Bedürfnis für uns; aber izt sind sie es; und dessen Armuth keine weiche Bette haben kann, der ist unglüklich, weil ihn ein Bedürf-

„Weil ſie Narren ſind, und nicht wiſſen, was ſie reden. Die wenigſten kennen

dürfnis gelehret wurde, das er nicht befriedigen kann. So mit allen andern Bedürfniſſen. Hätten wir keine Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo wäre kein Menſch unglüklich. Der iſt alſo immer der glüklichſte, der die wenigſten Bedürfniſſe hat; ſo wie der der unglüklichſte iſt, der die meiſten hat. Was alſo unſre Bedürfniſſe vermehret, vermehret auch unſer Unglük. Sind uns durch Künſte und Wiſſenſchaften die Bedürfniſſe vermehrt worden, ſo haben uns Künſte und Wiſſenſchaften unglüklich gemacht, und ſelig iſt das Volk zu preiſen, deſſen Land dieſe peſtilenziſche Seuche noch nicht angeſtekt hat.

Die Gelehrte haben ſo lange über den Urſprung des Uibels gezankt. Die Thoren! Er lag ihnen vor der Naſe, und ſie fanden ihn nicht. Das Uibel hat ſeine Quelle in Künſten und Wiſſenſchaften. Wären uns durch ſelbe nicht ſo viele unnöthige Bedürfniſſe zugekommen, wir hätten kein moraliſches, und vielleicht auch weniger phiſiſches Uibel in der Welt. Jeder befriediget

gerne

kennen den Urſprung der Künſte, die wenigſten wiſſen, was uns aus ſeinen zuge-

gerne die Bedürfniſſe, die er hat. Es liegt in ſeiner Natur. Es nagt an ſeinem Eingeweide, wenn er deren einige unbefriediget laſſen muß; beſonders wenn er ſieht, daß andere ihre Bedürfniſſe befriedigen können. Er kann ſich unmöglich des Gedankens erwehren: **Biſt du nicht auch Menſch, ſo gut wie dieſer! Mit gleichen Rechten, wie dieſer, von der Natur begabt!** Denn keiner iſt dem Menſchen natürlicher. Dieſer Gedanke vergröſſert ſeinen Innanim. Was iſt natürlicher, als daß er mit neidiſchen Augen ſeinen Bruder betrachtet, und auf alle mögliche Mittel — erlaubte, oder nicht — ſinnet, mit demjenigen, mit dem er gleiche Rechte zu haben weis, auch gleiche Vortheile zu geniſſen. Nun muß alles der Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe weichen. Er verräth Freunde, verkauft das Vaterland, ſtehlet, mordet, brennet, um ſich die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu verſchaffen. Alles dieſes war unter den Menſchen nicht, ſo lange ſie keine andere Bedürf-

zugeflossen ist, und was die Menschen vor selben waren? Gott verdamm mich, all-

die

dürfnisse kannten, als die sie die Natur lehrte; denn die Natur, und wenn die Welt mit noch zweimal so viel Menschen bevölkert wäre, als sie izt ist, giebt alles hinlänglich, zur Befriedigung derjenigen Bedürfnisse, die uns aus ihrem Schooße kommen: diejenigen aber, die uns durch Künste und Wissenschaften gelehret worden sind, kann sie freilich nicht alle befriedigen; und darum liegt auch der Ursprung alles Uibels in Künsten und Wissenschaften. So lange also die Menschen unbefriedigte Bedürfnisse haben werden, so lange können die weisesten Gesetze, ja — gewis kein zu kühner Gedanke — selbst Gott nicht das Uibel völlig von der Erde verbannen; und so lange Künste und Wissenschaften blühen, so lange werden wir unbefriedigte Bedürfnisse und mit diesen alle Arten Böswichter haben. Man errichte statt aller Nonnenklöster, Zuchthäuser, es werden doch Huren sein; denn wie kann das Mädchen sehen, daß ihre Nachbarin prächtiger, als sie, gepuzt ist? Man errichte in allen Strassen Galgen, Schaffe-

die Herrn, die immer das nachbeten, was andere vor ihnen gesagt haben, wis-

sen

te und Räder; wir werden doch Diebe, Mörder und Strassenräuber haben; denn die unbefriedigten Bedürfnisse lassen nichts, als die Begierde, sie zu befriedigen, sehen. Gebt dem Wolf Fleisch zur Gnüge seinen Magen zu füllen, er wird mit dem Lamme spielen und dessen Freund sein; aber last das Bedürfnis des Hungers bei ihm erwachen, setzt das Lamm ins Fangeisen, er wird es herausholen, und solt er sich auch seine Beine entzweischmettern. Wollt ihr das Uibel tilgen, so tilgt die Bedürfnisse! Wollt ihr das: verbannet Künste und Wissenschaften! Könnt ihr das nicht, so denkt nicht darauf, wie ihr das Uibel abschaffen wollt! All euer Denken ist verlorene Arbeit. Die tägliche Erfahrung wird euch dieses lehren.

Alles dieses zusammen genommen läst es sich nun ganz leicht bestimmen: ob es für das Menschengeschlecht gut ist, Künste und Wissenschaften zu kennen; oder ob es für selbes nicht besser wäre, wenn dieser Baum der Erkenntnis

ſen ſelbſt nicht recht, warum ſie Künſte und Wiſſenſchaften loben. Wüſten ſie es, ſo

nis des Guten und Böſen nie in dem menſchlichen Paradieſe gepflanzet worden wäre? Ich glaube, daß ſich dadurch der verbotene Baum des Moſes ſehr natürlich erklären ließ, ohne zu einem Apfel die Zuflucht zu nehmen; und daß wir ſo daß adamiſche Paradies, welches bis izt noch immer eine Terra incognita iſt, ſehr leicht entdekken könnten. So lange die Menſchen in einer ganz vollkommenen Unwiſſenheit lebten, Künſte und Wiſſenſchaften ihr Haupt noch nicht emporgehoben hatten, waren die Menſchen alle glüklich; denn ſie haten keine andere Bedürfniſſe, als die ſie die Natur lehrte, und die auch die Natur alle befriedigen konte, alle auch wirklich befriedigte. Da war kein Unterſchied zwiſchen ihnen. Keiner hatte mehr, keiner weniger. Alle waren gleich vornehm; alle gleich begütert. Keiner hatte alſo Urſache, den andern zu beneiden, und darum kam auch keinem der Gedanke zum Uibel ein; denn der Neid iſt der Vater alles Uibels, ſo wie er das Kind der Künſte und Wiſſenſchaften iſt.

so würden sie vernünftige, überzeugende Gründe anführen, aber so hört man von ihnen nichts, als Exklamazionen für die Künste, ohne daß sie beweisen, warum die Künste das Lob verdienen? — Doch, Gott verdamm mich! das Frühstük ist da und der Postillon wartet. Machen Sie!"

Tra

ist. Ihr Zustand war also vollkommen glüklich. Ihr Leben ganz Unschuld, ganz paradiesisch. Sobald sie aber anfingen, mit der Natur unzufrieden zu sein; zu Künsten und Wissenschaften ihre Zuflucht nahmen; durch diese verbessern wollten, was die Natur gab, da entstand der Neid, und durch den Neid das Uibel. Da assen sie von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen, machten sich unglüklich, und verjagten sich selbst aus dem Paradiese; d. h. sie verscheuchten ihren natürlichen, glüklichen Zustand, und versezten sich in den unseligen, wo sie mit Mühe mehrere Bedürfnisse zu befriedigen haben, nie alle befriedigen können, und deswegen auch immer unglüklich sein werden. — Was haben wir nicht alles Künsten und Wissenschaften zu danken! A. d. H.

Tra ti ti te ra ta ta!

„Ha, ha, der Schwager ruft! Laſſen Sie uns gehen! „

Wohin?

„Nach dem Hofe von **** Wohin ſie ja auch wollen. “

Ende des erſten Theils.

[illegible]

Der
blaue Eſel.

Eine Geſchichte
von einem
gelehrten Maulthiere
beſchrieben.

Zweiter Theil.

Berlin und Leipzig, 1786.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Erſtes Kapitel.

Sehr weinerlich. Ich rathe den empfindſamen Leſern und Leſerinen etliche Schnupf Tücher an die Seite zu legen, um die Tränen zu troknen.— Freuen Sie ſich nicht ſchon, Freunde der geſegwarteten Empfindelei?

Mit der gröſten Eile ging's von Poſtſtazion zu Poſtſtazion, daß mein Onkel und der Engländer in drei Tagen etliche dreiſſig Meilen von H*** ſchon entfernet waren. Weil ſich Milord nun in etwas ſicher glaubte, ſo beſchloß er, in dem nächſten Orte einige Tage von der Beſchwerlichkeit des langen Fahrens ſich zu erholen. Es war ein kleines Städchen, deſſen Aeuſſerliches aber mehr einem Dorfe gliech. Der Amtmann, Amtſchreiber und Pfarrer machten die vornehmſten Perſonen darin aus; die andern

Bewohner waren alle bürgerliche Bauern. Was diesem Orte an herrlichen Gebäuden abging, ersezte tausendfältig die reizende Lage, die es hatte. Das Städtchen war auf einem Hügel gebaut. Gegen Mittag wechselten blumigte Wiesen mit fruchtbaren Hügeln und Thälern ab; gegen Abend blinkten die herrlichsten Weingebirge mit den göttlichen Trauben geschmükt den herumirrenden Augen entgegen. Gegen Morgen und Mitternacht hoben schattigte Wälder ihre grünen Häupter empor; mit einem Worte: es war die anmuthigste, und — wenn das Wort nicht schon so obsolet durch den allzuoften Gebrauch wäre — so wollt' ich sagen, die romantischte Gegend.

Obschon der Gasthof nicht der prächtigste war, so herrschte doch Reinlichkeit darin, und die Höflichkeit des Wirthes — eine seltene Tugend! — ersezte, was an Pracht mangelte. Da diese gesegnete Gegend einen Uiberflus an Lebensmitteln hatte, so war auch kein Mangel, an Bequemlichkeit und Einrichtung. So bald sie die Mahlzeit, welche in einem guten Stük Rosbeef und einem Hammelsbraten — von

wel-

welchem Mylord ein groſſer Liebhaber war — beſtand, verzehret hatten, wurde beſchloſſen, die Gegend in Augenſchein zu nehmen. Sie irrten durch blumigte Wieſen, die fruchtbaren Hügel hinab, lagerten ſich in den anmuthigen Thälern, und endlich, da Madam Cinthia der Nacht mit ihrem ſilbernen Zepter winkte, ſich auf die Erde herabzulaſſen, liefen ſie in den düſtern Wäldern herum; denn Milord hatte eine Anlage von Schwärmerei, und irrte nicht lieber, als wenn die ſchwachen Stralen des Mondes durch die dikbelaubten Bäume blinkten, in den Wäldern herum; weil da dies heilige Dunkel, die feierliche Stille ſeine Seele zu Empfindungen ſtimmte, die er zwar fühlte, aber meinem Onkel, ſo ſehr er Meiſter ſeiner Sprache war, doch nicht mit Worten auszudrükken vermogte. Alles, was man von dem, das in ſeiner Seele vorging, bemerken konnte, war ein Ausdruk, den man aber auf ſeinem Geſichte, und in ſeinen Blikke leſen mußte, wenn man ihn verſtehen wollte.

Als ſie lange ſo in hellen Mondſcheine herumſchwärmten, hörten ſie einige Töne,

die ihnen ein klagendes weibliches Geschöpf vermuthen ließen. Mylord, ein Freund von Ebentheuern folgte dem Laut. Kaum waren sie einige hundert Schritte durch das dikkeste Gebüsch gedrungen, so sahen sie zwei sehr reizende Mädchen auf dem weichen Mooße sizzen. Die eine, auf derenGesicht ein innerlicher Gram, der die Rosen ihrer Wangen etwas gebleichet hatte, sehr deutlich ausgedrükt war, lag mit dem Kopf auf dem Blokke eines abgehauenen Baumes. Ihr Haar hing in unordlichen Lokken herunter, und der stiere gegen Himmel gerichtete Blik zeigte von der Zerrüttung, in der sich einigermassen ihr Gehirn befand. Das andere Mädchen hielt eine der herabgesunkenen Hände fest in den ihrigen eingeschlossen, und ihre Minen verriethen die wärmeste Theilnehmung an dem Schikfale ihrer unglüklichen Freundin. Mylord blieb erstarrt stehen, da er die beiden Mädchen sah. Der Anblik der Leidenden wirkte mit einer solchen Stärke auf sein Herz, daß er es diesem Eindruke, sich seiner ganzen Seele zu bemächtigen, nicht verwehren konnte. Er bog sich mit dem Oberleibe hinter dem Gebüsche hervor, als

wollte

wollte er an die Seite des Mädchens stürzen, aber seine Füsse waren eingewurzelt. Mein Onkel spizte seine Ohren, und — betrachtete die Sterne.

" Willst du nicht aufstehen, Liebe! Laß uns zurükkehren! Die Nacht ist kühl, und deine Gesundheit, die ohnehin durch deinen Gram schon zu viel leidet, wird nur noch schlechter. "

Ein Blik, in welchem eine Träne glänzte, und die Hand gegen Himmel war die Antwort.

" Kom! Laß uns diese fürchterliche Einsamkeit fliehen, die nur dazu dienet, deine verwirrte Einbildungskraft noch mehr zu zerrütten. Denk an deine Eltern, liebe Freundin! An die Leiden deines Vaters, an die Schmerzen deiner Mutter, Laß uns zu ihnen zurükkehren! "

Izt sank der Blik des leidenden Mädchens auf ihren Unterleib. — " Kann ich? — Kann ich? — Ach! hier — hier! " — — schwere mit Mühe losgewundene Seufzer

hoben ihren Busen, und erstikten ihre Stimme.

" Sie werden dir verzeihen. Bist nicht aus Bosheit, bist — aus Schwachheit, aus — Unschuld gefallen, liebes Mädchen! Gewis sie werden dir verzeihen. "

Ein wildes Kopfschütteln antwortete darauf, in dem sich die Arme zugleich nach der Länge auf den Boden warf, und ihr Gesicht ins Moos verbarg.

Mylord, dem alles, was er sah, hörte, und fühlte, ans Herz grif, brach izt mit meinem Onkel hinter dem Gebüsche hervor, und die Knie des sonst stolzen Britten bogen sich, ohne daß er es wollte, an der Seite des Mädchens. Ihre Freundin that einen lauten Schrei, da sie zween Fremde erblikte, wodurch die Leidende aus ihrem Geistesschlummer erwachte, und sich in die Höhe richtete. Sie warf einen starren Blik auf den Engländer, der indessen ihre Hand ergriffen hatte, und ein sanftes Lächeln verzog ihren Mund. — — " Bist da, Lieber! — hast mich verlassen — hast!

haſt! " — — Izt rieß ſie ihre Hand aus der ſeinigen — " Biſt — Biſt's nicht! " — und ſank mit ihrem Geſichte ins Moos zurük.

Furcht und Schreken hatten ſich bei ihrer Freundin noch nicht völlig verloren, als der Engländer ganz leiſe zu ihr ſagte: " Fürchten Sie nichts! Fürchten ſie nichts! Ich bin ein ehrlicher Kerl, bin — Gott ver — banne die Schwermuth Ihrer Freundin! " — — Die Leſer werden leicht errathen, daß Mylord bei dem: Gott ver auch noch das: d a m m mich herausſtoſſen wollte. Aber er erinnerte ſich noch zu rechter Zeit, wie ſchreklich einem teutſchen Mädchen, das ſich allein in der Nacht in dem finſtern Wald befand, ein G o t t v e r d a m m e mich! ſchallen müſſe; und darum erſtikte er zum erſten Male ein Sprichwort, das in den Ohren eines Engländers einen ſehr lieblichen Ton hat, und vor welchem die Lady's, Mis, und Miſtreſſ gar nicht erſchrekten.

Das Mädchen, welches aus Furcht ſich nicht getrauete, ihre Augen empor zu he-

ben, schielte izt ein wenig nach dem Engländer und fand, daß Mylord immer noch ein angenehmerer Gesellschafter, als ein Faun, sei. Ihre Furcht verlor sich nun allgemach. Mylord war auch wirklich nicht der Mann, vor welchen ein Mädchen erschrekken konnte. Seine Bildung war männlich schön und sein ganzes Aeusserliches verrieth den Engländer. Da ihm das Knien etwas ungewöhntes war, — denn er hatte sich noch nicht so lange in Teutschland aufgehalten, um es von unsern süssen Herrchen erlernet zu haben, die ganze Stunden auf den Knien vor den Füssen ihrer Schönen seufzen, — so sezte er sich neben der Leidenden, und da er glaubte, seine Brust wäre für sie ein bequemeres Kissen, als das Moos, so hob er sie ganz sachte auf, legte sie in seine Arme, und ihr Haupt auf seine Brust. — " Was fehlt Ihrer Freundin, fragte er, daß sie so allein zu einer so ungewöhnlichen Stunde in diesem Wald herumirren? "

" Ach, die Arme! Ihr Verstand ist sehr krank!

M.

M: Das seh' ich, das fühl ich. — Ist er es immer?

" Ach nein! Nur zu gewissen Stunden. "

M. Und was, was (sehr hastig) indem er seinen Mund näher an das leidende Mädchen brachte,) was ist die Ursache?

Das Mädchen erröthete und schwieg.

M. Noch hastiger. Verzeihen Sie, verzeihen sie meiner Kühnheit. " Aber bei Gott, ich nehme Antheil, sehr warmen Antheil, und — vielleicht kann ich helfen; kann was zur Genesung Ihrer Freundin beitragen. Machen Sie mich zum Vertrauten ihrer Geschichte, denn — ich bin ein ehrlicher Engländer. "

Das Mädchen erinnerte sich bei dem Worte, Engländer, der brittischen Grosmuth und sagte: — " Sie werden eine sehr traurige Geschichte hören. Aber machen Sie, daß wir meine Freundin von hier fortbringen. Die Luft, die izt schon sehr rauh ist', könnte ihr schaden. Ich will Ihnen dann alles, was ich weis, erzählen. "

M. Und wohin sollen wir sie bringen?

" Hier in der Nähe ist die Hütte eines Kohlenbrenners, bei dem wir uns aufhalten. "

M. Gut, gut. — — Nun rüttelte er das Mädchen ganz sanft, bis sie den Kopf in die Höhe richtete. Sie sah den Engländer an, in dessen Armen sie sich befand; aber nicht mehr mit dem stieren Blikke, sondern mit einem sanften, schmelzenden und tränenden Auge. — " Wo bin ich? — Wer sind Sie? — " Waren Ihre Fragen, indem sie bald den Engländer, bald ihre Freundin ansah.

M. In den Armen Ihres Freundes, Ihres —

" Was wollen Sie mit mir? — (ganz schüchtern, da Mylord sie an seine Brust drükte.)

M. Was Tugend und Rechtschaffenheit erlaubt, gutes, liebes, leidendes Mädchen!

So

"So alle, — alle — aber ihre Handlungen sind anders." — Tränen quollen izt häufig aus ihren Augen.

M. Nicht alle, meine Gute! Gewis nicht alle! Und, giebt es in Ihrem Lande nur schlechte, niederträchtige verfärende Männer, so sind in England noch rechtschaffene; und — ich bin ein Engländer. — — Er ließ sie izt aus seinen Armen. Das Mädchen betrachtete ihn nun mit Aufmerksamkeit. Die Züge der Schwermuth veränderten sich in etwas Freundlichkeit, die aber zwischen den traurigen Mienen nur so hervorbrach, wie ein einzelner Sonnenstral, der durch das schwarze Gewölke dringt. — " Ach! verlassen Sie mich! "

M. Und warum? Warum, liebes Mädchen? Warum Sie verlassen? Ich bin ihr Freund. Sie müssen — meine Freundin sein.

" Ich kann nicht! — Kann nicht. — Verlassen sie eine" — — Sie warf izt einen schamvollen Blik auf sich selbst, indem

dem sie zugleich das Gesicht in ihre Hände verbarg.

Milord errieth, was das eine, der schamvolle Blik auf sich selbst, und das in die Hände verborgene Gesicht sagen wollten. — — Lassen Sie fahren den Gedanken, meine Liebe! Lassen Sie ihn fahren! Verbergen Sie nicht Ihr Gesicht! Sie haben keine Ursache es zu thun; wenigstens bei mir nicht. Ich bin ein Engländer, und weis, was Vernunft und Vorurtheil ist. Nicht Liebe! (indem ihre Tränen häufiger flossen) nicht das! keine Tränen, wenn ich Sie bitte; wenn Sie — meine Bitte achten!

" Fliehen Sie, fliehen Sie — eine Geschändete!

M. Geschändete! — Bei Gott! Nicht geschändet! Lassen Sie das! 'S greift Sie zu sehr an! Und — wahrlich, Posse —nur Posse das Geschändete! Kommen Sie, wir wollen in die Hütte zurük. Sie sollen da ruhen. Sie sollen vergessen, was an Ihrem Herzen nagt.

" Ach! Ruhe! Ruhe! — Keine für mein Herz, — Keine wird je für mich ſein! "

M. Müſſen es, müſſen, Liebe, wieder ruhig werden. — Kommen Sie — — Er nahm izt das Mädchen ſanft bei der Hand, und hob ſie auf. Willig, ohne ſich zu weigern, folgte ſie; denn ſie fand in dem Engländer etwas, das ſie mit Gewalt an ihn zog. Sie gingen ganz langſam der Hütte zu. Auf dem Wege wuſte Mylord der Leidenden ſo viel Troſt zuzuſprechen, ſo unvermerkt ihre Schwermuth zu zerſtreuen, daß ſich ihr Blik in etwas ausheiterte, und ſie ganz an ſeinem Arm geſchmiegt den Weg zurüklegte. Mein Onkel trabte ganz langſam hintendrein und gähnte ein paarmal, denn der Schlaf wollte mit Gewalt ſeine Augen verſchlüſſen.

Zweites Kapitel.

Sint haec exemplo casta puella tibi!

das heiſt:

Ein gutes Präſervativmittel, meine artige Schönen!

Der Kohlenbrenner machte ziemlich weite Augen, da Mylord und mein viel theurer Onkel in ſeine niedre Schaubhütte eintraten. Schon fing er an, den beiden Mädchen einen Verweis zu geben, daß es ſich nicht ſchikke, ſo ſpät mit Mannsperſonen im Walde herum zu irren, und daß ſein Haus kein Aufenthalt ſolcher Mädchen ſei, als Mylord, der die Art verſtand, ſolchen Leuten Freundlichkeit zu lehren, ihm ein Paar Dukaten in die Hand drükte. Dieſe überzeugenden Gründe überführten den guten Kohlenbrenner gleich, daß alle ſeine Säze grundfalſch ſind, und darum änderte er, als ein

Mann,

Mann, der sich gerne belehren ließ, auf der Stelle den Ton seiner Predigt. Er bat den Mylord um Verzeihung, wenn er nicht alles so finden sollte, wie es zu seiner Bequemlichkeit nöthig wäre. Er erbot sich, den fremden Herrn, der vielleicht ein guter Freund von den beiden Mamsellen sein mag, und den er für den rechtschaffensten Mann halte, allein zu lassen; doch werde er allzeit bei der Hand sein, wenn Mylord was nöthig hätte. Er ergrif sein Weib bei der Hand, zeigte ihr die blanken Dukaten, und führte sie aus der Hütte.

Der Engländer, mein sehr werther Onkel und die beiden Mädchen befanden sich nun allein in der Hütte. Mylord brannte vor Begierde von den Umständen der Leidenden genauer unterrichtet zu sein; aber in ihrer Gegenwart wollte er nicht auf die Erzählung dringen. Er vermuthete, daß etwas darin vorkommen müsse, das dem Mädchen unangenehme Ideen zurückführen könnte. Er bat die Leidende, die ohnehin der Ruhe bedurfte, sich zu

Bette zu legen, um ihrer Geſundheit zu ſchonen.

„Und was kann Ihnen an der Geſundheit eines armen Mädchens liegen, der das Leben eine Laſt, und Sterben eine Wohlthat iſt?“

M. Viel, viel, Liebe — viel iſt mir daran gelegen! (Mit einem bedeutenden Blikke.) — Alles, gutes Mädchen! Mir zu Liebe ſchonen Sie ſelbe! Stärken Sie Ihre ermatteten Lebensgeiſter durch ein wenig erquikkenden Schlafes. Wollen Sie das, Gute, Wollen Sie?

Ein freundliches Lächeln, und ein Blik, der etwas mehr, als ein alltägliches Ja ſagen wollte, war ihre Antwort.

M. Nun, Liebe, Sie gönnen mir das Vergnügen, Sie morgen geſtärkt und munter zu ſehen.

„Sie wollen es. — Gute Nacht!“ Und mit einem noch mehr ausdrükkenden

Blik ging ſie in die Kammer, wo ihr Lager von etwas Moos und einigen Wollbekken errichtet war.

Kaum hatte ſie die Stube verlaſſen, als Mylord ihre Freundin bat, ihn mit der Geſchichte dieſes unglüklichen Mädchens bekannt zu machen. Nach einigem Weigern und Entſchuldigungen, daß ſie eine ſchlechte Erzählerin ſei, daß viel darin vorkomme, welches ſie zum — erröthen zwingen könnte, fing ſie endlich an, den Mylord auf ſein dringendes wiederholtes Bitten die Geſchichte zu erzählen.

Geſchichte der Luzie.

Luzie iſt der Name dieſer Unglüklichen, die durch ein allzu empfindſames Herz und durch die Kunſtgriffe des Grafen von T***** ſo elend geworden iſt. Ihr Vater iſt Bedienter bei dem Geſandten von ***. Ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann, der den einzigen Fehler hatte, daß er ſeine Tochter zu ſehr liebte, und ihr eine völlige Modeerziehung gab. Luzie

hatte von der Natur, nebst einer schönen, bezauberten Gesichtsbildung u. einem niedlichen Wuchse, ein gefühlvolles Herz und einen feinen Verstand erhalten. Gaben, durch welche sie zur besten, glüklichsten Gattin eines rechtschaffenen Mannes hätte werden können, hätte die Kunst das nicht verdorben, was die Natur bei ihr anlegte. Ihr ausserordentlicher Hang zum Lesen legte den Grund zu ihrem Unglükke. Da sie keinen vernünftigen Führer hatte, der die für sie nüzlichen Bücher wählen konnte, so verfiel sie auf solche, die zwar zur Bildung des Herzens und der Empfindung geschrieben sind, in Wahrheit aber das Herz und die Empfindung mehr verderben, als zum Guten bilden. Weinerliche Romane, empfindelnde Geschichten waren ihre Lektür. Da ihr ungebildetes Herz Nahrung darin fand, so machten diese Schwärmereien des Unsinns einen solchen Eindruk auf sie, daß ihr alle andere Bücher, worin nicht empfindelt wurde, abgeschmakt vorkamen. Ihre Empfindungen wurden überspannet, und ihre Einbildungskraft mit lauter Romangrillen angefüllt. Es meldeten sich einige

Freier;

Freier; aber sie hatten das Unglük, sich nicht romantisch auszudrükken, bei empfindsamen Stellen nicht mitzuweinen, bei welkenden Rosen nicht in Ohnmacht zu sinken, mit keinem Würmchen zu simpatisiren, mit dem Monde nicht zu liebäugeln, — konnte die empfindsame Luzie einen solchen Mann zu ihrem Gatten wählen? Sie hatte sich ein Ideal von einem Geliebten gemacht. Nur ein solcher — oder keiner sollte ihr Herz besizzen.

Mit diesen ganz überspannten Empfindungen und einer romantischkranken Einbildungskraft kam Luzie zur Frau von C*** als Kammerjungfer. So lange Sie bei ihrem Vater war, blieben ihre Reize im Verborgenen. Sie trat izt in die Welt, und ein Haufe niederträchtiger Verführer umschwärmte sie. So sehr sich aber alle bemühten, mit den kostbarsten Geschenken ihre Unschuld zu erkaufen, so waren doch alle ihre Bemühungen fruchtlos. Weder Gold, noch glänzende Steine vermogten etwas über ihr Herz, das im Grunde die Tugend ehrte.

Unter denen, die sich bestrebten, Luziens Unschuld zu rauben, war auch der Graf von T*****. Seine gute Gesichtsbildung, sein zu allen Lastern fähiger Verstand, und sein grosses Vermögen machten ihn zu dem gefährlichsten Feind der weiblichen Tugend; und ihm glükte es auch der Mörder von Luziens Unschuld zu werden. Er erforschte gar bald die schwache Seite meiner unglüklichen Freundin. Ihr Hang zur romantischen Schwärmerei konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, und nach diesem entwarf er den Plan, sie ins Elend zu stürzen. Er besuchte sie, lobte die Romane, die nach Luziens Geschmak waren; las ihr einige Stellen vor, vergos Thränen bei den empfindlichen Situazionen, und zeigte sich ganz als den Mann, wie ihn Luzie wünschte. Das gute Mädchen, entzükt ihr schönes Ideal gefunden zu haben, bat ihn, sie öfters zu besuchen. Ganze Stunden brachte er izt bei ihr zu. Schwazte mit ihr von Empfindungen, die Luzie zu haben glaubte, und welche er künstlich nachzuahmen wußte, und so schlich er sich in ihr Herz.

Acht Tage verflossen, ohne daß er ein Wort von Liebe gegen sie erwähnte. Aber obgleich sein Mund diese Leidenschaft in ihrem Herzen nicht anfachte, so hatte er ein anderes Mittel gewählt, welches mit ungleich stärkerer Wirkung dasjenige erregte, was er wollte, daß sie fühlen sollte. Er gab ihr lauter solche Bücher, worin die Liebe mit den reizendesten Farben geschildert war, und welche die Sinne mit dieser Leidenschaft ganz bezauberten. Luzie konnte bei ihren überspannten Empfindungen und mit einem wirklich gefühlvollen Herzen unmöglich gegen eine Leidenschaft unempfindsam bleiben, die so viele Reize für unsre Sinne hat, und deren Zauber durch die Bilder, in welchen sie von den Romanfabrikanten aufgestellet wird, sich vergrössert. Ihr Herz fühlte den leeren Raum, den ihr nur ein Geliebter ausfüllen konnte, und mit diesem Gefühle enstand der Wunsch, diesen Geliebten zu finden. Sobald der Graf die Veränderung, die in dem Herzen meiner Freundin vorgegangen war, merkte; sobald er den Drang desselben, der sich zu merklich in ihren Blikken äusser-

te, beobachtete, änderte er in etwas seine Gestalt. Noch bis izt hatte er die Rolle des Gleichgültigen gespielt; izt machte er den Liebhaber. Er seufzte, wenn er neben ihr saß; ward im Lesen zerstreut, sah sie mit feurigen, zärtlichen, oft nassen Blikken an, drükte ihre Hand, und in seiner Zerstreuung gab er ihr manchmal einen etwas unplatonischen Kus. Er erholte sich, bat sie um Verzeihung, war traurig, wenn er sie verlies, und das Entzükten leuchtete aus seinen Augen, wenn er sie sah.

Es ist für ein Mädchen nichts gefährlicher, als der beständige Umgang mit einem Mann, der ihre ganze Hochachtung hat, und den sie mit Enthusiasmus, als Freund, betrachtet. Die Liebe schleicht sich unter der Maske der Hochachtung und Freundschaft unvermerkt in ihr Herz, und sie liebt ihn, eh sie es nur vermuthet. Dieses war der Fall bei Luzieen. Sie schäzte den Grafen, als einen empfindsamen Mann, und hielt ihn für ihren besten Freund. Anfangs fühlte sie nicht, daß ihr der Graf vielleicht etwas

mehr, als Freund sei, und ward es erst gewahr, da sie ihn schon liebte. War der Graf unruhig, so war sie es auch; war er munter, so schien sie entzükt; war er traurig, so weinte sie. Der Graf, als ein Kenner, errieth, was das alles zu bedeuten habe, und nun brach er sein Stillschweigen. Er warf sich zu ihren Füssen, erklärte seine Liebe, und beschwur sie im Romantone um ihr Herz. Weibliche Etiquette zwang Luzieen, erstaunt über diesen Antrag zu scheinen. Aber der Graf hatte zu viel Erfahrung, um sich durch diese weibliche Grimasse abschrekken zu lassen. Er drang in sie, und zwang sie, ihre Verstellung in seinen Armen abzulegen.

Entzükt, Luziens Herz erobert zu haben, machte der Graf izt den Entwurf, auch ihre Tugend zu besiegen; aber seine gewöhnlichen Mittel würden hier fruchtlos gewesen sein. Der Angrif muste nach einem ganz andern Plane geschehen, und sein teuflischer Wiz erfand bald das Mittel, ihre Tugend zu bezwingen. Um sie sicher zu machen, schwazte er ihr stets

von Tugend vor. Er lobte dieſe Tochter des Himmels, indeſſen er ihr lauter ſolche Bücher lieh, die das Gefühl für ſelbe in ihren Herzen ſchwächen, und die Religion daraus verbannen konnten. Er wuſte, daß ein Mädchen keine andere Waffen wider das Laſter habe, als die Religion. Ob er zwar nicht völlig ſeinen Plan hier ausführen konnte, ſo gelang es ihm doch, ſie lau gegen Gott und Religion zu machen; und dies war ihm genug. Izt that er den lezten Schritt, um die Früchte ſeiner Bemühungen zu geniſſen. Daß er ſie zu ſeiner Gattin machen wolle, dieſes ſchwur er ihr täglich zu. Er ſchilderte ihr das Vergnügen, das ſie beide in dieſer Vereinigung fühlen würden, ſehr lebhaft, und brachte es ſo weit, daß Luzie die Annäherung der Stunde wünſchte, die ſie auf ewig mit ihrem liebſten Grafen vereinigen ſollte. Wie er dieſen Wunſch ihres Herzens merkte, dann ſcholt er auf das Vorurtheil ſeines Vaters, der ihn ſo lange an ſeinem Glükke hindern würde, als er lebe. Er ſeufzte, und in der Heftigkeit ſeiner Liebe bat er ſie oft, ihm ein Mit-

tel zu ſagen, eher glüklich zu werden. Er äuſſerte oft ſeine Furcht, von ihrer Seite geriſſen zu werden, und dann beſchwur er ſie noch heftiger, ihm zu ſagen, ob ſie denn gar nicht wiſſe, wie ſie ihr Glük noch vor dem Tode ſeines Vaters befeſtigen könnten. — Der ſchlaue Graf! Er wuſte es lange ſchon; aber ſie ſelbſt ſollte ihm zuvorkommen, um allen Verdacht zu vermeiden. Luzie, die ſelbſt dem Glük mit Verlangen entgegen ſah, und von der jedem Mädchen eigenen Eitelkeit angeſpornt, ſelbes nicht genug beſchleinigen konnte, machte ihm endlich den Antrag, ſich mit ihr heimlich zu verbinden. Der Graf warf ſich zu ihren Füſſen, dankte ihr mit den ſchwärmeriſchſten Ausdrükken, und ſchwur, ſie ewig zu lieben.

Sobald er nach Hauſe kam, überlegte er den Plan. Sie durch eine falſche Zeremonie zu täuſchen, wäre freilich ſehr leicht geweſen; aber die Sache ſchien ihm doch ein wenig kützlich. Er hatte keine Luſt, ſich ſeinen Leuten anzuvertrauen. Er wuſte, daß ein Herr, der ſeinen Diener zum Vertrauten ſeiner Schurkenſtrei-

che mache, dadurch der Diener seines Dieners wird, weil dieser die Gewalt in seinen Händen hat, der ganzen Welt seinen Herrn als einen Schurken aufzustellen. Fremde Leute zu brauchen, wär freilich das sicherste gewesen; diese hätte er auch leicht gefunden; denn für Geld werden die Menschen Heilige, oder Böswichter. Wozu aber einige hundert Dukaten verschwenden, wo es nicht nöthig ist? Auch wuste er, sollte die heimliche falsche Verbindung herauskommen, daß er es mit der Gerechtigkeit zu thun bekämme, welche die heilige und dem Staate nüzliche Zeremonien zum Deckmantel des Lasters nicht ungestraft brauchen läst, daß er hingegen, wenn es auch kund wird, daß er ein unschuldiges Mädchen verführt habe, weiter nichts zu fürchten habe, als das Entschädigungsgeld dem Mädchen zu zahlen, und die Verachtung der Rechtschaffenen. Beides war ihm eine Kleinigkeit. Einige hundert Gulden konnte er entbehren; und was schiert sich ein Graf um die Verachtung des rechtschaffenen Pöbels, da ihn seine Standsgenossen nichts destoweniger schäzzen, und

das

das Ganze mit dem Namen der Galanterie belegen, die zur Sitte des Adels gehört! Die heimliche Verbindung ward also von ihm verworfen; aber so weit sollte sie ihm dienen, das Mädchen durch sie leichter betrügen zu können.

Da ihn Luzie schon halb als ihren Gemal betrachtete, so lud er sie öfters in seine Wohnung, unter dem Vorwande, daß sie daselbst besser alles mitsammen ihrer Verbindung wegen verabreden können, ohne von andern beherchet zu werden. Luzie hatte kein Bedenken, den Mann, dem sie bald ganz angehören würde, allein in seinem Hause zu sehen. Alle Abende brachte sie sein Wagen zu ihm; denn beim Tag konnte es nicht der Herrschaft wegen geschehen, vor welcher alles ein Geheimnis bleiben sollte. So oft sie ihn besuchte, war immer ein köstliches Nachtmal bereitet. Die hizzigsten Getränke waren im Uiberflusse da. Nie verlies sie ihn, ohne daß ihr Blut in der heftigsten Wallung, und ihre Sinne sehr stark gereizet waren. Der schlaue Graf hielt sich einige Tage ganz in den Schranken

ken der Ehrbarkeit. Einige Küsse und mancher ganz von ohngefehr nach ihrem Busen gerathener Grif war alles, was er sich erlaubte, um ihre Begierden recht anzufachen. Nun glaubte er, es wagen zu können, ihrer Unschuld das Messer an die Kehle zu sezzen. Er lud sie, wie gewöhnlich, zu sich. Wollust erwekkende Gerichte und Getränke beschwerten den Tisch. Beide assen, beide scherzten, küßten. Luzie war Mädchen, der Graf feurig, von ihr geliebt. Seine Beredsamkeit schilderte ihr die Wollust mit den reizendsten Farben unter dem Gewande der Tugend. Er erstikte ihren Mund mit Küssen, widerlegte alle ihre Einwendungen mit dem: werd' ich nicht in einigen Tagen Ihr Gemal sein? und — — — — — —

Fataler Zufall! Bei dem Worte und, welches mein viel theurer Onkel nur noch halb gehört hatte, schlief er ein, und überhörte die Fortsezzung der Geschichte. Wir sehen uns also auch genöthiget hier in etwas abzubrechen, so ungerne wir es thun. Doch glauben wir, daß es unsern

Le-

Lesern von vierzehn, und unsern Leserinnen von zwölf Jahren nicht schwer fallen wird, sich nach dem Und alles besser hinzuzudenken, was mein viel theurer Onkel verschlafen hat, als ihnen der schreibfesteste Romanfabrikant mit all seiner Faustfertigkeit nicht besser nach der Natur schildern könnte. Diejenigen aber, welche noch nicht wissen, was sie nach dem Und hinzudenken sollen, verlieren eben nichts dabei; ja es ist besser, daß sie es nicht wissen, und sie können meinem vielwerthen Onkel grossen Dank sagen, daß er bei dem Und einschlief. Wie ich denn überhaupt zur Aufrechthaltung der guten Sitten, der Zucht und Tugend wünschen möchte, daß in solchen Büchern die Herrn, die solches Zeug mit ihren Händen ausgearbeitet haben, überall eingeschlafen wären, wo sie gewisse Schilderungen machen, die unsre Sinne erhizzen, die Begierden erwekken, die Einbildungskraft mit Bildern erfüllen, die sich des Herzens bemeistern, den Verstand betäuben, und die Tugend verbannen; oder ich wollte wünschen, daß die Leser, — dem Vernünftigen sind sie ohnehin ein

gutes Schlafstränklein — allemal in einen festen Schlaf verfielen, so oft sie ein solches Büchlein in die Hände nehmen.

Mein Onkel schlief noch feste, als ihm der Engländer von ohngefehr einen Stoß mit dem Fusse ans rechte Ohr versezte, von welchem er, da er ihn sehr schmerzte, wieder erwachte und er hörte ein zweites und. Er glaubte deswegen, nichts verschlafen zu haben, und horchte sehr aufmerksam zu, wie die Freundin der Luzie fortfuhr. — —

Und sie machte ihm izt die bittersten Vorwürfe. Der Graf tröstete sie mit allerhand schmeichelhaften Versicherungen seiner Liebe, und betheuerte ihr, sich in einigen Tagen mit ihr zu vermälen. Luzie ward durch seine Schwüre in etwas beruhiget, und verlies ihn mit dem Stachel in ihrem Herzen, den das Laster daselbst zurük gelassen hatte.

Indessen triumphirte der Graf über die gemordete Tugend meiner unglüklichen Freundin, und, weil er seinen Sieg länger

ger genissen wollte, so beschloß er, sie auf seine Güter mit zu nehmen, die Vermälung unter erdichteten Vorwänden immer auf zu schieben, bis er seine Begierden völlig an ihr gesättiget habe. Er entdekte ihr seinen Entschluß, sie auf seine Güter zu führen und da zu ehligen. Sie willigte izt in alles, brachte ihre Sachen heimlich aus dem Hause, und verließ mit ihm die Stadt.

Zween Monate verflossen ihr auf dem Gute ihres Verführers. Sie konnte herrschen; dies befriedige ihren Stolz, und ihre Zudringlichkeiten der Vermälung wegen wuste der Graf immer sehr gut auszuweichen. Endlich äusserten sich Spuren des vertrauten Umgangs. Luzie glaubte dadurch den Grafen eher zu bewegen, sich mit ihr zu vermälen. Sie entdekte es ihm! aber dies war eine Ursache, daß er die Maske eher abnahm. Luzie hatte nun für ihn nichts mehr, das ihn an sie fesseln konnte. Er ließ sie seine Gleichgültigkeit fühlen, und machte ihr endlich den Antrag, bei einem seiner Freunde diejenige Stelle zu vertreten, die sie bis izt

bei ihm vertrat. Dieser Antrag erweckte Luziens Tugend, und ihren Stolz. Sie machte ihm Vorwürfe, worüber er nur lachte, und da sie nun seine ganze häßliche Gestalt erblikte, so verabscheute sie ihn, und floh aus seinem Hause. Izt erwachten mit einem Male verschiedene Gefühle in ihre Seele. Reue, Schaam, gekränkte Ehre griffen ihr ohnehin zu empfindsames Herz mit solcher Stärke an, daß sie in den Zustand verfiel, worin Sie sie angetroffen haben. Ich fand sie bei diesem Manne, zu dem sie geflohen war. Ihr Schikfal machte mich zu ihrer Freundin. Ihr Unglük verband mich, sie nicht zu verlassen. Ich hofte, sie zu trösten, und zu ihren Eltern zurük zu bringen; aber vergebens. In den Augenblikken des Wahnsinns spricht sie nur von ihrem Verführer, und auser denselben beweint sie ihre verlorne Tugend.

Mit diesen Worten schloß das Mädchen die Geschichte ihrer unglüklichen Freundin. Mylord horchte sehr aufmerksam zu ohne sie zu unterbrechen. Nur bei den verführerischen Kunstgriffen des gräflichen

lichen Schurkens knirschte er mit den Zähnen, und brach mit einem — Gott verdamm mich! los. Er schwieg eine Pause, nach dem Amalie (dies war der Name von Luziens Freundin) geendiget hatte. Endlich sagte er: „Ihre Freundin ist ein Engel. Sie soll glüklich werden, Gott verdamm mich, sie soll glüklich werden,— wenn sie will — ich bin ein Engländer.“

Die Sonne hatte die Wipfel der Bäume vergoldet und die munteren Sänger des Waldes ließen den Schöpfer des Morgens ihre fröhlichen Hymnen entgegen schallen, als Amalie mit ihrer Erzählung am Ende war. Sie sprachen noch mancherlei. Mein Onkel äusserte seine Verwunderung über die Bosheit der Menschen, die zu solchen Lastern fähig sind. Er sagte, daß man nie im Lande der Esel von einem solchen Verbrechen höre. Er wunderte sich, daß die Gerechtigkeit keine exemplarische Strafe darauf gesezt habe. Der Engländer sagte ihm, daß ein solcher Böswicht mit einer Geldstrafe belegt werde. Aber mein Onkel glaubte, daß diese Strafe dem Verbrechen nicht

angemessen, nicht entschädigend genug für die Verführte sei. — „Kann Geld (sagte er) Tugend und Ehre nieder ersezzen? Und wird sich der reiche Böswicht durch einige hundert Thaler abschrecken lassen, seine Schandthaten ferner zu begehen? Gewis nicht! So ein Böswicht sollte zum ewigen Gefängnisse verdammt werden, damit er keine Gelegenheit mehr habe, andere Unschuldige zu verführen. Die Hälfte seines Vermögens sollte der Unglüklichen zu fallen, und die andere Hälfte zur Unterstüzzung der Armen verwendet werden."

Mein Onkel wollte weiter reden, als Luzie eintrat. Ihre Stirne glich dem Himmel nach einem vorübergegangenen Ungewitter. Hie und da noch trübe Wolken, und hier Sonnenstral. Ihre Augen waren munter, und die Farbe ihrer Wangen glich der hervorbrechenden Morgenröthe.

" Ich darf Ihnen wohl (sagte sie zum Engländer mit einem sanften Lächeln) einem guten Morgen wünschen, aber sei-

ne

ne wohl genossene Ruhe; denn, wie es scheint, so hat der Schlaf Ihre Augen nicht geschlossen.„

M. Mit Feuer. Und doch bin ich munter und erquikt, weil ich sehe, daß Sie es sind, Liebe! — Er drükte ihr die Hand, und — sie lies es geschehen.

Luz. zu Amalie. Und auch du, liebe Freundin, hast nicht geschlafen.

M. Ich habe sie gestört. Ich habe Ihre Ge — — Mylord brach ab. Aber Luzie errieth, was er sagen wollte. Sie blikte ihre Freundin an, und diese sagte ihr wieder mit einem Blikke: Er weis alles! Luzie erröthete. Mylord bemerkte dies erröthen, und nahm das Mädchen bei der Hand. „Werden Sie nicht roth, liebes, gutes Mädchen, daß ich Ihre Geschichte weis! Sie sind mir izt theuerer, als je. Lassen Sie den Bösewicht erröthen, der sie verführte. Sie sind auch izt noch eben so unschuldig, als Sie es waren, eh Sie dieser Teufel vom Menschen hinterging Kann die Rose was

dafür, wenn ihr eine Raupe ein Blat abnagt? Nein! Sie bleibt doch Rose. Noch immer so schön, so wohlriechend, als vorher, wenn sie gleich ein Blat weniger hat. Sein sie ruhig! Sie sollen glüklich werden — wenn Sie wollen, fügte er mit einem sehr bedeutenden Blikke hinzu. Luzie schlug die Augen nieder, als wollte sie damit sagen: — wer will es nicht!

Ich muß Sie izt auf einige Stunden verlassen, sagte Mylord. Man wird in unserem Gasthofe nicht wissen, wo wir sind. Heute Abends besuch' ich Sie, wenn Sie mir's erlauben. — Luzie schwieg — Mylord nahm ihr Schweigen für ein volles, lautes Ja. — Leben Sie wohl, sagte er, indem er Sie küßte, heute Abends! Er rief izt den Kohlenbrenner, drükte ihm einige Dukaten in die Hand, bat ihn, den beiden Mädchen was Gutes zur Mahlzeit zu verschaffen und verließ mit meinem Onkel die Hütte.

Drittes Kapitel.

Etwas das im vorhergehenden Kapitel nicht gesagt werden konnte.

Wenn wir den Engländer betrachten, wie wir ihn zum ersten Male gesehen haben, und wenn wir izt einen Blik auf ihn werfen, so müssen wir gestehen, daß wir ihn nicht kennen. Dort war ein schönes junges Mädchen, die, ihre Tugend zu retten, ihren Vater lieber im Gefängnisse schmachten laßen wollte, die sich ihm mit allem Reiz einer unschuldigen Schöne zeigte; und hier ein gefallenes von Kummer und Tränen entstelltes Mädchen. Jene gab ihm den Eindruk, den seine gros-müthige Handlung auf ihr Herz gemacht hatte, durch ihre Blikke zu verstehen, und Mylord, ob er gleich Gefühl für ihre Reize hatte; ob er gleich den Blik verstand, den sie ihm gab, Mylord, sagen wir, verließ sie mit einem: Gott ver-

dammmich, wenn ich Sie je wieder sehe! Hier eilte er selbst dem Mädchen zu! hörte ihre Geschichte, und, anstatt sie zu fliehen, versprach er, — sie wieder zu sehen. Bekennen wir immer, daß in dem Betragen des Engländers ein Räthsel liege! Warum floh Mylord das tugendhafte Mädchen; und warum suchte er das Gefallene? — — Hochgeehrteste, großgünstigste Herrn und Frauen! Ich glaube, in allen menschlichen Handlungen liege ein Räthsel, welches zu errathen unser Scharfsinn zu stumpf ist. Wer kann sagen, warum er so und nicht anders handle? Wer kann bestimmen die Ursachen, die ihn zum handeln zwingen? — Sage mir, du Uhr warum zeigst du nur Stunden! Und du, warum Minuten und Stunden! — — Verstehen sie das recht, meine Lieben! Nehmen Sie's nicht nach dem Buchstaben; sondern suchen Sie darin einen andern Verstand!

Mylord fühlte etwas für das schöne, tugendhafte Mädchen; aber er fühlte nicht das, was er nothwendig hätte fühlen müssen, sollte

ſollte er ſo ganz an ſie gezogen werden. Dieſes Gefühl war mehr Trieb der Natur, gemein mit jedem zwei- vierfüſſigen Thiere; es war ſinnliches Gefühl. Aber das andere war unwiderſtehbarer Drang der Seele. Er wurde ſo fortgeriſſen, ohne zu wiſſen, warum? Hing an dem Mädchen, als wäre er ſchon lange an ſie gebunden.

Ich weis, daß es einige in Gott geehrte Herrn giebt, welche Simphathie, oder Seelenband für Schimäre halten. — Gott ſegne ihre Studia! Ich will den Herrn ihre Weisheit nicht ſchimpfen. Vielleicht fühlen ſie nicht dies Seelenband, weil ſie — an keine Seele gebunden ſind. Warum? — Fragt mich nicht: ihr Herrn um das warum, der ich auf kein einziges das Darum ſagen kann, ſagen will. Ich will's euch zu geben, daß es in Anſehung eurer Schimäre ſei, und beklage euch; denn wahrlich, es iſt das traurigſte Loos des Menſchen, an keine Seele gebunden zu ſein; aber ſeid nur nicht ſo toll, zu behaupten, daß es im Ganzen Schimäre ſein müſſe, weil es in Anſehung eurer iſt. Eure gewöhnliche Weis-

heit macht einen gewaltigen Bosksprung, wenn sie nach einem Punkt die Form des Ganzen bestimmen will. Mir wenigstens ist Seelenband etwas mehr, als Schimäre, und ich hab es bei vielen beobachtet, daß es auch in Ansehung ihrer etwas mehr, als Geburt eines schwärmerischen Kopfes sei. — — O du Str**sky, du Rein**ald, du Zi*e, du Klin*hard, o ihr, meine theuersten Freunde! da ich euch zum erstenmal sah, ward ich hingerissen, und ich fühlte meine Seele gebunden an die eurige. Sie empfand, daß sie euch irgendwo gekannt habe; ob sie sich gleich nicht erinnern konnte, wo? Sie war fröhlich, euch gefunden zu haben. Und waret ihr es nicht auch? Waret ihr nicht vertraut mit ihr? Ihr waret es, oder Lüge war alles, was ihr sagtet, und das konnte nicht sein. — — Ist dies nicht Seelenband? Seelenkenntnis von einem andern Orte? Ich glaube ja! Dies war auch der Fall bei Mylord. An jenes Mädchen zog ihn nur das sinnliche, thierische Gefühl; an dieses knüpfte ihn Seelenband, Simpathie. Er sah sie, oder besser, seine Seele fühlte die Gegenwart der ihrigen. Sie erkannte,

kannte, daß sie mit ihr schon irgendwo verbunden war, und freute sich diese ihre Freundin gefunden zu haben. Nun läßt sich's erklären, warum Rylerd an allem, was sie anging, so starken Antheil nahm. Warum er gleich bei dem ersten Anblikke so fest an ihr hing, sich nicht mehr von ihr trennen konnte?

Wir werden oft an Personen angezogen; lieben sie, ohne die Ursache zu wissen, warum? Wir fühlen es, daß wir an sie gebunden sind, ob wir uns gleich die Ursache davon nicht erklären können. Sie liegt in unsrer Seele, das fühlen wir. Was sie ist? — hic haeret aqua. Da stekt's, da will's nicht weiter fort. Ich habe einen Mann gekannt, der im ganzen Verstande genommen schön war; er sah ein körperlich häßliches, sehr häßliches Mädchen; sah sie zum ersten Mal und — vergaß aller schöner Gesichter, die um ihn herum glänzten; hing nur so einzig an ihr allein, war so ganz an sie gebunden, als wenn er und sie eines wären. Sieh da (flüsterten sich manche in die Ohren) sieh da, ein so schöner Mann

wie

wie er sich an das Pantaugesichte schmiegt, wie er zärtlich thut, als wenn's Madam Venus selbst wäre! So sprach dieser und jener, diese und jene, und konnten sich's nicht erklären, wie und warum? Aber ich sah's, sah's und wußte wie's so kommen konnte; hatte meine Lust daran, wie sich die zwo Seelen freuten, einander hier wieder gefunden zu haben.

Liebe ist nicht Sinnengefühl, sie ist Seelenempfindung; und dazu braucht man keine körperliche Reize. Zwo Seelen, die nicht an einander gebunden sind, werden sich nie lieben. Was die Menschen Liebe nennen, ist Instikt, thierisches Gefühl, sinnliche Begierde, und diese wird, — kann freilich nur durch sinnliche, körperliche Reize erwekt werden. Laßt uns durchgehen alle Verbindungen, deren Band nicht durch wahre Liebe geknüpft ist — und wie wenige sind es! — Seht da nach einigen Wochen das Matte, das Kalte in der Liebe, das gleichgültige, und sehr oft das Ekelhafte, das beide an einander finden. Sagt mir,

warum?

warum? Weil nicht Liebe sie verband. Sobald die Sinne nichts mehr zu wünschen haben, sobald die Begierde befriediget ist, was kann uns an den Gegenstand fesseln? Wir schreiben unrichtig der Seele ein Gefühl zu, das nur den Sinnen, dem thierischen Instinkte eigen ist. Werther hat Lotten nicht geliebt. Nur seine Begierde, seine Sinnlichkeit ward durch die Einbildung, die Schöpferin aller Leidenschaften, verstärket. Hätte er bei Lotten Befriedigung der Begierde gefunden, er hätte sich nicht erschossen, und wär' Lotte an zehn Alberte gebunden gewesen. Liebe schwärmt nie. Die Seele kann nie aus ihren Schranken treten. Liebe fühlt die Seele ohne Hülfe der Sinne; sie ist ganz ihr Eigenthum. Wer wahrhaft liebt, wird nie zum Narren. Einbildung kann die Seele übertäuben; diese ist ein Kind der Sinne, kann nur durch sie erzeugt werden. — Seht nun, wie sich's erklären läßt, warum Häßlichkeit des Körpers nicht Hinderniß der Liebe ist? Aber seht auch, wie sich's erklären läßt, warum oft der Mann, der sein Weib wahrhaft liebt, doch untreu

wird? Was der Seele gefällt, reizt nicht immer die Sinne. Was die Wünsche der Seele befriediget, was dieser behagt, befriediget nicht allzeit sinnliche Begierden behagt diesen nicht immer. Die Seele hat ihre Rechte; auch die Sinne behaupten die ihrigen. Ist die Seele mit dem Gegenstande zufrieden, der sie erfüllt, so suchen die Sinne gleiche Zufriedenheit. Und wer ist, der ihrer Gewalt stets widerstehen kann? Die Herrschaft der Seele ist nicht immer stark genug, den Aufruhr der Sinne zu bändigen; sie unterliegt, muß oft im Kampfe unterliegen. — Und wollt ihr dem Helden seine Ehrensäule niederreissen, wenn er von einem stärkern Feinde überwunden wird? Nur dann kann die Seele unumschränkt herrschen, wenn die Sinne entweder von Natur schwach, oder durch allzuheftiges Abnuzzen völlig entkräftet sind. Beständiger Streit kann sie nicht zähmen; er dient oft nur, ihre Stärke zu vergrössern. Wir können nicht immer wie wir wollen; besonders in Dingen, welche nicht so ganz allein von unserm Willen abhängen. — Seht auch hier nicht Ursache zum Staunen, wenn wir fal-

len.

len. Es wären weniger Dinge, darüber wir uns verwundern würden, kennten wir die Hauptursache, die sie hervorbringt Echt auch keine Ursache zum Nasenrümpfen, daß Mylord nicht so am tugendhaften ungefallenen Mädchen hing, wie am Gefallenen. — Aber ich bitte euch, nicht zu urtheilen, daß Mylord nach dem Schrott und Korn des schauderen Grafen T***** malen wollte. Mylord hatte ganz andre Absichten, als vielleicht mancher Kavalier, der diese Geschichte liest, gehabt hätte. Und Warum — das wird uns Mylord selbst sagen.

Viertes Kapitel.

Eine Einladung nebst einem besondern Nachtische für die Leser.

Man erfährt nirgends eher eine Neuigkeit, als in einem kleinen Städchen. Es mag sich was immer zutragen, so sagt's eine Nachbarin der andern, und so kömmt's in einer halben Stunde, wie ein Lauffeuer herum. Mylord und mein Onkel waren kaum eine halbe Stunde im Gasthofe angekommen, als die Frau Wirthin sehr geschäftig zur lieben Nachbarin lief, und ihr mit einer wichtigen Mine erzählte: bei ihrem Manne sein zween sehr seltsame Gäste abgestiegen. Ein Engländer und — „Was denkt sie wohl, Frau Nachbarin, wer der andre ist? — Ein — blauer Esel! — — Ei, ei! rief die Frau Nachbarin voll Verwunderung, und eilte mit grossen Schritten zur Frau Nachbarin rechts ihr diese Neuigkeit mit-

zu-

zutheilen, und so kam es bis zu den Ohren der Frau Pastorin. Diese erzählte es dem Herrn Pastor, und dieser dem Herrn Amtmann, bei dem er Mittags speiste. Ein Engländer und ein blauer Esel, sagte der Herr Amtmann, diese muß ich bei mir sehen. — Ja, ja, liebes Papachen, laden sie ihn heute Abends ein, sagte die Mamsel Tochter, die sich schmeichelte am Engländer eine Eroberung zu machen. — S' kann ja geschehen! sagte die Frau Muhme, die zugleich Wirthschafterin war, weil der Herr Amtmann auf Wittwers Füssen ging. So ward es beschlossen, die beiden Fremden einzuladen.

Sobald Mylord und mein Onkel im Gasthofe ankamen, scharfüsselte der Wirth ihnen entgegen, und stattete mit vielen Reverenzen den Bericht ab: „Der Herr Amtmann ließe sich ganz höflich empfehlen, und bitten, diesen Mittag bei ihm vorlieb zu nehmen. „Obgleich Mylord den Kopf mit mancherlei angefüllt hatte, und sich ungern in seinen Gedanken an Luzien stören ließ, so wollte er doch die Einladung nicht abschlagen. Er glaubte, es

wäre sehr ungesittet, die Höflichkeit eines Unbekannten, mit einer Verweigerung zu belohnen, da es der andere für stolze Verachtung halten könnte. Sie puzten sich also nur den Staub von ihren Füssen, und gingen, dem Herrn Amtmann ihre Aufwartung zu machen.

Eh ich den Engländer und meinen viel theuren Onkel an der Thüre des Herrn Amtmanns anklopfen lasse, wird es nöthig sein, eine kurze Beschreibung von den Personen, die sie daselbst antrafen, woraus zu schikken. Der Herr Amtmann hatte einen durch die heilige Gerechtigkeit ziemlich stark gemästeten Körper. Er war drithalb Ellen hoch und drei Ellen im Umfange dik. Sein Gesicht drükte das Ansehen eines Minos aus. Er urtheilte schnell; immer nur nach den äusserlichen Indizien und dem codice Justiniano, aber eben deswegen waren seine Urtheile oft so schief und blind, wie die heilige Gerechtigkeit selbst schief und blind ist. Er hatte ein Sprichwort, das er fast in jeder Rede ein oder zweimal, nachdem er mit Energie sprach,

brauchte;

brauchte; und wollte er seiner Rede einen mächtigen Nachdruk geben, so schlug er mit beiden Händen auf den Bauch. Mamsel Retchen (Antonette) war ein Mädchen von zwei, bis drei und zwanzig Jahren. Ihre Bildung war angenehm, aber die Affektazion machte sie unausstehlich. Sie hatte viele Romane gelesen, sich einige Redensarten daraus gesammelt, wollte mit dem daraus gestolnen Wizze glänzen, und ward dadurch sehr unwizzig. Die Mamsel Muhme — ja die Mamsel Muhme! Ihr Bild ist am härtesten zu treffen. Sie war aus allen abgeschmakten Närrinnen, die abgeschmakteste. Der Herr Amtschreiber war der beste Mensch von der Welt. Widersprechen war gar nicht seine Sache. Er gab allen Recht, und widersprach sich also selbst hundertmal des Tags. Der Pastor — wir werden ihn kennen lernen. Er war, was wenige Pastore sind — rechtschaffen, und — weise.

Mylord und mein Onkel klopften an. Herein! rief der Herr Amtmann, und sie traten ins Zimmer. Ein, Sie wer-

den verzeihen. u. s. w. öfnete die Szene. Es wurde Plaz genommen, und nun das Gespräch auf verschiedene Gegenstände gelenkt. Mamsel Retchen fand den Engländer schön, und die Mamsel Muhme schalt meinen Onkel unhöflich, weil er ihre weisse Hand nicht geküßt hatte. Es ward aufgetragen, und Mylord nebst meinem Onkel erhielten den obersten Plaz am Tische. Mylord sprach wenig. Sein Kopf war voll, und sein Herz noch völler: Luzie erfüllte ihn ganz. Mein Onkel redete um so mehr. Er erzählte seine Begebenheiten, die Sitten und Gebräuche seines Vaterlandes. Der Herr Amtmann schlug mit beiden Händen auf dem Bauch, und sagte: Bei Justinians Nase, das ist seltsam! Der Herr Amtschreiber gab dem Herrn Amtmanne Recht, daß es seltsam sei. Retchen beschäftigte sich, den Engländer durch ihre Reize zu fesseln, und hörte kein Wort von dem, was mein Onkel sprach. Die Mamsel Muhme war zu sehr über ihn aufgebracht, um ihn ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Der Herr Pastor lächelte bei manchen Stellen, schüttelte bei manchen den Kopf, und sah bei manchen et-

was verdrüslich aus. Mein Onkel war mit seiner Erzählung fertig. Mylord saß stumm. Der Herr Amtmann wollte ihm die Zunge lösen; aber die Mamsel Tochter kam dem Papa zuvor.

Net. Warum so stille, mein Herr? Fehlt Ihnen etwas.

Eng. Nichts, — und doch vieles Mademoiselle!

Net. lächelnd. Ich gestehe, das ist sehr hierogliphisch gesprochen. (den Ton auf das Wort hierogliphisch.)

Amt. Ha. ha. ha! Meine Tochter bei Justinians Nase, versteht auch griechisch.

Amtschr. Ja, ja, die Mamsel ist ein ganz griechisches Frauenzimmer —

Net. etwas stolz. Ich wollte dadurch sagen, Papa, daß ich das nicht erklären kann.

Eng. Unerklärbar, sehr unerklärbar, Mamsel. Mir selbst ist es so. — Aber es giebt Dinge, die sich nicht erklären, sondern fühlen lassen.

Pastor. (Um das Gespräch auf etwas anders zu lenken.) — Wie gefällt Ihnen unsre Gegend?

Eng. Schön, Gott verdamme mich, sehr schön! Alle erschrakken, nur der Pastor lächelte.

Pastor. Ich zweifle nicht daran, da Sie die ganze Nacht der Besichtigung unsrer Gegend aufgeopfert haben. Vielleicht ist Ihnen was wichtiges begegnet.

Eng. Nimt den Pastor beider Hand. Sehr was wichtiges.

Amt. Dürften wir wohl diese Wichtigkeit auch wissen?

Net. Mylord wird vielleicht seine Wichtigkeiten nicht gerne offenbaren.

Eng. Gott verdamme mich, warum das? — Ein Mädchen, wie Luzie! —

Rettchen. wurdeblas. Stotternd. — Ein — Mädchen! —

Eng. Mit Feuer. Engel, wollt' ich sagen, unschuldiger, obgleich gefallener Engel!

Pastor. Etwasbesonders! Ich bin neugierig, umständlicher was davon zu wissen, wenn es geschehen kann, ohne Sie zu beleidigen.

Ret. Spöttisch. Von einem weiblichen Enge im Walde, das muß allerliebst anzuhören sein.

Eng. Ohne auf Mamsel Retchen zu hören, zum Pastor. Wenn Sie Vergnügen finden, kann ich's doch. Ich muß sie ohnehin um eine Gefälligkeit ansprechen. — — Izt began er, das Abentheuer zu erzählen. Alle horchten mit Aufmerksamkeit zu, und äusserten in ihren Mienen die verschiedenen Eindrükke, die Lu-

ziens Geſchichte auf ihre Herzen gemacht hatte. Der Herr Amtmann faltete die Stirne, zog die Augenbraunen in die Höhe, und ſpizte den Mund, als wollte er ihr Urtheil ausſprechen. Der Herr Amtſchreiber ſaß, als wär' er da, den ganzen Handel zu protokoliren; Retchen die nun merkte, daß beim Engländer keine Eroberung zu machen ſei, lächelte ſpöttiſch und verachtend. Die Mamſel Muhme drülte Schadenfreude aus. Der Paſtor ſah mitleidig, und erſtikte eine Träne. Auf dem Geſichte meines Onkels — war nichts zu leſen, weil er — ein Eſel war.

Kaum endigte Mylord ſeine Erzählung als der Herr Amtmann einfiel. —

Amt. Wie, was! In meinem Territorio eine H*** — das Mädchen muß eingezogen und geſtraft werden; denn unſre Geſezze.

Amt. Ja, euer Geſtreng haben recht die Geſezze, —

Eng. Aber die Geſezze müſſen einen Unterſchied zwiſchen Schwachheit und Bosheit machen; zwiſchen einer unſchuldigen Verführten, und einer feilen Buhldirne.

Amt. Bei Juſtinians Naſe! Göttliche natürliche und weltliche Geſezze verbieten den Beiſchlaf auſſer der Ehe. Qui transgredit Legem pecat, qui pecat poena dignus: ergo.

Amt. Ja ja. Euer Geſtreng haben recht. Es ſteht ſo klar in lege revelata, civili et naturali —

Eng. zum Amtſchreiber. Gott verdamme mich, in Lege naturali, wie Sie's nennen, ſteht kein Wort davon. Und die Lex revelata und Civilis müſſen und machen auch wirklich einen Unterſchied zwiſchen Verbrechen und Verbrechen. Wenn kein Unterſchied gemacht würde — Gott verdamme mich, wir alle verdienten täglich geſtraft zu werden.

Amt. Erſchroken. Ja, euer Herrlichkeit haben hier vollkommen recht.

Eng. Zum Amtmann. Und machen Sie keinen Unterschied, Herr Amtmann, zwischen einem Mädchen, das durch die teuflischen Ränke eines Böswichts fiel, und einem Mädchen, das aus schändlichen gewinsüchtigen Absichten ihre Tugend verliert?

Amt. Mit beiden Händen auf den Bauch. Bei Justi, — Justinians Nase, keinen. Via juris wird der Dieb, der sich durch andere zum stehlen verführen läßt, eben so gut gehangen, als der freiwillig stihlt.

Amt. Ja, euer Gestreng urtheilen, wie die Gerechtigkeit selbst. Kaiser Justinian selbst hätte nicht richtiger Urtheilen können.

Eng. Vermengen Sie hier nicht zwei Fakta, die in ihrer Natur ganz unterschieden sind! Einem andern sein Gut rauben wenn mich nicht Selbsterhaltung dazu zwingt, ist nicht so sehr Trieb der Natur, liegt nicht so ganz in unserm Herzen, erfüllt nicht so all unsre Sinne, wie das

zau-

zauberische Gefühl der Liebe, das unsern Verstand betäubt, und unsre Seele wider ihren Willen mit sich fortreißt; bei welchem die kalte, schwache Vernunft uns nichts helfen, sondern nur sagen kann, was wir hätten thun sollen, wenn es schon zu spät ist, ihrem Rathe zu folgen.

Amt. Nu nu, Strafen will ich Sie nicht, weil sich Euer Herrlichkeit ihrer annehmem. Aber fort muß sie. Denn bei Justitians Nase, sie ist keinen rothen Pfening werth. Muß ein boshaftes Ding sein, weil sie so was thun konnte, das Strafe verdiente.

Eng. Herr Amtmann, machen uns unsre Handlungen, oder die Absicht zu Bösewichtern.

Amt. Via juris kann man nur die Handlungen beurtheilen.

Eng. Und darum werden Via juris auch so manche schiefe, ungerechte Urtheile gefällt. Aber wenn ich's Ihnen auch zu gebe, daß Sie als Richter nur

nach

nach den äusserlichen Handlungen urtheilen müssen, so glaub' ich doch, daß Sie izt, wo Sie nicht, als Richter, sondern als Mensch sprechen, anders urtheilen sollen. Warum wollen wir die Fehler der Nebenmenschen so hart, so strenge beurtheilen, da wir selbst unsern Theil Schwachheit haben?

Amt. Ich sag' es Ihnen, das Mädchen taugt nicht, verdient keine Nachsicht. — Nur Ihnen zu Liebe, sonst —

Eng. In etwas hizzig Gott verdamm mich, warum nicht?

Amt. Nach den Gesezzen.

Eng. Nun wohl, sanfter, nun wohl, nach den Gesezzen. Aber strafen Ihre Gesezze auch immer recht, immer billig?

Amt. Mit beiden Händen auf den Bauch. Bei Justinians Nase, soll das Recht unrecht sein? Warum nicht gar!

Eng. hizzig Oft wird die gerechteſte Sache durch's Recht verloren. Hizziger und — Gott verdamm mich! — ja! — — (Seine Augen funkelten. Er wollte aufſtehen, und vielleicht hätte Mylord dem Amtmanne ſeine juſtinianiſche Perükke Rechtens zu Rechte geſezt, hätte ihn der Paſtor nicht bei der Hand gefaſt, und wieder auf den Stuhl niedergedrükt.)

Paſtor. Sie ereifern ſich beide ohne Urſache. Herr Amtmann, Mylord hat Recht. Wir Menſchen ſollen in unſern Urtheilen nicht ſo voreilig ſein, wo es die Moralität der Handlungen betrift. Es wird unendlich viel dazu erfordert, ein richtiges Urtheil hierüber zu fällen. Ich glaube nur ein einziger iſt, der das kann, und dieſer einzige iſt — Gott. Wir armen Menſchenkinder werden immer einſeitiche Sprüche, ſchiefe Meinungen, und partheiiſche Richterſprüche, ſtatt ächter und gegründeter Urtheile, fällen; und das, weil wir in dieſer Sache zu eingeſchränkt, zu kurzſichtig ſind. Ich halte mich genau an die Worte der Bibel.

Sie

Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet werden! Ich glaube, hier wird uns ausdrüklich geboten: Die Handlungen der Menschen nicht zu beurtheilen. Ich wenigstens getraue mich nicht, von einer Menschenthat zu sagen: sie ist gut! oder: sie ist schlim! Alles, was ich wage, ist, daß ich bei mir denke: dieser scheint gut, oder jener scheint bös gehandelt zu haben. Und wahrlich, das ist alles, was wir, als vernünftige Menschen, thun können. Das moralisch Gute, so wie das moralisch Schlimme liegt nicht in der Handlung, sondern in der Absicht. Die Handlung selbst kann nur ein phisisch Gutes oder Schlimmes wirken. Die Absicht allein hat Bezug auf das moralische. Wer kann nun sagen, daß er die Absicht eines Menschen, nach welcher er handelt, kenne? Niemand! Abstrakte Begriffe können wir allenfalls von den Absichten durch Kombinazion erlangen; aber diese sind nichts weniger, als richtig. Und haben wir keine richtigen Begriffe, wie wollen wir urtheilen? Daher kömmt es,

daß

daß wir manche Handlung bis an die Wolken erheben, die, würden wir die Absicht, aus der sie entstand, genauer kennen, unsre gröste Verachtung erhielte. Auch bestimmt oft Partheilichkeit unser Urtheil. Wir urtheilen von einer Sache, nicht weil wir davon überzeugt sind; sondern weil wir uns für sie eingenommen fühlen. Interesse, Gewohnheit, Gebrauch, Vorurtheil sind die Gesezze, nach welchen wir unsre Richtersprüche abwegen. Wer weis, ob der Bramine, der seine Spelsen mit Koth würzet, nicht eben so gut einen Altar verdient, als — — —? Und ob mancher, zu dessen Lobe i t Hymnen erschallen, nicht mehr unsre Verachtung verdienet, als der Bramine, dessen wir izt spotten? Ich sage: w e r w e i s ? — denn ja — w e r w e i s ? Da wir also das, w e r w e i s nicht wissen, warum wollen wir uns nicht vom Urtheilen enthalten? Gott verzeih's denen, die sich zu Richtern der ganzen Welt aufgeworfen haben. Sie werden einst fühlen, daß sie unrecht hatten, und ihre eigene Urtheile werden wider sie ausfallen. Sie werden erkennen, daß sie Thoren waren,

und daß sie klüger gehandelt hätten, wenn sie das: Verdammt nicht! so genommen hätten, wie es nach dem Buchstabe steht, ohne dem Ding eine andere Wendung zu geben, die in ihren Kram taugte. Das Amt eines Richters ist so hart, daß ich dem Himmel danke, daß er mich zu keinem Richter gemacht hat — Der Herr Amtmann wollte hier unterbrechen; aber der Pastor fuhr fort. — — Wenn wir nicht alle Umstände, Zeit, Gelegenheit und mehrere Dinge kennen, die uns zu einer Handlung verleiten, reizen und bestimmen, so können wir nie richtig urtheilen; und darum sollten wir nie so geschwind verdammen. Lieber Gott, Herr Amtmann, ich war jung, Sie waren es auch, und die Mamsel Muhme — Die Mamsel Muhme fiel geschwind ein, weil sie merkte, was der Pastor sagen wollte.

Muhme Ich bin es noch, Herr Pastor!

Past. Und die Mamsel Muhme ironisch — sind es noch. Nun ja also nu:

Sie

Sie, Herr Amtmann, und ich waren jung. Wollen wir ein wenig zurük denken, ſo müſſen wir wohl mit David ausrufen: Herr, du wolleſt der Thorheiten meiner Jugend nicht gedenken! Betrachten Sie einmal, Herr Amtmann, dieſer Mann nach dem Herzen Gottes, hatte nicht nur ein, ſondern mehrere Weiber, und doch gelüſtete es ſeine Majeſtät nach fremden Gute. Sollen, oder beſſer, können wir andre Adamskinder immer enthaltſamer ſein? Jedem iſt es nicht gegeben, mit Salomo bei tauſend Weibern ausrufen zu können: Ich danke Gott, daß er mir die Gabe der Enthaltſamkeit ſchenkte! Wenn wir jung ſind, da zeigt ſich unſern Augen nicht alles in der Geſtalt, als wenn wir alt ſind. Das Blut iſt in Gährung; und ſo wenig der Moſt, eh er ausgegähret hat, heller, feiner Wein wird; ſo wenig können wir in der Jugend die Weisheit, und Mäſſigkeit des Alters in ſinnlichen Vergnügungen haben. Hat das Blut ausgetobt, ſo verlieren die Sinne von ſich ſelbſt die Herrſchaft, und räumen ihre Macht der

Vernunft ein. Warum wollen, oder wie können wir die Schwachheit unsrer Brüder unbarmherzig beurtheilen, und verdammen? Weil wir sie selbst nicht mehr begehen. Lieber Gott, wer weis, hätten wir nicht, böte sich uns Zeit, Umstand Gelegenheit dazu an, noch grössere Schwachheiten! Wie mancher verachtet einen jungen feurigen Jüngling, der sich bei einem Mädchen erinnerte, daß er — Mann sei, und geniest täglich bei seinem Weibe dies nämliche Vergnügen! Wie manche Frau sieht verachtend auf ein so armes gefallenes schwaches Mädchen herab, eines einzigen Stolperers wegen, den sie that, da sie doch ihren Mann einer gewissen Unthätigkeit beschuldiget, wenn er einmal vergiest, daß er an der Seite eines Weibes liegt. Heist das nicht einem Hungrigen beim gedekten Tische zu rufen: enthalte dich des Essens! Wer satt ist, kann leicht über das Fasten deklamiren. Wenn wir selbst schon bis zum Eltel gesättiget sind, müssen, oder können wir einen deswegen verdammen, wenn er sich an Tisch sezt, und etwas von dem Gerüchte verkostet, das wir täglich haben?

Un-

Unverſtand und Hartherzigkeit macht uns meiſtentheils ſo ſchnell urtheilen. Und — es ſei aber nicht Ihnen geſagt, Herr Amtmann, — ich ärgere mich oft, wenn ich einen Richter einen Kerl, der ſtahl, oder mordete, mit kaltem Blute, oder gar mit Zeichen der Freude zum Tode verdammen ſehe. Da denk' ich immer: **Du, der du da ſtehſt, kalt die Worte ausſprichſt: Dein Blut, Menſch, wie ich Menſch bin, werde vergoſſen!** hätteſt du vielleicht nicht auch das nämliche gethan, wärſt du an ſeiner Stelle geweſen! Dächteſt du daran, könnteſt du ſo kalt ſein bei den Worten: dein Blut werde vergoſſen! Ein innerlicher Schauder müſte dich bei dem Gedanke, daß du dich in der nämlichen Lage hätteſt befinden können, ergreifen. Und biſt du ſicher, daß du es nicht kannſt? Wer hat das Buch der Zukunft aufgeſchlagen? Wer darin geleſen, was ihm beſtimmt iſt? Eben darum, weil wir nicht wiſſen, was wir noch einſt werden können, müſſen wir jeden Unglüklichen bedauern; und ſo verdient auch Luzie nach den Umſtänden, die uns Mylord von ihr

erzählt hat, mehr, als jedes andre Mädchen, unser Mitleid.

Retchen. spöttisch beissend. Aber eines Bedienten Tochter, daß die auch einen Grafen heirathen wollte.

Pastor. O Retchen, Retchen! Die Tochter eines Bedienten, oder die Tochter eines Fürsten ist, und bleibt ein Mädchen; jede hat ihre Porzion Schwachheit; jede verdient deswegen unser Mitleid. Gutes Kind! Eitelkeit ist Ihrem Geschlechte angeboren. Das Mädchen im Dorfe, oder in der Stadt beide sind im gleichen Grade eitel; nur daß ihre Eitelkeit, nach ihren Begriffen, auf verschiedene Gegenstände sich erstrekket. Wenn das Hirtenmädchen nach der Ehre, Dorfrichterin, Schöfferin oder Schulzin zu sein, strebet, so ist sie nicht mehr und nicht weniger eitel, als wenn die Tochter eines Bürgers die Frau eines Herrn von, die Tochter des Herrn von die Frau eines Grafen, und die Tochter eines Grafen, die Frau eines Fürsten sein will! der Unterschied liegt nur in dem Begriffe, den

den ſie ſich von der Hoheit und Ehre des Standes machen, nach welchem ſie ſtreben, und daß das Hirtenmädchen keine gröſſere Ehre kennt, als die Frau eines Schöſſers u. ſ. w. zu ſein. Kennt es einen Unterſchied der Stände, und zeigt ſich ihre die geringſte Hofnung, Gräfin zu werden, ſo trachtet ſie eben ſo ſehr darnach, glaubt eben ſo gut zu verdienen Gräfin zu ſein, als die Tochter irgend eines Bürgers, oder (boshaft) Amtmanns. Hat Luzie hier gefehlt, daß ſie ſich über ihren Stand erheben wollte, ſo beging ſie keine andere Sünde, als die alle ihres Geſchlechtes, wenigſtens in Gedanken begehen; denn es giebt kein Mädchen, das nicht heimlich wünſchet, ſich vornehm verheurathen zu können. Luzie verdienet alſo auch hierin Nachſicht und Mitleid.

Retchen ſchwieg beſchämt. Der Herr Amtmann ſchlug mit beiden Händen auf den Bauch, und ſagte ſonſt nichts, als: bei Juſtinians Naſe! Der Amtſchreiber gab dem Herrn Paſtor in allem recht. Die Mamſel Muhme ſchalt ihn einem dum-

men Pfaffen. Mein Onkel nikte mit dem Kopf zum Zeichen seines Beifals, und Mylord drükte dem guten Pastor die Hand.

Pastor nach einer Pause. Bei Luziens Fall war nicht Stolz, sondern das Lesen der Romane die gröste Ursache. Ich kann mich nicht enthalten, meinen Widerwillen wider die verdamten — Gott verzeih mir das Wort, welches ich sonst nie ausspreche, — Romane und Liebesgeschichte zu äussern. Was ist es Wunder, daß ein Mädchen, hingerissen von einem Gefühle, welches ihr so reizend geschildert, mit so viel verführerischer Beredsamkeit empfolen wird, sich ganz der Empfindelei überläst, da sie dadurch einen Vorzug vor andern nicht empfindelnden Seelen zu haben glaubt! Was ist es Wunder, daß sie zu lezt, da sie alle Seelenkräfte nur zum empfinden anstrengt, vor lauter Empfindung schmilzt, und jedem leichten Eindrukke nachgiebt, den die Sinne auf die Seele machen. Je stärker wir empfinden, je grösser ist die Herrschaft der Sinne. Wenn unsre Vorfahren weniger lasterhaft, wenn sie nicht so ganz, wie wir,

mir, Sklaven ihrer sinnlichen Begierden waren, so hatten sie es nur ihrer wenigen Empfindsamkeit zu danken. Eine abgehärtete Seele (wenn ich mich so ausdrükken darf) nimt nicht so leicht jeden Eindruk an, der durch die Sinne auf sie geschieht, wie eine butterweiche. Man lasse eine Erbse auf einen Stein fallen, sie wird zurükprellen; man thue das nemliche auf weichem Thone sie wird stekken bleiben. Wenn wir unsre Seele gefühlvoll für die Tugend machen wollen, so müssen wir sie nicht zur Empfindung erweichen, sondern gegen alle sinnliche Empfindlichkeit stählen. Thun wir das nicht, so sind wir Feinde der Tugend, und helfen selbst denn Sinnen, die Oberherrschaft über die Seele erobern. Darum sind alle Romanfabrikanten Mörder der Tugend, weil sie sich so sehr bemühen, durch ihre hinreissende Bilder, durch ihre empfindelnde weiche Sprache unser Herz den sinnlichen Empfindungen zu öfnen. Anstatt uns zu festen, standhaften Menschen zu bilden, machen sie uns zu klagenden, wimmernden, weinerlichen Geschöpfen. Es ist ohnehin um unsre Genera-

zion so ein papeweiches Zeug, daß man sie mit harter Mühe ganz unter die Erde bringt; wir brauchen also nicht erst die Einbildungskraft zu Hüfe zu nehmen, um unsre Schneemännchen in Wasser aufzulösen. Es ist schändlich, ja höchst ärgerlich, wenn man so ein Männergesicht, wie Siegwart, Karl von Burgheim u. s. w. sieht, um ein weiblich Ding grinzen und weinen, wie ein altes Mütterchen, das ihren Milchtopf zerbrochen hat. Da wird geheulet, geseufzet, gekrächzet, mit Sternen und Mond geliebäugelt, geohnmächtelt, und, — 's Ende vom Liede — hingehimmelt, daß einem, wie bei des Magister Pisagi Rede, sechsmal das Bauchgrimmen ankömmt, und man nicht weis, soll man diese Helden für wirkliche Männer oder die Verfasser selbst für solche weibisirte Kerls halten, die sich selbst geschildert haben, damit andre feste Männerseelen über solche Ummannheit lachen können. Wir haben einen sochen Schwall empfindelnder Schriften, daß wir ein ganzes Land damit auspflastern könnten; und wenn wir das Ding näher betrachten, so dürfen wir nur das erste beste vor die

Hand

Hand nehmen, um zu wiſſen, was in allen andern ſteht. Einige Veränderungen der Szenen, Perſonen und Begebenheiten abgerechnet, iſt das andere alles einerlei Münze. Da wird in allen Geot und Geacht, geweint, geraſet, geſtorben auf vielerlei Art, aber immer aus der nämlichen Urſache, weil einer immer den andern nachahmet, und ſeinen Affen nur unter einen andern Namen in die Welt ſchikt. Seit Yorik (Sternee) empfindſam reiſte, und Göthe Werthern ſchrieb, wollen alle wie Yorik, reiſen, und, wie Göthe, werthriſiren. Man ſollte mit den Heren eine Kur vornehmen, wie die Mutakiten mit ihren Bücherſchreibern, welche ihnen ſo lange zum purgiren eingeben, bis ihr ganzes ſchriftſtelleriſches Genie im N — ſtuhle liegt, und ſie von ihrer Schreibtelſucht geheilet ſind. Meine Tochter ſoll nie Romane leſen. Ich bin kein Feind von wahrer Empfindſamkeit; aber dieſe iſt nicht aus Büchern zu lernen, am wenigſtens aus Romanen. Ich hab' ſelbſt einige Beiſpiele geſehen, daß dieſe Herrn, die ſo viel von Empfindſamkeit lärmen, ſie gar nicht kennen;

ich hab' es aus der Erfahrung, daß diese empfindelnde Seelen, diese so gefühlvollen Herzen vor lauter Empfindsamkeit gar keine hatten; daß sie bei dem Unglükke ihrer Nebemenschen so kalt und gefühllos blieben, wie die Statüen, welche Diogenes um ein Almosen ansprach, ob sie gleich sonst bei dem Welken einer Blume zehnmal in Ohnmacht fielen, und nur durch das stärkste Sal volatile ermuntert werden kounten. Wahrlich die Künste und Wissenschaften hätten uns kein schädlicheres Geschenke geben können, als in den Werken dieser Köpfe.

Sie scheinen, sagte mein Onkel, den Künsten und Wissenschaften nicht allzu gewogen, Herr Pastor.

Past. Das bin ich auch nicht. Alles Gift, das izt unsre Erde verwüstet und zur Mördergrube macht, phisisches und moralisches haben diese erfunden, und zum Nachtheile der Menschen zu bereitet.

M. D. Aber wir haben ihnen doch auch viel nüzliches, herrliches und grosses zu danken.

Past. Das ist gar nicht wüste.

M. D. Gestehen Sie, Herr Pastor, daß wir ohne Künste und Wissenschaften in einer wilden Rauheit lebten, die allen Geschöpfen zur Schande gereichen müste. Wir hätten ohne Wissenschaften nicht die herrlichen Geseze, die Vorschriften der Vernunft gegen das Uibel, die moralischen Lehren zur Verbesserung der Sitten u. d. m.

Past. Zugestanden, sehr gerne zugestanden; aber wir würden auch ohne Künste und Wissenschaften dies alles nicht brauchen. Sagen Sie mir, mein ausserordentlicher Herr Fremder, ist es nicht besser, wenn ich keiner Arzeneien bedarf, als wenn ich mich gezwungen sehe, zu ihnen meine Zuflucht zu nehmen? Der allzeit gesund ist, darf sichs gar nicht zur Schande rechnen, wenn er nichts davon weis, wie er sich methodisch das Leben

nehmen kann: es wird ihm auch nie einfallen, daß er der Arzenei bedarf. Ist er krank, so muß er freilich sehen, wie er einigermassen — denn vollkommen erlangt man nicht seine Gesundheit durch Arzeneien — sie wieder herstelle; aber er würde sich wünschen, daß er weder vom Doktor, noch Apotheker was wüste. Das ist hier der Fall. Hätten wir weder Künste noch Wissenschaften gekannt, so dürften wir uns keine Mühe nehmen, Geseze zu studiren, die oft Recht zum Unrecht, und Unrecht zum Recht verkehren.

Amt. Bei Justinians Nase!

Past. Wir würden vom moralischen Uibel nichts wissen, und brauchten die grosse Anzahl der Moralisten nicht, welche die Sitten mit ihren Kasuistereien mehr verschlimmern, als verbessern; mit einem Worte: wir brauchten nichts, was uns izt nöthig ist. Mein Onkel — schwieg sehr gelehrt.

Amt. Was Sie da wider die Romane sagen, Herr Pastor, da haben Sie Unrecht,

recht, sehr grosses Unrecht; denn meine Tochter las auch Romane.

Ner. Der Herr Pastor eifern zu sehr. Allein die Geistlichen machen's nicht anders. Schnippisch. Sie wollen, man soll nichts, als Postillen, lesen; — ha, ha, ha! da würde man sich vollkommen daraus für die Welt bilden können!

Past. Netchen, Netchen, Postillen würden ihnen mehr frommen, als Romane. Zwar würden sie daraus kein affektirtes, geziertes, abgeschmaktes Wesen lernen, das Sie für Schönheit und Annehmlichkeit im Umgange halten; aber sie würden daraus lernen, Tugend und Religion schäzen, das für ein Mädchen vom grössern Nuzzen ist. Man hält nicht viel auf ein Mädchen, das romantische Grillen im Kopfe hat und im Romantone spricht. Einige süsse, gepuderte, gehaarlokkete, gebaarbeutelte, schöne, halbmännische Kerls können Sie allenfals dadurch bezaubern; aber der rechtschaffene, ernsthaft denkende Mann wird zurüktreten. Sittsamkeit, Liebe für die Tugend, Ach-

tung

tung für die Religion kleiden ein weibliches Geschöpf am besten; es ist in einer einfältigen Sittsamkeit reizender, als in der wizzigsten Ausgelassenheit.

Amt. Bei Justinians Nase, bei Ihnen komm ich freilich auf diesem Felde nicht auf. Ich verstehe mich auf's Korpus Juris; diese gelehrten Firiesanzereien waren nie meine Sache. Ich will Ihnen meine Tochter darauf antworten lassen. — Was sagst denn du dazu, Retchen?

Ret. Daß die Herrn Pastore immer das Feld behalten müssen; denn ihr Nok giebt ihnen das Recht, andern Stillschweigen zu gebieten.

Amt. Ha, ha, ha! bei Justinians Nase, das war wizzig! — Müssen ihr 's verzeihen, Herr Pastor, 's ist ein schnippisches Ding, mein liebes Retchen. Aber wieder aufs erste zu kommen, was wollen denn euer Herrlichkeit mit dem Mädchen thun. Sie ist verunehret. —

Engl. Gott verdamme mich, das ist sie nicht — verunehret — bei Gott, das ist sie nicht — wenigstens nicht in den Augen eines Engländers. — Ich werde Luzien heirathen, wenn sie mich will.

Retchen und die Mamsel Muhme schlugen eine sehr laute Lache an. — Heirathen! ein solches Mädchen und ein Lord — das ist wunderlich!

Amt. Aber Euer Herrlichkeit und ein geschändetes Bürgermädchen!

Engl. Und warum nicht. Ich weis keinen Umstand, der mich daran hindern könnte. Luzie ist unglüklich, aber nicht lasterhaft. Ihr Fall macht sie mir liebenswürdiger. Er zeigt von einem Herzen, das schwach, aber nicht boshaft war, das verführt werden konnte, aber sich nicht aus Leichtsinn, oder einer schändlichen Absicht verführen ließ. Warum soll eine Schwachheit, die so sehr in der Natur des Menschen liegt, Schande sein? Eine Schwachheit, die sich noch eher entschuldigen läßt, als alle andere Laster,

die

die doch täglich öffentlich begangen werden, ohne daß man sichs zur Schande rechnet; oder ohne daß man sie für Schande hält? Wie viele ersäufen ihren Verstand in hizzigen Getränken und erniedrigen sich dadurch unter das Vieh, indem sie alle Fähigkeit zu urtheilen, sich selbst zu erkennen, verlieren. Sie berauschen ihre Sinne, lähmen jede Nerve und gleichen in diesem Zustande mehr einem unbeseelten Klozze, als einem lebenden Wesen. Und wie viele Hoch- und Niedergeborene weihen sich ungescheuet öffentlich diesem Laster, ohne daß man es ihnen zur Schande rechnet; oder daß man ein Bedenken tragen sollte, mit diesen unflätigen Thiermenschen umzugehen? Luziens Fall läst sich durch den mächtigen, unwiderstehbaren Trieb zur Begattung, den die Natur in uns gelegt hat, entschuldigen. Durch einen Trieb, von dem nur ein Heuchler behaupten kann, er habe ihn bezwungen, entschuldigen. Aber wo ist in uns ein Trieb zur Völlerei? Die Natur widersezt sich vielmehr derselben; kann nur mit Gewalt dazu gebracht werden. Seine Nebenmenschen auf was

immer

immer für eine Art betrügen iſt gewis ſchändlicher, als dieſe Schwachheitsſünde; und wer iſt, der den banqueroutirenden Kaufmann, den verſchuldeten Edelmann, der ſich, um ſeiner ungeſtümen Gläubiger los zu werden, ſequeſtriren läſt, für unehrlich hält? Man errichtet den Mördern vieler tauſenden Ehrenſäulen, und brandmarkt diejenigen mit Schande, welche die Welt ohne vorher geſuchte Erlaubnis vermehren. Nur lächerliche Vorurtheile können das zur Schande machen. Aber ich bin ein Engländer. Freiheit im Denken gab uns auch Freiheit von Vorurtheilen. Mag alſo der Teutſche, der Franzos, oder ſonſt eine Nazion die Naſe rümpfen, in England thut man's nicht. Und was ſchiert ſich der freie Engländer darum, was Sklaven von ihm denken? Daß Luzie ein Bürgermädchen iſt — Gott verdamm mich Herr, dieſer Unterſchied mag in Teutſchland viel gelten, in England gilt er wenig. Da heirathet der Vernünftige nach Neigung, nicht nach Intereſſe, ohne daß ſich Hoch- und Wohlgeborne darüber aufhalten. Und — freilich giebt's in jedem Lande Narren,

nur in einem immer mehr, als in dem andern — wenn es auch einige gnädige Staubgötter und Göttinnen giebt; so läſt man ſie darüber lachen, weil man überzeigt iſt, daß ein Ding Kinder und Narren nur eine kurze Zeit unterhalte. Menſch iſt Menſch. Edel, oder Hoch und Wohl, oder nur ſchlecht weg geboren. Mir leuchtet der Unterſchied in der Geburt nicht ein. Ich glaube, wir Menſchenkinder werden alle auf eine Art geboren. Das Hochgeborene Kind eines Lord Kepper kommt eben mit ſolchen Umſtänden auf die Welt, als das Kind eines Seſſelträgers; es muß eben ſo gut von den unreinen Theilen, die es aus Mutterliebe mitbringt, gereiniget werden, als dieſes. Die Natur hat keinen Unterſchied zwiſchen den Menſchen gemacht. Wenn ja einer ſtatt findet, ſo iſt es der, den uns Tugend und Weisheit verſchaft. Die Welt mag denken, was ihr beliebt, ich thue, was mir gefällt, und bin weder Teutſcher, noch Franzos genug, um mich um das qu'en dira-t-on? viel zu bekümmern.

Paſt.

Paſt. Mylord haben zwar ganz recht. Aber was das lezte betrift, ſo wollte ich doch nie rathen, ein Vorurtheil, das einmal zum Geſezze geworden, ſo gerade zu zu übertreten. Nicht des qu'en dira-t-on? ſondern der eigenen Zufriedenheit wegen. Ob es gleich ein ſehr lächerliches Vorurtheil iſt, was man Misheirathen nennt! ſo iſt es doch vermögend, wo nicht beide Theile, wenigſtens einen davon unglüklich zu machen! und das trift gemeiniglich jenen, der in einen höheren Stand heirathet. Die Geſezze haben zwar ſo ziemlich dieſes Vorurtheil in einigen Ländern auszurotten geſucht; aber ſie haben höchſtens nur die übeln Folgen, die für die Kinder und dergleichen Mesalliancen entſprangen, verhindern können; das Verdrüsliche ſelbſt, welches die Eltern daraus empfinden, konnten ſie nicht heben. Wenn ſich auch der Monarch ſelbſt herabläſt, und dergleiche Perſonen in ſeine Geſellſchaft zieht; ſo wird ſein Beiſpiel doch nicht auf den Adel wirken. Dieſer wird immer Narr genug bleiben — beſonders die gnädige Damen, — ſich viel darauf einzubilden, daß er von ſeinem

Aeltervater ein Stükchen Pergament, wenn gleich sonst weiter nichts, als vielleicht noch ansehnliche Schulden, ererbt habe. Man wird nie aufhören, dem Theile spöttisch und verachtend zu begegnen, der das Unglük hatte, in eine adliche Familie zu heirathen; wird ihm nie das Privilegium lassen, mit den Hochgebornen eine gleiche Narrenkappe tragen zu dürfen. Daß dieses schmerze, wenn man den geliebten Gegenstand verachtet sieht, ist sicher. Wer also nicht Stärke genug hat, wer nicht Philosoph genug ist, um die Gesellschaft dieser Hochgebornen Narren meiden zu können, und über ihre zwar sie selbst treffende Verachtung zu lachen, macht sich unglüklich, und es ist ihm besser, er weiche dem Vorurtheile.

Alle schwiegen. Mein Onkel schüttelte den Kopf. Es war ihm nicht recht, was der Pastor vom Adel sagte. Er glaubte, es wäre ein grosser Vorzug, recht viele Ahnen zu haben; und er errinnerte sich immer mit vielen Vergnügen an seinen Stamvater, den Herrn Lang-Or-I-A-ri-us, welcher der erste Esel war,

von

von dem die andern alle nach dem groſsen Gewäſſer das Leben empfingen.

Recht, recht, sagte Mylord nach einer kleinen Pause, Gott verdamm mich, Herr Pastor, Sie sind ein Mann, den ich hier nicht zu finden glaubte. Aber um so besser! Ich kann hoffen, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen werden.

Past. Wenn ich dienen kann, von Herzen gerne. Es ist die Pflicht eines jeden Menschen, dem andern zu dienen, aber die vorzüglichste Pflicht desjenigen, der durch seine Beispiele leuchten soll. Sagen Sie mir, Mylord, worin kann ich?

Eng. Gott verdamm mich, Luzien kann ich bei dem Kohlenbrenner nicht lassen; und hier im ganzen Orte wüst ich kein schüklicheres Unterkommen, als bei Ihnen. Wolten Sie nicht Luzien in ihrem Hause aufnehmen, bis ich alles in Richtigkeit gebracht habe?

Past. Warum nicht? Es soll mir lieb sein.

Amt. Aber, bei Juſtinians Naſe, Herr Paſtor, das wird ein Gerede geben. Ein ſchwangres Mädchen in Ihrem Hauſe! — Was werden die Leute davon denken?

Paſt. Was ſie wollen! Wer kann ihnen das verwehren? Wenn es darauf ankömmt, jemanden eine Gefälligkeit zu erzeigen, ſo müſſen wir nicht darauf merken, was die Leute davon denken können, ſondern was unſre Pflicht iſt, das wir thun müſſen. Vielleicht kann ich der gekränkten Leidenden Troſt einſprechen; ihren Kummer lindern, ihre Tränen troknen, ihre Geſundheit erhalten, und dadurch auch die Frucht ihres Leibes. Alles dieſes iſt Pflicht. — Mylord Morgen will ich Sie bei mir empfangen.

Eng. Meine Hand, und die Ihrige.

Paſt. Top! Wir ſprechen noch mehr davon.

Izt bedankte man ſich, empfahl ſich, entſchuldigte ſich, und — ging ſeines Weges

ges. Der Paſtor begleitete meinen Onkel und den Engländer bis zum Gaſthofe, und wünſchte beiden auf das freundſchaftlichſte eine gute Nacht.

Sobald Mylord und mein Onkel in die Stube traten, ſagte der Engländer: — " Sie ſehen, liebſter Freund, daß ich nicht mit Ihnen reiſen kann. Ich werde mich nun ſchon einige Zeit hier aufhalten müſſen; aber vielleicht ſeh ich Sie bald. Ich will Ihnen einige Briefe mitgeben an den Grafen von *** an die Fürſtin **** und an die Gräfin *****. Dieſe vermögen alles bei Hof.„ Mein Onkel dankte ihm ſehr verbindlich, beſtellte auf Morgen die Poſt, empfing vom Engländer die Briefe nebſt einer vollen Börſe und einigen Wechſeln, weil, wie der grosmüthige Engländer ſagte, es meinem Onkel daran mangeln könnte, und man bei Hof Geld haben müſſe. Beide legten ſich nieder, und ſchliefen auch bald ein, weil ſie die vorige ganze Nacht gewacht hatten.

Fünftes Kapitel.

Das Maulthier reist mit seinem Onkel.

Wir müssen diesmal schon meinen viel werthen Onkel begleiten, und den Engländer zurüklassen, ohne unsern hochgeneigten, grosgünstigsten, ehrenfesten Herrn Lesern eine genauere Auskunft von dem zu geben, was ferners zwischem ihm und Luzien geschah. Vielleicht kann sich noch einmal die Gelegenheit treffen, daß wir das Glük haben, mit dem Engländer zusammen zu kommen, und dann wollen wir ihn so lange peinigen, bis er uns den Erfolg seiner Begebenheit erzählet. Solten wir aber nicht mehr so glüklich sein, so müssen wir unsre Hoch- und Niedergeborne Leser schon dahin verweisen, sich das Ende von seinem Romane selbst hinzu zu denken, das vermuthlich in einer Heirath sein wird; wie sich überhaupt alle Romane entweder mit Mord

oder

oder mit Heirathen endigen. Wir wollen uns alſo von Mylord und der Luzie auf das freundſchaftlichſte beurlauben, und ſehen, was meinem viel theuren Onkel dem Hochgebornen, gnädigſt gnädigen Herrn von Lang Ohr Herrn zu J. A. Herr zu Nius, Herrn zu Hynian-Hopſenkopf, Herrn von, zu und auf Eſelshauſen begegnet iſt.

Sobald mein Onkel gefrühſtükket hatte, nahm er ſehr höflichen Abſchied, beſchenkte die Aufwärterin, warf ſich in Wagen, und ließ zu fahren. Ganz allein zu ſizzen, ohne ſich mit jemanden auf dem Wege unterreden zu können, iſt eine höchſt verdrüsliche Sache, und darum wünſchte mein Onkel einen Reiſegefehrten zu haben. Da ſich keiner finden wollte, und die Langeweile ihn gewaltig marterte, ſo fing er an, alles, was der Herr Paſtor geſagt hatte, zu überlegen, und es mit demjenigen, was er von Giuſeppo gehört hatte, zu vergleichen. Allein läſt ſich 's aber nicht gut vergleichen, und es iſt immer beſſer, wenn uns Einwendungen geſchen, um der Wahrheit auf

den Grund zu kommen. Wir wollen alſo meinem vielgeehrteſten Onkel Geſellſchaft leiſten, und mit ihm über manches ein bischen räſoniren. Dieſes iſt nun freilich nicht allzuwahrſcheinlich, daß ich, der ich die Geſchichte meines theuren Onkels ſchreibe, und ſo viele Jahre ſpäter nach ihm lebe, mich mit ihm unterreden könne. Allein was thut das der Sache? Fragen wohl die Herrn bei den Menſchen darnach, die ſich mit Büchermachen abgeben, ob das Ding allzeit wahrſcheinlich iſt, was ſie in die Welt ſezzen? die Menſchen, wenn ihnen das Ding behagt, greifen darnach, ohne viel zu ſehen: ob das Ding eine Frazze, oder ein ordentliches Menſchengeſicht iſt? Ich hoffe auch von meinen großgünſtigen Leſern um ſo eher Nachſicht zu erhalten, da dies ein ganz neuer Einfal iſt, und ich alſo der erſte bin, der ſo eine originale Originalität geträumet hat; und wie manches wird von dem lieben Publikum blos der Neuheit wegen aufgenommen? — — Doch ich komme völlig vom Wege ab. — — Halt, halt, Schwager. Nim mich mit! — Nur aufgeſeſſen! —

Izt

Izt lieber Onkel eine Strekke mit einander, bis du andre Gesellschaft bekömmst!

„Soll es denn dem Menschen so ganz unmöglich sein, andere Geschöpfe zu beurtheilen? (fragte sich selbst mein Onkel) Mich dünkt der Herr Pastor habe hier ein bischen unrecht."

Nicht so unrecht, lieber Onkel, als du glaubst. Sage, wornach willst du urtheilen? Nach dem Aeusserlichen? — das täuscht. Nach dem Innerlichen? Wem kann das bekannt sein? Uiberdies lieber Onkel haben die Menschen keine bestimmten Gesezze, nach denen sie urtheilen können. Es giebt bei ihnen Handlungen, welche die höchste Ehre, und auch die gröste Schande nach sich ziehen, je nachdem die Person, die selbe begeht, bei ihnen hohen, oder niedrigen Standes ist. Diesem sezzen sie Ehrensäulen, und erheben ihn mit Lobsprüchen bis an die Wolken, und jenem errichten sie einen Galgen und schänden ihm zum Auswürfling des Menschengeschlecht wegen der nemlichen That, die dem erstern

ſeine Ehrenſäule erwarb. So haben Sie einen Wildſchüzzen, einen tapfern, entſchloſſenen, muthigen Kerl, der groſſe Thaten der Tapferkeit und Grosmuth vollbrachte, in vier Theile geſtükket, weil er diejenigen, die ihm verwehren wollten, Gotteswildpret zu ſchüſſen, auf den Pelz brante, und das von darum, weil der Kerl niedriger Herkunft war. Wär' er hochgebohren geweſen, da hätt' er ganze Länder verwüſten, die Menſchen nach tauſenden morden können, ohne daß es jemand gewagt hätte, ihm zu ſagen: er habe unrecht. Zum Gegentheil man würde ihn als einen Helden, gelobt, und in Gedichten beſungen haben. Wenn ein König recht viel Menſchen umbringt, und zwar blos darum, ſeine ergeizigen Abſichten zu befriedigen, wie Ludwig der vierzehnte und —, ſo giebt man ihm den Beinamen, der Groſſe. Ihm gemeinen Leben heiſt: ſein Wort brechen! niederträchtig handeln; wenn aber Könige Bündniße ſchlüſſen, und ſie wieder brechen ſobald es ihr Vortheil heiſcht, ſo nennt man ſie weiſe Fürſten, die die Staatsklugheit verſtehen. Dieſe Staatsklugheit

erlaubt ihnen, Eide zu schwören, ohne sie zu halten, Länder zu verwüsten, ohne beleidiget worden zu sein, und noch mehrere andre Staatsklugheitliche Thaten zu begehen, ohne daß es einer wagen darf, ihnen die Wahrheit deswegen zu sagen; denn ob zwar die liebe Wahrheit allen Menschen verhaßt ist, so wird sie doch von keinem so sehr gehasst, als von den Fürsten, und sie sehen genau darauf, ob nichts für sie beleidigendes in der Wahrheit enthalten ist, wenn sie ihr öffentlich zu erscheinen erlauben. Wenn du einen Diener aufnimst, und ihm versprichst, ihn zu einer gewissen Zeit zu entlassen, so hieltest du dich durch dein gegebenen Wort gebunden, und würdest ihn seiner Wege gehen lassen, sobald er nicht mehr bleiben wollte. Bei Königen ist das anders. Sie nehmen Soldaten auf, geben ihnen ihr königliches Wort, sie in sechs, oder acht Jahre zu entlassen, wenn während dieser Zeit ein feindlicher Säbel oder eine Stukkugel so höflich ist, ihnen den Kopf nicht vom Rumpfe zu reissen, oder wenn Korporale, Offiziere, und Gott weis wer, sie nicht krum und

lahm

lahm, oder gar zu Tode prügeln. Entgehen sie nun allem diesem glüklich; wussten sie den feindlichen Säbeln und Kanonkugeln geschikt auszuweichen, oder dem marzialischen Stokke achtzehn jähriger, milchbärtiger Offiziere auszupariren so — muß der Kerl bleiben, oder man zwingt ihn mit Hunger, ein sehr freiwilliges Ja von sich zu geben. *) Ist er aber im Dienste grau geworden, untüchtig zur Arbeit, oder gar krum und lahm geschossen, dann bekömmt er in Gnaden seinen Abschied, und kann — betteln, wo er will. Wenn ein armer Teufel seinem Nachbar einen Ochsen stihlt, so sperrt man ihn ins Gefängnis; wenn Könige mit List oder Gewalt Menschen stehlen, wer sagt ihnen, daß es unrecht sei? Man verabscheut die sogenannten Wilden, weil sie ihre Feinde schlachten und mit gutem Appetite speisen, man schimpft Menschenhandel der asiatischen und andrer Völker als unmenschlich und unnatürlich; aber wenn

*) So macht es der König von ******** und der König von ******** Anmerkung eines Deserteurs.

wenn Fürſten tauſende und tauſende fürs Geld auf die Schlachtbank liefern, wenn ſie ihre Soldaten an fremde Mächte verkaufen, ihre Länder entvölkern, nicht ihr Eigenthum zu ſchüzzen, ſondern um blanke Guinees zu erhalten, Gold höher, als Menſchenblut, ſchäzzen, das findet man nicht unmenſchlich, nicht unnatürlich. Siehſt du lieber Onkel, wie eine und eben dieſelbe Handlung zwei verſchiedene Urtheile hervorbringen kann: Und von welcher willſt du ſagen, ſie ſei gut, ſie ſei billig? Kannſt du das wohl?

M. O. Warum nicht? Wir brauchen nur die Handlungen der Geſchöpfe genau zu betrachten, um von ihnen ſagen zu können: dieſe verdient gelobt, jene getadelt zu werden. Auch hat der Herr Paſtor unrecht, da er behauptet, um richtig zu urtheilen, müſſe man die Abſicht Umſtände, Zeit u. m. a. Dinge kennen, aber nicht blos allein die Handlungen betrachten, da mir doch mein Freund Giuſeppo bewies, daß man nur die Handlung, nicht die Abſicht zu beurtheilen habe.

Und

Und ich bin des festesten Glaubens, daß Giuseppo nicht unrecht haben kann.

Lieber Onkel der Herr Pastor und dein Freund Giuseppo beide haben recht. Glaubst du, daß einer unrecht habe, so kömmt dein Glaube daher, daß du beide nicht — verstanden hast. Wenn der Herr Pastor sagt: wir müssen die Absicht, besondern Umstände u. d. gl. genau kennen, um von einer Handlung richtig zu urtheilen, so verstand er es nur in Ansehung der Moralität; und hierin hat er recht. Die Absicht allein scheidet Tugend und Laster von einander. Die beste Handlung kann Laster so, wie die schlimste Handlung Tugend sein. Da wir nun die Absicht nie einsehen werden, so können wir auch nicht sagen, das ist Tugend, das ist Laster. Dein Freund hat dir das Gegentheil gesagt, das heist: er bewies dir, daß man nur in Ansehung des Guten und Bösen, die Handlung beurtheilen müsse, und auch er hat recht. So wie die Absicht die Scheidenwand zwischen Tugend und Laster ist, so sind die Handlungen der Maaßstab des Guten und Bösen.

Das

Das Schlimme kann oft Tugend, das Gute Laster sein. Und so wie die Handlungen an und für sich selbst weder Tugend noch Laster sind, eben so wenig wirkt die Absicht allein weder Gutes noch Böses. Da wir nun die Absichten nicht beurtheilen können, so müssen wir freilich nur die Handlungen bemerken, und ihnen unser Lob, oder unsern Tadel, nach dem Guten, oder Bösen, das sie uns verursachen, ertheilen. Weil das Glük, oder das Unglük der Menschen, ihre Ruhe, und Zufriedenheit nicht von den Handlungen abhängt, so werden wir immer die nüzlichen, die aus einer bösen Absicht entspringen, den schädlichen, die aus einer guten entstehen, vorziehen. Nun kannst du begreifen, wie beide Recht haben. Ist die Handlung gut, und auch die Absicht, so ist sie Tugend, ist diese schlim, so bleibt zwar die Handlung gut, aber sie ist nicht mehr Tugend. Ist die Handlung schlecht, und die Absicht auch, so ist sie Laster, ist die Absicht gut, so ist zwar die Handlung nicht mehr lasterhaft, aber sie verdient doch Tadel. Da wir aber nicht wissen können, welche

Absicht bei der Handlung war, so können wir von Tugend und Laster nie urtheilen, ohne uns zu irren, aber wohl vom Nüzlichen und Schädlichen einer Handlung. Tugend und Laster haben ihre Quelle in dem Herzen, das Gute und Böse in dem Kopfe.

M. O. Magst wohl recht haben, lieber Neffe! Weil du mir nun schon einmal Gesellschaft leistest, und so ziemlich gelehrt schwäzzen kannst, wie ein Bursche, der von der Universität kommt und ein paar unverdaute Kollegia im Koffer hat, mit welchen er vor Eltern und Verwanten eine Probe ablegen will, was für Schäzze der Weisheit er im Tempel der Musen erbeutet habe, so laß uns noch ein bischens mit einander plaudern. Mit dem Kerl von Postillon ist ohnehin nichts Gescheides zu reden, ob er gleich ein Mensch ist. Ich hab' es unter diesen Herrn der Schöpfung bemerkt, daß die meisten, ihre Menschengestalt ausgenommen, so sehr Thier sind, als nur immer ein vierfüssiges sein kann. — — Du weist, lieber Neffe, was mit dem Ge-

Gelehrten zu * * * geschehen ist, der so schön für die Tugend deklamiren konnte. Sage mir, wie kommt es, daß diese Männer, die sich in ihren Büchern so sehr den Göttern nahen, in ihren Handlungen — so tief unter unweise Menschen herabsinken?

Ich. Das kommt daher, lieber Onkel, weil diese Herrn ihre ganze Weisheit in ihren Büchern in die Welt schikken, und kein Quentchen davon für sich zu Hause behalten. Dann muß du dir die Gelehrten als Menschen von zwo Gestalten vorstellen: Wie sie sich in ihren Büchern zeigen, und wie sie an ihrem Kamine sind. In der ersten Gestalt sind sie vortrefliche, vollkommene Geschöpfe; so ganz wie der Mensch sein sollte; in ihren Häusern — oft grössere Narren, als die Ungelehrten, über deren Thorheiten sie in ihren Büchern spotten! da beweisen sie durch ihre Handlungen die Wahrheit dieses Sazzes: daß es viel leichter sei, Weisheit zu predigen, als weise zu leben. Willst du diese Herrn nach ihren Bücher beurtheilen, so trifft

du keinen Zug, der ihrem wahren Bilde ähnelt. Würdest du einmal einen solchen Gelehrten in seinem Privatleben sehen, wie ich das Glük hatte, über diese wohl weisen Köpfe zu lachen, ich weis, du schwürest bei deinen Ohren — ein grosser Schwur eines Esels — daß alle die Weisheit, die du in ihren Büchern findest, unmöglich aus den Köpfen solcher Männer geflossen sei, die ihr gelehrtes Haupt mit einer so gewaltigen Narrenkappe bedekken. — O — ihr — Gelehrten! — rief mein Onkel. — Und — gute Nacht, ihr Herrn!

Sechstes Kapitel.

Abgelöst — vom Poſtwagen am Schreibpulte.

Der Wagen hielt an einem Gaſthofe ſtill. Mein Onkel ſtieg ab, und ich, der ich bei ziemlich gutem Appetite war — wie' s alle Schriftſteller ſind — freute mich ſchon auf eine gute Mahlzeit, weil ich des feſteſten Glaubens war, mein Onkel würde mich, als ſeinen vielgeliebteſten Neffen, herlich bewirthen laſſen. Da ich mich ſchon in meinen Gedanken an den koſtbaren Speiſen herzlich labte, ſo weckte mich ein Karbatſchenſtreich aus meinem Traume. Ich fühlte, daß ich, anſtatt im Gaſthofe zu ſein, an meinem Schreibpulte ſas, und meinen viel werthen Onkel nur in der dichteriſchen Begeiſterung Geſellſchaft geleiſtet habe. Zu meinem gröſten Leidweſen ſtand mein Herr hinter mir, der eine lange Weile zuſah, was ich mache, und dann mit ſeiner gnädigen Hand den

entzükten maulthierischen Dichter aus seiner Begeisterung wekte. Ihm schien es sehr seltsam, daß ein Maulthier, statt sich, wie die andern, auf der Streu herumzuwälzen, an der Krippe — welche ich aber mein Schreibpult nenne, — saß, und schrieb. Er war neugierig zu sehen, was mein grosser Geist für eine Geburt zur Welt gebracht habe, und ich muste ihm bongré malgré, mein Manuskript zeigen. Er lächelte, und sagte mit einem spottenden Tone: In unsern Zeiten ist die Gelehrsamkeit hochgestiegen, weil sogar Maulthiere Schriftsteller sind! Aber ich dachte: Rümpf' immer die Nase! dies soll mich nicht abschrekken, mein Büchelchen zu schreiben. Ich fühle meinen Genie; was könnte mich also bewegen, das Schreibselhandwerk aufzugeben? Und warum soll denn ein Maulthier nicht eben so gut schreiben, als die Menschen? Ich habe die nämlichen Requisiten zum schreiben, wie sie; und an Lesern — O wo kann es einem Maulthiere an Lesern fehlen! Dieses hat eh tausend Leser, als ein menschlicher Schriftsteller einen. Ich bedauerte deswegen

wegen meinen Herrn, daß er so wenig meinen grossen Genie erkenne, und schrieb ungehindert fort, was folget.

Mein Onkel trat in die Gaststube, und ließ sich was zu essen auftragen. An seinem Tische saß ein Mann, weder prächtig, noch schlecht gekleidet. Sein Haar war flach abgeschnitten, und sein ganzes Aeusserliches verrieth einen ganz besondern Mann, der nicht, wie die gemeinen Menschenkinder, denket. Dieser Mann gefiel — Warum? mag Freund Lavater bestimmen — meinem Onkel. Würde kein unangenehmer Gesellschafter sein, dachte er, wenn seine Strasse dahin gieng, wohin mich die meinige führt. — vielleicht! — will fragen. — — Izt redete er den Mann an: Sie verzeihen, wohin geht Ihre Reise?

„ Nach **** „

Schön! Ich reise auch hin. Wenn es Ihnen gefällig ist, den Weg in meiner Gesellschaft zurük zu legen, so wird es für mich ein grosses Vergnügen sein. Ich

habe ohnehin die Post. Es soll Sie nichts kosten. — — Mein Onkel glaubte den besondern Mann dadurch eher zu bewegen. Er hatte unter den Menschen beobachtet, daß der Eigennuz sie zu allem bestimme; daß man die Menschen dadurch loken könne, wie man wolle; daß sie, durch die Hofnung eines Gewinstes, werden, was einem gefällt, — Heilige, oder Schurken. Aber dieser Mann machte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel.

„Ihre Gesellschaft schlag' ich nicht aus; aber das Freihalten verbiet' ich mir. Ich kann noch zahlen; und wenn ich es nicht mehr kann, so werde ich zu Fusse gehen."

Mein Onkel staunte. — Wie — Wa — Warum wollen Sie es ausschlagen?

„Weil ich niemanden verbunden sein will. Ich mag nichts umsonst, dafür ich nicht Gegendienste leisten kann. Verbindlichkeiten sind Ketten, die uns zu Sklaven derjenigen machen, denen wir sie schul-

dig

dig sind, und es ist für den freien Menschen Schande, ein Sklave zu sein.

Aber ich fordre nicht, daß Sie mir verbindlich sein sollen.

„Das heißt eben so viel, als wenn grosse Herrn sagen: wir erlauben euch zu vergessen, daß wir eure Gebieter sind, und ertheilen euch die Freiheit, mit uns, wie mit eures Gleichen, umzugehen, damit ihr euch um so mehr erinnert, daß ihr unsre Diener seid. — Nein das will ich nicht. Verbindlichkeit bleibt immer Verbindlichkeit, wenn auch der andere hundertmal sagt, daß wir ihm keine haben sollen. Er giebt dadurch eben so gut zu erkennen, daß es nur an ihm liege, uns fühlen zu lassen, daß wir seine Sklaven sind — Dafür bin ich verbunden. Noch bis izt hab ich nicht nöthig, jemanden Verbindlichkeit schuldig zu sein. Was ich von den Menschen erhalte, dafür leist' ich ihnen Gegendienste, und so hebt eines das andere auf. Kann ich das nicht mehr, so will ich lieber Hungers sterben, als einem Menschen sagen: ich danke dir!

Ich bin dir verbunden! Die Natur hat uns nicht in diese Nothwendigkeit versezt, und warum soll ich mir selbst ein Joch auflegen, von dem mich die Natur befreiet hat? Wenn ich nun den Menschen keine Verbindlichkeit schuldig sein will, um so weniger einem — "

Ich weis, was sie sagen wollen, unterbrach ihn mein Onkel, aber wie viele Menschen giebt es, die —

" Auch Sie haben recht. Aber eben dies ist die grösste Schande für die Menschheit, daß die Menschen vor den Füssen — nicht einmal eines blauen Esels, wie Sie sind, — sondern vor den Füssen ganz alltäglicher Esel herumkriechen, den Staub von ihren Hufen lekken, nie mit aufrechtem Haupte zu den Ohren des Esels hinauf sehen, und vor seinem J — a am ganzen Leibe zittern, wie der Esel selbst vor dem Brüllen des Löwens; die sich's zur höchsten Gnade rechnen, den Schwanz des Esels zu berühren, und sich mit den tiefesten Bücklingen unterthänigste Diener der Esel nennen. Das ist freilich grosse

Schande

Schande, daß die Menſchen ſo ſehr ihrer eigenen Würde vergeſſen können. Aber es giebt noch welche, die fühlen, was ein Menſch iſt? Vor den Eſeln keine Bücklinge machen, nicht zittern vor dem J — a; nicht mit entblößtem Haupte zu den Ohren des Eſels hinaufſehn, nicht ſich's zur Gnade ſchäzzen, den Schwanz des Eſels zu berühren, und die mit Verachtung auf alle Eſel herabblikken, wenn ſie auch noch ſo ſehr in Ehren und Würden bei den Menſchen ſtehen; und zu dieſen freilich ſehr wenigen können Sie mich zehlen.“

Nun wir wollen uns darüber nicht entzweien. Ich hab' Ihnen die freie Poſt aus dem beſten Herzen angeboten, ohne auf irgend eine Verbindlichkeit, die Sie mir dafür haben ſollten, zu denken. So viel kann ich Sie verſichern, daß man im Lande der Eſel nicht deswegen Gefälligkeiten erzeiget, damit der andere unſer Schuldner bleibe; ſondern weil man's für Pflicht hält, jedem Dienſte zu leiſten, wenn man kann, ohne auf ſeine Dankbarkeit zu rechnen. Dieſes mag nun bei den Menſchen nicht ſo ſein, weil ſie ſo ſehr über

Un-

Undankbarkeit klagen, und gleich alle ihre erzeigte Wohlthaten vorkalkuliren, die sie einem erwiesen haben. So was geht nun freilich an, daß sie sich nur denen gefällig erweisen, um stets den Weihrauch der Dankbarkeit zu riechen. Aber dadurch verlieren ihre Handlungen allen Verdienst. Wenn ich einem danke, so lohn' ich ihm das, was er mir gethan; und wofür ich mir lohnen lasse, oder fordere, daß mir gelohnet werde, das ist nicht mehr uneigennützig, und deswegen auch nicht edel gehandelt. Wer sich also beklagt: Stix oder Stax sei undankbar gegen ihn, der sagt eben so viel: Stix oder Stax lohnt mir nicht, wie ich es vermuthet habe, sonst würd' ich nichts für ihn gethan haben.

" Top! ich reise mit Ihnen! Das andere wollen wir vergessen. Jeder hat seine Art. Sie mögen gerne Verbindlichkeiten leisten, ohne auf Dankbarkeit zu rechnen; ich — niemanden verbindlich sein."

Als sie so sprachen, hörte mein Onkel das Geläute aller Glocken. — Was soll das zu bedeuten haben?

" Es ist das Zeichen, daß ein Vornehmer, oder reicher Mensch gestorben ist, und man giebt dadurch die Losung zur Leichenversamlung. "

Geschieht das bei allen, die sterben?

" Nein! Nur bei denjenigen, die viel Geld hinterlassen haben.

Und was soll denn eigentlich der Glockenklang zur Leiche?

" Um anzuzeigen, daß ein vornehmer, vermögender, angesehener Mensch den Weg gegangen ist, auf welchem der Kaiser mit dem Bauer auf gleichem Fuhrwerke abfahren. Anfangs war es nur das Zeichen, daß die Menschen sich des hodie mihi, cras tibi, erinnern sollten; aber endlich ward es zum Pomp, und man hält es ist nicht mehr für Erinnerung an unser Nichts, sondern für ein Ehrengepränge. "

Ei, wie ſchön! Wie koſtbar! (rief mein Onkel, indem der Leichenzeug bei dem Fenſter vorüberging.) Nur wundert's mich, daß alles ſich ſo prächtig gekleidet bei einer Handlung einfindet, die ſo ſehr fähig iſt, allen Hochmuth, allen Stolz niederzudrükken!

" Das kommt daher, weil die Menſchen an keinem Orte, bei keiner Gelegenheit ihrer Thorheiten vergeſſen können. Selbſt das Grab kann ihnen nicht die Weisheit einflöſſen. Aus den Hunderten, die eine Leiche begleiten, iſt oft nicht einer, der ſich ſeiner Sterblichkeit erinnert; die andern erſcheinen nur, um ſich in prächtigen Kleidern ſehen zu laſſen. Weit entfernt iſt der Gedanke von ihnen, der doch ganz natürlich in ihrer Seele aufſteigen ſollte: — auch mich wird einſt der Sarg verſchlüſſen; auch mich wird Erde dekken, und auf immer vor der lärmenden Welt verhüllen! — Sie hören den dumpfen Schall, der aus dem Grabe heraufſteigt, ohne zu denken, daß ihnen dieſer Laut zurufe: Menſch auch du mußt ſterben! und ſie gehen mit eben ſo viel Leichtſinne vom Gra-

be,

be, als vom Tanzſale. Die meiſten verläßt ihre Narrheit ſelbſt am Rande des Grabes nicht. Sie wollen, daß man mit allem dem Pracht, mit welchem ſie gelebt haben, ihren Reſt vom Staube der Erde übergebe. Laſſen Wappen und alle eitle Ehrenzeichen auf das Behältnis des Staubes hängen, um, als recht prächtige Narren, die lezte Szene ihres Daſeins zu beſchlüſſen.“

Ei, ei! ſagte mein Onkel, die Menſchen! — ja, ja! die Menſchen —

Und — die Eſel! ſagte der beſondere Mann.

Während dem hatten beide ihr Mittagsmal eingenommen, und da der Schwager ſeinen Reiſegeſang hören ließ, ſo bezahlten ſie den Wirth, und der beſondre Mann ſezte ſich mit meinem Onkel in den Wagen; doch mußte dieſer ihm verſprechen, ihn auf jeder Station die Hälfte des Poſtgeldes zahlen zu laſſen. Ein Menge Leute verſammelte ſich bei dem Gaſthofe, als mein viel werther Onkel einſtieg, und be-

zeig-

zeigten ihre Verwunderung, und ihr Erstaunen, einen blauen Esel zu sehen.

Sagen sie mir nur, warum die Menschen mich überall, wo ich noch durchreiste, mit so vielem Staunen betrachtet haben? Ist es denn so ganz was sonderbares um einen Esel?

" Eben nichts sonderbares um einen Esel, deren man leider in der Welt mehr zu Gesicht bekommt, als es einem lieb ist; sondern nur was seltsames um einen blauen Esel, dessen Farbe nicht so gemein ist. Die Menschen staunen alles an, was ihnen seltsam vorkommt. Der Zwerg erregt bei ihnen eben so viel Bewunderung, als der Riese; und der gröste Gelehrte steht bei ihnen mit einem blauen Esel in gleichem Range; ja sie geben dem leztern den Vorzug, weil sie glauben, ein blauer Esel sei seltsamer, als ein Gelehrter; da es doch leichter ist, zehn blaue goldgestreifte Esel, als einen wahren Gelehrten zu finden. So staunen alle bei einem Seiltänzer, dessen Kunst nicht einmal verdient, angesehen zu werden, weil sie dem Men-

schen-

schengeschlechte nicht den geringsten Nutzen verschaft; und der Allersmann pflügt sein Feld, bauet sein Getreide, ohne daß sich jemand würdiget, still zu halten, und dem Manne zu zu sehen, der im Schweiße seines Angesichtes die nützlichste aller Künste treibt, und durch sie so viele tausend elende nichtstaugende Müssiggänger nähret, die zu Fuß die Erde betretten, oder in prächtigen Wagen ihre Mitmenschen mit Staub erfüllen, und alle Augenblikke der Gefahr, gerädert zu werden, aussetzen. Selten wissen die Menschen warum sie etwas bewundern, dies, oder jenes anstaunen! Ihre Bewunderung entsteht nicht aus dem erkannten Werth einer Sache; sondern aus ihrer Seltenheit. Gemeiniglich heißt das, von den Menschen bewundert werden, eben so viel, als gar keinen Werth haben. Der Vernünftige trachtet auch nie, ihre Bewunderung zu erwerben. Er weiß, wie wenig sie werth ist! wie geneigt die Menschen sind, die nemliche Sache zu bewundern, und zu verachten, zu loben und zu tadeln! Olivier Kromwell, der seinen König aufs Schaffot brachte, erhielt die Bewunderung

seiner ganzen Nazion; ja sogar auswärtige Völker, und selbst Könige haben ihm — wenigstens äusserlich, — ihre Achtung bezeiget. Struensee, welcher den nämlichen Vorsaz hatte, seinen König zu morden, wurde von allen verachtet. Warum? Weil er in der Ausführung seines Planes nicht so glüklich war, wie Kromwell. Hätte Struensee Kromwells Glük gehabt, und wäre Kromwell so unglüklich gewesen, wie Struensee, man hätte jenen bewundert, gelobt, ihm geschmeichelt, ja sein Name würde unsterblich in Gedichten geworden sein, und dieser hätte mit aller Verachtung, mit der Struensee seinen Kopf verlor, Das Schaffot besteigen müssen. Die Bewunderung der Menschen hängt von Zeit, Glük und Umständen ab. Ein gewisser Philosoph sagt, — und Ehre macht ihm der Gedanke:

Cartouche orné d' une Couronne,
Ou Catilina sur un Trône
auraient — ils manqués des Flateurs?*)

Nein

*) Wäre Kartouche mit einer Krone geschmükt, oder Katilina auf den Thron erhoben gewesen, hätt' es ihnen an Schmeichlern gefehlt?

Nein gewis nicht! Die Herrn würden eben so sehr in Gedichten als gros. Männer, wie mancher andre, prangen. Lassen Sie sich also, lieber Fremdling, durch das Staunen der Menschen gar nicht irre machen; oder bilden Sie sich nicht viel darauf ein, daß man Sie Ihrer Farbe wegen bewundert. Sie werden bald noch mehr von Ihnen hören. Ich versichere Sie, daß es nicht lange anstehen werde, so sind alle Zeitungen von Ihnen voll. Da wird es heißen: Der blaue Esel gerubtegegessenundaund dadurchzufahren; da und da beliebte der blaue Esel zu übernachten, und von da gesiel es dem blauen Esel seinen Weg nach *** fortzusezzen. Aber auch deswegen bitt' ich Sie, nicht stolz zu sein. Glauben Sie mir, das ist nicht immer von einem grossem Werthe, was die Zeitungschreiber loben. Sie heissen gemeiniglich leise, oder hell in die Trompete, nachdem sie mehr oder weniger bezahlt werden. Darum, mein lieber, machen Sie es, wie jeder Vernünftige, der mit einem mitleidigen, oder spöttischem Lächeln, nachdem er die Sache nimt, — die an-

men Kerlchens bedauert, wenn sie mit so viel Lärm der ganzen Welt verkündigen: " ... hat da gespeiset, da übernachtet, das gnädigst in Augenschein genommen, und ist dann in Gnaden fortgereiset! " — — Die armen Menschleins! Sie müssen nicht fühlen, was ein Mensch ist, sonst würden sie nicht so viel Lärmen machen — wieder von einem Menschen, der sonst nichts kundwürdiges that, als daß er da war, aß, schlief, anschaute und fortging. "

Ich hab' mir noch nie aus der Bewunderung der Menschen viel gemacht.

" Und eben so wenig müssen Sie sich aus ihrem Tadel machen. Unverstand, Dummheit, Vorurtheil bestimt sowohl ihr Lob, als ihren Tadel. Wer sich nach dem Qu'en dira-t-on richten wollte, der dürfte sich gar nicht unter den Menschen sehen lassen; denn es ist gewis, daß, sobald er sich zeigt, ihn zehne loben, und zehne tadeln werden, ohne daß sie alle recht wissen, warum? Das beste ist, gegen das Lob sowohl, als den Tadel der

Men-

Menſchen gleichgültig zu ſein. Wir haben einen einzigen Richter, den wir hören müſſen, unſre Vernunft. Iſt dieſer Richter mit uns zu frieden, ſo mag uns die ganze Welt tadeln; man kann mit gutem Rechte die ganze Welt für närriſch halten. "

— — Was dünkt Sie, meine wohlweiſen, graduirten Herrn davon? — — Ei, der Mann muß unrecht haben!

Siebentes Kapitel.

Unverhofte Zuſammenkunft — Mein Onkel kommt friſch und geſund an dem Hofe zu ** an.**

Laſſen ſie uns hier einige Tage ausruhen, ſagte mein Onkel zu ſeinem Geſellſchafter, da ſie in der Stadt ankamen, deren hohe Thürme ihnen ſchon von weitem entgegen blinkten. — Es kann geſchehen! erwiederte der beſondere Mann.

Was giebts neues, Herr Wirth? fragte mein Onkel.

W. Nichts, als daß hier in der Nachbarſchaft ein junger Menſch krank liegt, den unſre Geiſtliche nicht bekehren können. Da er geſund war, ginge wohl noch hin daß er freigeiſteriſch lebte; aber izt, da der Tod ſeinen Rachen aufſperrt ihn zu verſchlingen, ſollte er doch an das Heil

ſeiner

ſeiner Seele denken. In der Jugend (ſagt unſer Herr Paſtor, der auch dreimal auſſer der Ehe taufen ließ) kann man ſchon ein wenig ausgelaſſen ſein, wenn man nur im Alter fromm iſt, und dabei alles glaubt.

M. O. Wollen wir ihn nicht beſuchen?

Der beſondere Mann. Können ihn ſehen. — Beide lieſſen ſich das Haus und die Stube zeigen, wo der Kranke lag. Sie traten hinein und ſahen einen jungen Menſchen liegen, deſſen Geſichtsfarbe die nahe Gegenwart des Todes verrieth, obgleich ſeine Mienen die Fröhlichkeit eines muntern Geiſtes ausdrükten. Er las in einem Buche, das er weg legte, ſobald er die Fremden ſah, die er freundlich grüßte.

Verzeihen Sie, zween Fremden, redete ihn mein Onkel an, die Sie vielleicht in einer Stunde ſtören, welche ſie zu nüzlichern Betrachtungen an den Tod anzuwenden haben.

Ein ſanftes Lächeln verbreitete ſich um den Mund des Kranken. Er reichte dem blauen Eſel die Hand und ſagte mit einer etwas ſchwachen, aber muthigen Stimme: Wenn ich erſt izt meine Stunden den Betrachtungen an den Tod widmen wollte, ſo wäre es zu ſpät. In den Umſtänden, worin ich mich befinde, iſt die Seele gemeiniglich am wenigſten dazu geſchikt. Die Schmerzen des Körpers, das Gefühl der Trennung macht ſie hiezu unfähig. Ich habe mich von dem Augenblikke an, da die Vernunft mich erleuchtete, bemühet, die Weſenheit des Todes genau zu erforſchen Ich ſchmeichle mir, daß es mir darin geglükt habe. Ich betrachtete jederzeit den Tod nicht als das gröſte Uibel des menſchlichen Lebens, ſondern als das lezte deſſelben, das deswegen am wenigſten zu fürchten iſt, weil mit ihm all unſer Leiden ein Ende hat.

M. O. So glauben Sie, daß nach dem Tode weder was zu fürchten, noch zu hoffen iſt?

„Das glaub ich nicht! Sondern weil ich eine dauerhafte Glükſeligkeit nach dem Tode hoffe, ſo fürchte ich ihn nicht. Wie kann man doch daraus ſchlüſſen, daß der, der den Tod nicht fürchtet, auch ein beſſeres Leben jenſeits des Grabes leugnet? — — Er wollte weiter reden, als ein alter Mann in die Stube trat. Seine Silberlokken wallten um ſeine Schultern, und ſeine Geſichtszüge erregten bei dem erſten Anblikke Liebe und Ehrfurcht. Er nahte ſich dem Bette, und fragte mit einer ſanften Stimme um das Befinden des Kranken.

„Ich befinde mich recht wohl, mein Vater! Meine Seele iſt ruhig, ſie iſt fröhlich, weil ſie ſich bald mit dem vereinigen wird, von dem ſie kam. Sie fühlt ihr künftiges Glük, und iſt vergnügt, daß die Stunde ihrer Auflöſung nahe iſt. — Ach, was bin ich Ihren Lehren, Ihrem Umgange — Ihrem Beiſpiele ſchuldig, redlicher Alter! (fuhr er mit Enthuſiasmus fort) Sie haben mich gelehret, den Tod nicht zu fürchten. Sie haben die ſklaviſche Angſt aus meinem Her-

zen verbannt, welche jede Stunde des menschlichen Lebens verbittert. — Sie haben mich gelehret, hier und dort vollkommen glüklich zu sein! — —"

Die Heftigkeit erschöpfte seine Kräfte, und er schwieg, indem er seine Blikke, in denen einige Tränen glänzten, auf den Greis heftete! Er ergrief des Alten Hand, küsse sie und die Tränen quollen daraus. Der Alte beugte sein Haupt auf den Busen des Jünglings, drükte ihn, wie ein Vater sein einziges Kind, zärtlich an sein Herz, und es herschte zwischen allen eine Pause, die durch die Ankunft des Pastors unterbrochen ward. Dieser versuchte alles, was nur immer in der Macht eines Theologen ist, den Kranken auf den Weg des Heils zu bringen. Aber der Kranke beantwortete alle seine Einwendungen mit den einzigen: „Die Ruhe meiner Seele ist mir Bürge für mein künftiges Glük! Hätte sie was zu fürchten, so würde ein heimliches Vorgefühl, das sie in dieser Stunde nothwendig von ihrem künftigen Schikfale haben muß, sie, wie ein wüthender Sturm, in immer-

wäh-

währender Beängstigung und Unruhe herumtreiben. „ Da der Pastor sah, daß alle seine Mühe vergebens sei, so stieß er einen so gräßlichen Fluch wieder den Kranken aus, daß meinen Onkel und den Alte und den besondern Mann ein heftiger Schauder ergrief, da sie ihn hörten. Der Kranke lächelte, lag einige Minuten ganz still, und seine Blikke waren gegen Himmel gerichtet Endlich reichte er seinem alten Freunde die Hand. Meine Stunde, sagte er, ist da, und meine Seele verläßt ohne Zittern diese Hülle. Ich danke Ihnen noch einmal für ihre Lehre. Leben Sie so lange glüklich, bis wir beide mitsammen einer ungestörten Glükseligkeit genissen werden " Mit diesen Worten schloß er seine Augen, als wenn er schlummern wollte, und schlief ein. Ein sanftes Lächeln umzog seinen Mund. Der Tod ließ keine Spur des Schrekens und Grausens hinter sich.

Wie schön starb er! sagte mein Onkel. Dies ist der Tod des Weisen, sagte der Alte. — Deren es wenige giebt, sagte der besondere Mann.

Kaum

Kaum war das Gerücht von dem Tode des jungen Mannes bekannt, als die Obrigkeit die Anstalten zu seiner Beerdigung machte. Er wurde ohne die sonst gewöhnlichen Gebräuche begraben. Die Geistlichen versagten ihm die Ruhestätte bei den übrigen, und man übergab seinen Leib der Verwesung unfern von dem Orte, wo man sonst todes Vieh einzuscharren pflegt!

Mein Onkel wunderte sich hierüber. Warum, fragte er, gönnt man einem Menschen nicht einmal im Tode die Ruhe, den man so sehr in seinem Leben verfolgte? Ist es denn nicht genug, rechtschaffen zu sein, um ruhig leben, und nach dem Tode ruhig verwesen zu können? Der besondere Mann fiel ihm in die Rede.

„Die Menschen sind nicht anders. Sie schätzen ihre Meinungen mehr, als die Tugend. Sie gönnen dem Rechtschaffenen keine Ruhestätte, wenn er diese verwirft; und begraben den ruchlosesten Böswicht mit allem Pompe, so bald er ihnen

nen folgte. — Die Menſchen ſind und taugen alle nichts.

Der Alte. O, es giebt doch noch wo vollkommene Menſchen.

D. B. M. Wir müſſen das Land noch erſt endekken, wo ſie wohnen.

M. O. O Giuſeppo, Giuſeppo, du ſagteſt das nämliche!

Bei dieſem Namen ergrief Freude und Betrübnis den alten Mann. Wen haben Sie izt genannt? fragte er meinen Onkel. Den rechtſchaffenſten, weiſeſten aus allen Menſchen, antwortete ihm dieſer. Wenn es der iſt, den ich kannte, ſo iſt er es, ſagte der Alte. Wollen Sie ſich nicht zu mir auf mein Zimmer bemühen? Beide gingen mit ihm.

Kaum waren ſie in die Wohnung des Alten eingetreten, als dieſer ſich genauer nach den Umſtänden des Giuſeppo erkundigte. Mein Onkel erzählte ihm alles genau. — — Ach Giuſeppo, Giuſeppo, ſo

lebſt

lebst du noch, und beweinst den Tod deines Freundes Joikondo, der dich schon lange im Aufenthalte der Seligen glaubte! — Einige Tränen der Freude rollten über die Wangen des Greisen Mein Onkel erkannte nun, daß dieser alte Mann niemand anders als Joikondo sei. Er war erfreut über die unerwartete Zusammenkunft mit einem Manne, dessen Freund er durch das Gute, was ihm Giuseppo von ihm erzählte, geworden war. Wie sind Sie von Ihrem Freunde getrennt worden? fragte er ihn.

„Sie werden die Umstände wissen, wie man mich von der Seite des Giuseppo gelokt hatte. Kaum war ich über den Grenzen, als man mich gefangen nahm, und in ein Kloster brachte, aus dessen Orden ich entwichen war. Es wurde verrathen, und der Prälat des Klosters versuchte, mich mit List in seine Gewalt zu bekommen. Ein Mönch ließ sich dazu brauchen. Er verkleidete sich, und erschlich meine Vertrauen durch seine Verstellung. Er wollte zwar gerne auch meinen Freund Giuseppo mit sich führen, da aber

aber dieser zur Reise nicht zu bewegen war, so trieb er mich an, allein mit ihm zu gehen, und überlieferte mich der Rachsucht wüthender Mönche. Ich wurde genau bewacht, bis man mir endlich das Urtheil des Todes sprach. Aus geistlicher Gnade ward ich zu einem langsamen Tode verurtheilt. Mir sollte die Zunge abgeschnitten werden, und dann sollt' ich Hungers sterben.

Der Prälat des Kloster, der noch ein sehr junger Mann war, hatte eine schöne Haushälterin. Diese hörte von meiner Todesstrafe und ward zum Mitleiden gegen mich bewegt. Sie entwandte in der Nacht dem Prälaten die Schlüssel zu meinem Gefängnisse, und zum Kloster, öffnete heimlich meinen Kerker, kündigte mir die Freiheit an, und hieß mich, ohne meinen Dank anzunehmen, indem sie mir einen Beutel mit Gold in die Hand drükte, fliehen. Ich verließ den Ort des Aberglaubens, der Rachsucht und aller Laster, und reiste hieher, wo ich wußte, vollkommene Menschen anzutreffen.*) W.

*) Wer sollte glauben, daß eine solche Geschichte

M. O. So glauben Sie noch immer, vollkommene Menschen zu finden.

Joikondo wollte antworten als ein Gerichtsdiener eintrat, ihn ins Gefängnis zu führen. Die Familie des verstorbenen Jünglings klagte den rechtschafenen Greisen an, er habe den Unglüklichen verführet. Der Pastor unterstüzte diese Klage, und sezte noch hinzu, er lehre so gar den Aufruhr wider den Staat. Joikondo hatte kaum so viele Zeit, sich von meinem Onkel und dem besondern Manne zu beurlauben.

Lassen Sie uns diese Stadt verlassen, sagte mein Onkel, mir ekelts, unter den Einwohnern derselben länger zu leben!

Die

schichte sich vor einigen Jahren wirklich im H**** zu getragen habe? Der Mönch, der aus B*** aus dem Kloster entwich, in H*** aufgefangen wurde, und auch da dem Kerker entgieng, lebt noch izt in A****, wo ich ihn gesprochen habe. A. d. H.

„Die Menſchen, ſagte der beſondere Mann, werden nirgends müde, den Rechtſchaffenen zu verfolgen. Die Tugend eines andern iſt ihnen ein Stein des Anſtoſſes, ſie können ihren Glanz nicht ertragen.“

Sobald ſie zurük kamen zahlten ſie dem Wirthe ihre Rechnung, und ſezten ihren Weg weiter fort. Wie ſehr hab' ich mich in den Menſchen getäuſcht, ſagte mein Onkel zu dem beſondern Manne. Ich glaubte, bei ihnen freier, als im Lande der Eſel, denken zu können; und ich ſehe, daß ſie noch ärger den freien Denker, als die Taresspiprt, verfolgen.

„Man muß ſich verſtellen, ſagte der beſondere Mann.“

Ja das ſagte Giuſeppo auch, dachte mein Onkel.

Nach einigen mühſamen Tagreiſen erreichten ſie die Grenzen des Reiches, an deſſen Hofe mein Onkel, wie ihm Giuſeppo verſprochen hatte, ſein Glük machen ſollte. Er eilte ohne ſich länger unter Weges aufzuhalten, der Reſidenz zu, und

kam noch einer langen, beſchwerlichen Reiſe friſch und geſund daſelbſt an; wo für ich dem Himmel den wärmeſten Dank abſtatte. Er logirte im Gaſthofe bei drei Nonnen ein, und weil er ſehr ermüdet war, ſo legte er ſich nach einem kleinen eingenommenen Abendeſſen zu Bette.

Achtes Kapitel.

Könnte auch das erſte des dritten Theils ſein.—

Viſiten und Abgabe der Empfehlungsſchreiben.

Die Müdigkeit hielt meinen Onkel vierzehn volle Stunden im Bette. Da er erwachte, fühlte er ſich ganz munter, ſtand auf, und dachte an ſeine Beſtimmung. Sein erſter Gedanke war: „Dies iſt der Hof, wo du dein Glük machen ſollſt. Giuſeppo verſprach es dir, wenn du ſeinen Lehren getreu biſt, und die Menſchen — Menſchen ſein laſſeſt, ohne dich um ihre Thorheiten zu bekümmern, und ohne die vergebene Arbeit zu unternehmen, ihre Fehler zu beſſern. — Das willſt du thun. Du haſt dir die Naſe ſchon oft genug blutig gefallen, um dich nicht in Acht zu nehmen, hinführo nicht mehr zu ſtolpern. Ja, ja, was ich that, das

ſoll — nicht mehr geſchehen.“ So rä-ſonirte der blaue Eſel mit ſich ſelbſt, ſuch-te aus ſeiner Brieftaſche die Empfehlungs-ſchreiben hervor, die ihm der Engländer mitgab, und beſchloß noch an dieſem Tag das Geſchäft ſeines Glükkes mit der Ab-gabe dieſer Briefe zu beginnen. Da er während ſeines Aufenthaltes unter den Menſchen beobachtet hatte, daß der ſchlech-te Name, der blaue Eſel, ihm nicht im-mer viel Hochachtung erwarb, und daß es nöthig ſei, um angeſehen zu werden, eine hochtönende Titulatur zu führen, und vom alten Adel zu ſein; ſo beſchloß er in Zukunft ſeinen ganzen Familiennamen anzunehmen, und mit dem ururalten Adel ſeines Hauſes eben ſo zu ſtolziren, wie die hochadelichen Menſchen.

Er ließ ſich bei der hochgnädigen Grä-fin von, zu und auf Thorenfeld, die ihm Mylord beſonders empfahl, unter dem Namen Chevalier von Lang-Ohr, Herrn zu J — a, Herrn zu Rius, Herrn zu Hinian Hopſenkop, Herrn von, zu, und auf Eſelshauſen anmelden, die ihn, als einen fremden Kavalier, von dem ihr

My-

Mylord ſchon viel auſſerordentliches geſchrieben hatte, mit groſſer Sehnſucht erwartete, und ihm ſagen ließ, ſobald als nur möglich, zu ihr zu kommen. Mein Onkel, welcher aus dem Fenſter ſeines Gaſthofes bemerket hatte, daß man ſich hier ſchäme, ſich ſeiner geſunden Füſſe zum gehen zu bedienen, beſonders wenn man hochgeboren iſt, ließ ſich einen Tragſeſſel kommen, ſezte ſich hinein, und zween Menſchen trugen den blauen Eſel bis zum Hauſe der gnädigen Gräfin. Unterweges dachte er: Es iſt doch bequemer ſich tragen zu laſſen, als zu gehen; und wie gut iſt es, daß die Menſchen ſich nicht weigern — einen Eſel zu tragen.

Die gnädige Gräfin ſaß auf dem Soffa, den ſie mit ihrer hocheigenen Perſon zur Hälfte ausfüllte, und den übrigen Raum mit ihrem Reifrokke vor Sturm und Ungewitter bedekte. Kaum trat mein Onkel zur Thüre hinein, ſo rief ſie ihm mit einem ſehr vertrauten Tone, als hätte ſie ihn ſchon ſeit zehn Jahren gekannt, entgegen: le bien Venu, mon cher Chevalier! Vous m' apportez des lettres de

Mylord, j'en ſuis bien ravi d'avoir de ſes nouvelles, Prenez place auprés de moi! J'aime paſſionement les Cavaliers etrangers. He, ou eſt - elle donc cette lettre charmante de mon cher Anglais? Mein Onkel überreichte ihr izt den Brief, ſie las ihn, und fuhr in ihrer Rede fort. Il ecrit merveilleuſement — Eh bien contés moi quelque choſe de nouveau de votre païs? Les Dames ont elles la farde ſi *noble* comme moi? Ne trouvés vous pas le rouge extremement bien melé du blanc? Je vous aſſure, ma fille de chambre ſurpaſſe en fardant toutes les autres filles. Elle etoit recommandée à moi de la Ducheſſe de N. de Paris, et en coëffant elle n'a pas de ſes ſemblables. — — N'eſt ce pas vous admirés la garniture de mon chapeau à la chaſſe? Croïés moi, foi de Dame, toutes les Comteſſes m'envient de ce vrai treſor d'une fille de chambre. — Mais quant à la lettre que vous m'avés apportée de Mylord — ah, ah! pardonnés, je n'en puis plus. — He, Garçon une taſſe du Thé — j'en ſuis bien fachée, que j'aie la toux, j'en ſuis ſi incommodée, qu'il m'eſt impoſſible de

pren-

prendre Haleine et de parler ſix mots de ſuite. Sie huſtete, und mein Onkel huſtete mit ihr. — Ah, Jolie, Jolie! Voila un Mignon de chien- C'eſt mon petit Coeur — C'eſt moi ſeule qui poſſede le plus mignon chien. — Jolie, Jolie! *) Jolie kam izt herbei gelaufen, die gnädige Gräfin nahm ihn auf den Arm, vergaß, daß mein Onkel den Plaz neben ihr eingenommen hatte, und ſpielte ſehr artig mit ihrem Jolie. Mein Onkel fing einigemale an zu reden; allein die gnädige Gräfin hatte keine Zeit ihn anzuhören, weil ſie beſchäftiget war, Kareſſen von ihrem Jolie anzunehmen, und ihm ſolche

*) Man wird leicht einſehen, daß die gnädige Gräfin nicht das ſchönſte franzöſiſche ſprach. Aber der meiſte Adel in einem gewiſſen Lande iſt von der Wuth hingeriſſen, nicht ſeine Mutterſprache, ſondern eine fremde zu reden, wenn er ſie auch noch ſo ſehr radebricht. Er vernachläſſigt daher die Mutterſprache, redet die fremden Sprachen elend, und kann — keine recht. A. d. H.

wieder zu geben. Dies bewog meinen Onkel zu glauben, der Herr Jolie sei einer von den Cavaliers etrangers, welche von der Gräfin so ausserordentlich geliebt werden. Er schwieg also, bis die Unterredung mit dem Herrn Jolie geendet sein würde, und betrachtete indessen das lebendige Tableau. Die ausserordentliche, herrliche Mischung der Farben, erinnerte ihn an die zween Verse des Joikoudo.

Eine gute Stunde unterhielt sich die gnädige Gräfin mit ihrem lieben Mignon, als Monsieur Jolie, der, müde der Karessen seiner hochgräflichen Geliebten, eine artige Hünden im Seitenzimmer sah, vom Arm sprang, um dieser seiner Natur angemesseneren Schöne seine Aufwartung zu machen. Die Entfernung des Jolie erinnerte die Gräfin an meinen Onkel, sie wante sich zu ihm, und versicherte ihn aller ihrer Protekzion. — Wenden Sie sich an Niemanden sonst sagte sie, ich vermag bei Hof alles, und Sie sollen

bald

bald am Ruder des Staates ſizen. Heute iſt bei mir Aſſemblee. Ich will Sie dem vornehmſten Adel aufführen. Kommen Sie zu mir. A dieu, mon cher Chevalier, il me faut rendre des Viſites. Sie ſtand auf, mein Onkel empfahl ſich und ging nach Hauſe.

Neuntes Kapitel.

Groſſe Aſſemblee. Mein Onkel begehet die Unhöflichkeit den Herrn und Damen die Wahrheit zu ſagen.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß, dem löblichen Gebrauche der Dichter zu folge, eine Gottheit aurufen, die mir dieſe Aſſemblee ſchildern hilft. Meine Kräfte überſteigt es, und mein ſterblicher Pinſel wäre zu ſchwach, würde er nicht von einer göttlichen Hand geführet, das Gemälde dieſer vornehmen Zuſammenkunft zu entwerfen.

O du Schatten des Mäoniſchen Malers, der du mit ſo vielem Feuer, mit ſo vieler Lebhaftigkeit Trojens Zerſtörung gemalet und uns deine Götter und Göttinnen, deine Helden und Heldinnen mit ſolcher genauer Richtigkeit in ihren Aſſembleen geſchildert haſt, leihe mir deinen ge-

gewaltigen Pinsel, um eine Assemblee zu zeichnen, die alle Götter- und Heldenversamlungen beschämt! Eine Assemblee, worin Venus nicht zum aschebrödeln gut genug wäre, und Paris, den sie des ihr zuerkannten Apfels wegen in ihren ohnmächtigen Schuz nahm, im Vergleich mit den süssen Zukkermänchen einem ungestalten Pavian glieche!

Mein Onkel ermangelt nicht noch etwas früher, als um die gesezte Stunde, zu erscheinen. Er war so herrlich aufgepuzt, daß er selbst an seiner Schönheit ein grosses Wohlbehagen fühlte. Die Gräfin empfing ihn abermals auf dem Sofa, und fragte ihn um verschiedene Neuigkeiten aus dem Lande der Esel, das ihr gewisser Ursachen halber sehr wohl gefiel, als ein starker Lärm die Ankunft der Gesellschaft verkündigte.

Zum ersten zog die ganze Aufmerksamkeit meines Onkels auf sich die wohl gnädige Frau Gräfin von Fettenberg, Frau auf Klumpenthal. Ihr mehr als helenischer Busen warf bei jedem Schritte zwo

Wogen in die Höhe. Sie zukkelte an der Hand des fein gnädi en Herrn Baron von Magersdorf, deſſen entfleiſchter Körper den ſchönſten Kontraſt von der Welt mit der wohlgnädigen Gräfin machte: ein kurſichtiger hätte ihn in der Entfernung für ihr Spazierſtökchen angeſehen. Sie warf ſich in einen Armſtuhl und Don Magersdorf nahm ſeinen Poſto gerade vor ihr ein, um mit einem ziemlich groſſen Fächer die Zephire, welche von dem bewinterten Buſen entflohen, mit Gewalt zurükzujagen. Ihr folgte das Fräulein von Linſenkorn, das aus groſſer Schamhaftigkeit dasjenige mit zwei Tüchern ſorgfältig verhüllte, was die Gräfin von Fettenberg im gröſten Uiberfluſſe ſehen ließ. Das Fräulein trottirte an der Seite des Grafen von Dikſus herein, der aus ehrbarer Beſcheidenheit — nie nach ihrem Buſen ſchielte. Sie machte einige ſpöttiſche Minen über die wohlgnädige Gräfin, und flüſterte ihrem Begleiter, der einen Seitenblik auf die Gräfin machte, ins Ohr: „Mein Gott, was das ſkandalös iſt, einen — vollen Buſen zu entblöſſen! Ich glaube gar, die gute

Grä-

Gräfin brüstet sich darauf, daß die Natur sie so überflüssig damit versorgt habe; aber wahrlich, glauben Sie mir, es ist gar nicht schönes, um einen vollen Busen. Ich möchte, und — werde ihn nie entblössen! Sie liessen sich in einer kleinen Entfernung von dem blauen Esel nieder. Mein Onkel hörte, wie das Fräulein fortfuhr, dem Grafen von Ditfus zu beweisen, das schönste bei einem Frauenzimmer sei, den Busen zu verhüllen, und daß es häslich lasse — einen vollen Busen zu haben. Er bemerkte, wie der Herr Graf ihr voller Beschcidenheit Recht gab, ohne seinen Blik von der Gräfin von Fettenberg zum Rükzug zubringen, und daß das Fräulein die gegründeste Ursache hatte, einen vollen Busen für häslich zu halten. Izt trat die Baronin von Lästerzung ein. Ihre Augen sprudelten Feuerfunken hervor und ein nicht zu balsamischer Geruch dampfte aus ihrem Munde; sie hing an dem Arm des Freiherrn von Meerrettig. Hinter ihr wakkelte mit gesenkten Augen die Frau von Heiligenschein gar andächtig herein. Sie war in ihren besten Jahren, nicht

übel

übel gebildet. Sie ärgerte ſich recht ſehr, wenn von der Liebe geſprochen ward, und konnt' es gar nicht leiden, wenn durch freche Minen, oder einen entblößten Buſen Aergernis gegeben wurde. Aus dieſer Urſache war der ihrige unter einem — Filettuche verborgen, aber manchmal verrieth das keuſche Tuch — freilich wider ihren Willen — welche Reize es bedekke. Schnell, wie Merkur, reverenzelte izt der Herr von Wind- und Stuzzersberg Herr auf Luftpump herein, und kapriolirte mit einigen Trillen an die Seite der Frau von Heiligenſchein. „Ach meine theuerſte! Ich ſterbe vor Freuden, Sie zu ſehen. Länger als zehn Tage, wenn ich nicht ſo glüklich Sie zu umarmen! Izt drükte er einen ſo lauten Kus auf ihren ſchönen Mund, daß das Zimmer davon wiederhallte. Die Frau von Heiligenſchein war über dieſe Unverſchämtheit ſo verwirrt, daß — ihr Fächer über und über roth wurde. Ihre Blikke gaben ihm einen derben Verweis, und mein Onkel glaubte, ſie wollte damit ſagen: — „Muſten Sie mich denn hier küſſen!“ Der junge Herr ließ ſich weder durch das

roth-

rothwerden ihres Fächers, noch durch den Verweis irre machen. Er faxte ihr sovtel zärtliches vor, hatte soviel mit dem Fillettuche zu thun, daß die gute Frau darüber ganz in Verwirrung gerieth, und es ihm nicht einmal verwehren konnte, oder, wenn sie die Unordnung, worinn der junge Herr das Fillettuch brachte, wieder verbessern wollte, so verschob sie es vor lauter Verwirrung so sehr, daß ihr schöner Busen zulezt ganz hervorwallte. Nach ihr trat die Frau von Stolzenpfau mit ihren zwo Töchtern ein; Zwei reizende Mädchen in der Blüthe der Jugend mit allen Grazien der Schönheit geziert; sie wurden von drei süssen Herrchen begleitet: dem Herrn von Haasenfus, dem Herrn von Wortreich, und dem Herrn von Effronte, Herrn zu und auf Liederlichshausen. Andere Damen mit kleinen Hunden auf den Armen, und Kavalire mit Fächern in den Händen schlossen den Reihen.

Sobald die ganze hochadeliche Gesellschaft versammelt war, so fing man an zu spielen. Mein Onkel entschuldigte sich,

daß

daß er kein Spiel kenne, und erregte dadurch die schlechte Meinung von sich, daß er keine gute Erziehung gehabt habe: Auch die Gräfin von Hundslieb, die Baronin von Karmoisin, und das Fräulein von Horslove, nebst einigen Kavalieren entzogen sich dem Spiele, weil sie mit wichtigeren Sachen sich unterhalten wollten.

Die Gräfin von Hundslieb war die treueste und feurigste Biographin ihrer Hunde. Sie erzählte ihre Geschichte mit vieler Wärme und Theilnehmung. Die Baronin von Karmoisin war der untrüglichste Probierstein aller Schminken, Handpomaden Schönwassern u. d. gl. Das Fräulein von Horslove eine lebendige Reitschule, und das Diktionär aller damit verbundenen Kunstwörter. Der Herr Graf von Meerrettig der Aristophanes seiner Zeit, der Herr von Wind- und Stuzzersberg das zärtlichste Herrchen, das der Gräfin, der Baronin und den Fräulein zugleich seine herzbrechende Seufzer vorseladonirte. Der Herr von Wortreich der wizzigste Kopf und seine Zunge ein perpetuum Mobile.

bile. Dieſe Geſellſchaft ſprach von tauſend Dingen nichts, indeſſen die andern ihre Stunden und ihr Geld verſpielten, und mein Onkel von Spieltiſch zu Spieltiſch herumging, zu ſah, und ſeine Betrachtung über die Beſchäftigung dieſer edlen Menſchen machte. Er ſtand hinter der Gräfin von Fettenfeld, welche hundert Dukaten auf ein Blat wagte, und ſie verlor. Sie ſtieß ein paar Flüche heraus, deren ſich ein Dragoner nicht hätte ſchämen dürfen, funkelte mit den Augen, ſezte neue hundert Dukaten, und verlor ſie wieder. Spiel-Karten, ſie ſelbſt wurden izt mit feierlichſten Verwünſchungen dem Teufel zum Erbtheile übermacht, das unſchuldige Blat in Stükken zerriſſen, vom Seſſel aufgeſprungen und ans Fenſter geſezt. Der Herr Graf von Storchenbein, Herr auf Magersdorf, eilte mit aller möglichen Geſchwindigkeit ihr nach, um ſein Amt mit dem Fächer zu verſehen, das um ſo nöthiger war, da die Galle, welche durch alle ihre Adern wüthete, das Blut in eine hizzige Wallung brachte, die einer Abkühlung bedurfte. Man ſagte, der Herr Graf von Storchenbein auf Magersdorf,

wäre ein starker Verehrer von der wohlgnädigen Gräfin von Fettenfeld gewesen, ohngeachtet der Winter die wenigen Herbstblumen ihrer Schönheit zu zerknikken anfing, weil das Gut Magersdorf des Herrn Grafen sehr wenig Revenüen abwarf.

Welche Narren sind doch das, dachte mein viel geehrter Onkel, die sich etwas zum Vergnügen wählen, das sie um ihr Geld bringt, mit stetter Unruhe erfüllt, und ihnen den größten Verdrus verursachet! Wie armselig müssen die Menschen sein! Wie unausstehlich, wie unerträglich müssen sie die Stunden ihres Lebens finden, weil sie allerhand Hülfsmittel hervorsuchen, diese wenige Stunden ihres kurzen Lebens zu beflügeln, damit sie sich geschwinder von ihnen entfernen. Entweder ist ihnen das Leben eine Pein, weil sie sich so sehr bemühen — nicht zu leben; oder die Kunst, vergnügt und froh das Dasein zu geniessen, ist für sie verloren. Vielleicht wissen die Menschen nicht einmal, was l e b e n sei! Wüsten sie es, könnten sie wohl ein so lebloses Leben führen? Nein unmöglich könnten sie mit so vieler Sorg-

fal-

fakt der Zeit noch ein Paar Flügel geben, da sie ohnehin so schnell ist, daß man sie lieber mit eisernen Fesseln binden sollte, um sie in ihrem schnellen Fluge aufzuhalten. — — Ihr einfältigen Esel, die ihr die Menschen um ihre Vorzüge beneidet! Selbst ich Thor, der ich Wunder glaubte, was für herrliche Geschöpfe sie seiñ, weil sie mit so treflichen Gaben ausgerüstet sind! Was nüzzen sie ihnen, da sie selbe nicht brauchen können, oder nicht zu brauchen wissen? — Was das gröſste Schwerd einem Kinde; sein Arm ist zu schwach, es zu führen! — Nein das zweibeinige Thier, der Mensch, verdienet nicht, daß wir vierfüssigen Thiere ihn beneiden!

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen verlies mein Onkel das Spielzimmer und gerieth in ein Nebengemach, wo die Töchter der gnädigen Frau von Stolzenpfau mit den zween süssen Herrchen von Hasenfus, und Liederlichshausen ganz allein sich befanden. Unbemerkt von ihnen trat er hinein, und beobachtete ungestört alles, was vorging.

Die beiden Mädchen waren in der Blüthe der Jahre und — freilich was seltsames, aber doch hier der Fall — noch unschuldig. Die Herrn von Hasenfus und Liederlichshausen kannten keine andere Tugend als Unverschämtheit, worin besonders der Erstere, ob er gleich in allen andern Verfällen der feigste Kerl war, bei dem Anblikke eines blossen Degens zitterte, und bei dem Knalle eines Schusses in Ohnmacht fiel, einen ausnehmenden Muth bezeigte, die meisten Herrchen seines Gelichters übertraf und ihm an Trosartigkeit keiner gliech. Herr von Liederlichshausen war ihm an Kühnheit zwar nicht überlegen, aber er gab ihm auch nicht viel nach, und wuste über dies noch seiner Unverschämtheit einen feinern Anstrich zu geben: er war nicht so sehr Satir, als Herr von Hasenfus. In dieser edlen Gesellschaft ließ die Frau von Stolzenpfau ihre beide unschuldige Töchter. Die unzüchtigsten trosmässigsten Zotten wurden ihnen vorgesagt, worüber die guten Mädchen immer bis ans Ohrläpchen roth wurden. Sie musten Freiheiten erdulden, welche ein ehrliches Bauernmädchen mit tüch-

tüchtigen Ohrfeigen bestraft hätte, und gegen die sie sich höchstens mit einem sanften Fächerschlag wehren durften, wenn sie nicht für roturieres gehalten werden wollten; — denn es gehört zum Tone der grossen Welt, zum freien und ungezwungenen Wesen im Umgange, die Tugend und Keuschheit eines Frauenzimmers ungescheut zu beleidigen.

Mein Onkel, der immer sehr viel auf Keuschheit hielt, (Warum? werden wir in einem andern Kapitel erfahren, welches einen Bezug auf das vierte Kapitel des ersten Theiles haben muß) trabte aus seinem Winkel hervor. Ihm war es unmöglich, die Unverschämtheiten dieser zween adelichen Herrchen länger zu hören, und zu sehen. Er glaubte, das Geräusch, welches er machte, würde sie stören, und sie zwingen, das Zimmer beschämt und geschwind, um nicht erkannt zu werden, zu verlassen. Er täuschte sich. Die beiden Herrchen vermutheten, eine Dame, oder ein Kavalier wolle ihre Scherze durch ihre Gegenwart vergrössern. Sie wusten, daß weder eine Dame, noch ein Kavalier

dem freien ungezwungenen Umgange feind sei, und darum fuhren sie nicht nur allein ungehindert in ihren Unverschämtheiten fort; sondern sie verdoppelten selbe noch. Kaum erblikten sie meinen Onkel, so riefen sie ihm zu. Sie kommen wie gerufen. Wir wollen eben den Fräulein beweisen, daß ihre Busen zu schön sind, um von einem Tuche verhüllet zu werden; daß es Sünde sei, einen schönen Busen dem Männerauge zu entziehen. Helfen Sie doch unsern Beweis mit ihren Gründen zu unterstüzzen. Mit diesen Worten wollten sie das neidische Tuch, wie sie es nannten, und das ohnehin nicht gar viel von dem Busen bedekte, völlig abnehmen. Halten Sie, rief mein Onkel, halten Sie! Ich finde es sehr unverschämt von Ihnen, daß Sie den Fräulein auf eine solche Art zu sezzen, einen Theil ihres Körpers zu enthüllen, welchen der Wohlstand aller gesitteter Völker dem lüsternen Auge zu entziehen befielt. Quoi, Monsieur, vous êtes un Cavalier et vous parlés d'une telle Maniere? Oh fy donc! Vos Sentiments sentent trop le roturier. Vous appellés la

Galan-

Galanterie, l'air dégagé qui regne parmi la nobleſſe manquer d'etiquette? ecla ſe peut parmi les canailles bourgeoiſes; mais entre nous autres Cavaliers ce n'eſt que de ſavoir vivre, d'être le plus effronté que l'on peut. Wenn Sie Unverſchämtheit zur Sitte des Adels rechnen meine Herrn, ſagte der blaue Eſel, ſo geſteh' ich Ihnen, daß ich bürgerliche Zucht und Ehrbarkeit den adelichen Sitten vorziehe. Doch nein! Sie entehren die Würde des Adels, wenn Sie die Beleidigung der Zucht und Ehrbarkeit für feine Sitte halten. Ich kann nicht glauben, daß der menſchliche Adel aller geſunden Vernunft abgeſchworen haben kann, um das für adelich zuhalten, was Trosjungen mit ihren Dirnen bei Tanz und Spiel treiben. Oder ſollten vielleicht dieſe, durch das erlauchte Beiſpiel ihrer Herrſchaften verführet, dieſe adeliche Sitte nachgeäfft haben, um ſich doch einigermaſſen — wie das die Menſchen ohnehin gerne thun — ihren adelichen Herrn zu nähern? et ainſi, Meſſieurs, ce ne ſentiroit pas le bourgeois, mais le plus vilain paiſan. Die

beiden Herrchen lachten izt über die Dummheit meines Onkels aus vollem Halse, nahmen die beiden Fräulein am Arm, und hüpften mit ihnen in ein anders Zimmer.

Wie, sagte mein Onkel zu sich selbst, eine so schmuzige den niedrigsten Pöbel entehrende Unverschämtheit soll zur Sitte des Adels gehören? Zucht, Ehrbarkeit und Tugend nur ein Eigenthum des Bürgers sein, und diese edlere Klasse von Menschen schänden? Nein, nimmermehr! Dies kann unmöglich die allgemeine Denkungsart des Adels sein. Diese Herrchen und einige von ihrem Schlage sind der Auswurf desselben. Es muß viele Damen und Kavaliere geben, die sich nicht dadurch zu schänden glauben, Tugend und Ehrbarkeit mit dem Bürger gemein zu haben; oder die Menschen haben keinen wahren Adel. Und ist dieses — o glükliche vierfüssige Geschöpfe, die ihr keinen Adel habt, nichts vom Unterschiede des Standes wisset! — — Und die Mutter dieser Mädchen! kann sie ihre Töchter in der Gesellschaft solcher unverschämter Buben lassen?

laſſen? die unſchuldigen Mädchen — und das ſind ſie, weil ſie noch erröthen können — allein, ohne alle Abſicht im Umgange mit dem andern Geſchlechte laſſen? Iſt es nicht die gröſte Pflicht der Mutter, ſorgfältig die Geſellſchaft, worein ſie ihre Töchter führt, zu prüfen? Sorgfältig diejenigen auszuforſchen, mit denen ſie ihnen umzugehen erlaubet? Darf ſie wohl zuviel der Tugend ihrer Töchter trauen? Wie, wenn das Mädchen im vollem Feuer der Jugend, mit einem Blute, das ſo leicht in wollüſtige Wallung aufbrauſt, mit einem nach Liebe ſchmachtendem Herzen, die nichts als unzüchtige Reden hört, durch die Neuſchheit beleidigende Freiheiten zur Wolluſt gereizt wird, der Tugend einen Augenblik vergießt, und — — Mutter iſt es nicht deine Schuld, wenn das Mädchen ſich da nicht erinnert der Lehre, die du ihr vielleicht ſelbſt gegeben haſt, daß Unſchuld und Tugend ihr gröſter Reichthum, ihre ſchönſte Schönheit ſei? Wie kann die Frau von Stolzenpfau ſo ſorglos im Schwalle der Geſellſchaft ſein, indeſſen ihre Töchter der Gefahr ausgeſezt ſind,

ihre

ihre Unschuld zu verlieren; ja wirklich schon einen Theil davon verloren haben. Ein Mädchen entfernt sich in dem Augenblikke, wo sie, freiwillig oder gezwungen, Zotten anhöret, von der Tugend; das weisse Kleid der Unschuld erhält jedesmal eine Makkel. Von jeder unzüchtigen Rede fängt ihr Herz etwas auf, und sie gewöhnt es endlich, das unverschämteste Gespräch, ohne zu erröthen, anzuhören. Treiben endlich Zweideutigkeiten das Blut ihr nicht mehr ins Gesicht, so wird sie auch mit den unerlaubten Freiheiten näher bekannt werden, und sie nicht übel nehmen, und hat sie es so weit gebracht, dann — Gott befohlen ihre Tugend!

So sprach mein Onkel mit sich selbst, und war auf die Frau von Stolzenpfau recht aufgebracht, daß sie ihre Töchter in der Gesellschaft zweener so ausgelassener, frecher und unverschämter Buben allein ließ. — — — Aber lieber Onkel, du hattest Unrecht auf die Frau von Stolzenpfau zu zörnen. Diese hatte was wichtigeres zu thun, als die Tugend zweer

Mäd-

Mädchen zu hüten, welches ohnehin — unter uns gesagt lieber Onkel — die schwereste Schildwache auf Gottes Erdboden ist. Halt' du auch noch so wachsam Rond und Patrouille um die weibliche Festung, schrei jedes Lüftchen mit: Wer da? an; du wirst doch hintergangen und die so sorgfältig bewachte Festung überrumpelt werden. Der Feind kommt hinein; durch List, oder Gewalt, oder — wie es nur gar zu oft geschieht — selbst durch Verrätherei.— Wie, ich hab Unrecht? — Lieber Onkel, ich will dir's beweisen. Die Frau von Stolzenpfau hatte eben den Tag vorher ein neumodisches Kleid von Paris erhalten, so wunderschön, mit so vielen Guirlanden und Harlekinaden gezieret, daß die gnädige Frau in diesem neumodischen Putze dem niedlichsten Affen, den Frankreich je in Teutschland ausstaffirt hat, ähnlich sah. Hätte sie nun in solchem Staate, den noch keine Dame ausser ihr besas, stets bei ihren Töchtern sizen sollen? Wer hätte da die gnädige Frau beobachtet? Wer ihren Geschmak, das Allerliebste dieser Mode, das Glük, immer die erste — Frankreichs

Affe zu ſein, an ihr bewundern, loben nnd beneiden können? Und wenn nun dies alles unterblieben wäre; — warum hätte ſie in die Geſellſchaft kommen ſollen? Ihre Töchter zu bewachen? Ei lieber Gott, das hätte ſie zu Hauſe mit weniger Mühe thun können. Sie kam alſo nur, um geſehen, gelobt, und bewundert zu werden. Sie konnte alſo nichts thun, als von Zimmer zu Zimmer, wie ein Pfau mit ſeinem Schweifrade einherzupfalzen. In was für eine Bewegung brachte ſie nicht die ganze Aſſemblee! Die Damen ſchielten mit neidiſchen Augen auf ſie; würden gerne in dieſer Minute demjenigen, der ihnen ein ſolch Neumodekleid gebracht hätte, das aufgeopfert haben, weswegen ſich die wohl ehr- und tugendſame Frau Lukrezia gar züchtiglich erſtach, als es vorüber war, um nur eben ſo ſtolz einherpfalzen zu können. Die jungen und alten Schönherrchen erſchöpften ihren ganzen Wiz, um dieſe Mode recht nach Würde loben zu können. Jeder ſagte ſeiner Dulzinea mit Entzükken all die Reize vor, die ihr dieſe Mode mit magiſcher Kraft ertheilen wird, ſo-

bald sie darin erscheinet. Welche schmeichelhafte Lobeserhebungen erhielt die Frau von Stolzenpfau, die in Naturalibus häßlicher, als die Fee Kokombre, war. Da hies es: meine gnädige Frau, die Mode läßt Ihnen aller — allerliebst. — O meine gnädige Frau, sie gleichen ganz einer Göttin darin; und einer, der da zeigen wollte, daß er was von Mithologie verstände, sagte ihr: Meine gnädige Frau, sie sehen darin so natürlich aus, wie ein — Centaur. Welches Vergnügen strömte durch alle Adern dieser Centaurischen Schönheit bei den schmeichelhaften Komplimenten, die ihr von allen Seiten von den lustreichen Herrn zugepumpt wurden! Was hätte ihr wohl für eine solche Wollust zu theuer sein können? Die verlorene Unschuld von vier Töchtern wäre dagegen eine Kleinigkeit gewesen. Hätten die guten Mädchen nach dem Erwachen der Vernunft aus dem Taumel der Leidenschaft über die verlorene Tugend geseufzt, und den Augenblik beweint, wo die berauschten Sinne die Vernunft betäubte, — und wie viel solche Augenblike hat nicht ein Mädchen, worin sie,

wacht nicht ein: zum Glük! in selben über ihre Tugend, dieselbe nicht von Schifbruch retten kann? — So würde sie ihnen gesagt haben: Schweiget, alberne Mädchen! Euer Verlust ist Kinderspiel gegen den Gewinst, welchen eure Mutter, indessen euch die Unschuld ihrer Nachlässigkeit wegen geraubt wurde, gemacht hat. Seid ihr geschändet worden, so tröstet euch damit, daß das neumodische Kleid eurer Mutter gelobt wurde.

Da alles bemüht war, das Modekleid der gnädigen Frau zu loben, trat mein Onkel auch in das Zimmer. Die Frau von Stolzenpfau, die keinen aus der Assemblee entlassen wollte, eh er ihrem Kleid Weihrauch gestreut hatte, redete ihn an: „Was halten Sie, Chevalier von dieser Mode, die ich erst gestern von Paris erhielt, und die ausser mir — mit einem stolzen Blikke auf sich, und einem spottenden verächtlichen auf die Damen — noch keine Dame im ganzen Lande hat? Sagen Sie, wie kom' ich Ihnen darin vor?„

Mein Onkel ward durch diese Anrede, ohne welche er schwerlich die Frau von Stolzenpfau bemerket hätte, aufmerksam gemacht. — — Wie (indem er sie eine Weile betrachtete) — wie eine geputzte Meerkaze, die man auf öffentlichen Markte fürs Geld zur Schau ausstellt.„ Ein lautes Gelächter scholl izt durch den ganzen Saal. Die gnädige Frau von Stolzenpfau ließ die Nasenspizze bis ans Unterkinn herabsinken, wie der Truthahn, wenn er sich zörnt. Da sich aber alle Damen durch diesen unartigen Vergleich beleidiget fanden: denn es war bei ihnen schon beschlossen sich den andern Tag diese Mode von Paris mit einem cito citissime zu verschreiben; so nahmen sie sich alle der Injurie an, die mein Onkel der wohl gnädigen Frau von Stolzenpfau zu sagen die Kühnheit hatte. Alle sprangen izt auf. Die Spieltische wurden umgestossen, die Karten und das Geld kollerten auf der Erde herum, mein Onkel wurde ganz von ihnen umrungen, und bei nahe hätte er das nämliche Schikſal gehabt, das Orpheus von den Bachantinnen erfuhr —„ Wie, Chevalier von Lang-Ohr, Sie ha-

ben die Kühnheit, einer Dame öffentlich solche unverschämte Dinge zu sagen! — Als wenn man den Damen nicht eben so gut die Wahrheit sagen könnte, wie andern ehrlichen Geschöpfen, erwiederte mein Onkel. Glauben Sie mir, meine sehr Gnädigen, fuhr er fort, es würde Ihnen, es würde Ihrem ganzen Geschlechte überhaupt sehr gut behagen, das Ding, das man Wahrheit nennt, öfters zu hören. Sie würden nicht so abgeschmakte lächerliche, die menschliche Würde entehrende Thorheiten begehen; würden nicht, meine schöne gnädige Damen, so lieben Aeffchen, oder gedankenlosen Sommervögeln ähnlich sein; würden — — Wie unverschämt! wie rasend! schrien izt Herren und Damen. Wir glauben, Chevalier, Sie haben den Verstand verloren. Was können Sie mit Grund an unsrer Aufführung tadeln? — O sehr vieles, meine Gnädigen, wenn Sie Gedult haben können, mich, ohne mich zu unterbrechen, anzuhören.„ Lassen Sie hören! lassen Sie hören! Das wird was allerliebstes sein; darüber werden wir doch recht lachen können. Wir versichern Sie Chevalier, Sie

nicht

nicht zu unterbrechen, wenn es nicht mit Lachen geſchieht. Ha, ha, ha, ha!„

Wie unheilbar iſt ihr Uibel, da Sie über die Wahrheit lachen können! Faſt möcht ich izt ſchweigen; denn ich ſehe, daß alles, was ich Ihnen über Ihre Thorheiten ſagen kann, Sie nicht beſſern werde. — —„ Ha, ha, ha! fängt es an zu ſtekken? Gehen Sie, guter Chevalier, ſagen Sie lieber, Sie wiſſen nichts mit Grund an uns zu tadeln.„

Nun wenn Sie mich auffordern! — Wir wollen ſehen. Betrachten Sie ſich einmal mit Aufmerkſamkeit, meine gnädigen Frauen! Sagen Sie ſelbſt, ob die Männer, wenn ſie Sie ſo handeln ſehen, Unrecht haben, zu zweifeln: daß Sie vernünftige Geſchöpfe — daß Sie Menſchen ſind? Mich wundert es in der That nicht, wenn man Sie nur für lebendige Maſchinen, für tändelnde Spielpuppen hielt. Den ganzen Tag beſchäftigen Sie ſich — nicht mit Ihrem Geiſte, nein, nur mit der ſtaubigten Hülle deſſelben. Sie ſind nicht zufrieden mit der Geſtalt, mit wel-

cher sie aus den Händen des Schöpfers kommen; Sie wollen dem Meister seine Arbeit verbessern: der Topf will sich schöner machen, als ihn der Töpfer gedrehet hat. Betrachten Sie sich, meine gnädige Frau (indem er sich an die Frau von Karmoisin wendet) betrachten Sie sich, wie Sie mit Ihrem übertünchten Gesichte bis zum ekelhaften aussehen! Soll das schön sein, meine Gnädige, daß Sie ein lebendiges Farbenbret sind, worauf roth und weis angemacht ist? Was meinen Sie wohl, was die Schminke in den Augen des Vernünftigen sei? Was Galgen und Rad auf den Wangen eines Böswichtes. Ja, meine Gnädige, ein geschminktes Gesicht ist ein gebrandmarktes Gesicht. Schminke ist das Landzeichen entweder ihrer Laster und Ausschweifungen, welche die natürliche Farbe von Ihren Wangen aufgezehrt haben, und die sie izt unter erborgten verhüllen wollen, damit niemand darauf die Larve des Lasters sehen könne; oder ihrer Thorheit, da Sie das durch die Kunst erzwingen wollen, was Sie von der Natur nicht erhalten haben. Die Schminke ziert Sie

also nicht, sondern sie schändet Sie. Und nun was ist die Absicht des Schminkens? Um schön zu scheinen; um die Augen der Männer auf sich zu ziehen; um zu zeigen, daß das Gesicht einer Kokette, oder H*** zugehöre. Verzeihen Sie, meine Gnädige, daß ich so frei bin, das zu sagen; aber es ist Wahrheit; und Wahrheit schmekt besser, als Gefrorenes, oder soll wenigstens besser schmekken.

Um zu gefallen ist also die Absicht des Schminkens. Nun wem? Was dadurch reizen wollen? Den Geist? ihm gefällt nicht das äusserliche; ihn reizt weder Farbe, noch Schönheit des Körpers, sondern Vorzüge seines ihm ähnlichen Wesens. Was ihm nicht homogen ist, gefällt ihm auch nicht; so wie die Sinne nicht durch die Vorzüge des Geistes gereizt werden. Also nur den Sinnen zu gefallen, diese zu reizen, Begierden zu erwekken, und auch — zu befriedigen. Oder behaupte ich zu viel? Warum bestreben Sie sich so sehr, die Begierden zu erwekken, wenn Sie sie nicht auch befriedigen wollten? Ein geschminktes Frauen-

zimmer entsagt öffentlich aller Zucht und Ehrbarkeit. Sie hängt den Schild auf ihren Wangen aus, welcher allen Männern zuruft: hierher, ihr Herrn, wenn ihr kaufen wollt — meine Tugend! Ja meine Gnädige, ich sehe nie ein geschminktes Frauenzimmer, ohne meinen Glauben an ihre Zucht und Keuschheit zu verlieren. Ich kann mich bei einigen täuschen; zu gestanden! aber darauf will ich wetten, daß gegen eine geschminkte tugendhafte Frau, tausend geschminkte Buhlschwestern sind, denen ihre Tugend eben so feil ist, als den Krämern der Karmin, mit dem sie ihre Wangen bekleistern. Sagen Sie nun, ist diese Ihre Malerkunst nicht abgeschmakt, schändlich, sich selbst und Gott entehrend, den Sie dadurch eines Fehlers beschuldigen, als hätte er Sie unvollkommen gebildet, da doch das häslichste Gesicht — wie es nur ein Thor so nennen kann! — in seiner Art vollkommen ist.

Und was glauben Sie meine Gnädige, (redete er izt die Frau von Dogfull an)

die

die Sie nie einen Schritt aus Ihrem Hauſe thun, ohne von einem halben Duzend Hunden begleitet zu werden? Und Sie alle meine gnädige Damen, welche Spaziergänge, Geſellſchaften, Theater, ja ſelbſt die Kirchen mit einem Hündchen auf der Hand beſuchen, was glauben Sie, daß ein vernünftiges ausländiſches Geſchöpf von Ihnen denken muß, wenn es Sie in der Geſellſchaft Ihrer Hunde ſieht? Sie erweiſen ihnen ſo viele Zärtlichkeiten, ohnmächteln bei dem geringſten wehmüthigen Winſeln derſelben, und mishandeln, hat irgend ein Bedienter, oder eine Zofe das Unglük, das liebe Herzchen der gnädigen Frau — geſtehen Sie nur, daß Ihr Hund und Ihr Herz eins ſind — zu beleidigen, dieſe arme Dienſtbotten ſo ſehr, als wenn ſie weniger noch, als Hunde, wären. Muß man ſie nicht für Närrinnen — das leidentlichſte, was man denken kann, — oder gar für Unmenſchen halten? Es iſt Pflicht, jedes lebende Geſchöpfe zu lieben, es ohne Urſache nicht zu beleidigen; aber es höher ſchäzzen, als ein Geſchöpf meiner Gattung, iſt unnatürliche Thorheit.

Sie, die die Natur zu Müttern gemacht hat, schämen sich, ihr Kind auf der Hand zu tragen; nicht einmal zu Hause nehmen Sie es auf, um das unschuldige Geschöpf zu stillen, das mit Weinen Sie zur Hülfe auffordert; und Sie schämen sich nicht, einen Hund stets auf Ihrem Schoße ruhen zu lassen, worauf Sie Ihrem Kinde, das Sie in diesem Schoße getragen haben, die Ruhe versagen. Sie schämen sich nicht das Händchen auf ihren Händen überall herum zu führen; und halten es für eine Schande diese Hände ihrem Kinde, Blut von Ihrem Blute, Fleisch von Ihrem Fleische, zu unterlegen. Sie verbannen es von Ihnen ins vierte, fünfte Zimmer; überlassen es der Sorge fremder fürs Geld gedungener, gewinnsüchtiger Miethlinge, und die Sorge für Ihren Hund ist Ihre Selbstbeschäftigung. Er empfängt aus Ihren Händen seine Speise, und schläft in Ihrem Bette. Die Natur hat einen grossen Fehler begangen. Sie hätte Sie, statt Mütter von Menschen, Hundemütter werden lassen sollen; wenigstens würde da die Liebe zu Ihren Hunden durch den

Trieb,

Trieb, den die Natur unſern Herzen gegen die Geſchöpfe, die wir hervorbringen, einflößt, entſchuldiget werden können. Faſt ſollte man glauben, meine Gnädigen, Sie wären mehr Hundes als Menſchennatur, da Sie ſo viel ängſtliche Empfindungen bei dem Leiden eines Hundes äuſſern, und kalt, gefühllos bei dem leidenden Menſchen vorübergehen. Ihr Verſtand meine Gnädigen, Ihr Verſtand — ja wenn er nur noch hundsartig wäre; aber ſo iſt er es nicht einmal; und Menſchenverſtand — ei wie ſollten ſie den haben? Würden Sie ſonſt wohl mehr mit Hunden, als mit Menſchen umgehen? Da ich Sie, meine Gnädigen, das erſtemal mit Ihren Hunden eintreten, und das zärtliche Liebeln und Koſen mit ſelben ſah, dacht' ich — verzeihen Sie, — das ſind gewiſſe Menſchengeſtalten mit Hundesſeelen belebt.

„Impertinent! ſchrieen die Damen."

Und Sie wohlgeſporntes Fräulein v. Horslove, die Sie geſtiefelt überall eintreten, Von Trott, Galop, Kariere trotz

dem besten Kürassier sprechen, und mit verhengten Zügel wie ein flüchtiger Hussar daher sprengen, glauben Sie wohl, daß diese männliche Uibung Ihnen anständig, Ihrem Geschlechte angemessen, und nüzlich sei? Geschiklichkeit ist allerdings eine empfehlende Sache; aber in Dingen, die sich für uns schikken, die unserm Stande angemessen sind. Die Natur hat Sie zum Weibe, nicht zum Manne geschaffen. Weibliche, nicht männliche Geschiklichkeit, gehört für Sie. Ihre Beschäftigungen müssen Ihrem Geschlechte angemessen sein. Verstehen Sie was von häuslichen Geschäften? Wissen Sie was von weiblichen Arbeiten? Solche Kenntnisse sind für Sie, nicht die der Reitschule. Lernen Sie die Kunst, eine vernünftige Gattin, und rechtschaffene Mutter zu sein! Lernen Sie, wie Sie Ihre Kinder erziehen sollen; aber nicht, wie ein Pferd zu lenken, zu bändigen sei!

Glauben Sie nicht, meine Gnädigen, daß Ihre Geschiklichkeit im Reiten sie ehre. Es ist eben so abgeschmakt lächerlich, wenn ein Frauenzimmer zu Pferde sizt,

als es dem männlichen Geſchlechte allerliebſt zuſteht, wenn es mit dem Fächer in der Hand über die Gaſſen langſam daherfüſſelt.*) Warum ziehen Sie nicht auch in den Krieg? Warum lernen Sie nicht lieber exerzieren, als nähen, wenn Sie Mann und nicht Weib ſein wollen? Gehen Sie,

*) Wahrlich, ich mag lieber ein Weib umgürtet mit einem Schwerte auf einem Pferde durch die Straſſen trottiren ſehen als unſre iungen Herrchen mit Fächern in den Händen auf den Gaſſen und Spazi'ergängen einherzukkeln. Wenn ſich das Schwache emporſchwingen will zum Starken, ſo iſt es noch zu entſchuldigen; aber wenn das Starke zum Schwachen herabſinkt — Wo iſt ein Wort, welches dieſe Schande ausdrükt? Warum vergeſſen wir ſo ſehr alles, was männlich iſt? Ich glaube, die beiden Geſchlechter haben einen Tauſch mit ſammen getroffen. Der Mann gab dem Weibe den Hut, dieſes ihm den Fächer, und mit ſelben alle weibliche Schwachheiten. Weh uns! wenn das Tauſchen ſo fortgeht! Wir müſſen zulezt noch Kindbetterinnen werden, wenn anders die liebe Natur dieſen Tauſch zuläſt. A. d. H

meine Heldinnen, Ziehen Sie zu Felde! Nehmen Sie, ſtatt der Nähnadel, das Schwerd in die Hand! Lernen Sie, ſtatt ihre häusliche Geſchäfte zu ordnen, wie Sie Armeen kommandiren ſollen. Reden Sie nicht mehr vom Kochen, Filetarbeiten, Nähen, Strikken, u. d.gl. Laſſen Sie die Männer davon ſprechen, die ohnehin mehr davon, als von männlichen Geſchäften wiſſen, und reden Sie künftighin nur von Kontreſcarpen, Bollwerken, Stükbeeten, Laufgräben, Minen, Schanzkörben, Schlachtordnung, Defiliren, Deploiren, Chargiren, angreifen, reteriren, und — plündern.

Freilich iſt das Reiten bei Ihnen nur Zeitvertreib. Aber haben Sie keinen andern, Ihnen angemeſſeneren? Müſſen Sie juſt dieſen wählen, der ihrer Geſundheit ſchadet, die Zucht beleidiget, und Ihre Tugend der Gefahr ausſezt — zu ſtürzen? *) Wahr iſt es, Ihre Reitkleidung iſt aller-

*) Das Reiten, und allzu erhizzende Tanzen ſolte dem weiblichen Geſchlecht: durch die

lerliebſt. Sie iſt wirklich ehrbarer, als ihre andere Trachten, die den halben Theil Ihres Körpers jedem läſternen Auge zur Schau

die Geſezze verboten werden, weil daraus die gefährlichſten Folgen ſowohl für die Tugend, als die Bevölkerung ſehr leicht entſtehn können: und beide zu erhalten ſollte des Staates erſte Sorge ſein. Das Blut der Weiber geräth ohnehin vermög des Uiberfluſſes, den Sie haben, bei der geringſten Bewegung ins Wallen; man muß alſo alles vermeiden, was die Wallungen ihres Blutes verſtärken kann. Iſt es wahr, daß unſre Leidenſchaften in unſrem Blute liegen, daß die Heftigkeit, oder das Erwachen derſelben von der Bewegung abhängt, in die unſer Blut durch die Veranlaſſung äuſſerlicher Gegenſtände geräth, ſo wird man leicht einſehen wie nachtheilig das Reiten für die Tugend der Weiber ſei. Man erlaube mir etwas frei zu reden. Ich bitte deswegen alle diejenigen, welche dieſe Note ohne Aergernis nicht Leſen könnten, ſie — zu leſen.

Die Art, wie man zu Pferde ſizt, iſt fähig, einen Kizzel an den Zeigungstheile

Schau ausſtellt, wie der Tabeletkrämer ſeine Waare. Aber können Sie dieſe Kleidung nicht auch tragen, ohne zu reiten?

Treten

theilen zu erregen, wodurch gar leicht, da die Erhizzung, welche durch die ſtarke Bewegung in unſerm Körper entſteht, alle Nerven ſpant, eine wollüſtige Empfindung mit jedem Tropfen Blut durch unſre Adern wallen kann, welche entweder eine Polluzion, wenn die Nerven ſehr reizbar ſind, oder die ſtärkſte Begierde, dieſe wollüſtige Empfindung zu befriedigen, veranlaſſet. Ich habe Männer gekannt, welche nie eine Viertelſtunde ſcharf reiten durften, ohne ſich dem erſten Uibel auszuſezzen, und ſie muſten zur Erhaltung ihrer Geſundheit das Reiten völlig unterlaſſen. Wie mehr iſt ſo was nun bei Weibern zu fürchten, deren Zeigungstheile unendlich reizbarer ſind, und bei welchem ſchon die bloſſe Gruppe, mit der ſie zu Pferde ſizzen, einen wollüſtigen Küzzel erregen muß. Dieſes, und die Erhizzung, welche durch die ſcharfe Bewegung verurſachet wird, gieſt in jeden Tropfen Blut das ſtärkſte elektriſche Feuer; das tugendhafteſte Weib muß ganz wolluſtathmend werden.

Die

Treten Sie immer im habit d' Amazonne auf; aber nur zu Fus! Sie werden in dieſer Tracht ein Muſter der Ehrbarkeit ſein.

Die Erfahrung lehrt es, den Köpfen der guten Männer zum Nachtheile, noch täglich, wie wenig ein Weib fähig ſei, ihren Begierden zu widerſtehen, wenn ſie ihr Blut durchs Reiten in eine wollüſtige Wallung gebracht hat. Der Herr von Kleiſt hat ſchon für dieſe Wahrheit das Zeugnis durch das Geſtändnis eines ſüſſen Herrchens erhalten, wie günſtig ſo ein Augenblik einem Lon Seladon ſei, wenn die Dame vom Pferde ſteigt; und mich hat ein Engländer verſichert, daß man den Lady's nie lieber die Aufwartung machet, als wenn ſie vom Spazierritte zurükkommen. Wie ſchädlich iſt ferners dieſe allzuſcharfe Bewegung der ſchwachen verzärtelten Natur unſrer Schönen. Ich habe eine Dame in Niederſachſen gekant, die blos durchs viele Reiten zum empfangen unfähig gemacht wurde, und die Aerzte haben ihr allen Beiſchlaf verboten, wenn ſie nicht durch die Geburt ihr Leben verlieren will. A. d. H.

ſein. Laſſen Sie jene unzüchtige Tracht den geilen Buhldirnen über, welche die Kauflustigen ihrer Keuſchheit dadurch zu lokken ſuchen.

" Alle. " Er raſet! ja ja er raſet! "

Und nun Sie meine Gnädige von Stolzenpfau, die ſie ſich mit Ihrer Pariſermode brüſten, wie der Affe in der Perükke, ſagen Sie, iſt es nicht die gröſßte Thorheit unter allen den Thorheiten, welche die Menſchen ſo reichlich vor andern Thieren beſitzen, auf die Fantaſie eines Schneiders, oder einer Puzhändlerin ſtolz zu ſein? Iſt der Schnit des Kleides dasjenige, was den Menſchen Verdienſte geben kann? Sollten die Menſchen nicht, ſo oft ſie ihre Kleider, das Zeichen ihrer Armut, anſehen, ſich erinnern, daß ſie die armſeligſten Geſchöpfe auf Gotteserdboden ſind. Sie haben ein Bedürfnis, welches alle andre Geſchöpfe entbehren können. Um ihre Blöſſe zu dekken, müſſen ſie vom Thiere ausborgen, oder — rauben, was dieſes überflüſſig hat. Ihre Kleider ſind alſo geborgtes oder geſtohlenes Gut.

Glauben

Glauben Sie mir, meine Gnädige, wir Esel haben einen groſſen Vorzug vor den Menſchen. Der ärmſte unter uns kommt reicher auf die Welt, als der größte Fürſt. Wie iſt es erniedrigend für den Menſchen, daß er ſeine Vorzüge von der Raupe, ſein Verdienſt, ſeinen Werth aus dem Schooſe der Berge erhaltet. So oft ich eine Dame in ſeidenem Prunk mit ſtolzer Mine daher ſteigen ſehe, oder ein Mannsporträtchen in feinem engliſchen Tuche mit goldenen Treſſen beſezt einherfaſeln, da denk ich bei der erſten immer: Sieh da einen Wurm der ſich eingeſponnen hat, und in ſeiner Puppe ſtolz thut, weil ſie glänzend iſt, wenn er ſich aber durchbricht ein häslicher Schmetterling iſt; und bei dem andern denk ich: welch ein dummes Schaf ſteckt hier in erborgter Schafswolle, das ſich die Larve eines Menſchens erborgte, um die andern Schöpſen zu hintergehen, daß ſie glauben, der dumme Schafskopf ſei ein wirklicher Menſchenkopf.

Auf Kleider ſtolz ſein, iſt das lächerlichſte. Wollen Sie einen Beweis von dieſer Wahrheit haben? Ich will ihnen

einen

einen solchen geben, daß sie selbst werden gestehen müssen, ich habe Recht.

O thun Sie das Chevalier, thun sie das! rief eine alte Dame, die sich in ihrem altmodischen Reifrokke aufblähte.

Mein Onkel. Wollen Sie wohl die Gnade haben, mir auf einige Minuten ihr Pariser-Kleid zu leihen, meine gnädige Frau von Stolzenpfau.

Fr. v. Stol. Sind sie rasend? Ich mich hier entkleiden!

M. O. Nur auf einige Minuten. Hier ist ein Nebenzimmer, und indessen können Sie eine lange Saloppe umschlagen.

Ein junges Herrchen in einem gestikten Kleide. Ha, ha! ich errathe, warum der Chevalier das Kleid der gnädigen Frau haben will. Er stokt mit seinem Beweise, und darum nahm er auf einmal die Wendung vom Beweis seiner unwidersprechlichen Wahrheit zum Ausziehen.

M. O. Etwas verlegen, aber nur zum Schein. Errathen junger Herr.

Das junge Herrchen. Und was wollen Sie mit dem Kleide?

M. O. Es soll mein Beweis sein.

Alle. Ha, ha, ha! O geschwind ziehen Sie sich aus, gnädige Frau! Ein Kleid, Sein Beweis, ein allerliebster Philosoph So geht's, wenn man alles tadeln will. Zu lezt kommt man mit seinen Gründen nicht auf, und bleibt mit Schande stekken.

M. O. Ich habe gewonnen, so lange ich das Kleid nicht habe.

Alle baten izt die Gnädige von Stolzenpfau, ihnen das Vergnügen zu machen, über den Chevalier lachen zu können. Die Dame gab ihren Bitten nach, ging in ein Nebenzimmer, und überlies dem Chevalier ihr Kleid mit dem nachdrüklichen Befehl, ja nichts daran zu verderben.

Mein Onkel entfernte sich.

Die Frau vom Hause hatte einen Orang Outang, diesen kleidete er an und führte ihn also gepuzzet der Gesellschaft auf.

Alle. Was machen sie Chevalier?

M. O. Führt den Orang Outang zum Spiegel. Wen sehen Sie darin, meine Gnädigen?

Die Damen. Närrische Frage! — Einen Affen.

M. O. Und wenn nun dieser mit dem Kleide nach neuester Pariser-Art gepuzte Affe stolz darauf wäre, sich mehr zu sein dünkte, als Sie, meine Gnädigen, würden Sie nicht über ihn lachen?

Alle sahen sich beschämt an und schwiegen.

M. O. Würden Sie nicht sagen: der Affe bleibt doch nur ein Affe, er mag ohne Kleider, oder noch so prächtig gepuzt

puzt seine possirlichen Sprünge machen. Dieser Affe mag hundertmal in Spiegel sehen, er wird doch nur immer sein Affengesicht darin erblikken; und ist der gepuzte Mensch ohne sonstige Verdienste was anders, als ein Affe?

Die Damen untereinander. Impertinent grob!

M. O. (Hörte zwar was die Damen sagten, schien aber, es nicht gehört zu haben) Sie bilden sich ein, meine Gnädigen, die ganze Welt zu beherrschen, und sind doch selbst die grösten Sklavinnen. Jeder Schneider, Friseur, jede Puzkrämerin zu Paris sind Ihre Hochgebietendesten Herrn. Diesen darf es in dem Paroxismus ihres Tollsinns einfallen, mit Ihnen ein Narrenstük aufzuführen, so sind Sie auf dem ersten Wink bereit, jede Rolle anzunehmen, die diese Direkteurs der Narrheit Ihnen anbieten. Kopf, Haar, Leib und Fus hängen von dem Willen Ihrer Beherrscher ab. Der gnädigstgebietenden Haubenmacherin fällt es ein, hochköpfigte Närrinnen zu sehen: schnell ertheilt sie ihren

Sklavinnen in Teutschland den Befehl, diesen ihren Willen aufs genaueste zu vollziehen, und babilonische Thürme steigen auf den Köpfen der Fürstinnen, Gräfinnen, Baroninnen et cätera empor. Morgen träumt die Haubenkönigin zu Paris, niedrige Köpfe zu sehen. Die Kouriere werden abgeschikt, die Thürme fallen zusammen, und ein niedrer Flor dekt die Ebene, worauf gestern egiptische Piramiden standen. Der Hochgebietendeste Schneider verfährt auf gleiche Art. Friseur und Schuster üben die nämliche Gewalt aus; und alle lachen über die Narren und Närrinnen Teutschlands, die ihnen schwerres Geld für die Gnade, Teutschlands Männer und Frauen zum Besten zu haben, zahlen.

Mein Onkel schwieg izt, und die Damen, welche sich vorgenommen hatten, rechtschaffen über meines Onkels Geschwäz zu lachen, — lachten nicht; sondern schlichen sich davon, und ließen meinen Onkel allein.

Sieh, sagte mein Onkel, als er allein war, die Wahrheit hat so viel Gewalt selbst über die Herzen der

Nar-

Narren und Lasterhaften, daß diese sie mit Ehrfurcht, wenn gleich nicht mit Liebe, hören müssen: ihre Gegenwart flößt allen eine tiefe Ehrerbietigkeit ein. Indem traten ein Paar Kavaliere zu ihm, ihm einen derben Verweis zu geben, den Damen so sehr beleidigende Wahrheiten gesagt zu haben. In der That kann ich dies auch meinem viel theuren Onkel nicht verzeihen. Es ist nichts unhöflicheres, als einem Geschlechte, das so sehr an die zierliche, süsse, schmalhafte Schmeicheleien gewöhnt ist, die bittere, trokne Wahrheit zu sagen, welche für seinen Gaumen so unangenehm, und für seinen Magen so unverdaulich ist. Meine Leser werden es auch leicht einsehen, daß nur ein Esel zu so was fähig ist; denn — welcher Mensch traut sich, die Wahrheit zu sagen? Mein Onkel verdiente mit Recht den Has des ganzen schönen Geschlechts. Ich würde ihn nicht bemitleiden, hätte es ihn, in einem Anfalle von gewissem Hunger zu Tode schmachten lassen; aber dies schöne, empfindsame Geschlecht kann so was nicht über's Herz bringen; es ist immer bereitwillig, den Hunger eines

jeden zu ſtillen. — Dank ihnen, den Schönen, für ihr Mitleid!

„Ei, ei, Herr Chevalier, ſagten die Kavaliere, Sie haben einen groſſen Fehler begangen. So ſehr aller Etiquette zu vergeſſen! Damen die häsliche Wahrheit zu ſagen iſt wider alle Lebensart. Im Lande der Eſel mag ſo was Sitte ſein; aber bei den Menſchen iſt das der gröbſte Fehler.“

Mein Onkel, da er ſchon einmal den Schranken behauptet hatte, war gleich bereit, ſich mit den Kavalieren herum zu tummeln, und ſeine Lanze mit ihnen zu brechen. Warum, meine Herrn, ſagte er, warum? Sind Ihre Damen nicht auch Menſchen, für welche die Göttin Wahrheit eine eben ſo laute Stimme hat, als für die Männer? Soll dies Geſchlecht nichts, als ſchädliche Schmeicheleien hören, wodurch es noch mehr in ſeiner Schwäche und in ſeinen Thorheiten geſtärkt wird? Iſt das bei Ihnen Sitte, dann wunderts mich nicht, daß Ihre Damen und Mädchen Närrinnen ſind, ſondern,

dern, daß ſie es nicht noch mehr ſind; und ich finde, daß da das ſchöne Geſchlecht zu entſchuldigen iſt. Die Schande fällt auf Sie meine Herrn. Würden Sie nicht ſo viel leeres, faſelndes, abgeſchmaktes, lächerliches Zeug in Ihrem Betragen gegen das Frauenzimmer blikken laſſen; würden Sie nicht ihre Thorheiten loben, ihre Fehler und Laſter Tugend nennen, nicht auf die feurigen Augen, roſenfarbne Wangen, rothe Lippen, ſchlanken Wuchs, weiſſe Hände, niedlichen Füſſe Oden und Sonaden machen; würden Sie das Frauenzimmer fühlen laſſen, daß Sie nicht für welkbare Reize, ſondern für die Schönheit der Seele, und Güte des Herzens fühlbar ſind; ſo zweifle ich, ob das ſchöne Geſchlecht nicht eben ſo ſehr trachten würde, ſeine Seele auszuſchmükken, als es izt für den Puz des Körpers beſorgt iſt. Würden Sie ſelbſt, meine Herrn, mehr männliches in Ihrem Betragen äuſſern, ſo hätten die Schönen mehr Ehrfurcht für Sie, und würden trachten, nicht durch Thorheiten, ſondern durch Tugend und Verſtand die Herrſchaft über Sie zu erlangen. Aber

ſind Sie nicht ſelbſt die ſtärkſten Bewunderer weiblicher Schwachheiten? Beſizzen Sie nicht ſelbſt mehr Unſinn und Laſter, als Verſtand und Tugend? Was Wunder, wenn das ſchöne Geſchlecht ſich bemüht, ihnen ähnlich zu werden! wenn es trachtet, nur ſolche Reize zu erhalten, für welche die Herrn Weibmänner ſo empfindſam ſind. Kann bei all Ihren Schmeicheleien das Mädchen ſich erwehren, ſtolz zu ſein, da Sie es daranf anlegen, ihren Stolz anzufachen, und zu nähren?

„Aber dieſes thun wir nur, um dann über die leichtgläubigen Thörinnen zu ſpotten.“

Schön! ſehr ſchön! das heiſt: Sie ſpotten noch mehr über ſich ſelbſt. Ich kann nur des Schwächern ſpotten. Sie aber ſind viel ſchwächer, als das weibliche Geſchlecht. Sie laſſen ſich von ihm beherrſchen. Ein Wink von ihm, und Sie ſeufzen zu ſeinen Füſſen, wie der niedrigſte Sklave; begehen tauſend Thorheiten, um den Beifal eines Mädchens

zu erhaſchen; Sie ſind alſo ſchwächer. Der ſtärkere herrſcht. Wenn Sie über das ſchöne Geſchlecht ſpotten, ſo ſpotten Sie über ſich ſelbſt; wenn Sie es verachten, ſo verachten Sie ſich ſelbſt Das Frauenzimmer kann ruhig bei Ihren Spöttereien bleiben, ſo lange es Sie durch einen Blik in hunderterlei Geſtalten verwandeln kann, und es hat tauſend Waffen, ſich an Ihnen für den Spot zu rächen.

Die Kavaliere fanden vor gut, meinem Onkel — nicht zu antworten. Sie ſchlichen ſich langſam aus dem Schranken, und lieſſen ihn allein.

Vergnügt über dieſen Sieg, den mein Onkel glaubte davon getragen zu haben, ſaß er eine lange Pauſe in Selbſtgefälligkeit über ſeine Weisheit, die ſo ritterlich gefochten hatte. Aber mit einem Male fiel es ihm ein, daß er hier am Hofe ſein Glük durch die Damen machen wollte, und da erinnerte er ſich zugleich des Raths, den ihm Giuſeppo auf den Weg mitgegeben hatte. Er fühlte izt wie ſehr

er mit aller seiner Weisheit gewaltig wider die hochgepriesene Klugheitsregel gefehlet habe. Sieh da, murmelte er zwischen den Zähnen, das war wieder ein gewaltiger Volksſprung, den du gemacht haſt! Wie konnteſt du glauben, die Menſchen hören die Wahrheit, um ihr zu folgen? Ein ſchöner Glaube! Sie hören ſie, um darüber zu ſpotten, oder um höchſtens, — wenn ſie nicht ganz blind ſind — das Schöne der Wahrheit zu loben, ihre Stimme für wohltönend zu halten, und — nichts weniger, als nach der Wahrheit zu handeln. Welchen Dank wirſt du alſo davon haben? Der Dank des Wahrheitspredigers ſind Kerker, Eiſen, und — Tod. Hätteſt du dich um die Thorheiten der Damen unbekümmert gezeigt. Was ſchiert das dich, ob die Menſchen Narren ſind, oder nicht? Sie zu beſſern iſt verlorene Mühe, dazu ſind ſie ſchon zu verdorben. Haben Sie nicht gelehrte Männer genug, die ſich die Finger lahm ſchreiben? Was richten ſie aus? Laſſen ſie die Wahrheit in ihrer Sanftmut einhertreten, ſo wird ſie verſpottet; geben ſie ihr eine Geiſel in die Hand,

ſo jagen die Menſchen die Wahrheit und ihre Prieſter zum Lande hinaus, oder ſperren ſie ein. Warum haſt du nicht den Rath des Giuſeppo befolgt? Warum dich in deiner wahren Geſtalt gezeigt? Man flieht dich, und hält dich — für einen Eſel. Freilich biſt du in deiner eigenen Geſtalt ein ehrlicher Kerl. Aber hat dir Giuſeppo nicht geſagt: Ehrlichkeit ſei kein empfehlen er Vorzug bei den Menſchen, und daß du als ein Schurke weiter kommen kannſt? Was nüzt es dir, rechtſchaffen zu ſein, wenn du mit aller deiner Rechtſchaffenheit Magenkrämpfungen vor Hunger bekommſt?

Dieſer Gedanke machte meinen Onkel ganz niedergeſchlagen. Er ſchlich traurig aus dem Saal, und dachte: hätte meine Thorheit nur diesmal keine üble Folgen, gewis: — 'S ſolte nicht mehr geſchehen!

Zehntes Kapitel.

Unvermuthete Eroberung. Glükliche Aussicht für meinen Onkel.

In der Gesellschaft, wo sich mein Onkel bei den Damen und Herrn so schlecht empfahl, war auch die Gräfin von Funkenberg, die Geliebte des Königs. Ohngeachtet der Sottisen, die der blaue Esel den Damen sagte, nahm ihn die gnädige Gräfin in Affekzion, und beschlos, da sie einige seiner Umstände von der Gräfin von Thorenfeld vernohmen hatte, sein Glük, so viel es von ihr abhänge, zu machen.

Ein Vorzug, den, wie man sagt, die Esel vor allen Geschöpfen nur allein im höchsten Grade besizzen sollen, erwarb meinem Onkel ihre Gunst. Die Gräfin, welche Verdienste zu unterscheiden, und zu belohnen wuste, war für diese Gattung von Verdiensten so ausserordeadlich ein-

ge-

genommen, daß ſie, wenn man ſie nach- nachdrüklich davon überzeugte, alles anwandte, um es mit königlicher Grosmuth zu belohnen: man nannte ſie auch deswegen die Beſchüzzerin des groſſen Verdienſtes.

Morgen des andern Tages, ehe noch mein Onkel das Bette verlaſſen hatte, wartete im Vorzimmer der Läufer der Gräfin von Funkenberg, um ihn zu ſeiner gnädigen Herrſchaft einzuladen. Mein Onkel eilte, ſo viel, als möglich, und trat, von mancherlei Gedanken, was dieſe Einladung zu bedeuten habe? herum getrieben, ſo bald er angeſagt war, ins Zimmer. Die Gräfin empfing ihn in ihrem Schlafgemach ſehr freundlich, und weil aus Verſehen der Kammerzofe alle Stühle mit den Kleidern belegt waren, ſo ſezte ſie ſich aufs Ruhebette, und lies den blauen Eſel neben ihr Plaz nehmen. Es war ein ſchwüler Morgen, die Gräfin in Negligee; doch war ihr Buſen mit florentiniſchem Gaze bedekt.

Gr. Sie ſuchen an unſerm Hofe anzukommen?

M. O. Es iſt mein Wunſch.

Gr. Man hat Sie an die Gräfin von Thorenfeld angewieſſen?

M. O. Mylord D *** that es.

Gr. Es iſt wahr, die Thorenfeld hat einiges Anſehen bei Hof; aber ich zweifle, ob es ſo gros iſt, daß ihre Protekzion Ihnen nuzzen kann.

M. O. Dann iſt meine Hofnung verloren.

Gr. (Ihm zärtlich das Kinn ſtreichelnd). Nicht ganz lieber Chevalier! Sie haben einen groſſen — wie überhaupt Ihr Geſchlecht einzig hierin iſt — Sie haben einen groſſen Vorzug.

M. O. Was ich in der That nicht wüſte, gnädigſte Gräfin!

Gr. Sie ſind zu beſcheiden.

M. O. Es iſt meine Art nicht, meine Vorzüge weder zu vergröſſern, noch zu verkleinern. Ich weis zu gut, daß ich vom Geſchlechte der Eſel bin.

Gr. Ach, lieber Chevalier! man muß Ihrem Geſchlechte hierin Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

M. O. Ich wäſte nicht, warum ein Eſel einen gröſſern Vorzug haben ſollte, als die Menſchen.

Gr. lächelnd. Davon können nur die Weiber am beſten urtheilen.

M. O. Ich will nicht widerſprechen gnädige Frau.

Gr. Und eben dieſes Vorzugswegen will ich Sie in Schuz nehmen. (Ihn nach der Seite freundlich anblikkend) — Wenn Sie mich davon überzeugen.

M. O. Neigte seine Ohren. Ich will mir alle Mühe geben.

Gr. Ich vermag sehr viel über den König. Ich verspreche Ihnen, daß seine Majestät Sie noch heute sprechen, und zu einer ahnsehnlichen Ehrenstelle befördern soll.

M. O. Wie werde ich mich für diese Gnade, gnädigste Gräfin, genug dankbar bezeugen können.

Gr. Ihr grosses Verdienst, wird stets für mich Belohnung genug sein.

M. O. Wollte der Himmel es wäre so gros, daß es würdig ihrer Erwartung entspreche.

Gr. Sie können mich auf der Stelle davon überzeugen, ob ich mich an der Grösse desselben geirret habe. — Hier —

Die Kammerzofe trat ein. "Gnädige Frau! Der Herr Graf ihr Gemahl"

Gr. Verdrüßlich: Was will er?

Zofe Auf Ihrem Zimmer frühstükken. Er kommt eben.

Gr. Noch verdrüslicher. Wie neckhaft! freundlich zum blauen Esel. Ein andersmal lieber Chevalier. Indessen verlassen sie sich auf mein Wort. Ich rede noch heute Ihretwegen mit dem Königg. à Dieu:

Eilftes Kapitel.

Audienz. Der blaue Esel gefält seiner Majestät.

Die Gräfin hielt Wort. Der König besuchte Sie Morgens gegen 10 Uhr, um in ihrem Umgange von den Staatsgeschäften auszuruhen. Man sprach verschiedenes, bis die Rede auf meinen Onkel kam. Die Gräfin sprach so vortheilhaft von ihm, strich seine Verdienste, und den grossen Vorzug, den er vor allen Ministern und Räthen seiner Majestät habe, so sehr heraus, laz dem Könige so dringend an, ihn ans Staatsruder zu stellen, daß er ihr es zusagte.

Gr. Euer Majestät wollen also auf mein Fürwort —

K. Nicht auf ihr Fürwort, liebste Gräfin, sondern, wenn ich ihn tauglich finde,

finde, wo anzuſtekken; aber bis izt weis ich noch nicht, wo,u er Geſchiklichkeit hat.

Gr. Bei der Staatskanzelei, Eure Majeſtät.

K. Wo denken Sie hin? Wenn er kein Eſel wäre; aber —

Gr. Er iſt keiner von den gemeinen Eſeln, und wie viele haben euer Majeſtät nicht ſchon angeſtellt?

K. Auch wahr, liebe Gräfin! wenn ich ihn nur brauchen kann. Sie wiſſen auf bloſſe Empfehlung kommt es bei mir nicht an. Indeſſen will ich ihn ſprechen. Heute Nachmittag um drei Uhr.

Seine Majeſtät wollten nicht, daß man von Ihnen glauben ſollte, die Empfehlung eines Unterroks vermöge etwas über Sie; indeſſen aber wurden Sie wirklich ſo ſehr von den Unterröken beherrſcht, daß Sie alles thaten, was dieſe forderten. Bei einigen mußt' es freilich den Schein haben, als wenn es nicht aus beſonderer Achtung

für die Empfelung geschehe. Um dies Seine Majestät zu überreden, brauchte es nichts weiter, als Sie glauben zu machen, Sie thäten es nach hoch dero eigener Einsicht und freier Willkühr, und da war es gar nicht schwer. Sie bei der Nase zu greifen und hinzuführen, wohin man wollte.

Kaum verließ der König die Gräfin als sie zu meinem Onkel schikte, und ihm sagen lies, sich Nachmittag um 3 Uhr bei Seiner Majestät einzufinden. In einem kleinen Billetchen, das ihm der Läufer übergab, schrieb sie diese aufmunternde Worte: „Sie können ganz gewis versichert sein, daß Ihr Glük bei Hof gemacht ist. Ich zweifle nicht, daß meine Empfehlung alles über den König vermag; nur lassen Sie sich nichts davon merken; sondern leiten Sie es so ein, daß Seine Majestät glauben, Sie blos Ihres Verdienstes wegen befördert zu haben. Lassen Sie also immer die Worte: Der Ruf, welcher von Euer Majestät in allen Landen erschallet, daß höchst dieselben nur auf das Verdienst ohne Unterschied des

Stan-

Standes, und nicht auf die Person oder die Empfehlungsschen, hat mich u. s. w. die ersten sein, mit welchen Sie den König anreden! Sie werden es zwar nicht glauben, aber die Erfahrung wird es Sie lehren, von welchem Nuzzen es ist, wenn man Königen mit grosser Weisheit, Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit schmeichelt, und wenn man sie zu überreden sucht, daß man sie im Auslande für alles das wirklich hält. Sie sind dann oft einmal des Jahres, zwar nicht weise — aber doch unpartheiisch und gerecht. Sobald Sie seine Majestät gesprochen haben, so erwarte ich Sie bei mir, um mich mit Ihnen über ihr Glük zu freuen; finde ich dann, mich in Ihnen nicht getäuscht zu haben, so können Sie meines ganzen Schuzzes versichert sein."

Mein Onkel machte ein Paar Seitensprünge vor Freuden, als er das Billetchen las. Er erwartete mit Ungeduld die Stunde wo er seine Ohren vor Seine Maiestät neigen sollte; und er, der sonst dawider geeifert hatte, wenn die Men-

ſchen den Lauf der Zeit zu beſchleunigen ſuchten, wünſchte ihr izt Adlersflügel.

Da der Ausbruch der erſten Freude ſich legte, überfiel ihn eine gewiſſe Bangigkeit. Er hatte ſich von Königen und Fürſten einen ſo ekhabenen Begrif gemacht, daß er izt zitterte, wenn er dachte, daß er ſich dem Erſten, und folglich auch dem gröſten aus vielen Millionen Menſchen nähern ſolle. Ein König war in ſeinen Augen keiner der gewöhnlichen Menſchen. Er glaubte in deſſen Minen die Würde eines Gottes, in den Blikken, die Majeſtät der Sonne, und in ſeinem ganzen äuſſerlichen Betragen etwas auſſerordentliches nur der Gottheit allein Eigenes zu finden. Einem ſolchen erhabenen Weſen ſollte er ſich nun vorſtellen; er ein Eſel, ſollte gewürdiget werden, ſeine Augen zu ihm zu erheben! Wird er ſeine Ohren, ſeine Forderfüſſe tief genug vor der Majeſtät neigen können? Dieſe und manche derlei Gedanken ſtiegen in ſeiner Seele auf, und erregten bei nahe den Wunſch in ihm — ſich hundert Meilen

von

von dem gekrönten Halbgotte entfernen zu können.

Schlich ihm zuvor die Zeit mit Schnekkenschritten fort, so schien es ihm nun, als wenn Sie auf den schnellen Fittigen der Winde forteilte. Jede Minute, die sein Zeiger vorrükte, preste, sein Herz enger zusammen; und als die lezte verflossen war, fuhr Todesschauder durch alle seine Glieder. Blas, und mit furchtsam schwankend'n Schritten schlepte er sich in den Palast, und seine Angst verdoppelte sich, je näher er demselben kam. Meine menschlichen Leser werden nicht begreifen können, wie es möglich war, daß mein viel werther Onkel vor einem Könige so gar sehr zittern konnte? Aber diese meine Leser geruhen gütigst zu bedenken, daß mein Onkel — ein Esel war, und daß die Esel — vor Königen erzittern müssen.

Endlich langte mein Onkel, eine Viertelstunde später, als ihm die Zeit bestimt war, im Pallaste an. Vierzig bärtige mit Spiessen und langen Haudegen bewafn:te

Kerls vertraten ihm den Eintrit. Es war die Wache des Königs. Der König wird bewacht, dachte mein Onkel, und dies veränderte mit einem Male seinen Begri, den er von gekrönten Menschen hatte. Er glaubte nun, daß Sie mit der Gottheit nichts ähnliches haben könnten, da sie gezwungen wären, sich bewachen zu lassen. Wären sie gütig, gerecht, weise und mächtig, wie Gottheiten es sind, wozu bedürften sie der Wache? diese Idee schwand; aber es drängte sich eine andere statt dieser auf, die richtiger war: er glaubte, sie sind

— — —

Nachdem er sich nun durch die fürchterlichen Bärte, Spiesse und Degen durch gedrungen hatte, kam er in die Antichambre Seiner Majestät. Vier junge galante Herrn mit goldenen Schlüsseln ober der rechten Roktasche spazierten sehr gravitätisch darin auf und ab. Sie erblikten meinen Onkel, und fragten ihn: wer er wäre, und was er wollte? „Seine Majestät haben mich hieher bestellet„ stotterte er zitternd heraus; denn er fürchtete, weil es eine Viertelstunde schon später wäre, einen grossen Fehler begangen zu haben.

Erster

Er. Kammerher. Der König hat ſich noch nicht nach Ihnen erkundiget.

M. O. Wollen Sie nicht die Güte haben, Seiner Majeſtät zu ſagen, daß ich nun hier ſei.

Zwei. Kam. Wird dürfen nicht eher ins Gemach als bis geläutet wird.

M. O. Und wann läuten ſeine Majeſtät gewöhnlich?

Dritt. Kam. Wann es Ihnen beliebt an der Schelle zu ziehen! (lachend.)

M. O. bei ſich ſelbſt Was Kammerherrn witzig ſind! Zum Glük für meinen Onkel fiel es Seiner Majeſtät ein, daß ſie ſich noch nicht nach Tiſche um dero Affen erkundiget haben. Sie riſſen ſehr ſtark an der Glokke, und der Kammerherr flog in das Zimmer des Königs. In zwoen Minuten kam er wieder heraus. „Haben Seine Majeſtät nach mir gefragt? „ Nein, ſondern nach dero Affen; aber ich will mir die Freiheit neh-

men, Seine Majestät allerunterthänigst zu erinnern, daß Dieselben Sie bestellet haben. Sobald die Kundschaft von dem königlichen Affen eingezogen ward, kniebükkekte der Kammerherr wieder hinein, um Seiner Majestät zu sagen, daß hochdero Affe im besten Wohlsein sich befände, und zugleich Dero von den vielen Staatsgeschäften überlastetes Gedächtnis an den blauen Esel zu erinnern. Der König besann sich darauf, und befahl ihn vorzulassen. Der Kammerherr öfnete die Thüre, und gab meinem Onkel durch einen Wink zu verstehen, daß es Seiner Majestät gelegen sei, ihm Audienz zu ertheilen.

Mit gesenktem Haupte und tief geneigten Ohren trat mein Onkel hinein, fiel auf seine Foderfüsse, und berührte die Füsse Seiner Majestät mit seiner Zunge. Der König befahl ihm, aufzustehen. Mein Onkel gehorchte, aber seine Ohren zu spizzen und sein Haupt zu erheben traute er sich nicht.

K. Die Gräfin von Funkenberg hat mir von Ihnen gesagt: Kennen Sie diese Dame?

M. O. Vor Furcht und Angst stotternd J — a Euer Majestät.

K. Sie hat mir Ihre Vorzüge angerühmt!

M. O. (Noch immer so verlegen wie es bei einem Esel ganz natürlich war.) J — a Euer Majestät.

K. Ich halte Sie für fähig zu meinen Diensten.

M. O. (Wagte es indessen, da er die Stimme des Königs, wie eine gewöhnliche Menschenstimme, fand, seinen Blik zu erheben, und sah, daß der König nichts mehr, und nichts anders, als eine gemeine Menschengestalt sei. Seine Furcht verlor sich, er erhob sein Haupt, und erhielt mit der Dreistigkeit, auch Sprache, Wiz und Verstand zurük) Nur die Begierde, Euer Majestät zu dienen, war

der

der Beweggrund meiner Reise. Schon in den fernsten Theilen unsrer Erdkugel hörte ich den Ruhm euer Majestät verbreitet; hörte Sie überal, wo ich hin kam, als einen weisen, gütigen und gerechten Regenten loben; hörte, daß Sie nur das Verdienst allein, ohne auf Stand, Reichthum, oder Günstlingsempfehlung zu achten, belohnen. Dies spornte mich an, mich an den Hof hieher zu begeben, um einem Monarchen zu dienen, von dessen Ruhme die Erdpole wiedertönen.

K. lächelte. Spricht man wirklich in fremden Landen von meinen Thaten?

M. O. Der Erdball ist so voll davon, daß sogar die Kinder sie loben.

K. (lächelte heimlich vergnügt; stellte sich aber, nicht darauf zu merken, weil er wollte, man sollte ihn für gleichgültig gegen Lob und Tadel halten.) Werden Sie aber auch Stärke genug haben, die Last der Staatsgeschäfte zu tragen?

M. O. lächelnd. Der Rükken eines Esels, Euer Majestät, trägt aus allen Thieren die schwersten Lasten. —

Der K. hell auflachend davon überzeugen mich meine Minister. — Sie sollen Morgen befördert werden, ich gebe Ihnen mein Wort. Er schellte, der Kammerherr trat ein, und mein Onkel verließ höchlich vergnügt den Pallast.

Zwölftes Kapitel.

Promozion. Die Leser lassen sich die Ursache davon nicht träumen.

Mit gröster Ungedult erwartete die Gräfin von Funkenberg die Zurükkunft meines Onkels. Es war ihr ganz enz um's Herze. „Wenn du doch schon von seinem grossen Vorzuge überzeigt wäreſt, dachte sie, um gewis zu sein, Seiner Majestät keinen Unwürdigen empfohlen zu haben. Izt wäre die schiklichste Stunde, denn — „So ohngefehr dachte sie, und schikte alle Augenblikke den Läufer auf die Gasse, um zu sehen, ob mein Onkel noch nicht komme. Diese Vorsicht war sehr gut. Der blaue Eiel, ganz von der Hofnung erfüllt, nun bald eine ansehnliche Stelle bei Hof zu bekleiden, vergas auf die Gräfin, der er sie zu danken hatte, und taumelte freudetrunken bei ihrem Hause vorüber, als ihn der Läufer erblikte,

blikte, und ihm sagte, daß die gnädige Gräfin seiner mit Sehnsucht harre. Mein Onkel erinnerte sich izt, daß er ihr die Auskunft von seiner Audienz zu geben versprochen habe, und trottete über die Stiege in ihr Schlafgemach. Kaum erblikte ihn die Gräfin, als sie freudig von ihrem Ruhebette aufsprang, ihm entgegen lief, und mit einer gewissen Art von Entzükkung, ausrief. „ Willkommen Chevalier! wie nahm Sie der König auf? Was versprach er Ihnen?„ Mein Onkel beantwortete diese Fragen sehr ausführlich, dankte der Gräfin mit den verbindlichsten Worten für Ihre gütige Empfehlung, und versprach nochmals, sich gegen Sie dankbar zu bezeigen.

Gr. Ach lieber Chevalier, (ihre Augen funkelten, und das florene Halstuch — die Gräfin war sehr sittsam. und entblösste nie ihren Busen, — hob sich gewaltig empor.) — Ach lieber Chevalier Sie wolten mich heute früh, als mein Gemal die Unart beging, uns zu stören, von der Grösse — Ihres Verdienstes überzeigen. Izt dürfen wir nicht fürchten von

mei-

meinem Gemahle gestört zu werden. Ich brenne von dem heissesten Verlangen, die Uiberzeigung davon, so bald als es möglich, zu erlangen. Sie wissen, ich möchte Seiner Majestät keinen Unwürdigen empfolen haben. Wollen Sie nicht — —

M. O. Sie befehlen, wann, wo, und wie meine gnädigste Gräfin!

Gr. Sie sind ein guter, lieber Chevalier. Ihre linke Hand streichelte seinen Rükken. Was da für ein schöner rother Streif den Rükken hinab läuft und dieser, hier grief sie mit der rechten unter sein Kinn wie schön, wie hell, wie gros! und vollends der — —

Der König trat ein, und fand die Gräfin in der Attitüde, wie wir sie eben beschrieben haben.

Gr. Ach Seine Majestät! sie stand schnell auf.

M. O. Euer Majestät! Er fiel auf seine Forderfüsse, und war ganz verlegen, indessen die Blikke der Gräfin, noch immer auf den schönen Streif unter dem Bauche, der durch die Lage, in der der blaue Esel ist war, noch mehr herausgehoben ward, gerichtet blieben.

K. Ich störe doch nicht!

Gr. Die Gegenwart Euer Majestät kann nie ungelegen sein. Der Chevalier kam eben zu mir, und erzählte mir mit allem Entzükten, wie liebreich und gnädig er von denselben aufgenommen ward, und welche schmeichelhafte Versicherung er empfangen habe. Ich freute mich über das Glük des Chevaliers, der mir von meinen besten Freunden empfohlen ward, lobte die Weisheit Euer Majestät, die so sehr das Verdienst zu erkennen und zu belohnen weis; und zeigte dem Chevalier, wie schön ihm Stern und Ordensbänder lassen werden.

K. Zum blauen Esel. Entfernen Sie sich. Ich habe mit der Gräfin Ihretwegen zu sprechen! Mein Onkel neigte tief seine Ohren, und trabte zwischen Erwartung und Furcht seiner Wohnung zu.

K. Lächelnd. Sie scheinen, liebe Gräfin eine grosse Freundin der Esel zu sein.

Gr. Nur eine Freundin des Vorzugs, den die Esel vor den Menschen haben.

K. Und welchem die Weiber überhaupt geneigt sind.

Gräfin stellt sich, nicht zu verstehen, was der König damit wolle. Ich begreife den Sinn von Euer Majestäts Wort nicht.

K. Um so besser, wenn Sie mich nicht verstehen. Wissen Sie was neues? Meinen ersten Minister, den Kanzler von *** traf vor einer halben Stunde der Schlag, daß er auf der Stelle Tod blieb.

Gr. Allerliebſt!

K. Das finden Sie allerliebſt? Ich dächte —

Gr. Daß Euer Majeſtät itzt gleich die ſchönſte Gelegenheit haben, die Verdienſte des Chevaliers zu belohnen.

K. Wie das?

Gr. Wenn Sie ihn zu Ihrem erſten Miniſter und Kanzler ernennen.

K. Sie nehmen ſich des blauen Eſels ſehr an. Er hat beſonders Ihre Gunſt.

Gr. Ich kann es nicht leugnen. Ich bin ihm ſo gut, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als ſeine Erhöhung zu dieſem Poſten. Doch Euer Majeſtät wiſſen, daß ich nicht wage, jemanden zu empfehlen. Dero eigene Weisheit unterſcheidet am beſten das Verdienſt, und ich bin überzeugt, daß niemand im Stande iſt, dasſelbe ſo zu erkennen, wie Sie. Meine Empfehlung wäre alſo auch hier verge-

bens; besonders da die Einsicht Euer Maiestät gleich bei dem ersten Anblikke die Fähigkeit des blauen Esels zu allerhöchst dero Diensten erkannt hat.

K. Eine halbe Sekunde in sehr tiefem Nachdenken. Sie haben Recht! der blaue Esel hat so viele Verdienste, daß er würdig ist, mein erster Minister zu werden. Ich will die Welt überzeugen, daß ich — Verdienste zu belohnen weis.

Nach einigen sehr kurzen Berathschlagungen — über das Wohl des Staates, worinn der König der armen Gräfin die Regierungslast auflegte, daß sie oft davon beinahe erdrukt ward, verlies sie der König, um meinem theuren Onkel sein Edikt, als erstem Staatsminister und Kanzler auszufertigen. Man vergas nicht darin die grossen Verdienste, die sich der blaue Esel um den Staat gesammelt hatte, anzuführen, und wie sehr es die Gerechtigkeit fordere, ihn dafür durch diese Ehrenstellen zu belohnen. Minister,

Hof-

Hofräthe, andere Staatsbeamte ſchüttelten die Köpfe, murrten heimlich dagegen, und lobten in Gegenwart des Königs die Einſicht Seiner Majeſtät, welche in der Perſon des groſſen Mannes eine ſo würdige Wahl für den wichtigſten Staatspoſten gemacht hat. Unbändige Wizlinge ſchimpften dagegen in einigen fliegenden Blättern, und kamen auf die Feſtung. Der Adel gloſſirte in ſeinen Kotterien, die Bürger in Wein- Bier- und Kaffeehäuſern, und niemand konnte die Urſache ergründen, warum der König einen Eſel zum erſten Staatsminiſter und Kanzler ernannt habe.

Vergebens werden auch die Leſer ihre Denkfibbern anſpannen, um den Beweggrund der Erhöhung meines Onkels aufzuſpüren. Es würde für die ganze Nachwelt ein Geheimnis bleiben, wenn ich mich nicht verbunden hielte, Ihnen den Schlüſſel zu einer ſo wichtigen Sache zu geben. Hier iſt er.

Schon anfangs fiel es dem König ein, daß die Gräfin das Verdienſt des blauen

Esels so gewaltig herausstrich. Er war ein sehr scharfsichtiger Prinz, und wuste von seiner Jugend her, was bei den Damen Vorzug sei. Er zweifelte gar nicht, daß mein Onkel die Stelle bei der Gräfin wirklich bekleide, von welcher er selbst nur den Namen führe. Die Gewogenheit einer Dame mit einem Esel zu theilen, schien ihm so drolligt, daß er, als ein Freund des Sonderbaren, auf der Stelle beschlos, ihn zu seinen Staatsminister zu machen. Ausser diesem glüklichen Zufalle wäre mein Onkel nie so hoch gestiegen.

Dreizehntes Kapitel.

Was bei den Spöttern zur Entschuldigung des Königs dient, und für diejenigen, welche die ganze Geschichte meines Onkels nur für ein höchst unwahrscheinliches Märchen halten, als Beweis für die Wahrheit derselben kann angesehen werden.

Daß es viele diesem grossen Könige — warum er gros war, werden wir in der Folge sehen — übel nahmen, einen Esel zu seinem Staatsminister ernannt zu haben; daß man es noch izt Königen und Fürsten nie verzeihet, wenn sie die Esel zu hohen Ehrenstellen befördern, ist so gewis wahr, daß man selbst die Esel murren hört, wenn ihr langohrigter Kollega zu Staatswürden empor glimmt; und dies aus der Ursache, weil es eine Eigenschaft der Esel ist, ihre eigenen Ohren nie zu sehen. Indessen mögen Wizlinge, Gelehrte und Philosophen noch so laut gegen dieses Auftlimmen der

Esel

Esel zu Staatswürden aufschreien, sie haben — Unrecht. Meine grosgünstigen Leser werden es mir verzeihen, wenn ich ein Geschlecht, mit dem ich halb verwandt bin, so viel in meinen Kräften ist vertheidige.

Es ist ein allgemeiner Vorwurf, den die Menschen den Eseln machen, daß sie dumm und einfältig sind. Diese für meine langohrigten Brüder nachtheilige Hipothese ist so allgemein angenommen, daß die Menschen, wenn sie einen aus ihrem Geschlechte dumm schelten, ihn einen Esel nennen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß die auf ihre so ausserordentlichen Weisheitsvorzüge stolzen Erdbeherrscher nicht nur alle dumm, und einfältig, sondern auch boshaft sind; daß es aber deswegen die Esel auch sein müssen, das, mit Erlaubnis der hochweisen Menschen, ist nicht wahr. Die Esel sind die gutherzigsten und weisesten Geschöpfe. — Werden Sie nicht unwillig darüber, meine menschlichen Leser, ich will es ihnen beweisen.

Nennen sie mir ein Geschöpf auf Gottes Erdboden das geduldiger ist, als das langohrigte, das gegen Schmerz gleichgültiger sich bezeugt, als eben dasselbe! Laden die Menschen den armen Eseln nicht Lasten auf, die diese ohne die geringste Unzufriedenheit darüber zu bezeigen, tragen? Werden sie nicht von eben den Menschen oft ohne das geringste Verschulden blos aus Muthwillen unbarmherzig geschlagen; und äussern sie wohl die geringste Empfindlichkeit gegen den Schmerz? Traben sie nicht immer so gleichgültig, wie ein Stoiker, unter der Last, die auf ihrem Rükken liegt, oder unter der Menge von Stokstreichen die darauf fallen, mit gespizten Ohren fort? Nun sagen Sie mir, hochweise, grosgünstige Menschen, können ihre wohlbelobte Philosophen sich weiser betragen? Die Esel sind so sehr über alle Beleidigungen hinaus, daß sie nicht einmal ihre Blikke gegen ihre Beleidiger erheben, sie mögen von diesen auch noch so sehr mishandelt werden. Ist dieses nicht eine Tugend, die von den Menschen selbst als die vorzüglichste aller Tugenden, die nur der Weiseste besizzen kann, gepri-

sen wird? Nur die Verachtung, die ich gegen meine Beleidiger habe, macht mich gegen seine Beleidigungen gleichgültig; kann ich aber jemanden verachten, wenn ich nicht innerlich fühle, daß ich an Gaben der Weisheit und des Herzens unendlich über ihn erhaben bin? Zu so was ist nur der wahre Philosoph fähig, der von seiner Höhe die Würmer nicht bemerkt, die unter ihm kriechen, und ihn mit ihrem Schleime beschmuzen wollen. Die Esel sind also alle Stoiker, welche fühlen, daß sie unendlich mehr werth sind, als die Menschen.

Diese meine Rabotere für die ausserordentliche Weisheit der Esel wird Ihnen freilich meine minder weise Menschen verdächtig scheinen. Gut! ich will einen aus ihren grösten Philosophen des Alterthums auftreten lassen, der für das langohrigte Geschlecht das Wort führen soll. Meister Galenus, der die Gabe besas, mit Eseln verträulich sprechen zu können, hat aus der Erfahrung für meine eben angeführte Wahrheit die Beweise genommen. Er behauptete mit vielen Gründen,

daß

daß die Esel mit ihrem Verstande scharfsinnigere Dinge ergründen können, als weder Plato, noch Aristoteles zu begreifen im Stande wären! sind nun, nach Zeugnis dieses hochbelobten Weisen, Plato und Aristotelts mit ihrem Verstande tief unter den Eseln, können diese grossen WeiseGriechenlands nicht begreifen, was ein Esel zu begreifen vermag, was wollen erst die andern Menschen, die das, was Plato und Aristoteles begriffen, nicht verstehen, mit ihrer Weisheit gegen die Esel sein? Wie wollen diese ein Geschöpf dumm und einfältig nennen, gegen das alle Platone und Aristotele — Esel sind?

Nach diesen unwiderlegbaren Beweisen für den ausserordentlichen Verstand der Esel, nach den übrigen grossen Vorzügen von Gedult und Gleichgültigkeit, mit der sie jede Last ohne Murren tragen, alles, was man ihnen sagt, ohne Widerrede annehmen, jede Beleidigung — grosmüthig verachten, so können die Könige und Fürsten nicht besser fahren, als wenn sie Esel, statt der Menschen, zu ihren Staatsministern wählen? — — — — — — —

So

So viel zur Entschuldigung Seiner Majestät, meinen Onkel den blauen Esel zu Ihrem ersten Staatsminister und Kanzler ernannt zu haben.

„ Zugestanden, Herr maulthierischer Schriftsteller, daß die Esel so viel Verstand haben; so bleibt es nichts desto weniger ein ganz vermaledeites unwahrscheinliches Mährchen, was Sie uns hier für wahre Geschichte verkaufen wollen. Höchst unwahrscheinlich ist, daß ein Esel mit den Menschen sprechen kann; und eben so unwahrscheinlich ist es, daß ein König einen Minister, von dem er nicht verstanden wird, und der so gar die äusserliche Gestalt eines Esels trägt, erwählen soll. Wahr ist es freilich, daß schon manche Esel zu Staatsministern erwählt wurden; doch trugen sie äusserlich die Gestalt eines Menschen; aber so gerade einen vierfüssigen mit zwei langen Ohren gezierten Minister an's Staatsruder hinzustellen. — Wo denken Sie hin, Herr maulthierischer Schriftsteller! „

Ich

Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, Herr Rezenſent. Aber Sie mögen nun ſchon zur Berliner Bibliothekenzunft, oder zu einer andern Rezenſentengülde gehören, ſo verzeihen Sie mir, wenn ich Ihren Orakelſpruch, den Sie von Ihrem gelehrten Dreifus geſprochen haben, nicht annehmen. Dieſe Geſchichte iſt wirklich ſo wahr, als es wahr iſt, daß die Herrn Berlinner — zwar nicht alle — ohne Gehirn rezenſiren. Sie iſt gar nicht ein ſo vermaledeites Mährchen, als Sie glauben. Wer hat Ihnen geſagt, Daß es höchſt unwahrſcheinlich ſei, daß ein Eſel mit den Menſchen rede? Laſen Sie nie in dem glaubwürdigſten aller Bücher, wie eine gnädige Frau Eſelin erſtens ſchon beſſer ſah, als ihr Herr, der auf ihr ritt; — und zweitens, wie ſie ihm, als dieſer ſie, ihres beſſern Auges wegen ſchlug, die bitterſten Vorwürfe machte, und ihn in der damals gäng und gebe Sprache fragte, warum er ſo ungehalten auf ſie wäre, und ſie ſchlüge?

Wenn ich Ihnen nun im erſten Theile geſagt habe, daß mein Onkel in gera-

der Linie von dem ersten Esel welcher vor den Augen Gottes Gnade fand, abstamte, daß die nämliche Eselin ohngefehr meines Onkels Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Grosvaters Schwester war; daß diese Linie, welche von dem ersten Esel gerade abstammet, vor den Korigen die besondere Gabe habe, mit den Menschen deutlich sprechen zu können, welche Gabe der Stamvater dieses edlen Geschlechts erhielt, um dem Grospapa aller Menschen während seiner langen Seereise die Langeweile zu vertreiben, können Sie behaupten: es sei höchst unwahrscheinlich, daß ein Esel mit den Menschen rede!

Und die Gestalt — O auf die kommt es am wenigsten an! Wenn Könige einmal entschlossen sind, die Esel zu ihren Staatsministern zu ernennen, so kümmert sie das gar nicht, ob der Esel seine Sterne und Ordensbänder auf seinem schwarz grauslichten Felle, oder auf prächtigen Kleidern, die ihm das Ansehen eines Menschen geben, träut. Sie belustigen sich manchmal so gar daran, wenn er in seiner eigenen Gestalt erscheint, und weiden sich an den Querspün-

sprüngen des ersten Statsministers — so bald er nur noch ihrer Pfeife tanzt, — eben so herzlich, als an den Possen eines Hofnarren; klopfen dem Minister Esel auf die Schultern; nennen ihn einen treuen Diener, der ihre Befehle auf das genaueste vollzieht, worüber dann seine eselische Exzellenz, wonnetrunken über die erhaltene Zufriedenheit ihres gnädigsten Monarchen, sich nach Hause verfügen. Wenn schon einmal ein Esel am Staatsruder sizzen soll, so ist es einerlei, wie gepuzt er da sizzet; ob er seine lange Ohren hervorspizt, oder sie künstlich unter einer hübschen Perükke zu verbergen sucht. Die Könige, denen es einmal gleichgültig, oder gar daran gelegen ist, die ersten Staatswürden mit langohrigten Herrn zu besezzen, scheuen sich nicht, wenn auch die ganze Welt erkennt, daß die Last des Staates auf vier Füssen, statt auf zween ruhet. Der Vernünftige muß ihre Wahl billigen: vier Säulen tragen eine schwerere Last, als zwo.

Dieses wohl bedacht, so wird alle Unwahrscheinlichkeit dieser Geschichte wegfallen. Sollten aber die eben angeführ-

ten

ten Beweiſe das Gewiſſen mancher noch nicht beruhigen; ſo bitten wir ſie, eine kleine Reiſe an alle Höfe zu machen, und ſie werden dann ſelbſt finden, daß die Eſel mit den Menſchen reden, und Staatswürden bekleiden!

Vierzehntes Kapitel.

Mein Onkel zeigt ſich in ſeiner Würde. Weisheit, und Staatseinſichten, die noch nie ein Eſel gehabt hat. Karakter Seiner Majeſtät des Königs.

Die erſte Beſchäftigung meines Onkels war, genaue Kentniſſe von der Beſchaffenheit des Staates, deſſen Verwaltung ſeinen Händen übergeben war, einzuziehen.

Wirklich hatte der Ruf von der Regierung des izzigen Königs gewaltige Dinge ausgeſprengt, und mein Onkel glaubte, den Staat in einer ſolchen Verfaſſung zu finden, daß ihm zum Beſten deſſelben wenig zu thun übrig bleiben würde. Wie ſehr betrog er ſich! Es iſt nichts gefährlicheres, als dem Rufe zu glauben. Madam Fama, welche alles von der Ferne ſieht, hält den Käfer für den Elephanten

ſelbſt, weil der kleine Käfer, wie dieſes Thier, geſtaltet iſt.

Der blaue Eſel fand, daß noch ſo wenig für den wahren Nuzzen des Staats geſchehen ſei, daß ihm vor der Arbeit, die er tagewerken ſollte, bange ward. Er fand Verwirrung im Finanz- Steuer- Polizei - Kriegs - und Gerichtsweſen; Unordnung unter Geiſtlichen, Bürgern, und dem Adel; eine Menge Patente, daß die Gerichtsverwalter nicht Zeit genug hatten, ſie abzuſchreiben, um ſo weniger zu leſen; Widerſpruch in allen Verordnungen, und Abänderungen u. d. gl. Lieber Himmel dachte er, was iſt der König, daß man ſo viel Werks von ihm macht! Doch vielleicht hatten Seine Majeſtät noch keinen ſolchen tüchtigen Miniſter, wie du biſt, der Ihnen die Sache von der rechten Seite aufſtellte. Du wilſt ſie Ihnen in dem Lichte zeigen, in welchem ſie geſehen werden müſſen, und es wird alles gut gehen. Da er ſeinen ganzen Plan, den er für das Wohl des Staates und des Monarchen am Vortheil-

theilhaftesten hielt ausgearbeitet hatte, fuhr er zum Könige.

K. Was bringen Sie lieber Staatskanzler?

M. D. Euer Majestät einen Plan vorzulegen, der dem Lande zum Wohl, und zur Verewigung des Namens Euer Majestät dienen kann.

K. Gut, sehr gut. — (Seine Majestät hatten viele Ruhmsucht, und mochten gerne in der Geschichte verewiget sein.) Lassen Sie hören.

Mein Onkel schlug nun dem Könige eine neue Umschaffung der im Lande üblichen Religion vor. Von jeher war die Umschmelzung der Religion seine Lieblingsidee. Er wollte schon in seinem Vaterlande dieselbe ihrem ersten und wahren Ursprunge näher bringen; da aber die Esel in diesen Dinge keinen Scherz verstehen, so jagten ihn die Tarespipri, wie wir im ersten Theile gesehen haben, zum Lande hinaus. Diese Unbilde konnte

mein Onkel nie verschmerzen. Er fand izt durch die Macht, die er als erster Minister und Staatskanzler in Händen hatte, die schönste Gelegenheit, sich an den Tarespipri in den Geistlichen, die mit jenen sehr nahe verwant sein sollen, zu rächen. Ihr habt mich lange verfolgt, dachte er, nun soll es euch gelten. Mögt auch einmal versuchen, wie es thut, wenn man für nichts und nichts gehunzt wird. Aus dieser Ursache gab er dem Könige den Rath, die Zahl der Geistlichen zu vermindern, ihre Güter einzuziehen, und da er die Obergewalt dieses Standes gar nicht dulden konnte, so stellte er ihm dringend vor, wie nöthig es sei, den Geistlichen alle Macht zu nehmen. Er berechnete Seiner Majestät die grossen Reichthümer, die ihrer Schazkammer dadurch zu fliessen würden, die Ersparnisse, die jährlich dadurch gemacht, und wie sehr das eigene Ansehin des Thrones dadurch vergrössert werden könnte u. d. gl.

Se. Majestät horchten aufmerksam zu. Der Vorschlag gefiel Ihnen; denn es war bei seden alles willkommen, was die königli-

lichen Schäze aufhäufte; auch die Vergrösserung ihrer Gewalt konnten Sie wohl leiden. Sie lobten meinen Onkel, als einen weisen, einsichtsvollen und treuen Miniſter, hieſſen ſeinen Vorſchlag gut, und überließen ihm die ganze Ausführung deſſelben.

Uiber das ſchmeichelhafte Kompliment des Königs, noch mehr aber über die nun gänzlich in ſeinen Händen habende Gewalt, ſich an den Taraspipri zu rächen, und die Menſchen vernünftig zu machen, erfreuet, eilte mein Onkel nach Hauſe. Sein erſtes, was er that, war alſobald eine Verordnung auszufertigen, vermög welcher den Geiſtlichen faſt alle Gewalt genommen, jede Verbindung mit den Auswärtigen aufgehoben, und ihnen keine andere, als eine ſehr eingeſchränkte Macht blos in geiſtlichen Sachen gelaſſen wurde. Dann ſchritt mein Onkel weiter. Er zog die geiſtlichen Güter ein, veränderte vieles in gottesdienſtlichen Sachen, und brachte es dahin, daß nun alle Welt glaubte, die Religion würde in den Staaten des Königs ein ganz anderes, ein-

facheres, reineres Ausſehen gewinnen — die ganze Welt irrte ſich.

Daß es des Händeringens, Lamentirens, Weh- und Jammerſchreiens die Menge gab; das Pfaffen, Betbrüder und Betſchweſtern Krieg, Peſt, Hunger, und alle andere Plagen prophezeihten; daß man den König verkezerte und meinen Onkel veratheiſirte, werden mir alle leicht glauben, die einſt ſo was erleben ſollten, welches vielleicht ſehr möglich ſein kann, da in der Welt alles Veränderungen unterworfen iſt. Der blaue Eſel lies ſich weder durch die ſchrecklichen Prophezeihungen, noch durch das Händeringen und Wehſchreien erſchüttern. Er blieb ſtandhaft bei ſeinen Unternehmungen, und hofte um ſo mehr den glüklichen Ausgang derſelben, da Seine Majeſtät eben ſo feſt ſtanden, wie ein — Schilfrohr

Seine Majeſtät waren ein gewaltiger Poltron. In der erſten Hizze fühlten Sie Kraft zu Herkuliſchen Thaten; aber war dieſe verpflogen, und ſtellten ſich dem beladenen Hertules nur einköpfigte

Schlan-

Schlangen in den Weg, so warf er seine Riesenkeule weg, und gab furchtsam und zitternd, wie ein Zwerge, alle seine grossen Entwürfe auf. Die ersten Befehle wurden nie überdacht. In der Hizze machte man die steilsten Felsen eben, füllte die tiefsten Thäler aus, und that mehr dergleichen Dinge; kam's aber zur Ausführung, da hinkte guter Rath langsam hinter her, welcher denn immer kein bessers Mittel anzugeben wuste, als die ertheilten Befehle gnädigst zu widerrufen. So waren Seine Majestät gestaltet. Ueberdies hatten Sie noch ein geheimes Konsilium von alten Weibern aufgestellt, die gemeiniglich das verwarfen, was vernünftige, und einsichtsvolle Männer vorschlugen, und so waren alle gute Verordnungen, — wenn ja welche an diesem Hof gemacht werden konnten, — wie Luftmeteore, nach ihrer Erscheinung alsobald wieder verschwunden. Daher kam es denn, daß Seine Majestät nichts thaten, als heute zu widerrufen, was Sie gestern befahlen.

Da ich die Geschichte meines Onkels schrieb, und deswegen genau alle Urkunden, Historienbücher, Grabschriften u.d.gl. nachschlug, so fand ich von diesem Könige sonst nichts, als seinen Namen, in der Geschichte. Ich gab mir alle mögliche Mühe, etwas von seinen Thaten aufzufinden; aber je mehr ich gleichzeitige und spätere Geschichtschreiber las, je weniger fand ich etwas von ihm. Einige hatten sogar seinen Namen nicht einmal aufgemerket. Endlich führte mich ein Ohngefehr unvermuthet zu einen Stein, der die Asche dieses Königs [illegible]kte; denn es stand die nemliche Jahrzahl darauf, um welche er, wie ich es aus den zurükgelassenen Schriften meines Onkels ersehen habe, gestorben war. Auf diesem Steine fand ich die ganze Lebensgeschichte desselben aufgezeichnet, die ich meinen Lesern der Seltenheit wegen herszzen will.

„Hier liegt ein König, der nichts that, und fünfzig Jahre herrschte. Fünf und zwanzig Jahre brachte er zu, Befehle zu geben, und fünf und zwanzig,

sie zu wiederrufen. Die Geschichte wird nichts, als seinen Namen der Reihe von Königen wegen aufzuzeichnen würdig finden.“

Man kann die Geschichte der meisten grossen Monarchen nicht kürzer fassen, als diese ist; und ich wollte diese Grabschrift allen Biographen der Könige und Fürsten zum Muster empfehlen.

Der Oberpriester des Königs, da er bei Hofe nichts ausrichten konnte, steckte sich hinter das geheime königliche Konsilium von Weiberröcken, und einige alte Exzellenzien in Allongeperücken. Diese bestürmten Seine Majestät von allen Seiten. Man stellte Ihnen vor, was das beim Volke für Unruhen anrichten, für Strafen Gottes über das Land ziehen u. d. gl. Uibel mehr verursachen werde. Der oberste Priester, der einige hundert Meilen von den Staaten des Königs residirte, und dem mein Onkel seine lange Klauen, mit denen er alles an sich zog, stuzte, brachte auch alle seine Maschinen in Bewegung. Man bezte den

grossen Monarchen so lange, daß es ihm ganz ängstig ums Herz ward, und er alles zu widerrufen bereit war.

Zum grösten Glükke erfuhr mein Onkel die Farze, die man mit Seiner Majestät aufführte. Der Gedanke, daß alle seine grossen Entwürfe durch den Wankelmuth des Königs einstürzen sollten, brachte ihn in Wuth. Er stampfte mit seinen Füssen wild den Boden, und schwur allen Geistlichen, dem Oberpriester des Königs, und dem obersten Priester der ganzen Klerisei die stärkste Rache. Noch ganz aufgebracht über die Ränke, deren man sich bediente, seine weise und nüzliche Anstalten zu vereiteln, fuhr er zum König, den er mit einer zwar ehrerbietigen, aber etwas hellen Stimme anredete.

M. O. Soll es wahr sein, Euer Majestät, daß Sie die durch mich ausgefertigten Befehle widerrufen wollen?

K. Zukt die Achseln. Ja, ich hab' es erst recht genau überlegt, lieber

Kanz-

Kanzler, und ich finde, daß ich das nicht ausführen kann, was mir in der ersten Hitze so leicht schien. Es giebt unendliche Schwierigkeiten.

M. O. Die bei jeder grossen Unternehmung sein müssen.

K. Aber für mich ist es gar nicht, Schwierigkeiten zu überwinden. Mein Volk wird darüber mürrisch werden; ich werde mir auswärtige Fürsten, die grosse Anhänger des obersten Priester sind, zu Feinden machen, und — mein Gewissen. —

M. O. Ich hoffe doch nicht, daß Euer Majestät die Vorurtheile des Volkes haben werden. Sie sagten mir ja eben selbst, Sie hätten jedes Vorurtheil besiegt.

K. Ja, lieber Kanzler, scheinen möcht ich freilich dafür, daß es helle in meinem Kopfe sei; aber — aber — ich äße gerne alle Freitag und Samstag Fleisch, wenn nur an solchen Tagen kein Donnerwetter wäre! Wie gesagt, wenn Sie's ma-

machen können, daß mich die Welt für aufgeklärt hält, so wird mir's lieb sein, und ich will Ihnen dafür mit Gnaden gewogen bleiben; aber innerlich muß es mich nicht ängstigen. In der Gesellschaft will ich mich schon stellen, über so was hinaus zu sein, um für weise gehalten zu werden.

M. O. Euer Majestät werden das nie, wenn Sie nicht mit Standhaftigkeit Ihre Entwürfe ausführen. Ein Fürst, der des Tages dreimal schwankt, wenn er früh was befohlen hat, verräth, daß er einen schwachen Kopf habe, und die Welt wird ihn für einen Poltron halten, der in der ersten Hizze, alles niederreissen will, dann aber schwächer, als ein Kind ist, und sich von jedem am Gängelbande führen läst.

K. Rümpfte verdrüslich die Nase. Das wird die Welt nicht. Dafür bezahl ich die Zeitungsschreiber gut.

M. O. Und selbst diese werden sich scheuen, zum Lobe Euer Majestät was

zu ſagen, wenn Sie ſo offenbar der ganzen Welt ſelbſt zeigen, daß Sie des Lobes unwürdig ſind. Die Veränderungen, die ich izt im Namen Euer Majeſtät gewagt habe, hat zwei Drittel der Erdkugel aufmerkſam gemacht. Alles ſtaunt Sie, als einen groſſen Regenten an, der es wagte, ein ſo viel tauſendjähriges Ungeheuer zu vernichten. Man bewundert die Gröſſe Ihres Geiſtes, weil man nicht weis, daß Ihr Geiſt ſelbſt bei dieſer ganzen Reformazion gar nichts gethan hat; man harrt mit Sehnſucht der ferneren Ausführung Ihres angefangenen Werkes entgegen; verſpricht ſich für Vernunft und Tugend die glüklichſten Folgen davon, und nun, wenn man ſieht, daß alles ſtokt, daß Sie ſelbſt niederreiſſen, was Sie anfiengen aufzubauen, daß Ihre ganze Reformazion nichts, als das ſchnelle Auflodern einer Strohflamme war, die eben ſo geſchwind erlöſcht, als ſie die ganze Gegend erleuchtete, was wird man denken? Was öffentlich in allen Zeitungs- Wochen- und Tagsblätchen von Ihnen ſagen? Darf ich mich erkühnen, das Urtheil, welches die Welt von Euer Ma-

jeſtät faſſen wird, ungeheuchelt zu entdekken?

K. Verdrüslich und nachdenkend ſchweigt.

M. O. Hält dies Schweigen für Einwilligung.

Man wird ſagen, dieſer König iſt entweder ein ſchwacher Kopf, oder ein muthloſer, feiger Regent; oder — er iſt beides zugleich. Er hat wirklich ſo viel Einſicht, zu erkennen, was zum Beſten des Staates, zur Aufklärung des Volks, und zur Verbreitung der Wahrheit nöthig iſt; aber es mangelt ihm der Muth, alle Beſchwerlichkeiten, alle Hinderniſſe, die ſich ſeinen Unternehmungen entgegen ſezzen, ſtandhaft zu beſiegen; oder er hat zwar den Muth, etwas gutes zu unternehmen; aber es mangelt ihm die Einſicht, um erſt gehörig alles wohl zu überdenken, was ſich thun läſt, oder nicht; oder er hat weder eins noch das andere, ſondern iſt blos Poltron, der ſich von der erſten Idee in der Hizze fortreiſſen läſt,

läſt, bis er bei kälterem Blut fühlt, daß ihm zur Durchſetzung derſelben, Muth und Einſicht mangelt. So wird die Welt urtheilen, und das mit Recht. Es iſt beſſer, Monarch, gar nichts zu unternehmen, als etwas anzufangen, und gleich beim erſten Schritte wieder zurük zu weichen. Der Weiſe geht in allen ſeinen Unternehmungen langſam zu Werke. Er prüft genau die Arbeit, der er ſich unterziehen will, wiegt alle Hinderniſſe mit ſeinen Kräften auf der Goldwage ab; und findet er, daß dieſe jene aufheben, dann erſt ſchreitet er zur That. Der kühne, muthige, feurige Mann haſcht die erſte Idee gierig auf, und ſchreitet eben ſo haſtig, als er ſie auffing, zu ihrer Erfüllung. Er überdenkt keine Gefahr, kein Hindernis, das ihm auf dem Wege den er fortſchreiten will, aufhalten könnte; er ſieht eher keine Beſchwerlichkeit, als bis ſie da iſt; aber auch dann läſt er ſich nicht zurükſchrekken. Iſt er weiſe, ſo fühlt er zwar, daß es vielleicht beſſer geweſen wäre, ſo was nicht zu unternehmen; aber dem ohngeachtet, da er ſchon einmal den Schrit vorwärts gethan

hat,

hat, hält er es für eine Schande, ihn wieder zurük zu machen. Sein Muth wird durch die Grösse der Gefahr, durch die Menge der Hinderniſſe verdoppelt. Er denkt izt nicht mehr daran ob es billig, oder nicht, ob es möglich, oder unmöglich sei; sondern wie er es troz allem ausführen wolle. Er sagt zu sich selbst: es ist rühmlicher durchzusezzen, was du angefangen hast, wenn auch die Welt über Ungerechtigkeit schreien soll, als deine Entwürfe aufzugeben, um von einigen weinerlichen Geschöpfen von Philosophen als ein Recht und Billigkeit liebender Fürst auf Kosten deines Muths gelobt zu werden. Die Welt wird im ersten Falle dich immer als einen grossen Mann bewundern, und im zweiten, als einen Schwächling, verachten. Als Fürst ist für dich nur das gerecht und billig, was du dafür hälst, und nicht, was milzsüchtige Weise in ihrer Studierstube, vor Hunger und Wuth, daß sie das Gegentheil nicht thun können, knirschend, dafür träumen. *)

K.

*) Man wird leicht einsehen, daß mein Onkel hier, als — Staatsminister spricht. — Ehe-

K. Alles gut, lieber Kanzler, wenn nur keine Hindernisse dabei vorkämen. Ich erkenn' es recht wohl, daß es schön sei, gefährliche Unternehmungen auszuführen; — aber — also glauben Sie, daß auch die Zeitungsschreiber aufhören werden mich zu loben, wenn ich sie noch einmal so gut bezahlen sollte?

M. O. Allerdings, denn die ganze Welt würde sie Lügen strafen.

K. Ja, was ist da zu thun. Ich möchte gern Ihre, oder, weil es einmal so eingeführt ist, daß die Fürsten immer die vernünftigen Verordnungen ihrer Minister sich zuschreiben, meine Entwürfe ausführen, und doch auch nicht gerne mich vielen beschwerlichen Hindernissen unterziehen. Wissen Sie kein Mittel, wie man das möglich machen könnte?

— Ehemals dachte er nicht so; man verändert seine Denkungsart, so oft man den Stand verändert, in den uns das Schikfal gesezt hat. A. d. H.

Mein Onkel, welcher sah, daß Se. Majestät zwar gerne für einen grossen Monarchen möchten gehalten werden, aber auch nicht gerne das geringste Hindernis besiegen wollten, wuste nun nicht, was zu thun sei. Seinen Plan ganz aufzugeben, war ihm unmöglich. Endlich kam es nach vielen Berathschlagungen dahin, daß die Güter der Geistlichen eingezogen bleiben sollten; denn, was diesen Punkt betraf, waren Seine Majestät standhaft; hingegen wolle man die Obergewalt des obersten Priesters nur mit den Worten bestreiten, in der That ihm aber alle Macht, wie ehedem, zu gestehen. Und so geschah es auch. Man stritt sich auf den Hohenschulen müde, um zu beweisen, daß der oberste Prister keine Gewalt habe, ernannte aber keinen Dorfprediger, ohne zuvor von ihm die Bestättigung desselben einzuholen. Der oberste Priester lies dem Könige sehr gerne die Freude, über seine Gewalt auf seinen Universitäten streiten zu lassen, indessen er sie unumschränkt ausübte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der blaue Esel gewinnt es den Geistlichen und dem Konsilium der Weiberröcke ab.

O Kopf! o Königskopf! schrie mein Onkel, da er in seine Studierstube eintrat, zu schwach, die Last meiner Ohren, vielweniger erst eine Krone zu tragen! Warum stelte dich das Schikſal nicht lieber an die Spizze einer geduldigen Heerde von Schaafen, die in einer Gegend, wo der würgende Zahn des Wolfes nie mit Lammsblut den Boden färbte, munter im Grase hüpfend sich weidet; da hättest du ruhig, ohne Gefahr, ohne alle Hindernisse deine Schaafe beherrschen können!

Ganz aufgebracht über die Schwäche und den Wankelmuth des Königs ging er mit grossen Schritten auf und ab, spottete bitter des grossen Monarchen, und

knirschte vor Wuth über die Ränke und Betrügereien der Pfaffen, indessen diese sich ihrrs Triumphes freuten. " Es soll euch nicht gelingen, sagte er endlich ganz laut nach einer langen Pause, es soll euch nicht gelingen ! ich will euch stürzen, oder meine Eselsgestalt ablegen, und — ein Mensch werden ! " Nun dachte er dem Mittel nach, wie es anzufangen, um seinen Entwurf, die Pfaffen zu stürzen, durchzusezzen. Er fand kein besseres, als die Verachtung gegen sie unter dem Volke zu verbreiten; diese zu bewirken mußte Freiheit im denken und schreiben sein. Aber wie sollte er den schwachen, grossen König dahinbringen, diese Freiheit zu ertheilen? und, wenn er sie ertheilet, ihn gegen die Einblasungen der Exzellenz-Reifrökke, und Exzellenz-Perükken standhaft erhalten? Dies war der härteste Punkt. Doch endlich erfand er das beste Mittel dalu. Er kannte nun den Karakter seiner Majestät vollkommen. Er wuste, daß sie, so wankelhaft Sie sonst in allem übrigen Dingen waren, in der Aufhäufung des Geldes standhaft blieben; und dies schien ihm das beste Mittel.

In einigen Tagen lies ihn der König rufen. Seine Majeſtät ſprachen über verſchiedene Finanzzweige, und klagten, daß des Geldes im Lande immer weniger würde. Was mag wohl davon die Urſache ſein? fragten Sie meinen Onkel.

M. O. Ich kenne deren drei, gnädigſter Herr! die eine iſt, weil Sie alles Geld zuſammenraffen, in ihren Schazkammern aufhäufen, und durch ihre allzukarge Wirthſchaft kein Geld zirkuliren laſſen; die zwote iſt der Luxus, wodurch viel Geld für ausländiſche Waaren hinausgeht, ohne daß wieder welches dafür ins Land kommt; und die dritte iſt die Denk- und Schreibſklaverei. Zwo von dieſen Urſachen können Euer Majeſtät noch dieſe Stunde vertilgen; die dritte nicht, wenn Sie nicht zugleich den ganzen Handlungszweig vernichten wollen. Sie dürfen nur ihre Schazkammern öffnen, ſtatt des Geldes noch mehr hineinzulegen; und dann die Freiheit im Denken und Schreiben ertheilen.

K. Die erste Ursache, wollen wir übergehen, lieber Kanzler, denn die kann bei mir gar nicht mehr gehoben werden; aber die andern zwo verdienen, daß ich sie überlege. — Was denken Sie davon?

M. O. Dem Luxus zu steuern ist keine Möglichkeit, sobald der Handel nicht fallen soll. Alle fremde Waaren verbieten, schlägt das Kommerz eben so sehr darnieder, als die Einstellung des Luxus. Können unsre innländischen Produkte den Werth der ausländischen ersezzen, oder ihn gar übertreffen, dann wird die Vollkommenheit unsrer Produkte von selbst die auswärtigen entbehrlich machen, und im Auslande ihren Absatz befördern; können sie es nicht, so wird man durch den noch gefährlicheren Schleich- als Offenhandel dieselben ins Land bringen, und wir werden durch das Verbot der fremden Produkte auch die unsrigen, die noch abgenommen wurden, zurükbehalten. Man wird uns Gleiches mit Gleichem bezahlen; und wird lieber die nothwendigen Erfordernisse, die man izt bei uns geholt hat, von denjenigen Nazionen nehmen, bei welchen

chen man gegenseitig von seinen Produkten abseszen kann, als von uns, denen man sie nur mit baarem Gelde bezahlen müßte. Die Handelsleute fremder Mächte können mit den unsrigen keinen Waarentausch treffen, denn diese dürfen fremde Produkte nicht ins Land bringen; und so werden auch jene von ihnen nichts abnehmen.

K. Es ist mir zwar ganz einleuchtend, lieber Kanzler, was Sie izt statt meiner überdacht haben; aber ich glaube doch, daß dadurch sehr viel Geld im Lande bliebe.

M. O. Das ist wahr, gnädigster Herr! aber sobald Sie die Einfuhr fremder Waaren in dero Staaten verbieten, so liegt in einigen Jahren aller Handel darnieder.

K. Was liegt mir daran! Ich kann das Geld, welches izt ausser Lande geht, dann an mich ziehen, und dadurch meine Schäze vermehren. Ja, ja, das ist ein herrlicher Gedanke, den ich ausführen will. — Indessen was denken sie von der dritten Ursache.

M. O. daß diese am leichtesten gehoben werden könnte. Die allzuscharfe Bücherzensur macht, daß unsre Buchhändler, und Gelehrten alle gute Werke, die auf Ihren allerhöchsten Befehl, gnädigster Herr, im Lande zu drukken verboten sind, auswärtig auflegen lassen; dadurch geht nun gewaltig viel Geld ausser Lande; zweitens ist das vernünftig lesende Publikum gezwungen, alle gute Bücher auch vom Auslande kommen zu lassen; und dadurch kommt wieder viel Geld hinaus; drittens unsre Buchhändler, da sie innländisch nichts als Käsepapier auflegen müssen, können damit keinen Change mit fremden Buchhändlern treffen, sondern müssen alles baar bezahlen, und so kommt für unsre gelehrte Produkte, wofür aber Euer Majestät gnädigst gesorgt haben, daß sie nicht allzu gelehrt sein können, kein Geld ins Land; nun macht aber die Summe, die järlich für Bücher und Auflagen ausser Lande geht, fast ein Achtel von dem zirkulirenden Gelde aus, welches durch eine vollkommene Denk- und Schreibfreiheit im Lande erhalten werden könnte; daß man also viertens

daß

das in der That sein muß, was ich Euer Majestät zu sein äusserlich scheine, wenn man dies Uibel nicht heben wollte; indem erstens so viel Geld ersparret, zweitens der Ruhm Euer Majestät vergrössert und überal verbreitet, und drittens die Aufklärung unendlich dadurch vergrössert werden könnte. *)

K. Die ersten zween guten Folgen sind mir ganz angenehm, lieber Kanzler, die lezte kümmert mich nicht viel. Freilich hab' ich einen kleinen Zweifel. Wenn ich die Freiheit im Schreiben ertheile, werden da nicht die ungezogenen Schriftsteller wider mich losziehen, wenn sie glauben, meine Weisheit hätte einmal einen Vorsprung gemacht?

*) Meine Leser werden sich wundern, warum mein Onkel mit lauter: erstens, zweitens, u. s. w. spricht? Diesen dienet zur Nachricht, daß seine Majestät schon so sehr an die Zahlen durch das viele addiren gewöhnt waren, daß Sie wenig oder nichts begriffen, wenn nicht arithmetisch mit Ihnen gesprochen wurde. A. d. V.

M. O. Das dürfen Euer Majestät nicht fürchten.

K. Und welche gefährliche Folgen könnte diese Freiheit für den Staat haben.

M. O. Keine! so wenig sie in andern Saaten hat, wo die uneingeschränkteste Freiheit herrschet. Auch ist ja meine Meinung gar nicht, eine vollkommene Freiheit einzuführen; sondern nur eine etwas gemässigtere Sklaverei.

K. (denkt einige Minuten nach. Freudig.) Gefunden, lieber Kanzler, gefunden!

M. O. Was, Euer Majestät;

K. Ein neues Mittel, wodurch ich viel ersparren kann. Sie wissen, Schandenhalber muß ich jährlich sehr viel zur Erhaltung der Armen in meinen Saaten geben; besonders da ich deren täglich mehr mache. Dieses Geld kann ich ersparren, wenn ich Presfreiheit ertheile: doch so, daß diejenigen hundert Dukaten Straf zahlen müssen, welche etwas ohne Zen-

sur

fur drukken. Um ſie deſto leichter zu fangen, muß der Cenſor dreifache Unterſchrift haben. Eine, welche anzeigt, daß das Werk vollkommen zugelaſſen iſt; eine, daß es zwar erlaubt ſei, aber doch ſo ſcheinen müſſe, als wär es auswärtig gedrukt; und eine welche die auswärtigen Bücher duldet. Anfangs muß man die Freiheit etwas ſehr erweitern, dies wird die Buchhändler ſicher machen; ſie werden auf die lezte Unterſchrift des Zenſors rechnen, und darum braf ohne ſeine Genehmigung drukken laſſen; die Polizei wird darauf ſehr genau acht haben müſſen, und ſo werden recht viele hundert Dukaten einkommen, die ich zur Erhaltung der Armen widmen will, um meine Beiträge zu erſparren.

M. O. (War froh, daß er ſeine Majeſtät ſo weit gebracht hatte.) Sie haben recht, gnädigſten Herr, das iſt eine der nüzlichſten Folgen mehr, auf die nur Sie haben verfallen können.

K Und Sie ſollen die Stelle des oberſten Zenſors bekleiden: doch müſſen Sie

in

in dem Edikte die Ursache anführen, daß ich die Presfreiheit blos der Aufklärung wegen ertheile.

M. O. Ganz gut, Euer Majestät, ich werde es nicht vergessen.

Froh über diesen Sieg ging mein Onkel nach Hause, und machte gleich den folgenden Tag die Presfreiheit kund. Alles staunte, die Pfaffen schrieen und lärmten; besonders da gleich ein Schwarm von fliegenden Blättern erschien, worinn man aus allen Kräften wider sie zu Felde zog. Der Oberpriester, das Konsilium der Unterrökke, viele alte Exzellenzperrükken überliefen den König. Sie hofften von seinem Wankelmuthe die Widerrufung dieses Edikts; aber diesmal blieb er einigermassen standhaft: Die Strafgelder waren bei ihm ein Grund, den nichts erschüttern konnte. Mein Onkel um ihn noch mehr zu befestigen, zahlte einigemal selbst etliche hundert Dukaten, die er zwar von einigen Buchhändlern abnehmen lies, sie ihnen aber von seinem eigenen Gelde wieder zurük gab. Dies blendete seine Majestät

noch

noch mehr, daß ſie von der Presfreiheit gar nicht abzubringen waren. So erhielt der blaue Eſel den vollkommenſten Sieg über die Pfaffen, die man ſchon anfing, durch die neuen erſchienenen Schriften von ihren manichfaltigen Betrügereien unterrichtet, zu verachten, und ſah zu ſeinem größten Vergnügen, daß das Konſilium der Weiberrökke vergebens ſich bemühte, ſeine Entwüfe zu vereiteln.

Sechzehntes Kapitel.

Mein Onkel erwirbt sich die Gunst der Gelehrten. Urtheil desselben wider einen Nachdrukker.

Ich habe, oder besser, wir haben schon vorhin gesagt, daß Wizlinge, Gelehrte, und Philosophen über die Erhebung meines Onkels zum ersten Staatsminister in verschiedenen fliegenden Blättern gespottet haben, und deswegen zur Belohnung für die gesagte Wahrheit auf einige Wochen bei Wasser und Brod eingesperrt wurden. Dies stumpfte nun freilich ihre einheimische Federn; aber nichts desto weniger unterließen sie nicht, in auswärtigen Zeitungen seiner manchmal in einer nicht gar zu höflichen Satire zu gedenken. Mein Onkel ertrug alle Spöttereien der Gelehrten sehr gelassen. Er wuste, daß es für Menschen freilich sehr auffallend sein müsse, einen Esel auf ei-

nem

nem Posten zu sehen, der nur für sie allein sein sollte. Dieser Gedanke, und die Gewisheit, sie durch seine Thaten zu überführen, daß er dieser Ehrenselle nicht unwürdig sei, beruhigte ihn, und ließ ihn zugleich hoffen, die Gunst der Gelehrten doch einmal zu gewinnen.

Aus dieser Ursache ladete er alle Tage einige von dem berühmtesten an seine Tafel, und bewies ihnen durch köstliche Gerichte, daß er ein Beschüzzer und Beförderer der Wissenschaften sei. Die Gelehrten fanden, daß man bei ihm sehr gut speise, und sahen deswegen in ihm nicht mehr den Esel sondern einen sehr vernüftigen und aufgeklärten Mann. Er wurde von allen, die an seiner Tafel die Krämpfungen ihres Magens heilten, gelobt, und als ein grosser Mäzen gepriesen. So weit hatte er nun die Gunst dieser Gelehrten schon gewonnen: die andern schimpften freilich noch auf ihn — denn sie speisten nicht an seinem Tische.

Als nun aber die Pressfreiheit erschien; als man erfuhr, daß mein Onkel sie bewir-

wirket habe; als er auf elende Brochüren armseliger Skribenten ein gnädiges Admittitur schrieb; als die hungrigen Autoren dafür einige Gulden von Buchhändlern empfingen, da posaunte jeder mit halben und ganzen Backen sein Lob aus; da war kein grösserer, kein gelehrterer, kein vernünftigerer Mann, als der blaue Esel, mein Onkel; da pries man das Land glüklich, dessen Steuerruder ein so erhabener Minister lenke.

Schon dies war genug, um meinem viel theuren Onkel die Liebe und Achtung aller Gelehrten zu erwerben; aber er that noch mehr, wodurch er in Prosa und Versen vergöttert wurde.

Es war eine laute Klage aller Schriftsteller und redlicher Buchhändler, daß mancher gewinnsüchtiger Hund, einem andern das mit vieler Mühe ausgescharrte Bein gewaltsam entreisse; oder — deutlicher zu werden; daß es Nachdrukker gebe. Mein Onkel, ein Feind jedes Diebstals, er mochte was immer für einen Namen haben, war selbst dawider

auf-

aufgebracht. Er beſchlos ein zurükſchrekkendes Beiſpiel an dem erſten, der des Nachdrukkes überwieſen werden könnte, aufzuſtellen. Er fand bald Gelegenheit dazu. Ein Buchhändler und Buchdrukker zu gleich hatte ſich von fremdem Mark weidlich gemäſtet, und ein ſo herrliches Haus aufgebauet, daß ein Fürſt darin zu wohnen ſich nicht ſchämen durfte. Dieſer dikke Buchhändler drukte zum Unglükke das Werk eines Tiſchgelehrten meines Onkels nach. Der Gelehrte bemühte ſich einen Korrekturbogen aus der Drukkerei zu erhalten, und den Sezzer zum Zeugen zu bekommen. Beides gelang ihm. Das Korpus Delikti war da, der Zeuge bekräftigte es zumliberfluſſe mit einem Juramente und der Buchhändler Falſarius konnte ſeine That nicht mehr läugnen. Die Klage wurde vorgebracht, der Nachdrukker ins Gefängniß geworfen, um am nächſten Gerichtstage, dem mein Onkel ſelbſt beiwohnen wollte, verurtheilt zu werden.

Der Tag erſchien. Der Nachdrukker ward vorgefodert, um zu ſeiner Vertheidigung, wenn er es könne, etwas vorzubringen. Dieſer fing mit vielen und präch-

tigen Worten an, sich zu entschuldigen. Er sagte, seine That verdiene eher Belohnung, als Strafe, indem erstens dadurch viel Geld im Lande blieb, zweitens die Wissenschaften mehr verbreitet würden. Jeder könne sich nun leichter die Bücher anschaffen, da sie um 2/3 wohlfeiler, als die Orginalauflagen, gegeben würden; und so sei der Nachdruk dem Staate nüzlich, dem Publikum vortheilhaft, und zur Ausbreitung der Wissenschaften behülflich. Die Richter staunten über die Vertheidigung des Buchdrukters. In ihrem Korpus Juris war keine einzige Lex, daraus sie das Gegentheil von dem, was er sagte, hätten beweisen können; und sie waren schon an dem, ihn los zu sprechen, als mein Onkel aus dem Gesezbuche des schlichten Verstandes sein Unrecht bewies.

Ohne ein Wort zu sagen, lies er einen andern Verbrecher aus dem Kerker holen. Dieser Unglükliche hatte einem geizigen Millionär, der sein Geld auf grossen Haufen zusammengescharrt bewachte einige hundert tausende, unter dem Vorwande,

be: das todliegende Geld im Publikum zirkulieren zu lassen, entfremdet. Seine Dieberei wurde entdekt, er eingezogen, und zum Strik'e verdamt. Sobald dieser Verbrecher erschien, fragte mein Onkel den Nachdrukker, wie viel er am baaren Gelde zu Hause habe? Der Bücherdieb glaubte, der blaue Esel frage ihn darum, weil er nach der Grösse seines Reichthums seine Lossprechung verkaufen wollte, und antwortete: " Das Geld, welches zu Hause in meinen Kästen baar liegt, wird sich auf eine halbe Million belaufen. "

Gut, sagte mein Onkel, dieser Verbrecher, den du hier siehst, stahl, wie du weist, um das Geld in's Publikum zu bringen; wenn er nun dein Geld, unter dem Vorwande: „dieses Geld ist hier dem Staate unnüz, es liegt ungebraucht, ich will es in Umlauf sezzen, dadurch bekommen viele hunderte Arbeit, und ich thue etwas für den Staat sowohl, als für das Publikum nüzliches" gestolen hätte, wärst du zufrieden gewesen? Der Nachdrukker zukte die Achsel. Mein On-

kel fuhr fort: Nun sieh, dies ist dein Fall. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Dieb dem ganzen Publikum einen wichtigen Dienst geleistet hat, da er dem Millionär so viele hundert tausende, die dieser tod in seinen Kisten liegen lies, stahl, und sie unter das Volk brachte, wodurch mehr Geld in Umlauf kam; weil er aber dieses Gute durch eine unerlaubte dem natürlichen Gesezze, welches uns gebietet, einem jeden das Seine zu lassen, widrige Handlung that, so ist er zum Galgen verurtheilt; nun kann alles, was du izt zum Vortheile des Nachdruks gesagt hast, wahr sein; allein da du andern ihr Eigenthum gestolen hast, um damit Gutes zu thun; und man unmöglich der Billigkeit nach etwas Gutes durch ein Verbrechen bewirken kann, so wirst du Bücher- wie dieser Gelddieb ohne Gnade gehangen werden.

Den andern Tag wurden beide hinausgeführt, und an einem Galgen neben einander aufgeknüpft.

Ober dem Kopfe eines jeden wurde ein Schild aufgemacht, worauf das Verbrechen mit folgenden Worten aufgezeichnet ſtand. „ Dieſer ſtahl einem reichen Manne ſein Geld, um es ins Publikum zu bringen, und jener die Arbeit der Gelehrten und das Eigenthum der Buchhändler, um die Lektüre durch den wohlfeilen Preis der Bücher zu befördern. Beide wollten mit fremdem Vermögen Gutes thun, wie jener Heiliger, der das Leder ſtahl, um den armen Leuten Schuhe davon zu machen. Ihre Abſicht mag gut geweſen ſein; aber ſie wurden doch gehangen. „

Siebenzehntes Kapitel.

Worin seine Majestät ihre gesezgebrische Gewalt beweisen.

So sehr die Gelehrten und Buchhändler über das gerechte Urtheil meines Onkels frolokten, und seinen Namen in hinkenden Versen und holbrichter Prosa verewigten, so sehr heulte und wehklagte die Familie des gedangenen Nachdrukkers, und wünschte meinem Onkel alles Unheil auf den Rükken. Seine Gattin erzählte die traurige und schandvolle Hinrichtung ihres Gemals ihrem Beichtvater und bat ihn um seinen Trost, den ihr dieser, so viel izt in seinen Vermögen stand, mit einem kräftigen Stosgebetchen, worin er um Stärke für die Wittwe den Himmel anflehte, auch reichlich ertheilte; da er sie aber genug getröstet hatte, gieng er zum Oberpriester, dem er die ganze Begebenheit erzählte, und zugleich seine un-

unmasgebliche Meinung hinzufüate, wie dies eine schöne Gelegenheit sei, meinen Onkel, wo nicht völlig zu stürzen, ihm doch wenigstens einen gewaltigen Ribbenstos zu versezzen.

Aufmerksam hörte der Oberprieſter die ganze Geschichte an, und da er jeden einzelnen Umstand sich zehnmal wiederholen lies, sagte er: „Sint Deo laudes! nun haben wir doch eine Gelegenheit, einen dem Staate nüzlichen Minister zur Ehre der Religion und zur Aufrechthaltung des Obersten Prieſters zu stürzen!“ Er dankte dem Beichtvater für die überbrachte Nachricht, lobte seinen Eifer für das Wohl der Religion, und versprach ihm zur Belohnung die erſte entledigte Pfarre.

Um das Eisen, wie das gemeine Sprüchwort sagt, zu schmieden, so lang es warm ist, fuhr der Oberprieſter auf der Stelle zur Präsidentin des Konsiliums der Unterrichte. Er erzählte in der schnatternden Versamlung den ganzen Vorfall, und munterte sie nun auf, izt die schiklichste aller Gelegenheiten zu haschen, um meinen viel geliebten Onkel zu stürzen. Alle fan-

den, daß es izt sehr leicht geschehen könne, und darum ward beschlossen, noch am nämlichen Tage die Verschwörung wider den blauen Esel thätig zu machen. Aus dieser Ursache ließ man der Gemalin des Nachdruckers sagen, sie möchte gegen die an ihrem Manne verübte Ungerechtigkeit bei dem Monarchen klagen, und man versprach, ihre Klage aus allen Kräften zu unterstüzzen.

So sehr die Wittwe gegen meinen Onkel aufgebracht war, so fühlte sie doch, daß ihrem Manne kein Unrecht geschehen sei. Ihr Gewissen sagte ihr, daß es sträflich wäre, sich der Kabale eines Oberpriesters und eines Konsiliums von Unterröken zu bedienen, um einen rechtschaffenen, gerechten Minister zu stürzen. Diese ihre Gewissenszweifel endekte sie ihrem Beichtvater, und erklärte sich gegen selben, daß sie ohnmöglich wider den blauen Esel bei dem Könige klagen könne. Ihr Beichtvater, ein sehr frommer und in der Gottesgelehrheit bewanderter Mann, lachte laut auf über die ängstlichen Bedenklichkeiten der Wittwe. Er bewies

ihr

ihr deutlich aus den Büchern berühmter Theologen, daß es nicht nur eine erlaubte, sondern so gar um den Himmel verdienstliche Sache sei; versprach ihr eine Stelle unter den heiligen — Jungfrauen, wenn sie sich ganz der Leitung des Oberpriesters überliesse; drohte ihr hingegen mit der ewigen Verdammung, wenn sie es nicht thäte, weil sie ihrem geistlichen Hirten in allem Gehorsam schuldig sei. Bei dem Worte, ewige Verdammung, erschrak die gute Wittwe so sehr, daß sie ihrem Beichtvater ohnmächtig in die Arme sank, worüber dieser wieder so sehr erschrak, daß er mit der Wittwe auf das zum Glük darneben stehende Ruhebette fiel, und mit seiner Nase gerade auf die ihrige stieß, wodurch die erschrokkene Wittwe wieder zu sich kam, dem Beichtvater, gar höflich für das Laben in der Ohnmacht dankte, und ihm alles zu thun versprach, was er von ihr verlangte.

Die Klage ward noch am nämlichen Tage aufgesezt und dem Könige überreicht. Es war alles so veranstaltet, daß sie just zu dieser Stunde Seiner Majestät einge-

händiget wurde, da der Oberprieſter und die Präſidentin des Unterconſiliums zugegen waren, die ſich eben entſezlich verwunderten, wie unter den Blikken des gerechteſten Königs eine ſolche Ungerechtigkeit habe geſchehen können. Man bewies ſeiner Majeſtät, wie nüzlich der Nachdruk ſei; beſonders wenn Sie ein Privilegium darüber ertheilten, wofür jeder, der deſſen genieſſen wollte, etwas an die königliche Kammer zahlen müßte. Seine Majeſtät begriffen die wichtigen Gründe für die Nüzlichkeit des Nachdruks ſehr wohl, zürneten gewaltig über den blauen Eſel und lieſen ihn auf der Stelle zu ſich kommen, um ihm ihren allergnädigſten Unwillen zu bezeigen. Der Oberprieſter und die Präſidentin freuten ſich heimlich darüber, glaubten meinen Onkel ſchon geſtürzt zu haben, dankten Gott mit einem andächtigen Gebetchen herzlich dafür, empfohlen ſich in die fernere Gnade ſeiner Majeſtät, und gingen ihres Weges, weil ſie nicht gerne mit meinem Onkel zuſammen treffen wollten; denn ſo tükkiſch und boshaft Heuchelei und andächtige Schadenfreude iſt, ſo trauen beide

de Ungeheuer ſich doch nicht, der Rechtſchaffenheit unter die Augen zu treten.

Mein Onkel erſchien, und ſeine Majeſtät ſtellten ihn des gehangenen Nachdrukkers wegen zur Rede. Der blaue Eſel vertheidigte ſich mit Gründen, die jedem — nur keinem Könige billig und gerecht ſcheinen muſten. Seine Majeſtät waren nicht davon überzeuget.

K. Ich will nun einmal, daß man in meinen Staaten nachdrukke.

M. O. Euer Majeſtät können das nicht wollen. Es iſt eine Ungerechtigkeit.

K. Nichts iſt ungerecht was Könige wollen.

M. O. Gnädigſter Herr!

K. Und ich erlaube Allen, fremde Bücher nachzudrukken, verſteht ſich, wenn ſie mich vorher für dieſes Privilegium bezahlen.

M. O. Auch fremdes Gut hat seinen Eigenthümer; und es bleibt immer Diebstahl, einem etwas zu stehlen, der in meinem Hause wohnt, oder in meines Nachbars seinem. Wenn Euer Majestät den Nachdruk fremder Bücher erlauben, so können Sie ja eben so gut ein Privilegium ertheilen, auswärtigen Kaufleuten ihre Waare, reichen Wechslern ihr Geld zu stehlen. Diese Gewalt, Sire, kann ich Ihnen unmöglich zu gestehen, denn sie ist wider alle Gesezze.

K. (Aufgebracht stampft mit dem Fusse auf dem Boden.) Bin ich nicht König? Kann ich nicht Gesezze geben, und vernichten? Wenn nun ein Gesez da ist, welches den Diebstal unter was immer vor einem Namen verbietet; so vernichte ich von heute an dieses Gesez, und ertheile ein anderes dafür, welches den Diebstal erlaubet. Wer kann was dagegen einwenden, sobald seine Armee nicht so stark ist, wie die Meinige.

M. O. Niemand!

K. Warum lieſſen Sie alſo den Nachdrukker hangen?

M. O. Weil er des Privilegiums ſich anmaßte, ohne Euer Majeſtät dafür gezahlt zu haben.

K. Wie, er hat nichts dafür an mich gezahlt, daß er nachdrukte?

M: O. Nichts.

K. Ja, da haben Sie Recht gehabt, lieber Kanzler! Künftig ſollen alle gehangen werden, welche nachdrukken, ohne das Privilegium für baares Geld eingelößt zu haben; die aber dafür zahlen, ſollen meines beſondern Schuzes genieſſen. Die Klage der Wittwe des Gehangenen fertigen Sie ab. Ich kann nichts darin ſprechen. Ich ſeh' Sie ſind unſchuldig, lieber Kanzler! Warum drukte er nach, ohne vorher von mir ein Privilegium dazu gekauft zu haben. — Das war Unrecht.

M. O. Euer Majeſtät ſind der gerechteſte Monarch.

K. Das bin ich, nur zahlen muß man. Seine Majeſtät lobten izt den Dienſteifer meines Onkels. Befohlen ihm, ferners genau acht zu haben, daß keiner ohne Privilegium nachdrukke, und entlieſſen ihn mit der freundlichſten Verſicherung Ihrer vollkommenſten Gnade.

So ging alſo das fürchterliche Gewitter, welches der Oberprieſter und die Präſidentin des Unterrokskonſiliums ober dem Haupte meines Onkels zuſammenziehen wollten, in einen ſanften, fruchtbaren Regen über, ohne durch verderbende Schloſſen die ſchöne Früchte an Boden geſchmettert zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

Staatseinrichtungen, worin mein Onkel beweiſt, daß ein Eſel wirklich mehr Verſtand habe, als die Menſchen.

Mein Onkel glaubte das Vertrauen des Königs vollkommen zu beſizzen. Er hatte ſo ziemlich ſeinen Karakter ſtudiert, und da er ſah, daß man mit Geld bei Seiner Majeſtät alles ausrichten könne, ſo traf er einige Anſtalten, wodurch in der That ſehr groſſe Erſparrungen gemacht wurden. Freilich traf es meiſtens die Geiſtlichen, deren gröſter Feind mein Onkel war, und die ihn, wie billig, nach der Vorſchrift ihres Inſtitus — liebten! nicht doch, meine Leſer, — haßten.

Auch hatten Sie groſſe Urſache dazu. Eh mein Onkel ans Staatsruder kam, herrſchten ſie nicht nur allein im Kabinete, ſondern ſie kommandirten auch die

Armeen; aber kaum war das Staatsruder in den Händen meines Onkels, als dieser sie sowohl aus dem Kabinete, als aus dem Lager verdrängte. Bei seiner Reformazion der Geistlichen, wozu er den König nur durch die Verstellung des Gewinnstes brachte, stellte er ihm auch so nachdrüklich vor, daß er dieses für den Staat so wichtiges, und für seine Schazkammer so rüzliches Geschäft nie werde vollkommen zu Stande bringen, wenn er den Geistlichen einen Einflus in die Staatsgeschäfte zulasse. Er machte ihm begreiflich, daß es nöthig sei, um das angefangene Werk der Reformazion nicht nur allein immer zu verbesse n, sondern auch für die Zukunft zu befestigen, dem Thronfolger keine geistliche Erziehung geben zu lassen. Der König begrif alles sehr wohl, und that — was wir bald lesen werden.

Mein Onkel trachtete nicht nur allein den Staat, dessen Wohl ihm anvertrauet war, aus dem Grunde zu kennen, sondern er bemühte sich auch die Kenntnis fremder Staaten zu erlangen, um diejenigen

nigen Einrichtungen, die darin gut sind, einzuführen. Er fand sehr wenig, was ihm behagte. Er sah, wie die meisten Staaten auf nichts als auf die Vermehrung der Volksmenge dachten: wie sie alle Mittel anwendeten, die Bevölkerung zu fördern, ohne zugleich darauf zu sorgen, wie alle leben sollen; weil sie den falschen Grundsaz hatten: die Volksmenge befördere die Industrie, und durch sie könne jeder Nahrung erhalten. Sie sind Thoren, dachte er. Die menschliche Industrie kann keinen Hund ernähren, sobald es ihr an Mitteln fehlt, thätig zu sein. Last uns erst unsre Bürger in Uiberflus sezzen, last uns erst neue Nahrungszweige finden, eh wir auf die Vermehrung der Einwohner denken. Sind unsre Bürger im Wohlstande, haben wir Mittel die Nahrungswege zu öfnen, dann giebt sich die Bevölkerung von selbst. Lebt aber der Bürger in höchster Dürftigkeit, so schlägt diese jeden Trieb zur Fortpflanzung seines Selbst danieder: man ist froh, keine Kinder zu zeugen, weil man weis, daß nur Elend, Kummer und Mangel ihrer harre.

Aus dieser Ursache machte mein Onkel die Einrichtung, daß niemand, der sich nicht hinlänglich ausweisen konnte, für eine Familie vollkommenen Lebensunterhalt zu haben, heurathen durfte. Er wollte lieber weniger Unterthanen, und diese glüklich, und deswegen auch rechtschaffen haben; als Millionen von Bettlern, und also auch von Schurken. Indem glaubte, daß der Staat mit wenigen im Wohlstande lebenden Bürgern mächtiger und glüklicher sei, als derjenige, dessen Bevölkerung die Nahrungszweige übersteigt. Des ersteren Ruhe wird nie von seinen eigenen Bürgern gestört werden; der andere wird immer gegen seine eigene Kinder zu Felde ziehen müssen. Er dachte also erst, woher Nahrung für mehrere Menschen, eh er ihre Zahl zu vergrössern suchte; und nicht, wie die meisten Staaten: nur mehr Menschen! eh sie wissen, wovon die e leben sollen, weil sie glauben, sind nur die Menschen da, die Nahrung kömmt von sich selbst.

Durch diese Einrichtung ist leicht zu vermuthen, daß es der Bettler sehr wenige werde gegeben haben; da aber unter so vielen Millionen, doch immer Presshafte und auch Taugenichtse sind, so traf er die Anstalt, daß er für wahrhaft Arme Häuser errichtete, worin jeder aufgenommen wurde, der sich meldete, und untüchtig zur Arbeit befunden ward: für jene, welche keine Arbeit hatten, bestellte er Arbeitshäuser, worin jeder so viel täglich gewinnen konnte, als er sonst gewöhnlich mit seiner Tagarbeit erwarb; für Müssiggeher bestimte er das Zuchthaus, worin sie so lange nur für Kleidung und Kost mit einer leichten Kette geschlossen arbeiten musten, bis sie an ein thätiges Leben gewöhnt waren. So war also das Bettelgehen auf das schärfeste verboten; aber nicht wie in andern Staaten, wo man es verbietet, ohne für die Arme auf eine oder die andere Art zu sorgen.

Nie belegte er die Einwohner mit zu drukkenden Auflagen. Er dachte es sei besser über reiche Bürger, als elende Bet-

ler zu herrschen; weil der Reichthum eines Staates nicht in seinen gefüllten Schazkammern, sondern in dem Vermögen seiner Bürger bestehen. Jemehr man diesen Geld läst, jemehr können sie dessen gewinnen, weil es ihnen nicht an Mitteln zum Verkehr fehlet.

Und da ihm nichts heiliger war, als das Leben seiner Bürger, so hatte er seine Polizei so eingerichtet, daß jeder durch diese gegen alles gesichert war. Er schafte die überflüssige Menge der Wagen ab, die nur zur Bequemlichkeit dienten, und gab für die übrigen die strengsten Befehle heraus, wodurch er das schnelle Fahren untersagte. Es war ihm aber nicht genug, es blos verboten zu haben; sondern er sah auch darauf, daß seine Befehle vollzogen wurden. Jeder Kutscher, der sich unterfing trott, oder gar Karriere zu fahren wurde auf der Stelle vom Wagen herunter genommen, und mit fünfzig Brügeln bestraft, und dagegen schüzte ihn nicht einmal die Liberei des Königs, vielweniger eines andern Kavaliers.

Neunzehntes Kapitel.

Fortsezzung des Vorigen. Mein Onkel macht sich Feinde, und verliert die Gunst des Königs.

So stolz mein Onkel auf seinen alten Adel war, so fand er doch, daß die Menschen noch stolzer darauf wären; und daß dieser Stolz sie auf einen ganz andern Wege leite, als ihn der seinige. Sein alter Adel war bei ihm die Triebfeder zu grossen Handlungen. Er dachte, weil kein Esel sich eines so alten Hauses rühmen könnte, so wär' es für ihn eine Schande wenn er in grossen, rechtschaffenen, edlen Handlungen sollte übertroffen werden. Bei den Menschen fand er das Gegentheil. Ihr Adel war ihnen Verdienst genug, und der Vorwand zum müssigen Leben. Sie hielten sich für berechtiget, diejenigen zu verachten, und zu drükken, welche mit ihren arbeitsamen Händen,

die adelichen Nichtsthuer ernährten. Dies schien ihm eine der grösten Ungerechtigkeiten, und der stärkste Fehler der Polizei zu sein.

Um diesem Uibel zu steuern, wartete er die Gelegenheit ab, den König bei guter Laune zu treffen. Das Glük war ihm günstig. Eben erhielten Seine Majestät eine Berechnung, woraus Sie ersahen, daß durch die kluge Staatsverwaltung meines Onkels so viele Millionen erspar=ret seien. Dies gab dem Könige die beste Laune. Er lies meinen Onkel kommen, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen. Der blaue Esel, da er den König so gut gestimmet sah, wagte es, seinen Vorschlag in Betref des Adels vorzulegen. Der König, ohne ein Wort davon gehört zu haben, denn er war noch immer mit der Berechnung seines Gewinstes beschäftiget, hies alles gut, übergab meinem Onkel alle Vollmacht, zu thun, was er nur immer wolle, und entlies ihn mit sehr gnädigen Versicherungen seiner Gewogenheit.

Nun kannst du alles thun, dachte mein Onkel. Wie willst du die Menschen bessern, und sie dann glüklich machen! Sogleich verfertigte er ein Edikt, worin er dem Adel alle Vorrechte nahm; das heißt, daß der Adel nie auf den Sohn übergehe, sondern nur ein persönlicher Vorzug sei. Der Sohn des Grafen, war eben so gut Bürgerstandes, als der Sohn des Handwerkers; und konnte nur dann, wenn er durch eigene Verdienste sich dessen würdig gemacht hatte, die Vorrechte des Adels geniessen; auf diesen Adel hatte nun jeder Anspruch; und ohne Verdienste sollte weder Geld noch Geburt einen erheben. So vernünftig diese Einrichtung war, so nahe dadurch der Adel zu seiner ersten Quelle zurükgeführt wurde, so war doch ein allgemeiner Aufstand darüber. Die Adelichen, wie leicht zu vermuthen, wurden gegen meinen Onkel erbittert, und schlugen sich izt auf die Seite der Geistlichen; selbst die Bürger, denen der blaue Esel einen Dienst dadurch leisten wollte, waren darüber aufgebracht, und alle haßten ihn gemeinschaftlich. Aber er hatte die Gunst des Königs und verachtete ihren

Doch auch diese Gunst verlor er. Zu ersparren, war der Grundsaz des Königs. Aus dieser Ursache vermünderte er alle Staatsbedienungen, dankte vieles Personale ab, und verminderte den Gehalt desselben so viel, als möglich. Mein Onkel fand dieses Verfahren des Königs ungerecht. Er glaubte, daß der Staat seinen Gliedern nicht selbst alle Wege zum Lebensunterhalte versperren müsse; daß er die Bedienungen, worauf so viele hunderte gerechnet haben, nicht aufheben könne, ohne alle diese entweder zu Bettlern, oder zu Schurken zu machen, da Sie sich auf nichts anders, als auf die Fähigkeit zu diesen Bedienungen verlegt haben. Er errichtete also alle aufgehobene Stellen wieder von neuem, stellte mehrere bei Staatsbedienungen an, und half dadurch vielen geschikten und rechtschaffenen Leuten. Aber kaum erfuhr es der König, als er die ganze Verordnung meines Onkels verwarf, das Personale abdankte, und dem blauen Esel verbot, durch acht Tage nicht bei Hof zu erscheinen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Quid virtus, et quid ſapientia poſsit!

Nach der wahren Uiberſezzung ihre Anhänger arm machen, und im Elend ſchmachten laſſen.

Weder der Haß der Geiſtlichen, des Adels, und des geſamten Volkes, noch die Ungnade des Königs konnte meinen Onkel von der Höhe ſtürzen, zu der er emporgeklimmt war. Noch immer hatte ihn die Gräfin von Funkenberg, die über den König alles vermogte, gegen jeden Sturm geſchüzt. Aber wie es nun ſchon in dieſer Welt nicht anders geht, — auch hier verlor mein Onkel — freilich ohne ſein Verſchulden — alle Zuneigung, und ſo war ſein Fall unvermeidlich.

Wir wiſſen die Urſache, warum die gnädige Gräfin den blauen Eſel in Affektzion nahm.

Anfangs wuste mein Onkel nicht, welches Verdienst ihm die Gräfin vor andern einräume; allein bei einer Tafel, wo von Herkules Thaten gesprochen wurde, und ihn die Gräfin lächelnd mit diesen Worten anredete: „ Nicht wahr, lieber Chevalier, Sie fühlen sich auch zu solchen Unternehmungen fähig, durch welche Herkules so berühmt ward?„ ging ihm das Licht auf. Er wurde über und über roth; denn er fühlte, daß ihm von Natur vor allen Ungeheuern graute, und daß er, wenn er auch übrigens Tapferkeit genug besässe, die Keule, mit welcher allein nur fünfzig rachen besieget werden können, nicht habe. Nun konnte er sich freilich manches erklären; konnte manche Rede der Gräfin deuten; aber was war zu thun? Ihr den Irrthum zu benehmen, war nicht rathsam; er hielt also für das Beste, sie so lange, als möglich, zu täuschen. Er vermieth sorgsam jeGelegenheit, wo die Gräfin ihn hätte auf die Probe stellen können, ob er auch wirklich so viel Herkules sei, als sie von ihm glaubte. Noch bis izt hat es ihm allzeit gelungen, den Versuchungen der Gräfin, ohne daß

sie

ſie auf die wahre Urſache verfallen konnte geſchikt auszuweichen. Aber wie ein Unglük ſelten allein kommt, ohne ein Gefolge hinten nach zuſchleppen, ſo fügte es ſich unglüklicher Weiſe, daß er ſeinem Unſtern nicht mehr ausweichen konnte.

Daß mein Onkel in der Ungnade des Königs ſei, war beim ganzen Hof bekannt; es blieb alſo auch vor den Ohren der Gräfin von Funkenberg kein Geheimnis. Sie lies meinen Onkel rufen, um mit ihm aus der Sache zu reden; eigentlich aber wollte ſie wiſſen, ob er denn wirklich verdiene, daß ſie ſich ſeiner ferners annehme.

Mein Onkel, in der Verlegenheit, worein er durch die Ungnade des Königs gerieth, vergas auf die Probe, die die Gräfin mit ihm vornehmen könnte; und eilte zu ihr, um durch ihre Vermittelung, die Gunſt des Monarchen wieder zu genieſſen.

War der ſchwüle Tag, oder die Nachläſſigkeit der Zofe, oder ſonſt was ſchuld,

daß

daß die gnädigste Gräfin im grösten Negligee sich befand, wissen wir nicht; indessen ist so viel gewis, daß sogar der florentinische Gaze, mit welchem sonst die Gräfin ihren Busen aus Schamhaftigkeit zu bedekken pflegte, auch diesmal vergessen war. Bei dem Anblikke der Gräfin ward meinem lieben Onkel am ganzen Leibe über und über heis. Dieses werden uns zwar alle Männer gerne glauben; wenn wir sie aber versichern, daß es aus einer ganz andern Ursache, als ihnen vielleicht in dergleichen Gelegenheiten warm zu werden pflegt, geschah; so werden sie gewis über die Dumheit des Geschichtschreibers des blauen Esels lachen, der ihnen so was weiß machen will. Indessen war es doch so. Furchtsam sah mein viel theurer Onkel nach der Thüre; aber — sie war — vielleicht wieder aus Versehen der Zofe — verriegelt.

Sie sind in Ungnade, redete ihn die Gräfin an, und zog ihn neben sich auf das Ruhebettchen. Sein Sie deswegen unbekümmert, lieber Chevalier, die Ungnade eines wie Schilfrohr schwankenden

Königs hat nicht viel zu bedeuten. Zwar sind im Punkte des Zorns und der Rache Seine Majestät sehr standhaft; aber ich will das Ungewitter, das Ihnen droht, schon ableiten.

Unsre Leser und Leserinnen werden vermuthlich den neuen Amadis gelesen haben, und sich der Stelle, wo die Tochter des Sultans von Isma eine schöne Statue im Garten fand, zu erinnern wissen. Die Vortreflichkeit der Kunst, welche die Natur so ganz nachgeamt hatte, daß die schöne Statue mehr das Werk dieser Schöpferin, als eines Praxitelles zu sein schien, lokte sie hin, um, als Kennerin, dieses Meisterstük näher zu untersuchen. Ihre Verwunderung wuchs, jemehr sie untersuchte. Es war so viel Leben in dieser Statue, daß sie unmöglich glauben konnte, sie sei aus Stein geformet. „Nein, dachte sie, es ist nicht das Werk der Kunst. Diese Regelmässigkeit der Gliedmassen, diese so natürliche Muskulatur, diesen Kontur der Farbe, dieses aus dem Bilde hervorschimmernde Leben, kann sie keiner Statue ertheilen.

Dich

Dich täuscht dein Gesicht.“ Um nun mit mehrerer Sicherheit urtheilen zu können, beschloß sie mit dem nie zu betrügenden Sinn des Gefühls zu untersuchen.

Wir müssen der Kennerschaft dieser Prinzessin Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und den Lesern sagen, daß diese Statue wirklich von der Natur gebildet ward, und nur durch Zauberei das Werk eines künstlichen Meisels schien. Die Prinzessin befühlte die Statue, und fand immer mehr und mehr Ursache zu glauben, daß die Kunst keinen Theil daran habe. Die Neugierde führte so lange ihre Hand auf der schönen Statue herum, bis sie — freilich unwillkürlich — denjenigen Theil berührte, mit welchem der Zauberer die Entzauberung verbunden hatte. Die Statue ward belebt, und die Prinzessin sank vor Schrekken ins Gras, und zog, weil sie in der Angst die Hand fest zudrükte die Statue nach sich.

Und wozu erzählen ſie uns alles dies? Darum, weil ſich die Gräfin mit meinem lieben Onkel in dem nemlichen Falle befand. Sie ſank erſchrokken aufs Ruhebette zurük, und — zog Ihren Onkel nach ſich? — Nein, liebe Leſer und ſchöne Leſerinnen, ſie that's nicht. Zwar können wir nicht ſagen, was ſie an der Stelle der Prinzeſſin von Iſma gethan hätte; aber ſo viel iſt gewis — Sie konnte meinen Onkel nicht nach ſich ziehen.

Da ſie ſich von ihrem Schrekken erholte, ſprang ſie wüthend auf, und überhäufte den blauen Eſel mit den empfindlichſten Vorwürfen. Sie ſcholt ihn einen Betrüger, deſſen Aeuſſerliches empfehlender ſei, als ſein wahres Verdienſt. Sie gebot ihm auf der Stelle ihre Blikke zu fliehen, und ſich ihr nie wieder unter die Augen zu ſtellen. Mein Onkel traute ſich nicht, etwas zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen. Die Schaam band ſeine Zunge. Er verlies, die Ohren tief geneigt, das Zimmer der Gräfin, und ſchien ihr nur mit einem Blik zu ſagen — es iſt

nicht

nicht meine Schuld! die gnädige Frau schien, oder wollte ihn nicht verstehen, und da mein Onkel sich entfernt hatte, machte sie den festen Vorsaz, von dem Verdienste der Männer nicht eher, als nach gemachter Erfahrung, zu urtheilen.

Und

quid Virtus et quid Sapientia possit!

Wir kennen auf Gotteserdboden nichts schlechteres, als was die Philosophen darunter verstehen. Wer nur diese zwo Gesellschafterinnen hat, darf sich nirgends sehen lassen, ohne verachtet und verspottet zu werden; Glük wird er schon gar keines mit ihnen machen. Besser ist, was die Weiber Virtus und die Welt Sapientia nennet. Man kommt damit überall fort, und ist gewis in allen Dingen glüklicher. Wie mancher Abbee kann aus der Erfahrung für diese Wahrheit bürgen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Wer ſteile Felſen hinanklimmt, ſtürzt in tiefen Abgrund, und kann vom Glüke ſagen, wenn er mit einem Beinbruch davon kommt.

Nun war es um das Glük meines Onkels geſchehen. Die lezte Stüzze ſank mit der verlornen Gunſt der Gräfin von Funkenberg, und er hatte nichts mehr, woran er ſich auf der ſteilen Höhe halten konnte. Izt erwartete er alle Augenblike die völlige Ungnade; aber die Gräfin wollte ihn nicht ſo geſchwind ſtürzen, um bei der argen Welt keinen Anlas zu verſchiedenen Muthmaſſungen zu geben. Sie beruhigte daher für diesmal den König, und brachte den blauen Eſel wieder in die Gnade deſſelben.

Welche Freude fühlte mein Onkel, als ihn der König mit der gnädigſten Mine bei Hof empfing, und in ſeinem Betra-

gen all das Vertrauen blikken lies, dessen er ihn ehmals gewürdiget hatte. Er vergas aller Gefahr, und glaubte so fest zu stehen, daß ihn nichts erschüttern könne. Wie sehr irrte er sich!

Hätte mein Onkel dem Rathe des Giuseppo gefolgt, er würde sich lange haben erhalten können; aber zu seinem Unglükke erinnerte ihn seine Nase erst dann, wie oft er sich selbe schon blutig gefallen habe, wenn sie von einem neuen Fall blutete. Dies wuste die Gräfin, und so arbeitete sie unter der Hand an seinem Unglükke, während dem es vor der ganzen Welt scheinen muste, als habe er selbst die Schuld desselben.

Die Gräfin wuste, wie sehr mein Onkel dem Könige widerrathen habe, dem Thronfolger keine geistliche Erziehung zu geben. Sie wuste, daß er, wenn der König es thun sollte, mit allen Kräften dagegen eifern würde; und dies sollte der erste Schrit zu seinem unvermeidlichen Sturze sein. Dem Könige gelüstete es lange nach einem Brunnen, der in einem

benach-

benachbarten kleinen Staate lag. Man nannte ihn die Goldquelle, weil deſſen Waſſer eine Menge von dieſem Metal mit ſich führte. Seit lange dachte der König immer darauf, eine ſchikliche Gelegenheit zu finden, um auf dieſen Brunnen Anſpruch machen und ihn in Beſiz nehmen zu können. Auch dies widerrieth mein Onkel. Er ſah die gefährlichen Folgen vor, die daraus für den Staat entſtehen konnten, weil die Bundsgenoſſen des kleinen Staates nie zugeben würden, daß dieſer der einzigen Quelle, woraus er ſeinen Reichthum ſchöpfte, ſollte beraubt werden. Er rieth ſeiner Majeſtät, lieber darauf zu denken, ihre Länder, die ſie ſchon beſizzen, zu beglükken, als wie ſie neue erobern können, um ſie mit den andern auch unglüklich zu machen; und dies ſollte der lezte Stos ſein, der ihn von der Höhe, auf welcher er ſtand, völlig in den tiefſten Abgrund hinabſtürzen ſollte.

Einſt als der König ſich, wie gewöhnlich, bei der Gräfin von den Staatsgeſchäften erholte, ſchlug ſie ihm einen Geiſtlichen vor, den ſie wünſchte, als Geſell-

schafter bei dem Thronfolger angestellt zu sehen. Der König, der ihr in solchen Augenblikken nichts versagen konnte, und überhaupt auch gerne einen Geistlichen bei dem Prinzen gehabt hätte, gab ihr sogleich sein Wort, und am folgenden Tage erschien auch der geistliche Schleichhahn am Hof des Prinzen, um seinen Unterricht anzufangen.

Nun war es freilich nicht allzu vernünftig vom König gehandelt, wenn er wollte, daß seine von ihm angefangene Veränderungen von den Prinzen sollten fortgesezt werden, selben einen Geistlichen, von dem er die entgegengesezten Grundsäzze erhalten mußte, zum Gesellschafter zu geben. Allein der grosse König that es, weil er — von Weibern und Geistlichen beherrscht würde, ohne es selbst zu wissen, und folglich immer glaubte, er thue alles für sich selbst.

Sobald dieser Schritt gethan war, rieth die Gräfin Seiner Majestät, Ihre Ansprüche auf die Goldquelle geltend zu machen. Sie stellte diese Unternehmung

so

ſo leicht vor, daß der König in der erſten Hizze alſobald einen Kurier dahin abfertigte, die Goldquelle von dem Beherrſcher des kleinen Staates zurückforderte, weil ſein Ur = Ur = Ahnherr einmal daraus geſchöpft hatte, und die Drohung hin zu fügte, daß die Verweigerung ſeines Antrags ſtatt der Kriegserklärung gelten ſollte. Auch dies war ein unbeſonnener Streich von ſeiner Majeſtät — Aber er war geſchehen.

Kaum erfuhr mein Onkel was vorgefallen war, als er in der erſten Hizze nach Hof fuhr, und dem König die dringendeſten Vorſtellungen dagegen machte. Da er ſah, daß der König hartnäkig auf ſeiner Meinung beharrte, ſo gieng er in ſeinem Eifer für das wahre Wohl des Königs und des Staates ſo weit, daß er ihm die bitterſten Wahrheiten ins Geſicht ſagte. Alles, nur die Wahrheit konnte der König nicht vertragen. Er blikte meinen Onkel zornig an, und gebot ihm, auf der Stelle den Hof zu meiden. Mein Onkel ſah izt nun zu ſpät ein, daß er wider die Klugheitsregel des Giuſeppo

gefehlt habe. Er wollte seinen Fehler verbessern; aber der König hörte ihn nicht an, sondern kehrte ihm den Rükken zu, und ging in sein Kabinet. Wie vom Donner an Boden geschmettert stand mein Onkel ohne alle Besinnungskraft, bis er sich endlich erholte, und langsam, von dem schrecklichen Schlage noch ganz betäubt, nach Hause trabte.

Der König fuhr indessen zur Gräfin von Funkenberg, und erzählte ihr, was mit seinem Kanzler vorgefallen sei. Wie sehr erstaunte die Gräfin darüber! wie bedauerte sie, Seiner Majestät einen Minister angerühmt zu haben, dem die nothwendigste Eigenschaft, kriechende Geschmeidigkeit unter dem Eigendünkel des Monarchen, mangle! Sie wuste die Glut so gut zu schüren, und den Zorn des Königs wider meinen Onkel so stark anzufachen, daß er beschlos, ihn noch am nämlichen Tage nicht nur allein seiner Würde zu entsezzen, sondern auch sogar vom Hofe und aus allen seinen Staaten zu verbannen.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Die Leſer bekommen wieder einen ehrlichen Kerl zu ſehen, den ſie ſchon im erſten Theile kennen lernten.

Traurig und niedergeſchlagen ſas mein Onkel, und dachte ſeinem Schikſale nach. Er hatte erfahren, daß alle dieſe Einſchläge dem Könige von der Gräfin zu kamen, er wuſte auch, daß ſie es nur, ihn zu ſtürzen, gethan habe. Sein Kammerdiener ſtand in der Affekzion der Zofe, welche ihm alles, nach dem er ihr doch vorher das heiligſte Still ſchweigen ſchwören muſte, entdekte. Sie ſagte ihm, daß ihre gnädige Gebieterin ſeinen Herrn blos des wegen haſſe, und ſtrafe, weil er nicht ganz ſo vollkommen, wie der Herr Kammerdiener, ſei. Unſre Leſer, und noch vielmehr, unſre Leſerinnen wer-

den

den neugierig sein zu wissen, was denn meinem vielgeliebten Onkel zu dieser Vollkommenheit mangelte, und wie er zu diesem Verluste kam? Was ihm fehlte, Schöne Leserinnen? Ja, wollten Sie es nicht lieber errathen; oder, wenn sie es nicht errathen, in einem andern Buche nachschlagen; oder sich's — von ihrer Mama sagen lassen. Wie er zu dem Verlust kam? Davon hab 'ich Ihnen im ersten Theile schon ein Paar Worte gesagt. Ich versprach Ihnen freilich damals eine ausführlichen Nachricht in einem andern Kapitel zu geben; aber mein Freund, der sie mir zu schreiben versprach, ist zum grösten Unglükke gestorben. Nun bin ich kein Anatomikker, kann mich also in die Untersuchung nicht einlassen; da mir so gar die grichischen Worte mangeln, um alle Theile, die ich dabei durchgehen müste, zu benennen. Es sei Ihnen also genug, daß mein Onkel das nicht hatte, was Kombab dem Könige in einem Kästchen verschlossen überreichte, und daß er ohne sein Verschulden einer Vollkommenheit beraubt wurde, deren Verlust ihn so sehr

unglük-

unglüklich machte: denn wär er bei der Gräfin in der Probe beſtanden, er hätte ſich ſtets in der Höhe, zu der er durch ihre Hülfe emporſtieg, ohne den Schwindel zu bekommen, erhalten.

Mein Onkel ſas traurig in ſeinem Zimmer, und dachte über die Ungerechtigkeit der Gräfin nach, die auf ihn eines Fehlers wegen, den er ſelbſt gar nicht begangen hatte, und woran die unſelige Neugierde ſeines Vaters einzig und allein Schuld war, zürnte und ihn dafür ſtrafte. „Warum ſoll ich, ſagte er, für ein Verbrechen büſſen, das mein Vater beging noch eh ich auf der Welt war? Hat er geſündiget, ſo büſſe er; aber wie ſoll ich dafür leiden, da ich gewis in ſeine Neugierde nicht eingewilliget hätte, wär' ich auf der Welt geweſen, und hätt'ich die ſchlimmen Folgen davon gekannt? Es iſt in der That höchſt ungerecht und grauſam von der Gräfin, den Sohn für eine Sünde zu ſtrafen, die der Vater begangen hat." So räſonirte mein Onkel, und konnte nicht begreifen, wie ein Ver-

brechen vom Vater auf den Sohn erblich sein könne, als mit einem Male an der Thüre heftig gepocht ward. In solchen Fällen stellt man sich immer das schlimste vor, und darum glaubte mein Onkel, es wär'die Wache, die ihn ins Gefängnis führen wollte. Vor Furcht zitternd stotterte er das Wort: herein! langsam heraus; aber wie gros war seine Freude, als er den ehrlichen, braven Engländer vor sich sah. In diesem Augenblikke vergas er alles. Er sprang auf, um den Mylord mit allen Zeichen des wonnevollesten Entzükkens, mit welchem der Anblik eines guten Freundes unser Herz belebt, zu empfangen.

God dam me! rief der Engländer, es freut mich Sie zu sehen, und, was ich wünschte, so glüklich, als Sie es nur hoffen konnten,, Mylord hatte gehört, daß mein Onkel Erster Staatsminister und Kanzler sei.

Nun traf die ganze Erinnerung ſeines Unglüks den blauen Eſel wieder. Er ſeufzte, und ſagte.

„Ach Mylord, ich bin nicht ſo glüklich, als Sie glauben!„

Gott verdamm mich! warum nicht? Was fehlt Ihnen.

Izt erzählte ihm mein Onkel alles umſtändlich, und beklagte ſich über nichts ſo ſehr, als daß ihn die Gräfin für die Neugierde ſeines Vaters beſtrafe.

Eng. lacht Ha! ha! ha! das iſt der Fall vonallen Menſchen. Tröſten Sie ſich damit.

M. O. Daß Seine Majeſtät doch König von Egypten wären.

Engl. Und warum das?

M. O. Ich weis, das Todtengericht würde ihm die Beerdigung verſagen;

denn

denn gewis, ich werde meiner Würde beraubt, weil ich für das Beste des Staates gesorgt habe. Ich lobe die Egyptier!

Engl. Und ich sage Ihnen, sie sind Narren. Das ganze Gericht, welches Sie über ihre Könige nach deren Tod halten ist eine elende Posse, die keinen Eindruk auf ihre Monarchen haben kann. Was schiert sich der König darum, ob man ihn nach seinem Tode begräbt, oder nicht, wenn er bei seinen Lebzeiten thun kann, was er will? Die Wahrheit, die Königen erst nach dem Tode gesagt wird, taugt den Geier mehr. Da sind wir Engländer klüger; wir sagen unsern Königen noch bei ihren Lebzeiten die Wahrheit, so können sie ihre Stimme doch hören, und ihr folgen, und wir einen Nuzzen davon haben.

M. O. Freilich ist dies das beste; aber wo darf man Königen die Wahrheit bei ihren Lebzeiten sagen?

Engl. In England Freund, sonst nirgends.

Eure groſſen Monarchen haben durch Ihre Bücherinquiſitionen dafür geſorgt, daß Ihnen nie die Wahrheit geſagt werde. Mein Onkel ſchwieg und dachte — — —

Engl. Was wollen Sie izt thun.

M. O. Ich weis noch nicht; denn —

Er konnte nicht ſeine Rede enden. Ein Hofrath, von einem Offizier und der Wache begleitet, trat ein, und überreichte meinem Onkel ein verſiegeltes Papier. Zitternd brach er es auf, und fand, daß ihm ſeine Würde entnommen, und er aus allen Staaten des Königs auf immer, aus beſonderer Gnade ſtand mit groſſen Buchſtaben aufgezeichnet, verbannet ſei. Sobald er es geleſen, nahm der Hofrath alle ſeine Papiere, empfahl ſich, und wünſchte ihm höhniſch lächelnd eine glükliche Reiſe.

Pfui, sagte der Engländer, nachdem er die Schrift des Königs gelesen, Pfui! einen Minister deswegen abzusezzen, weil er vernünftige Vorstellungen gemacht hat. Kommen Sie Freund! so lange ich lebe, sollen Sie nicht Mangel leiden. Seine Majestät dürfen Gott verdamm' mich! nicht sorgen, wir werden Ihnen nie wieder kommen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wenn man auf Reisen nichts bessers weis, so erzählt man sich Mährchen, oder seine Lebensgeschichten, die um nichts besser sind.

Dies ist also Ihre Gattin Mylord? indem mein Onkel auf ein schönes Frauenzimmer wies, das einen Plaz neben dem Engländer im Reisewagen einnahm. — Wie glüklich sind Sie, daß Ihr Vater nicht neugierig war.

Engl. Und Sie kennen sie nicht?

Mein Onkel betrachtete sie izt aufmerksam. Bei Gott doch nicht das Mädchen, das wir im Walde trafen.

Engl. Das nämliche.

M. O. Da bin ich recht begierig, den Ausgang der Geschichte zu vernehmen.

Engl. Den sollen Sie hören. Wir haben ja ohnehin izt nichts bessers zu thun.

Und ich glaube, meine Leser werden izt auch keine nothwendigeren Geschäfte haben, und so wollen wir uns immer, wenn es Ihnen gefällt, den Schlus der Geschichte, wovon wir im ersten Theile fast schon den grösten Theil gehört haben, erzählen lassen.

Mylord begann. Ich lies Luzien bei dem rechtschaffenen Pastor, der ihr ein Zimmerchen in seinem Hause einräumte. Unsre Seelen kannten sich schon vorher, und darum wurden sie bald vertrauter. Luziens übermässiger Schmerz ging in sanfte Traurigkeit über, und auch diese schwand nach und nach; sie war, da sie der Stunde ihrer Entbindung näher rükte, vollkommen heiter. Indessen erkundigte ich mich nach allen Umständen, die sie angingen, genauer; besonders nach

ihren

ihren Eltern. Ich fand alles so, wie mir Luziens Freundin die Geschichte erzählt hatte, und dies band mich noch mehr an mein liebes Mädchen. Ich reiste zu ihren Eltern, sagte Ihnen, daß ich von ihrer Tochter Aufenthalt wisse, und bat sie um ihre Einwilligung, zu meiner Verbindung mit Luzien. Daß man sehr gerne darein gewilliget habe, können Sie glauben.

Ich nahm Luziens Eltern mit mir, und reiste wieder zu meinem braven Pastor. Da wir ankamen, fanden wir das liebe Mädchen von einem schönen Knaben genesen. Meine Freude war eben so gros, als wenn ich selbst Vater zu diesem Kinde gewesen wäre. Von der Freude der Eltern, ihre Tochter wieder zu sehen, und wie sich Luzie bei dem Anblikke derselben benahm, sag ich Ihnen kein Wort: das können Sie bei einem Romanenschreiber nachschlagen.

Sobald sich Luzie vollkommen erholet hatte, verband ich mich mit ihr. Von den Glossen des Oberamtmanns, dem Nase-

rümpfen der Mamsel Retche, und dem Spötteln der Jungfer Muchen will ich schweigen; denn ich bin über solche Menscheninsekten eben sehr hinaus, als der Adler, über die Staubmükke. Ich reiste nach der Verbindung mit Luzien nach ***. Wir waren kaum vierzen Tage daselbst, als der saubre Graf T*** mich besuchte. Meine Gemahlin ward bei seinem Anblikke ohnmächtig, und ich bemerkte, daß er auch seine Farbe veränderte. Ich eilte meiner Gemalin zu Hülfe, und lies sie, da sie sich ein wenig erholte in ein anders Zimmer bringen. Der Graf empfahl sich bald, und ich erkundigte mich nach Luziens Befinden, und um die Ursache ihrer Ohnmacht. Sie entdekte mir, daß eben dieser Graf ihr Verführer sei, der sie nachher so schändlich verlassen hat. Mein Blut kochte; aber da ich keinen unnöthigen Lärm machen wolte, lies ichs gut sein; und rieth meiner Frau, künftig in seiner Gesellschaft ihre Verwirrung nicht mehr so stark hervorbrechen zu lassen.

Luzie erhielt mit der Ruhe Ihres Herzens auch alle ihre Reize. Sie ward wieder die kleine Zauberin, die — sie noch izt ist — Mylord küste sie. — Dies fachte die Begierden des Grafen von neuem an. Er schmeichelte sich über Luzien, als Frau, noch leichter zu siegen, als er über sie, als Mädchen, siegte. Bei allen Assembleen, Spaziergängen, Bällen u. d. gl. verfolgte er sie unaufhörlich. Ich bemerkte es, stellte mich aber nicht dergleichen zu thun. Endlich sagte mir meine Frau, daß Sie sich vor dem ungestümen Zudringen des Grafen nicht mehr zu bergen wisse, und bat mich, sie, so bald als möglich, von hier zu bringen. So viel Niederträchtigkeit von Seiten des Grafen, dem es nicht genügte, das Mädchen Luzie unglüklich gemacht zu haben, sondern der auch das Weib treulos machen wollte, sezte mich gänzlich in Wuth. In der Hizze wollt' ich ihm den Degen durch sein wollüstiges Herz stossen; aber zum Glük behauptete meine Vernunft ihre Rechte, und zeigte mir, daß so ein Schurke nicht verdiene, seinethalben den Degen zu ziehen; son-

dern alles, was man ihm mit Ehren thun könne, sei, ihm den Rükken tüchtig abzubläuen. Dies wollt' ich und darum ließ ich ihm durch meine Frau ein Rendezvous geben. Er erschien, fand meine Gemahlin allein auf dem Sofa, warf sich zu ihren Füssen, brachte einige Entschuldigungen über sein voriges Betragen vor, und wollte — Paf! hatte er einen derben Stokstreich über den Rükken; denn so wie er eintrat, schlich ich aus einem Nebenkabinette ins Zimmer. Erschrokken sprang er auf, aber ich warf ihn gleich wieder an Boden, und bläute ihn dermassen, daß ich ihn nach Hause tragen lassen muste.

Zu feig, seine Beleidigung selbst zu rächen, lies er mich durch einen dritten auffordern. Da ich es aber für Raserei hielt, sich mit jedem, den die Lust dazu anwandelt, zu schlagen, so stellte ich mich nicht. Nun rühmten sich beide, ich hätte die Ausforderung nicht angenommen, und die ganze Stadt hielt mich für einen Poltron. Da ich mir aus dem Mükkengesumse nie viel machte, so lies ich

die

die Menschlein reden, was sie wollten; als man es aber gar zu arg trieb, und sogar meine Ehre angrief, zeigte ich, daß ich nichts weniger, als Poltron sei. Ich forderte nun selbst alle zwei heraus, stieß des Grafen Vertheidiger nieder, daß er auf der Stelle seinen Geist der Hölle zublies, und wollte nun mit dem Grafen anbinden, als dieser auf die Knie fiel und um sein Leben bat. Diese Niederträchtigkeit brachte mich vollends auf. Ihm sein elendes Leben rauben wollt' ich nicht, aber ihn der Welt als einen Schurken zeichnen, das wollt' ich. Ich gab ihm einen Hieb über seine Lasterlarve, und eilte nach Hause. In einer Stunde verliessen wir *** und reisten nach den Hof von ***** wo ich Sie anzutreffen hofte. Dies ist meine ganze Geschichte.

Ich fand Sie, lieber Freund, aber eben da Sie in die Ungnade des Königs fielen. Dies hat nun vollends meinen Ekel gegen das Menschengeschlecht befestiget. Ich sehe, daß sie alle Böswichter, oder Narren sind, die von Tugend

und Weisheit mit vollen Backen sprechen ohne beide zu kennen. Ich bin nun willens, nach England zurük zu gehen, um da in der Gesellschaft meiner Frau mir selbst zu leben. Sie sollen, mein liebster Gast, mein angenehmster Hausgenosse sein, wenn Sie wollen. Ich finde nun, daß es mit Eseln besser umzugehen sei, als mit den Geschöpfen, die man Menschen nennt.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber Menſchen. — Ein altes Sprichwort.

Die Reiſenden kamen zu einem Gaſthofe, der auf der Landſtraſſe ganz einſam ſtand. Weil ſie alle von der Reiſe ſehr ermüdet waren, ſo beſchloſſen ſie hier anzuhalten, Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, und einige Stunden auszuruhen. Sie ſtiegen ab, und ein blutiges Milliondonnerwetter, das ihnen aus der Gaſtſtube entgegenſchalte, begrüſte ſie.

Die Stimme ſcheint mir bekannt, ſagte mein Onkel.

Gott verdamm' mich, es iſt der Obriſte, rief der Engländer, und ſtürzte zur Thüre hinein. Mein Onkel folgte ihm.

Alle Teufel, wie kommen Sie hieher? schrie der Obriſte, denn er war es wirklich. — — Aber hol euch der und jener, erſt muß ich den Kerl hier zu kleinen Stükken hauen, eh ich mit euch plaudere. Nun wollt' er auf einen Mann, der in einem Winkel ſas und ein Mädchen, mit zerrauften herabhangenden Haaren vor ſich feſt bei der Hand hielt, eindringen. Mein Onkel und der Engländer kehrten ihren Blik hin, und beide wichen vor Erſtaunen einige Schritte zurük.

Gott verdamm' mich, Mademoiſelle. —

Retchen, ja, des Amtmanns Tochter, ſagte mein Onkel.

Retten Sie mich, ſchrie das Mädchen, und bat mit weinenden Augen, ſie von dem Menſchen zu befreuen.

Laſt mich zu allen Teufeln, donnerte der Obriſte, daß ich dem Schurken ſeinen parfümirten Schedel entzwei ſchmettern kann.

Sein Sie ruhig Freund, sagte Mylord, der ihn zurükhielt, und lassen Sie mich die Sache ausmachen. Ich kenne das Mädchen.

Ei zum Teufel, wollen Sie denn den Ruhm haben, allein unglükliche Mädchen zu retten. Nun, 's mag' drum sein! Reden Sie, aber, das schwör ich Ihnen, machen Sie mir mit dem Schurken dort nicht viel Umstände, sonst —

Mylord nahte sich nun dem Mädchen, und redete Sie an. Wie kommen Sie mit diesem jungen Menschen hieher Mademoiselle? Und wer sind Sie? (indem er sich zu dem jungen Herrn wandte.

D. j. M. Ich bin der Sohn des Ministers, und dieses Mädchen ist, oder besser, war meine Mätresse; nun ich Ihrer satt bin, und sie an einen meiner guten Freunde überlassen will, sträubt sich die Thörin, da es doch zu ihrem Besten ist; denn mein Freund ist der Sohn eines reichen Wechslers.

Retch. Schandmensch! deine Mätresse! Hast du mir nicht die Ehe versprochen; hab' ich mich nicht unter dieser Bedingung allein deinen Wünschen überlassen?

D. j. M. Ha, ha, ha. Ich sollte die Tochter eines Amtmanns heirathen? Wahrlich Mademoiselle, ich kann mich gar nicht erinnern, Ihnen dieses versprochen zu haben; und sollte es doch so sein; nun so muste es wahrlich nar da geschehen sein, da ich von Ihren Reizen noch ganz trunken war, aber solche Versprechen, die im Rausche gemacht werden, sind ungültig, das wird Ihnen wohl Ihr Vater oft gesagt haben, denn der ist ein treflicher Jurist. Ha, ha, ha!

Mylord, dessen Blut bei den niederträchtigen Reden des jungen Herrn anfing zu kochen, trat nun näher hin, ergrif das Mädchen mit der linken Hand beim Arm, und sagte: „lassen Sie das Mädchen los, wenn ich Ihnen rathen soll.“

D. j. H. Was unterſtehen Sie ſich, Herr, hab' ich Ihnen nicht geſagt, daß ich der Sohn des Miniſters bin, und daß ich Sie

Bube! ſagte der Engländer, ergrif ihn bei der Bruſt, und ſchüttelte ihn, daß der junge Herr den Athem verlor, Bube, ſagte er, und wenn du der Sohn des Königs wäreſt, ſo biſt du ein elender, ſchurkiſcher Bube! und mit dieſen Worten warf er ihn in die Mitte der Stube, daß ſein Haarbeutel in die eine Ecke flog, und das Puder aus ſeinen Haaren wie eine Wolke emporſtieg.

Der Obriſte ſprang nun hinzu und warf den jungen Herrn ſo geſchwind wieder zum Fenſter hinaus, daß dieſer ſich kaum beſinnen konnte, wie er mit einem Male ſo in die friſche Luft kam.

Retchen dankte nun ihrem Erretter mit den verbindlichſten Worten; allein Mylord bat ſie, ihm lieber zu erzählen, wie ſie ſo weit mit dem jungen Menſchen gekommen ſei?

Retchen konnte es ihm nicht abſchlagen. Sie geſtand ihm alles aufrichtig; daß ihre Eitelkeit ſie meiſtentheils verführt, und bewogen habe, den Wünſchen des jungen Herrn nachzugeben, daß ſie bald darauf Spuren ihrer Vertraulichkeit mit ihm empfand, welches ſie beſtimmte, mit ihm zu fliehen.

Mylord hörte aufmerkſam zu, und ſobald Retchen ihre Erzählung geendiget hatte, führte er ſie Luzien auf, welche indeſſen in ein Nebenzimmer getreten war. „Kennen Sie dies Frauenzimmer?“ fragte er ſie.

Retchen ſah Luzien an, erröthete, ſchlug ihre Augen ſchnell zur Erde und ſchwieg.

Engl. Nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen, liebes Kind, oder Sie zu beſchämen, erinnere ich Sie an das damals unglükliche, unſchuldige, gefallene Mädchen, das izt meine Gattin iſt; ſondern um ſich der Lehre des rechtſchaffenen Paſtors zu erinnern, und künftig, wenn Sie wieder von Ihren Verirrungen zu-

rük-

rükkommen, nachſehender, und duldſamer gegen die Schwachheiten Ihres Geſchlechtes zu ſein.

Retchen ſtürzte Luzien zu Füſſen, verbarg das Geſicht in ihren Schooß, und ſagte mit ſchluchzender Stimme! „Ach Sie ſind glüklich! Sie fanden einen Mann, deſſen Hand Sie izt in dem Labirinthe der Welt leitet, daß Sie ſich nicht wieder verirren. — Wer wird mich gefallenes Mädchen leiten? — Werd' ich mich nicht noch mehr verirren? Sie weinte izt heftig.

Luzie hob ſie auf, umarmte ſie zärtlich, und vereinigte ihre Thränen mit den Thränen der Unglüklichen, deren Schikſal ſie auf das heftigſte rührte. Sie wollte was ſagen, ſie zu tröſten; allein alles, was ſie hervorbringen konnte, war: — „Sie werden ihn finden.“

Engl. Ja wohl, Sie werden ihn finden, liebes Mädchen, wenn Sie trachten werden, ſeiner durch Ihre künftige Aufführung würdig zu ſein. Der Flek,

den Ihre Unschuld erhielt, ist izt noch klein. Der Vernünftige bemerkt ihn kaum, und Sie können ihn leicht auspuzzen, aber — nur nicht vergrössern, liebes Mädchen, nicht vergrössern müssen Sie ihn.

Retch. Ach! wer wird mich mit meinem Vater aussöhnen, der, wie Sie wissen, so strenge gegen Verbrechen dieser Art ist, und was werd' ich, hinausgestossen allein in die Welt, beginnen?

Engl. Fürchten Sie nichts, gutes Kind, die Stimme des Blutes wird in dem Herzen Ihres Vaters lauter für Sie sprechen, als sein Korpus Juris. Die Natur wird hier das Gesez sein, nach welchem er Sie richten wird, wenn er gleich über andere nach einem andern Gesezе urtheilt. Wir sind gegen uns selbst nicht so streng, wie gegen Fremde.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Beweis, wie ſehr das obige Sprichwort wahr ſei.

Während dem Mylord mit Retchen und ſeiner Gemalin im Nebenzimmer waren, unterhielt ſich der Obriſte mit meinem Onkel. Er fragte ihn, wie er ſich ſeit ihrer Trennung befunden habe? Wohin er reiſe? u. d gl. mein Onkel erzählte ihm alles. Der Obriſte unterbrach ihn manchmal mit einem blutigen Herr Gott Donnerwetter, horchte aber ſonſt ſehr aufmerkſam auf alles, was ihm der blaue Eſel erzählte. Ja, ja, ſagte er, ſo geht's, Wahrheit iſt ein elendes Ding, und ich hab mich ſchon oft über den Kerl zum Teufel holen geärget, welcher ſagte: Wahrheit ſei gut Ding! — Tauſend Schwerenoth! Ich weis nicht, was gut daran iſt. Die Menſchen werden wü-

thend,

thend, sobald sie nur etwas weniges von Wahrheit hören, und derjenige, welche dumm genug ist, sie ihnen zu sagen; wird auf immer unglüklich.

M. O. Aber wie haben Sie in Ihrem Alter noch eine so weite Reise unternehmen können?

D. Obr. Tausend Teufel, Herr, es frägt sich nicht ums können, wenn man muß. Ich hab' einen Schurken gezüchtiget; hab' einem Grossen die Wahrheit gesagt; beides war Unrecht, man warf mich alten Kerl, der so viele Wunden für das Wohl des Staates empfing, in Kerker, fesselte meine im Dienste des Fürsten ausgemergelte Knochen, schlepte mich einige Jahre herum; und zulezt. —

M. O. Ich bin begierig, die Ursache davon umständlicher zu hören.

D. Obr. Je nun! Ich sah einmal einigen Spielern zu. Zwo davon waren vom vornehmen Adel, der eine Major, der andere lebender Taugenichts von sei-

nen

nen Gütern, der dritte ein Fremder, der erſt vielleicht der Aufſicht ſeines Hofmeiſters entgangen war, und izt reiſte, um ſein Geld in fremden Ländern durchzujagen. Er verſpielte groſſe Summen. Ich ſah's ihm an, daß er noch ſehr unerfahren, und im Spiele ganz unſchuldig war. Ich bemerkte, daß der Major, und der Kavalier alle Kunſtgriffe brauchten, deren ſich die Glüksritter zu bedienen pflegen, um ihre misslichen Umſtände dadurch zu verbeſſern. Dies ärgerte mich. Ich hielt es für das niederträchtigſte, beſonders für einen Kavalier, und noch mehr für einen Soldaten, deſſen Element die Ehre iſt, einen falſchen Spieler zu machen. „Pfui Teufel, ihr Herrn, ſagte ich, iſt das Kavaliermäſſig, daß ſie mit dem jungen Menſchen da ſo beutelſchneiderisch verfahren! Tauſend Teufel, Herr Major, ſchämen Sie ſich! tragen die Uniform des Königs, und haben ſich zum Freibeuterkorp falſcher Spieler engagirt! Sie verdienten, daß man Sie infam von der Armee jagte! u. ſ. w.“ Die beiden Herrn rümpften die Naſe, wollten

Schwänke machen; das brachte mich in Hizze! Tauſend Donnerwetter, ihr Herrn, alſobald das Geld heraus, und dem jungen Menſchen zurük gegeben, oder! — Der Major wies auf den Degen; das erregte noch mehr mein Galle, daß ſo ein Schurke ſich unterfing auf das Ehrenzeichen eines Standes zu weiſen, den er durch ſein ſchurkiſches Betragen ſchändete. Ich fuchtelte den jungen Major herum, daß er vor Angſt vergas den Degen zu ziehen, und würde ihn krum und lahm geſchlagen haben, hätte man mich nicht mit Gewalt von ihm fortgeriſſen.

Das Ding machte Aufſehen. Der Major war ein Verwanter des Kriegsminiſters. Man durfte mir freilich nicht zu Leibe, aber es wurde mir indeſſen zu Guten geſchrieben. Bald darauf entdekte ich einen Betrug meines Generalen, der das Aerarium um viele tauſende betrogen hatte. Ich gab ihn an; die Sache ward unterſucht, ich in Kerker geworfen, und einige

ge Jahre mit Eiſen und Banden herumgeſchleppt. Mein Prozeß ging fort, die Sache war klar; aber der Kriegsminiſter mein Feind; viele Generale in Gefahr, auch als Betrüger entlarft zu werden; man wollte die ganze Sache unterdrükken; ich ſollte Unrecht haben, und meinen Generalen um Verzeihung bitten; aber das lies ich bleiben. Holen euch tauſend Teufel, ſagt' ich, ich bitte keinen Betrüger um Verzeihung. Man drohte mir mit Kaſſazion, und da ich hartnäkkig dabei blieb, ſo wurd' ich entlaſſen, ohne Penſion, ohne alles. Ich ging zum König, zeigte ihm meine Wunden, und bat um Gerechtigkeit. Er zukte die Achſel, und tröſtete mich mit dem: Der Hofkriegsrath hat ſo geſprochen! Das Milliondonnerwetter ſoll Sie mit Ihrem Hofkriegsrath erſchlagen, wenn Sie als Fürſt nicht gerechter ſein wollen, ſagt' ich ihm ganz trokken unter die Naſe, und ging fort. Am andern Morgen kamen drei Mann nebſt einem Unteroffizier, zeigten mir ihre Ordre, mich als einen unruhigen Kopf

über die Grenze zu bringen. Ich muſte einpakken und fort.

Sehen Sie Herr, ſo gehts mit der Teufelswahrheit. Sie iſt eine liederliche Mezze, die ihre Liebhaber nur ins Unglük ſtürzt.

Während daß ſie ſo mitſammen ſich ihre Glüks- und Unglüksfälle erzählten, hielt ein Wagen am Gaſthofe ſtill. Mein Onkel ſah zum Fenſter hinaus, und rief vor Verwunderung: „wie man doch ſo unvermuthet in der Welt wieder zuſammen kommt!“

Dieſe Ausrufung hörte Mylord, welcher, um zu ſehen, was denn das für eine unvermuthete Zuſammenkunft wäre, mit Luzien und Netchen wieder in die Gaſtſtube trat. In dem nämlichen Augenblik öfneten die beiden angekommenen Gäſte die Thüre, und Schrekken, Erſtaunen

Staunen und Schmerz herrſchte allgemein auf allen Geſichtern. Mein Vater! ſchrie Retchen ängſtlich, und ſank ihrer Freundin ohnmächtig in die Arme! Mein armes unglükliches Kind! ſeufzte der betrübte Vater; der Herr Amtmann! der Herr Paſtor! Mylord! hörte man von den andern rufen, und alle blieben, wie eingewurzelt, ſtehen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Worin die Leser ganz was alltägliches finden.

Sobald die ersten Eindrükke, welche diese unvermuthete Zusammenkunft gemacht hatte, verschwunden waren, fiel Netchen zu den Füssen ihres Vaters, benäzte sie mit ihren Thränen, bereute ihre Schwachheit, und bat ihn, ihr den Kummer und die Schande zu verzeihen, die sie ihm zugezogen habe. Mylord und der rechtschaffene Pastor vereinigten ihre Bitte; aber sie hatten es nicht nöthig.

Amk. Liebes Netchen, bei Justiansnase! hast mir vielen Kummer verursacht, aber — bist doch mein liebes Netchen! bist verführt worden, armes Kind; und da, — wer sollte nicht verzeihen? — Nicht wahr Herr Pastor — Nachsicht gegen

gen Schwachheiten, das iſt ja immer, was Sie predigen.

Paſt. Unſre erſte Pflicht, Herr Amtmann.

Amt. Komm, ſoll dir nichts geſchehen. Zittre nicht ſo, liebes Kind, ſchwör dir 's bei Juſtiniansnaſe, 's ſoll dir nichts geſchehen.

Engl. Aber die Geſezze, Herr Amtmann, die Geſezze.

Amt. Ei was, die Geſezze! 'S iſt mein Kind, und die Geſezze können mir nicht gebieten, unmenſchlich zu ſein.

Engl. Herr Amtman! aller Beiſchlaf auſſer der Ehe iſt verboten. Qui transgredit Legem peccat, qui peccat poena dignus. War das nicht einmal ſo Ihr Schlus?

Amt. (mit beiden Händen auf den Bauch ſchlagend) Ja, wer freiwillig ſün-

digt; aber hier iſt ein Unterſchied. Mein Retchen iſt nur unglüklich, nicht boshaft.

Engl. Liebet Mann! Warum ſo ein rüſtiger Advokat in Ihrer eigenen Sache, und ſo ein ſtrenger Richter in fremder Angelegenheit?

Amt. Und was wollen Sie? Mir das Herz noch ſchwerer machen? Bin ich nicht ſchon ohnehin unglüklich genug? Iſt mein armes Retchen nicht ohnehin ſchon geſtraft? Hab ich eh anders geurtheilt, ſo kannt ich nicht die Lage der Unglüklichen, die ich richtete.

Engl. Das wollt' ich, Herr Amtmann mehr nicht. Ich hoffe, dieſe Erkenntnis, die ſie nun gemacht haben, wird ſie in jedem Gerichte, das Sie über einen Sünder halten, erinnern: — Wie leicht kann auch ich in die Lage dieſes Unglüklichen gerathen, und, durch Zeit, Umſtände, Gelegenheit verleitet, das nämliche Verbrechen begehen — Und dieſe Erinnerung wird ſie Menſchlichkeit in der

Beurtheilung ſeiner Verirrungen lehren. Sie werden nicht mehr mit ſo kaltem, ruhigem Blute ſeine Verurtheilung ausſprechen; ein Schauder wird Sie ergreiffen, und zum Mittleid, zur Nachſicht, zur milden Linderung der Strafe bewegen.

Paſt. Ich wollte, daß alle Richter in den verſchiedenen Umſtänden, in die ein Menſch gerathen kan, und durch die er dann zu ſeinen böſen, widrigen Handlungen nothwendiger Weiſe beſtimmt wird, vorher geweſen wären, eh ſie das richterliche Amt übernahmen.

M. O. (Murmelte etwas halb laut zwiſchen den Zähnen, ſo daß es der Paſtor hören konnte.) So hätt' ich vorher ein Nachdrukker ſein müſſen, bevor ich einen henken lies?

Paſt. Wenigſtens ein Buchhändler, oder Buchdrukker. In einem Lande, wo alle Bürger Diebe ſind, muß der rechtſchaffeneſte Kerl mit ſtehlen, wenn er nicht erhungern will; und dann iſt ihm ſein Diebſtahl nicht ſo ſehr zu verargen.

Nur jene verdienen die Verachtung, die den Diebstahl begangen, und die, die ihn begünstigen.

M. O. — schwieg!

Aber blutiges Donnerwetter, lärmte der Obriste darein, ich habe den Teufel von all dem Schnak! Lassen Sie uns lieber sehen, was uns der Wirth zur Erholung bereitet hat. — Denn bei allen Luzifern — Doch halt', ich hab vergessen, daß ein Geistlicher in der Stube ist, und die Herrn können das Fluchen nicht leiden, wie Sie sagen.

Past. (lächelnd,) das Fluchen nicht, Herr Obrister, da haben Sie Recht; aber ihre unbedeutende Worte, die in meinen Ohren nichts weniger, als ein Fluch sind, kann ich ganz gerne ertragen.

Obr. (Schüttelt des Pastor Hand mit aller Vertraulichkeit eines biedern Mannes) Holl mich der Teufel, Sie sind der erste Geistliche, den ich ich so reden höre; aber mich soll auch das Donnerwetter in

Millio-

Millionen Stäffe zerſchmettern, wenn Sie nicht der einzige ſind, der —

Paſt. (hielt ihm den Mund zu) lieber ein Donnerwetter, oder ein Paar tauſend Teufel, als was Sie weiter ſagen wollen.

Obriſt. Auch recht, ich kann ohnehin nicht recht fort, wenn ich einem eine Lobrede halten will. — Alſo, marſch! wir wollen ſehen, was es auf dem Tiſche giebt.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Man beurlaubt ſich auf immer.

Der Wirth hatte für ſeine Gäſte recht gut geſorgt. Eine niedliche Mahlzeit gab ihnen neue Kräften, und der herrliche Wein belebte ihre Geiſter. Der Herr Amtmann vergas das Unglük ſeiner Tochter, und ward von dem Paſtor, Obriſten, Engländer und meinem Onkel wechſelsweiſe aufgemuntert, ganz in ſeinem gewöhnlichen Humor. Nur Retchen ſaß ganz traurig da, warf manchmal einen Blik auf den Engländer und auf Luzien, und dachte — Wär ich ich doch auch in einem Walde ſo glüklich! — Luzie tröſtete ſie, ſo viel ſie konnte, und der Obriſte fluchte manchmal ihre Traurigkeit weg.

Nun war es Zeit zum Aufbruche. Es iſt ein närriſches Zeug um den Menſchen, donnerwetterte der Obriſte. Kaum findet

man

man einige gute Freunde, ſo muß man ſie auch ſchon wieder verlaſſen.

Mylord ſezte hinzu; ohne die Hofnung zu haben, ſie vielleicht jemals wieder zu ſehen.

Paſt. Hienieden.

Myl. Wahrlich! Man ſollte ſo wenig, als nur möglich, mit den Menſchen Bekanntſchaft machen. Trift man der Guten welche an, ſo wird man von ihrer Seite getrennt, und ſieht ſie in ſeinem Leben nie wieder; dieſes verbittert dann die wenigen Freuden, die man in ihren kurzem Umgange genos. Trift man der böſen welche an, mit denen man leider öfters, als mit den Guten, zuſammenkommt, ſo iſt es ohnehin beſſer, man ſieht ſie gar nicht.

M. O. Von guten Freunden ſollte man nie getrennt werden!

Paſt. Und doch trägt das zu unſrer künftigen Glückſeligkeit vieles bei. Durch

die

die Trennung lernen wir erſt den Werth der Freundſchaft kennen; wir lernen unſre Freunde ſchäzzen, und fühlen, wie nöthig ſie zu unſerm Glükke ſind; wie gros wird alſo unſre Freude ſein, wenn wir ſie jenſeits des Grabes wieder finden werden! wie ſehr werden wir uns beſtreben, ihre Freundſchaft in einer beſtändigen Dauer zu erhalten!

M. O. Ja wohl, ja wohl!

Amt. Aber das Finden jenſeits des Grabes, das iſt ungewis.

Paſt. (Lächelte und zeigt gegen Himmel) Gewis gewis! In dieſem ganzen Weltall thront einer, der uns alle zuſammen führen wird. — Es iſt ein troſtreicher Gedanke.

Mylord Gott verdamm mich!

Obriſt. Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nicht Ihrer Meinung bin, Herr Paſtor! Es iſt ein troſtreicher Gedanke! Da mein Sohn an meiner Seite von einer

ner Kanonkugel niedergeſchmettert wurde, dacht ich. „ Fahre zu, guter Junge! dich hat das Herrgottdonnerwetter erſchlagen, und von meiner Seite geriſſen! Mag darum ſein! ich werde dich ſchon wieder einmal finden! „ dies gab mir Muth und ich ſtürzte von neuem in die Feinde

M. O. Ich werde Sie alſo einſt alle wieder finden.

Obriſt. Wird es den dort auch Eſel geben?

Paſt. Wir ſind alle Geſchöpfe.

Obriſt. Ich verſtehe, ich verſtehe, (zu meinem Onkel) Top aufs dortige Wiederſehen! Warum ſollt nicht auch ein Eſel ſo gut wie ein Menſch ſeine Freunde einſt wieder finden?

Man umarmte ſich nun allerſeits, wünſchte ſich ein glükliches Leben, bedauerte, hier ſich vielleicht nicht mehr zu ſehen, und tröſtete ſich mit dem Wiederfinden jenſeits des Grabes.

Acht

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser gerathen in eine ganz bekannte Gesellschaft.

So vergiengen einige Tagreisen, als Sie bei einem Dörfchen anlangten, das meinem Onkel, ganz bekannt schien. Sie fuhren beim Pfarrhause vorbei und mein Onkel war aufmerksam. Unweit davon sah er einen Baum, an welchem er, däuchte ihm, sich einst gelehnet, und gewisse file die Menschen nicht allzugünstige Betrachtungen gemacht zu haben glaubte. Einige hundert Schritte weiter erblikte er ein kleines Häuschen, an dessen Garten ein dunkles Wäldchen stieß; und nun zweifelte er nicht länger, daß dies derjenige Ort sei, wo er zum ersten Male unter die Menschen kam. Giuseppo! schrie er laut, Giuseppo! Der Engländer wuste nicht, was das bedeuten solle, und fragte ihn, ob ihm was fehle, daß er so

schreie

ſchrie? „Ach, antwortete mein Onkel, hier wohnte der rechtſchaffenſte der Menſchen, deſſen Lehren, folgte ich ihrer Stimme, mich glüklich gemacht hätten!“ Nun erzählte er dem Engländer alle Umſtände ſeiner Bekanntſchaft mit Giuſeppo, wodurch Mylord neugierig wurde, den ſonderbaren Mann kennen zu lernen. Er ſtieg mit meinem Onkel ab, und beide gingen dem Häuschen zu.

Wirklich war dies Giuſeppos Aufenthalt. Je näher mein Onkel demſelben kam, je vertrauter ward ihm alles. Die Leſer kennen Giuſeppos Habſeligkeiten, und wiſſen daher, daß ſeine Thüre nie verſchloſſen war. Mylord und mein Onkel konnten alſo ungehindert eintreten. Sie gingen ins Wohnzimmer, aber es war leer; von da ins Schlafgemach, auch niemand hier. Er wird heute wallfarten ſein, ſagte mein Onkel, und ſie gingen in das nahe gelegene Wäldchen. Er führte den Engländer grade an Jolkondons Grab. Sie traten in die heilige, dunkle Stille; und Giuſeppo war nicht da. Ein plözlicher Schauder ergrif

meinen Onkel, er trat näher und fand zween Grabeshügel Auf dem einen las er Joikondos bekannte Grabschrift, und auf dem andern: Hier giebt Giuseppo der Erde zurük was er von ihr entlehnte!

Tod! schrie mein Onkel, und sank betäubt auf das Grab. Mylord wis. te eine Träne aus seinem Auge und sagte ganz leise: — glüklich! Tod! rief mein Onkel nach einer langen Pause, während welcher der Schmerz seine Zunge gebunden hielt, und der sich izt in Tränen auflößte, Tod! der redlichste der Menschen, der einzige, der den Namen, Mensch, verdiente! Hier giebt er der Erde den groben Theil seines Selbst zurük, den er von ihr entlehnte, aber der edlere Theil desselben wallt nun gewis in bessern Welten umher. — — Mylord sezte sich neben meinem Onkel. Beide schwiegen, jener in tiefe Betrachtungen, dieser in stärksten Schmerz versunken. Lange sassen sie so, als sie zween Greise aus dem Gebüsche kommen sahen. Er ist 's! schrie mein Onkel, sprang auf, und eilte

auf

auf ſie zu. Wie gros war ſein Erſtaunen, und ſeine Freude, als er in dem ander den guten Joikondo erkannte. Alle drei umarmten ſich izt, und kehrten zum Engländer zurük; der noch immer auf dem Grabe ſas. Mylord empfieng ſie etwas kalt, dies fiel meinem Onkel empfindlich auf. „Sie freuen ſich nicht Mylord, da ich meine Freunde wieder finde?“

Engl. Ich freute mich, da ich die Grabſchriften las;

M. O. Uber ihren Tod?

Engl. Uiber das Glük Ihrer Freunde. Sie ſind, dacht' ich, wo Ruhe iſt, und nichts ſie zu ſtören vermag; aber izt ſeh' ich, daß ſie noch nicht zur Ruhe gelangt ſind, und kann mich nicht freuen.

Giuſeppo. Mylord hat Recht. Der Weiſe freut ſich nicht über das Leben ſeiner Freunde, ſondern über ihren Tod. — Mich freut's Ihre Bekanntſchaft zu machen.

M. O. Aber warum haben Sie schon Ihren Grabeshügel errichtet?

Glusep. Um mich stets an mein baldiges Glük, das nur hier zu finden ist, zu erinnern. Nun wandeln wir, ich und Joikondo, täglich hieher, und holen uns vom Grabe Trost für die Leiden des Alters. — — Aber wie kommen Sie wieder an diesen Ort? Sind sie des Hofes, oder ist der Hof Ihrer müde?

M. O. Beides. Ich habe genug am selben gelebt, um nicht dessen müde zu sein; und überhaupt ekelt's mir nun ganz vor den Menschen.

Glus. Sah Joikondo lächelnd an. Fanden Sie keine vollkommene?

M. O. Keine! Sie sind noch ärger, als Sie mir selbe geschildert haben.

Joikondo. Sie werden nur die vollkommenen, deren es doch welche geben mus, nicht gefunden haben.

M. O.

M. D. Leider nicht! und mein Glaube an ſie iſt nun ſo ſchwach, daß ich gar keine mehr ſuchen will, aus Furcht, ich könnte noch ſchlimmere Menſchen antreffen; denn daß es vollkommene gebe, daran zweifle ich ganz.

Giuſ. Lächelnd. Da werden Sie 's mit Joikondo zu thun bekommen.

Engl. Nun wahrlich ich halt 's mit dem blauen Eſel.

Sie ſchwazten von den Menſchen ſo lange, daß Mylord ganz auf Luzien vergas, und nicht eher an ſie dachte, als bis er den Abendſtern ſah, welcher ihn erinnerte, daß ſeine Gemalin ſeiner mit Ungedult harren werde. Gott verdamm mich, ſagte er, mit unſern vollkommenen und unvollkommenen Menſchen hab' ich ganz meines Weibes vergeſſen. Laſſen Sie uns zurükkehren, denn die Gute iſt allein, und wird nicht wiſſen, wo wir ſo lange ſind! Sie ſtanden nun auf, und kehrten nach Giuſeppos Wohnung zurük.

Wenn mein Lager für die Liebe nicht zu hart ist, so können Sie bei mir übernachten, sagte Giuseppo.

Wahre Liebe bedarf keines weichen Bettes, erwiederte Mylord, und schlug ein. Er holte Luzien. Sie schwäzten bis Mitternacht mitsammen, als der wohlthätige Schlaf ihre Augen schlos. Mylord empfand die Wahrheit seines Sazzes, und Luzie führte übers Jahr dem Giuseppo einen lebendigen Grund zum Beweis auf, daß sein Lager für ihre Liebe nicht zu hart war.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Die Leſer mögen ſelbſt eine Uiberſchrift darüber machen.

Noch nie erwachte mein Onkel mit ſo vieler Munterkeit, als an dieſem Morgen. Sein ganzes Leben mit all den manigfaltigen Begebenheiten, die das Schikſal darein verwebt hatte, ſtand vor ſeiner Seele. Warſt du nicht ein Thor, dachte er, daß du dich ſo ſehr um glinzendes Flittergold bemühteſt, bei deſſen Verluſt ſo ſehr klagteſt, und nur den einzigen gröſten Verluſt für gering hieſt — die kurze Dauer deines Lebens, die du in die Ewigkeit begrubſt, ohne ſie zu geniſſen? O Thor! ſei glüklich, wo du es ſein kannſt! Was kümmerts dich, in welcher Geſtalt du es biſt! ob als Fürſt, als erſter Miniſter, oder nur — als ein

blauer Esel! so dachte er und ging zu seinen Freunden, die seiner warteten.

Daß sich alle einen guten Morgen boten, ist im gemeinen Leben so gebräuchlich, daß wir es für unnöthig halten, unsern Lesern etwas davon zu sagen. Neugieriger aber werden sie sein, zu wissen, wie Joikondo, den wir im ersten Theile in nicht allzu guten Händen liessen, zu seinem Giuseppo kam? Da mein Onkel eben so sehr darnach verlangte, so hatte Joikondo die Gefälligkeit für ihn, seine Neugierde zu befriedigen, und also können wir auch unsrer Leser ihrer mit wenigen Worten Genüge leisten.

Joikondo, wie wir wissen, wurde als ein Verführer der Jugend eingezogen. Er war nahe an dem, durch die heilige Gerechtigkeit sein Leben zu verlieren, als ihn der Sohn des Bürgermeisters, ein Schüler von ihm, aus Dankbarkeit für die empfangene weise Lehren rettete. Er war der einzige, und folglich von seiner Mutter über alles geliebteste Sohn. Bei dieser bat er um Joi-

kondons Befreiung, und drohte, Soldat zu werden, wenn sein Freund nicht frei würde. Die Mama sank bei dem Worte, Soldat! in Ohnmacht. Sie sah ihren geliebten Sohn schon im Gewühle der Schlacht; tausend Kanonkugeln zu seiner Rechten, und zehntausend zu seiner Linken niederfallen; sie sah ganze Schaaren feindlicher Reuter mit gezükten Säbeln auf ihn einhauen, und ihr zärtliches Mutterherz zitterte für das Leben ihres Sohnes. Sie gab ihm Geld, versprach ihm ein schönes Reitpferd, ein hübsche Mätresse, eine reiche Frau, es half alles nichts. Da sie nun sah, daß er von seinem gräulichen Vorsazze, Soldat zu werden, nicht abzubringen sei, so versprach sie ihm heilig, seinen Freund noch diesen Tag zu befreien, nur sollte er ihr dieses Herzenleid nicht anthun!

Da sie erfuhr, daß Joikondo auf Anstiften des Priesters, welcher dem sterbenden Jüngling mit seinen heiligen Flüchen in das Grab begleitete, eingezogen ward, so lies sie ihn auf der Stelle zu sich kom-

men. Mit einer wüthenden Mine nannte sie ihn den Mörder ihres Sohns, drohte, ihn nie wieder über ihre Thürschwelle kommen zu lassen, ihm kein Geld auf Messen zu geben, und mit einem Worte, ihre hülfreiche Hand völlig von ihm abzuziehen, wenn er es bei ihrem Manne nicht dahin bringe, daß Joikondo entlassen werde. Der gute Geistliche erschrak nicht wenig, da er sein sonst so andächtiges Beichtkind izt so wüthend sah. Er sollte nun täglich seinen guten Tisch, und seinen Gulden für die Messe verlieren: — „Mögen alle Leute Kezzer, oder Atheisten sein, dachte er, ich will meine Lekkerbissen ihrer Bekehrung wegen nicht verscherzen. Die heilige Kirche mag sehen, wie sie die Teufelsbraten ausrotten, oder auf den Scheiterhaufen bringen kann, wenn ihr der Geruch sowohl behagt; mir bekommen die gebratenen Kapaunen der Frau Bürgermeisterin besser!“ Nach diesen weisen Uiberlegungen entschuldigte er seinen heiligen Eifer für das beste der Religion, und versprach für Joikondo ein gutes Wort beim Herrn Bürgermeister einzulegen.

Er

Er hielt Wort. Er ſtellte dem Herrn Bürgermeiſter mit andächtiger Mine vor, daß er eben vernommen habe, Joikondo ſei der beſte Chriſt von der Welt. In ſeinem Eifer, und in ſeinem heiligen Unwillen über die Unbusfertigkeit des verſtorbenen Atheiſten habe er geglaubt, Joikondo hätte ihm ſeine verfluchten Grundſäzze beigebracht, und wäre nun da, ihn darin noch mehr zu ſtärken; er habe aber izt von einem andern Geiſtlichen, der auch an der Bekehrung dieſes Freigeiſtes gearbeitet habe, gehört, daß Joikondo nicht nur allein ein Chriſt ſei, ſondern ſo gar dem verdamten Freygeiſt zugeſprochen habe, ſich zubekehren. Er halte ſich nun in ſeinem Gewiſſen verbunden, dem Joikondo das Zeugnis ſeines guten Chriſtenthums zu geben, damit er nicht unſchuldig hingerichtet werde; denn es wäre vor Gott nichts ſträflicheres, als unſchuldiges Blut zu vergiſſen. „ — — Kein geltenteres Zeugnis konnte der Bürgermeiſter für Joikondos Unſchuld erhalten, als eben dieſes ſeines Klägers, und ſo lies er ihn auf der Stelle los. Sein Sohn gab ſeinem redlichen Freunde

Geld

Geld, und dieser reiste, da er sah, daß er keine vollommene Menschen finden könne, sondern überal gleiche Thoren, oder Böſewichter antreffe, wieder zu ſeinem Giuſeppo, um mit ihm wenigſtens von vollkommenen Menſchen reden zu können, da er — keine zu finden ſo bald hoffen durfte.

Joikondons Geſchichte gab Anlas von neuem das Geſpräch auf die Menſchen zu lenken. Giuſeppo, mein Onkel, Mylord, Luzie beweiſen ſo unwiederlegbar aus ihren Erfahrungen, daß es keine vollkommene Menſchen gäbe, beriefen ſich auf Joikondons eigene und unläugbare Erfahrungen, daß dieſer endlich halb geſtand: es ſei zwar hart, vollkommene Menſchen zu finden, doch gebe es deren gewis welche.

Im Monde, ſagte Giuſeppo. Joikondo blikte hinauf, und man ſah es ſeinen Blikken an, daß er ſich wünſchte, oben zu ſein.

Mein Onkel befand ſich in der Geſellſchaft dieſer zween Freunde ſo wohl, daß

er

er beſchlos, ſeinem lezten Lebenstag bei ihnen in die Ewigkeit hinabſinken zu ſehen. Er endekte ihnen ſeinen Wunſch, und dieſe nahmen ihn mit Freuden auf. Er dankte dem Engländer für ſeine Güte, und entdekte ihm ſeinen Entſchlus. Mylord fand ſelöſt ſo viel Behagen an dem zurükgezogenen Leben dieſer Philoſophen, daß er die Zahl drei mit zwei addiren wollte. Aber Giuſeppo ſagte ihm: „ Nur der kan ohne ein Verbrechen ſich der Welt entziehen, welcher fühlt, daß er ihr nicht dienen könne. Sie, Mylord haben Güter und können viele Menſchen glüklich machen; Sie ſind alſo Ihre Gegenwart Ihren Unterthanen ſchuldig. „

Mylord fühlte, daß Giuſeppo recht habe, und reiſte mit Luzien nach England. Er ward der Vater ſeiner Unterthanen, und lebte im verborgenen, als Menſch. Er ſchrieb fleiſſig an ſeine Freunde, und ſtarb in einem hohen Alter. Die Welt kannte ihn nicht, denn er hatte ſich durch keine groſſe Thaten ausgezeichnet, ſondern war blos Wohlthäter der Menſchen, der ohne Geräuſch

Gutes

Gutes that, und so muste er bald vergessen sein;

Giuseppo, Joikondo und mein Onkel lebten ganz vergnügt. Giuseppo heilte den leztern von seinen Thorheiten, die ihm noch von der Welt anklebten, und beide brachten es endlich bei Joikondo dahin; daß dieser allmählich zu glauben anfing: es müssen wohl doch keine volkommene Menschen unterm Monde sein. Da er von Giuseppo gehört hatte, daß es deren nur im Monde geben könne; so war es nun seine Lieblingsbeschäftigung, stets hinauf zu blikken.

Bei Joikondos und Giuseppos Grabe errichtete auch mein Onkel das seinige. Er sezte sich diese Grabschrift selbst: „Nun bin ich allen Geschöpfen gleich, die vor mir waren, und auch izt sind, sobald sie sein werden, was ich nun bin. Ich glaubte, daß die Menschen, weil sie aus allen Geschöpfen die grösten Vorzüge haben, auch die vollkommensten sein müsten; aber ich täuschte mich. Ich fand,

daß

daß ſie aus allen Thieren die unvollkommenſten ſind!“

Uiber alle drei Grabeshügel errichteten dieſe Weiſe einen ſteinernen Bogen, worein ſie folgende Worte gruben. „ Hier ruhen zween Menſchen, und ein blauer Eſel; dieſer fand aus allen Menſchengeſtalten, daß dieſe nur allein Menſchen waren; und jene, daß ein Eſel beſſer ſei, als was die Welt, Menſchen, nennt! „

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Schikſal des Maulthiers als Verfaſſen des blauen Eſels.

Hätte dich vor einem Wucherer, denn ſein Gelddurſt verleitet ihn zu den niederträchtigſten Handlungen, und jeder Schurkenſtreich iſt ihm Tugend, ſobald er dadurch eine ſeiner Abſichten befördern kann!“ Dieſen Rath gab mir mein Vater, der das Unglück hatte in den Dienſten eines Wucherers zu ſterben. Ich nahm mir vor, demſelben genau nachzukommen; allein, wie es geht, wir befolgen ſelten den Rath, der uns gut iſt.

Freilich mag mich das entſchuldigen, daß der Wucherer, denn ich einſt einige Laſten zu tragen mich anbot, ein halb geiſtliches Amt bekleidete; er war Kirchenvater ging Sonn- und Feiertage mit dem Klingbeutel in der Kirche herum, und ſam-

sammelte das Almosen. Einige guten Leute glaubten, er thät' es aus Eifer für die Religion; allein er that es, damit er selbst nichts in Klingebeutel werfen durfte, und manchmal noch einige Dreier daraus heimlich mausen konnte; auch sprach er sehr viel von der Liebe des Nächsten, und von der Rechtschaffenheit, und von dem: Eure Rede sei: Ja, ja: oder Nein, nein! u. d. gl. Dieses machte, daß ich ihm viel zutraute; aber ich fand hernach, daß die Wucherer alle so reden.

Dieser Wucherer hatte Lust den blauen Esel einst zu mieten; denn er hielt ihn für stark genug, seine Geldsäkke zu tragen. Nun aber wollte der blaue Esel keinem Wucherer dienen, sondern sein Glük am Hofe machen; auch sah ich besonders nicht gerne meinen Onkel in den Händen eines Wucherers, der ihm kaum halb satt zu essen reichen wollte; und darum ward er wider mich und meinen Onkel ganz aufgebracht. Er hatte einen Eseltreiber gemietet, der am Verstande weit unter den Thieren erniedriget war, die seiner Aufsicht anvertrauet waren. Dem gab er den Auftrag,

mich und meinen liebenOnkel zu fezzern. Dieſer that das Werk für einen Dukaten, den ihm der Wucherer verſprach, ſehr gerne; allein es bekam ihm übel. Unglüklicher Weiſe wagte ſich der Fezzer zu nahe zu mir und ich ſchlug ihm den Schedel entzwei. Eine Menge Volks lief herbei, und ſah mit Verwunderung, daß aus dem zerſchmetterten Schedel ſtatt des Gehirns faules ſtinkendes Eiter herausflos, woraus jeder urtheilte, der Kerl müſſe raſend geweſen ſein, denn ſonſt würd' er ſich nicht an ein Maulthier gewagt haben, das ruhig ſeine Straſſe trabte, ohne ihn noch jemand andern beleidiget zu haben.

Dieſer fehlgeſchlagene Verſuch reizte den Wucherer nur noch mehr zur Rache. Er verſprach einem ganz pokkennarbigten Autor, den Appolo ſo ſehr im Geſichte zerfezt hatte, weil er ſich unterfing, ſeine Leier zu nehmen und einige Liedleins darauf zu dudeldeien, ſeine zuſammgeſchrappten Liedleins drukken zu laſſen, wenn er mich und meinen Onkel geiſeln und ſchimpfen würde. Das erſte konnte nun das pokkennarbigte Autorlein nicht;

aber ſchimpfen war ſo ganz ſeine Sache. Er ging überall herum, ſprach von mir und meinem Onkel ſchlecht, ohne mich und meinen Onkel nur geſehen, vielweniger erſt gekannt zu haben, und prophezeihte uns beiden ein ewiges Verderben. Ich wollte mich darüber ärgern; aber mein Onkel flüſterte mir ins Ohr: " Sei ruhig, lieber Neffe! ſiehſt du denn nicht, daß das Menſchlein ſo unbedeutend iſt, daß ihn die andern Menſchen ſogar für zu ſchlecht zum ſchimpfen halten? Laß den Kothkäfer ſumſen! hat ja ſonſt nichts von der Natur erhalten, als im Kothhaufen herumzuſtänkern! " Ich fand, daß mein Onkel, recht habe, und ärgerte mich nicht, ſondern dachte: mag er ſchimpfen, der Elende, ſo lang er will! iſt ohnehin einer von den Gezeichneten, willſt ihn alſo mit deinem Hufe nicht noch mehr zeichnen. Und ſo — ließ ich ihn laufen.

Dies ſind nun die Schikſale, die mir ein Wucherer zugedacht hat; die aber einſt mit doppelter Schwere auf ſein eigenes Haupt zurükfallen werden. Weil ich aber glaube, daß mich vielleicht noch man-

ches Autorlein beklaffen wird, ſo will ich hier in etwas meine Meinung für immer und ewig geſagt haben.

Es wird ſich mancher aufhalten, daß ein Eſel Dinge thut und ſpricht, die vielleicht er ſelbſt weder thut noch ſpricht; allein das iſt ja meine Schuld nicht, daß ein Eſel mehr that, als das Autorlein zu thun vermag. Man wird mir eine Unwahrſcheinlichkeit vorwerfen; aber mir war mehr um die Wahrheit, als Wahrſcheinlichkeit zu thun. Iſt in der Geſchichte meines Onkels die erſtere, ſo kann man die lezztere immer darin vermiſſen. Auch der Karakter meines Onkels wird nicht allen anſtändig ſein. Bin's zufrieden. Manchmal iſt er ganz Eſel, und manchmal ganz — Philoſoph. — Hab's ſo unter den Menſchen gefunden; und wollte nun nicht anders ihn zeichnen, als wie ich glaubte, daß zu ſeiner Kopie viele Originale könnten aufgefunden werden; denn ſonſt wär's Schimäre, und wozu nuzt die? Manche Wahrheit iſt freilich etwas bitter darin; aber einen verderbten Magen muß man

nur

nur mit bitteren Arzneien einrichten. So viel ſei den Herrn zur Nachricht.

Uibrigens können Sie mich ſchimpfen, oder loben, das gilt mir gleich viel. Lieber iſt es mir noch, wenn ſie das erſtere thun. — Immer ein gutes Zeichen, wenn mich Mäv tadelt. Sollten mich die Herr. N. * * * * * * * * F * * * H * * * H * * * *. und et cætera tadeln, ſo werd' ich ihnen ſagen

Ihr Herrn tadelt mich! ich danke euch recht ſehr;
Erhielt ich euer Lob, — ſo ſchrieb ich auch nicht mehr

Ein und dreiſſigſtes Kapitel.

Non Numero ſtultorum magno, ſed parvo Sapientum placere ſtudui; obtento Fine contentus ſum: nec tandem curo quid cæteri de me ſentiant.

Dieſes Kapitel werden die Leſer am ſchönſten finden; denn die Geſchichte iſt — zu Ende.

Vorrede des Maulthiers.

Da ich mit der Geſchichte meines Onkels fertig war, und mich der groſſen That freute, ein unſterbliches Werk geliefert zu haben, kam mein Wärter, der, — unter uns geſagt, — mein Rezenſent war, und ſagte mir, ich hätte das wichtigſte, ohne welches jedes Buch unvollkommen iſt, ausgelaſſen. In Eile durchblätterte ich alle Kapitel, fand, aber meines Wiſſens nichts, das zur Geſchichte meines lieben Onkels fehlte. "Haſt ja keine Vorrede dabei, ſagt' er mir, und ohne dieſe darf kein Buch erſcheinen." Nun dacht' ich, mein Wärter muß recht haben, weil er ein Rezenſent von meinem Buche iſt, und dieſer Herrn ihre belobte Weisheit immer recht hat. Ich ſezte mich daher, zur Vollkommenheit meines Buches eine Vorrede zu ſchreiben.

Weil ich am Anfange des Buches keinen Raum mehr hatte, so schrieb ich sie am Ende desselben. Wird alles eins sein, glaubt' ich, ob's vorne, oder hinten steht', wenn's nur eine Vorrede ist; allenfalls kann's auch eine Nachrede sein.

Daß ich die Geschichte geschrieben habe, brauch ich nicht zu sagen, denn die Leser werden's sehen, wenn sie anders das Buch in die Hände nehmen. Was darinn steht? Sollen sie lesen, wenn sie's wissen wollen; denn ich schreibe ein Ding nicht gerne zweimal. Ob's gut ist? Werden sie selbst finden, wenn sie einen Kopf haben, der ein Buch beurtheilen kann. Ob alles wahr ist, was ich schrieb? — Ich zwinge keines Menschen Glaube. Ob ich persönliche Anspielungen gemacht habe? Ich nahm mir die Menschen zum Model in meine Schilderungen. Ob ich den Beifall der Leser wünsche? — Wenn ich ihn verdiene, werden sie mir ihn schon selbst geben, ohne daß ich ihn zu wünschen brauche; und taugt nicht was ich schrieb, — der Henker hole die Narren, die dann noch Beifall verlangen.

So

So wär' ich alſo mit meiner Vorrede fertig, und hätte nichts mehr zu ſagen, als mich in die Gunſt der Rezenſenten zu empfehlen, wenn mir anders an ihrer Gunſt etwas gelegen wäre; aber ſo bin ich ein Maulthier, das ſchwere Laſten zu tragen vermag, und welches alſo ein paar federleichte Rezenſionen nicht erdrükken werden, ſo lange ſie mir ſelbe nur von weiten auf den Rükken legen wollen. Kommen ſie mir zu nahe damit, ſo hab ich einen guten Huf, und ſchlag ihnen damit die Stirne ein.

Und hiemit mag die ganze Welt wohl leben, wenn ſie's kann; wo nicht, mag ſie thun, was ihr gefällt. Ich bin

Geſchrieben am Tage im Jahre 58.389
nach chineſiſcher Zeitrechnung.

Das Maulthier meines Herrn.

Ende des zweiten Theils.

Inhalt

des zweiten Theils.

Erſtes Kapitel.

Sehr weinerlich. Ich rathe den empfindſamen Leſern und Leſerinnen etliche Schnupftücher an die Seite zu legen, um die Thränen zu troknen. — Freuen Sie ſich nicht ſchon, Freunde der geſiegwarteten Empfindelei?

Zweites Kapitel.

Sint haec exemplo caſta puella tibi!

das heißt:

Ein gutes Präſervativmittel, meine artige Schönen!

Inhalt.

Drittes Kapitel.

Etwas das im vorhergehenden Kapitel nicht gesagt werden konnte.

Viertes Kapitel.

Eine Einladung nebst einem besondern Nachtische für die Leser.

Fünftes Kapitel.

Das Maulthier reist mit seinem Onkel.

Sechstes Kapitel.

Abgelöst — vom Postwagen am Schreibpulte.

Siebentes Kapitel.

Unverhofte Zusammenkunft — Mein Onkel kommt frisch und gesund an dem Hofe zu **** an.

Achtes Kapitel.

Könnte auch das erste des dritten Theils sein. —

Wissten und Abgabe der Empfehlungsschreiben.

Neun-

Inhalt.

Neuntes Kapitel.

Groſſe Aſſemblee. Mein Onkel begehet die Unhöflichkeit, den Herrn und Damen die Wahrheit zu ſagen.

Zehntes Kapitel.

Unvermuthete Eroberung. Glükliche Ausſicht für meinen Onkel.

Eilftes Kapitel.

Audienz. Der blaue Eſel gefält ſeiner Majeſtät.

Zwölftes Kapitel.

Promozion. Die Leſer laſſen ſich die Urſache davon nicht träumen.

Dreizehntes Kapitel.

Was bei den Spöttern zur Entſchuldigung des Königs dient, und für diejenigen, welche die ganze Geſchichte meines Onkels nur für ein höchſt unwahrſcheinliches Märchen halten, als Beweis für die Wahrheit derſelben kann angeſehen werden.

Inhalt.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Onkel zeigt ſich in ſeiner Würde. Weisheit und Staatseinſichten, die noch nie ein Eſel gehabt hat. Karakter Seiner Majeſtät des Königs.

Fünfzehntes Kapitel.

Der blaue Eſel gewinnt es den Geiſtlichen und dem Konſilium der Weiberröke ab.

Sechzehntes Kapitel.

Mein Onkel erwirbt ſich die Gunſt der Gelehrten. Urtheil deſſelben wider einen Nachdrukker.

Siebenzehntes Kapitel.

Worin ſeine Majeſtät ihre geſezgebriſche Gewalt beweiſen.

Achtzehntes Kapitel.

Staatseinrichtungen, worin mein Onkel beweiſt, daß ein Eſel wirklich mehr Verſtand habe, als die Menſchen.

Neun-

Inhalt.

Neunzehntes Kapitel.

Fortsezzung des Vorigen. Mein Onkel macht sich Feinde, und verliert die Gunst des Königs.

Zwanzigstes Kapitel.

Quid virtus, et quid sapientia possit!

Nach der wahren Uibersezzung: ihre Anhänger arm machen, und im Elend schmachten lassen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wer steile Felsen hinanklimmt, stürzt in tiefen Abgrund, und kann vom Glüke sagen, wenn er mit einem Beinbruch davon kommt.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser bekommen wieder einen ehrlichen Kerl zu sehen, den sie schon im ersten Theile kennen lernten.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wenn man auf Reisen nichts bessers weis, so erzählt man sich Mährchen, oder

ſeine Lebensgeſchichten, die um nichts beſſer ſind.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zuſammen aber Menſchen. — Ein altes Sprichwort.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Beweis, wie ſehr das obige Sprichwort wahr ſei.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Worin die Leſer ganz was Alltägliches finden.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Man beurlaubt ſich auf immer.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Die Leſer gerathen in eine ganz bekannte Geſellſchaft.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Die Leſer mögen ſelbſt eine Überſchrift darüber machen.

Inhalt.

Dreiſſigſtes Kapitel.

Schikſal des Maulthiers als Verfaſſer des blauen Eſels.

Ein und dreiſſigſtes Kapitel.

Non numero ſtultorum magno, ſed parvo ſapientum placere ſtudui; obtento fine contentus ſum; nec tandem curo quid cæteri de me ſentiant.

Vorrede des Maulthiers.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Beweggründe des Maulthiers die Geſchichte des blauen Eſels zu ſchreiben, kann gar füglich für eine Einleitung zu dieſem Buche gelten.

Zweites Kapitel.

Stammbaum des blauen Eſels meines Onkels.

Inhalt.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neun-

Inhalt.

Neuntes Kapitel.

Antworten auf einige Fragen, die mir meine Leser und Leserinnen machen können.

Zehntes Kapitel.

Die Geschichte wird verfolgt. Das vorige war nur Parenthesis und Klaudatur.

Eilftes Kapitel.

Wie man sich so leicht betrügen kann, wenn man andre betrügen will.

Zwölftes Kapitel.

Greuel der Verwüstung. — O Jemine! da ist bald der lezte Tag im Anzuge.

Dreizehntes Kapitel.

Der blaue Esel verläßt sein Vaterland, überdenkt wohin er traben soll.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Diskurs zwischen mir und meinem Wärter.

Inhalt.

Fünfzehntes Kapitel.

[illegible] im Lande der Menschen [illegible]. Nun das war Zeit, sonst [illegible] noch ein Paar elende Kapitel [illegible] lesen gehabt. — Bitte recht wehmüthig um Verzeihung.

Sechzehntes Kapitel.

[illegible] Mann, den der blaue Esel anbrüllt. Die Tarespipri segnen sich vor ihm, aber meinem Onkel gefällt er. — Möchten ihn gerne kennen, — sollen [illegible].

Siebzehntes Kapitel.

[illegible] eine Fortsetzung des vorhergehenden [illegible] Herrn meine respektive mit Gunst Herrn Leser und Damen Leserinnen kennen den wunderlichen Mann noch nicht ganz, und ich versprach es ihnen doch, ihn aufzuführen. —

Achtzehntes Kapitel.

Etwas, das die Leser schon wissen, und etwas, das sie leider noch nicht wissen, und doch alle wissen sollten.

Neun-

Inhalt.

Neunzehntes Kapitel.

Eine kleine Erholung bei der Mahlzeit.

Eine Note.

Die zum Ende des achtzehnten Kapitels gehört, vom Herausgeber dieser Geschichte für alle, die noch keine Luß zum Essen haben.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Spaziergang nach dem Tische kann nicht schaden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Etwas, das man von keinem Esel vermuthet hätte.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Guter Morgen, nebst einer Unterhaltung beim Frühstükke.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

[illegible] wächserne und silberne

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Spiegel. Er zeigt richtig. Der nicht hineinsehen will, laß es bleiben; der aber darin erblikt, und sieht, wie häßlich er sei, gehe hin und wasche sich von seinen Flekken, damit er rein [illegible]

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Rath sein Stük zu machen. Er steht jedem zu Diensten, der ihn brauchen will.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Besuch zum Unglük des blauen Esels, denn er stolpert, und fällt sich die Nase blutig.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

, was man vorher sehen könnte; aber wenige vielleicht vorher sehen. Vermuthlich was Neues.

Acht

Inhalt

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ob die Leser Scharfsinn haben? Eine Probe. Zugleich auch etwas über das vorige Kapitel. Ein Nachtrag.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wir treffen den blauen Esel in einer schönen Stadt an. Wollen doch sehen, was er da macht.

Zwischen Kapitel.

Welches aber doch das vorige nicht untersbricht, sondern in dem neunten Kapitel nur das ist, was in den Singspielen die Arien, die zwar zur Handlung das Stüks nicht gehören, aber doch mit vielem Beifalle gesungen werden, ohne das es — ausser einigen unbedeutenden mit helleren Augen versehenen Zuschauern — die Logen, Parterre und lezten Pläze bemerken, daß das Stük durch die Arien unterbrochen werde.

Eine Austheilung, die ich mit den dreizehn Exemplaren vornehmen will, wenn der Herr Verleger ein Mann von Wort ist.

Inhalt.

Dreissigstes Kapitel.

[illegible] Wagen auch darin ohne [illegible].

Ein und dreissigstes Kapitel.

[illegible] Bekanntschaften. Die Szene verändert sich aus der Gaststube in einen Saal. Neue Personen treten auf. Ein Soldat. Ein Gelehrter, und — Gott verdammt mich! Ein Engländer.

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Dem Wolf wird die Schaafshaut abgezogen.

Drei und dreissigstes Kapitel.

Die Postpferde vor der Thür. — Fahr zu [illegible].

Nöthige Verbesserungen.

Erster Theil.

Seite.	Zeile.	statt	lies
10	7	Gerüchten.	Gerichten.
25	13	Harerzeugter	Harterzeugter.
55	14	das	daß
95	10	hatte	hofte
100	5	richte	ruhte
100	1	verstossen	verstosse
ibid.	7	Ruhte	recht
101	23	zufriedenem	zufriedenerem
102	11	den	denen
112	10	Rebenschnitt	Reben, schnitt
121	21	der eben	der darum eben
125	9	et virtutem	et tamen virtutem
140	4	hinzugedicht	hinzugedichtet
142	19	von ihm	von diesem
145	4	nach	noch
Ibid.	9	Not	Note
154	17	geben	gebe
154	14	Müzen	Mäzen
160	26	aus Elend	vor Elend.
164	23	Pudeln	Pudel
168	8	nol	not
173	24	Frage! statt	Frage statt
180	lezte	sage	sagen.
181	lezte	Schade	Schale
187	2	unedlich	unendlich
ibid.	4	Frund	Freund
192	24	dem ohngeachter	ohngeachtet
223	18	mein Mutter	meine Mutter
225	26	Münch	Mönch
227	4	Gebeichnisse	Geheimnisse
228	24	erhältet	erhaltet.

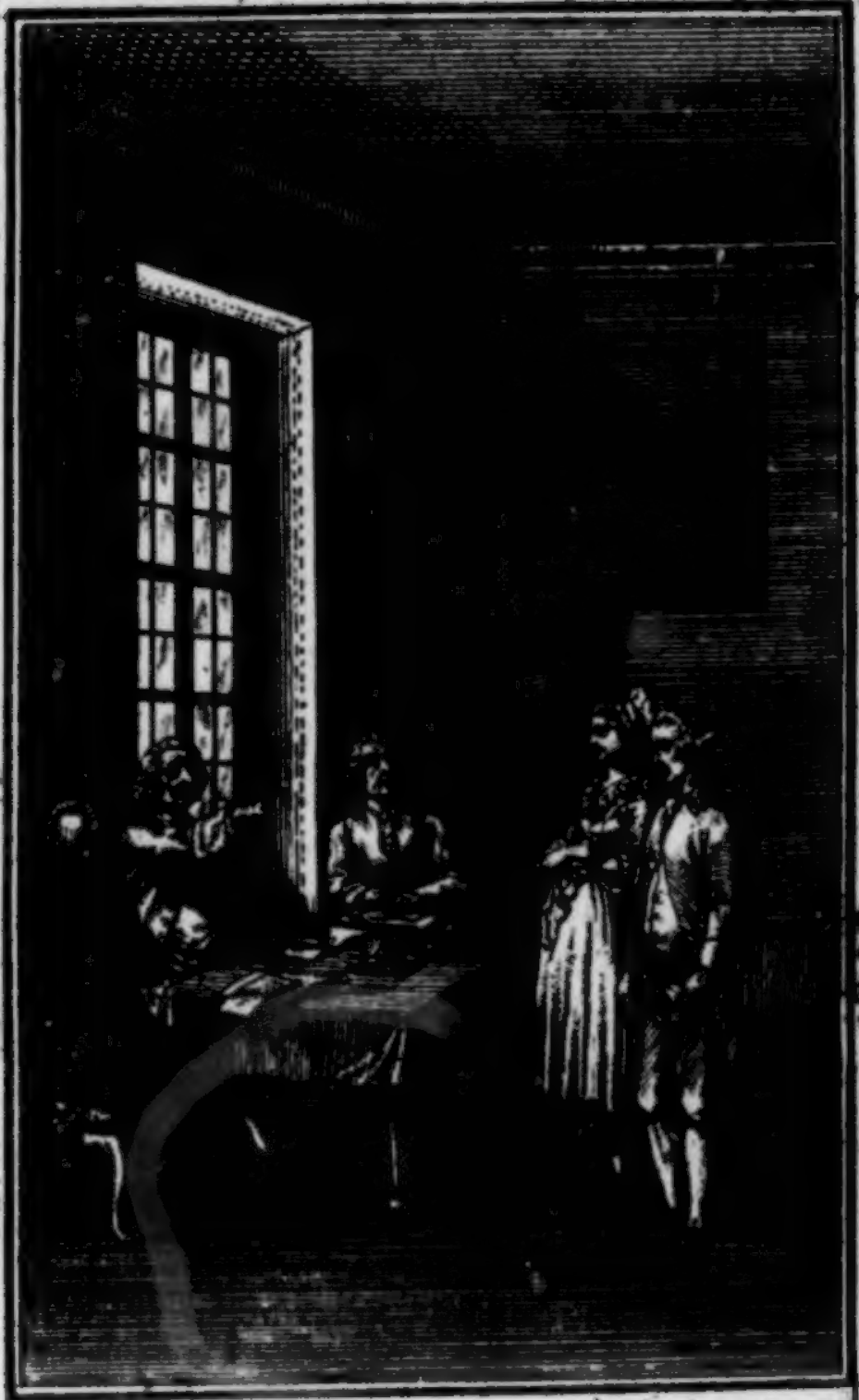
Erſter Theil.

253	25	müß	muß
271	14	wenn	wann
275	21	auf Härte	von der Härte
279	20	Ungereimtheiten	Ungereimtheiten.
		Ich	Ich
309	3	Ihren	Ihrem
350	9	Verfaſſir	Verfaſſer;
353	18	Veilleicht.	Vielleicht
378	26	Oedia	Oedip
404	10	entmiſchten	entwiſchten
eben	16	fai	fair
408	23	leiten	leiſtet
410	21	ſchankſt	ſchenkteſt
414	1	Lois d'or	Louis d'or
426	3	derjenigen	derjenige

Zweyter Theil.

Seite	Zeile.	ſtatt	lies
5	4	Wieſen, die —	Wieſen die
ibid.	19	dermoate	vermogte
22	18	empfindlichen	empfindſamen
43	11	mir	wir
47	9	ſchauberen	ſauberen
69	21	einſeitiche	einſeitige
71	17	denn	den
93	17	nicht von	laſſe nicht aus
97	13	gegebener	gegebenes
103	6	Mane	Mann
142	16	wenn	war
153	3	Abſicht	Ausſicht
162	18	Bandzeichen	Brandzeichen
173	27	die Geburt	das Gebären
176	17	Kleid	Kleid
196	6	ſchwer. Sie	ſchwer, Sie

199	15	mbglich	mbglich
213	24	ein	auf
216	22	derüber	darüber
218	2	meine	meinen
221	4	Vezentengülde	Rezenſentengilde
227	16	Lieblingsdiee	Lieblingsidee
228	26	ſeben	ſelben
244	22	dalu	dazu
248	4	Merke	Werke
256	15	Praſa	Proſa
274	10	Indem glaubte	Indem er glaubte
282	15	rachen	Drachen
ibid.	22	ie	jede
306	2	Muchen	Muhme
348	11	beweiſen	bewieſen
352	1	neun und zwan= zigſtes Kapitel.	Dreiſſigſtes
ibid	4	Hätte	Hütte
ibid	5	Gelbdurſt	Gelddurſt
ibid	16	denn	dem



Sie zittern, Sie sind Vatter zum Kinde!

1916. 1040

Der Richter über den Herrn Schlendrian.

Ein eben so komischer Roman, als Herr Schlendrian selbst.

Erstes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

Frankfurt und Leipzig.

1787.

Erstes Kapitel.

Worinn die Archonten dem Schlendrianismus zu steuern suchen.

Was können Schlendriane nicht verhunzen? sagte der älteste Archont von Tropos, als alle die verkehrten Rechtssprüche, die sowohl aus dem Gerichtshofe der Hauptstadt, als aus den Gerichtshöfen der Provinzen ergingen, in der hohen Versammlung der Väter des Staates vorkamen. Laßt einen Gott ihnen Geseze machen, und sie werden diese so, wie Menschen-

geseze durch ihre Unwissenheit verunstalten; werden in den erstern eben so wenig den wahren Verstand finden, als in den lezkern: Dunkelheit ist ihnen Licht, und Licht Finsternis.

Haben wir nicht alles gethan, was sich von weisen, für das Wohl der Bürger besorgten Archonten erwarten läßt, um die kürzesten, deutlichsten, gerechtesten Geseze zu verfassen? Haben uns nicht unsere geschiktesten Räthe, die daran arbeiteten, betheuert, daß vollkommnere Geseze zu machen unmöglich sei? Haben wir nicht zum Wohl der Bürger, mit der Verfassung derselben so viel als möglich geeilet, damit sie nur bald von der drükenden Last der alten Geseze befreiet, unter den leichten Fittigen der neuern wandeln können? Staunte nicht das halbe Erdenrund, wie es uns möglich war, in so kurzer Zeit ein Gesezbuch zu liefern, das Millionen Menschen zur einzigen Richtschnur dienen muß, und soll, ein Gesezbuch, von welchem die Weisesten der Erde aus Bescheidenheit — schwiegen! und doch steigen laute Klagen über diese Geseze auf; doch herrscht Unzufriedenheit

unter allen Bürgern von Tropos. Woran liegt die Schuld? An den Schlendrianen. Dies erkennt auch der vernünftige Theil unserer Unterthanen, der überzeugt ist, daß Archonten nur die weisesten Gesetze verfassen müssen.

Diese Anrede machte die hohe Versammlung der Archonten auf den Gang der richterlichen Geschäfte aufmerksam; und die lauten, einstimmigen Klagen des gesammten Volks über die Urtheile des Herrn Schlendrians, obersten Richters von Tropos bewog sie, wo möglich, den Schlendrianismen Einhalt zu thun, und dadurch den ungegründeten Vorwurf abzulehnen: die Gesetze allein hätten Schuld an allen diesen abgeschmakten und ungerechten Urtheilen.

Man weis, daß Herr Schlendrian sich immer mit dem Buchstaben des Gesetzes entschuldigte, und das ganze Volk, — (das Gesetzbuch war in eines jeden Hand) — glaubte wirklich, daß der Grund der Schlendrianischen Urtheile in den neuen Gesetzen liege. Ist die einhellige Stimme eines ganzen Volkes auch gegründet? Wer wird, das behaupten,

dem bekannt ist, daß Weisheit nur wenigen gegeben sei, und diese wenige verfaßten ja die Gesetze; — wer konnte besser als sie darüber urtheilen? Diese wenigen behaupteten, seit Tropos, ja seit Nazionen Gesetze hatten, seien die von ihnen verfaßten die vollkommensten; mußte das Urtheil des Volkes nicht unrichtig sein? Die Stimme des ganzen Volks konnte also, wie billig, die Archonten von der Unvollkommenheit ihrer Gesetze nicht überzeugen; auch traute sich kein vernünftig kluger Mann zu behaupten, daß die Gesetze unvollkommen wären. Tropos Gelehrte schwiegen, — gegen die Gesetze war also nichts zu sagen. Wohl tadelten einige im Auslande dieselben. Aber war es nicht sichtbarlich theils Tadelsucht, die uns gegen alles Fremde eigen ist; theils Neid, daß die Troposaner nun die besten Gesetze haben, welcher die Feder dieser Kritiker spizte? Sollten Archonten von Tropos auf solche Kritiken aufmerksam sein?

Nicht also aus Uiberzeugung, daß ihre Gesetze unvollkommen seien; sondern um das Volk zu beruhigen, selbes zu

über-

überweisen, daß die Schlendriane, und nicht die Gesetze so viele Wirwarre in den Gerichtshöfen veranlassen, wurde von der hohen Versammlung der Archonten einmüthig beschlossen, daß künftighin alle Urtheile ihnen vorgelegt werden, und die Vollkräftigkeit von ihrer Unterzeichnung erhalten sollen.

Diese allerhöchste Entschliessung wurde durch Kreisschreiben in allen Provinzen von Tropos kund gemacht, und noch hinzugefügt: daß diejenigen, deren Prozesse schon durch Schlendriane entschieden wären, gegen diese Urtheile bei den Archonten rekurriren könnten. Zugleich erhielten die Schlendriane einen derben Verweis, daß sie in Fällen, wo sie den klaren Buchstaben des Gesezes nicht verstunden, unterlassen haben, sich, wie es vermög §. 26. des ersten Hauptstüks von den Gesezen geboten ist, bei den Archonten anzufragen.

Allgemeine Freude belebte die Einwohner von Tropos. Jeder erwartete von der Weisheit, und Billigkeitsliebe der Väter des Staates nun eine bessere Handhabung der Gerechtigkeit; jeder hof-

te, daß die Urtheile, welche nun gefällt werden würden, von der Weisheit eingegeben, und von der Menschlichkeit unterzeichnet sein würden; und die Tropolaner täuschten sich nicht in ihrer Erwartung. — Konnte man von den Archonten wohl was anders erwarten?

Zweites Kapitel.

Worinn Herr Schlendrian über einen von ihm entschiedenen Fall vernommen wird; wie er sich vertheidiget, und welchen Spruch die Archonten darüber ergehen liessen.

Sobald der Entschluß der Archonten bekannt ward, so eilten alle mit dem Urtheile des Herrn Schlendrians unzufriedenen Partheien zu diesen weisen, gerechten Vätern des Staates, um die Widerrufung der ergangenen Rechtssprüche von ihnen zu bewirken.

Unter den ersten befand sich jener Schuster, dessen Frau Herr Schlendrian nach dem Buchstaben des Gesezes die Veräusserung ihres beigebrachten Geldes zugesprochen hatte. Nachdem der Sachwalter desselben in seiner Bittschrift an die Archonten die ganze Streitsache gedrängt und mit verständlicher Kürze vorgetragen hatte; so führte er das Urtheil

des Hrn. Schlendrians an: " Der Mann " behaltet die Nuznieſſung; der Frau " aber wird die Gewalt zuerkannt, mit " ihrem Gelde nach Belieben ſchalten und " walten zu können: " und fügte dann hinzu; " ich glaube nicht, weiſe und gerechte Väter des Reichs, daß dieſer Verſtand in dem Buchſtaben des Geſezes liegen könne; wenigſtens halte ich dafür, daß er nicht darinn liegen ſollte. Ich überlaſſe es eurer Einſicht, zu begreifen, wie unſinnig ſolch ein Spruch ſei; indem eine überlaſſene Nuznieſſung die Nichtveräuſerung der Sache, von welcher die Nuznieſſung überlaſſen wird, ſtillſchweigend in ſich ſchließt, und erwarte von eurer Gerechtigkeit einen für meine billige Sache günſtigeren Ausſpruch. "

Die Archonten ſahen ein, wie ſehr der Buchſtaben des Geſezes vom Herrn Schlendrian misverſtanden wurde, und forderten deſſen Rechtfertigung über dieſen widerſinnigen Spruch. Herr Schlendrian hielt nichts für leichter, als dieß. Er berief ſich auf den 89. §. des III. Hauptſtüks, worinn ſein Urtheil klar enthalten ſei; und ſchloß ſeinen Bericht mit den Worten: „ er ſei vollkommen überzeugt,

zeugt, daß die Archonten, wenn sie sich, wie es vermög §. 24 und 25. den Richtern geboten ist, an dem Buchstaben des Gesezes halten, kein anders Urtheil hätten fällen können". Die Archonten beschieden ihm darauf: „der Verstand der „Wörter des 89 §. Das Weib wird we„der durch die dem Manne aufgetragene „Verwaltung, noch durch die ihm über„lassene Nuznieſſung an Veräusserung ih„rer Sachen verhindert," sei dieser: wenn das Weib entweder das Vermögen vortheilhafter als der Mann zu benuzen Gelegenheit hat, oder wenn ihr Mann ein Verschwender ist, und sie Gefahr läuft, um ihr Eigenthum zu kommen, damals ist das Weib berechtiget, ohngeachtet der dem Manne überlassenen Nuznieſſung, ihre Sachen zu veräussern. Diesen Verstand des Gesetzes hätte Herr Schlendrian in seinem Kopfe finden sollen; wie überhaupt die Archonten das Zutrauen zu den Richtern hatten, daß sie nicht nach dem todten Buchstaben, sondern nach ihren verständigen, einsichtsvollen Köpfen urtheilen würden.

Dagegen wandte nun Herr Schlendrian ganz unterthänigst ein: „„Sintemalen 1tens sein Kopf kein Paragraph sei: „„also zweitens; da weder im 24 noch „„25 §. ein Wörtchen stehe, daß der „„Richter nach seinem Kopf urtheilen soll: „„sondern alldieweilen es vielmehr ihm „„befohlen werde, sich an dem Buchstaben „„der Paragraphe zu halten; so habe al„„so er Schlendrian nicht nach seinem „„Kopfe, sondern nach den Paragraphen „„urtheilen können, und er hoffet unmaß„„geblichst versichert zu sein, die hohe „„Versammlung der Archonten werde sein „„Urtheil zu genehmigen, und es omni „„Autoritate zu bestättigen, und zu kon„„firmiren auch selbes in omnibus parti„„tibus für gültig zu erklären kein Beden„„ken tragen.

Die weisen Archonten lächelten über Herrn Schlendrians Vertheidigung, gaben ihm einen derben Verweis, hoben seinen Rechtsspruch auf, und erkannten dem Mann die Verwaltung von dem ihm zur Nuznieſſung überlassenen Gelde zu, da bei seinem verschwenderischen Weibe der Fall nicht eintrete, daß dem Manne zwar die Nuznieſſung, ihr aber die Gewalt

walt, ihre Sachen zu veräuſſern, zugeſtanden werden könnte.

Ganz Tropos jauchzte über die Gerechtigkeitsliebe, und Weisheit der Archonten. Man rief ihnen Heil! zu; und ſagte: wenn nun auch durch die Schlendriane, welche die ſo klaren Geſetze nicht verſtehen, eine Ungerechtigkeit begangen wird, ſo haben wir doch den Weg zu unſern Vätern des Staates offen, und können von ihrer Güte und Weisheit erwarten, daß ſie verbeſſern werden, was die Schlendrians verdorben haben. — Die Schuſtersfrau hatte das Geld ſchon ganz verſchwendet.

Drittes Kapitel.

Worin die Archonten einigermassen mit Herrn Schlendrian gleichförmig zu sein scheinen.

Der Ruf, daß die Archonten mit so vieler Gerechtigkeit den Prozeß des Schusters entschieden hatten, munterte izt alle durch Herrn Schlendrians Urtheile gekränkte Partheien noch mehr auf, bei den Archonten Schuz zu suchen. Das junge Weibchen, deren Mann der eifersüchtige Italiener zum feinen Sänger gemacht, und wo Herr Schlendrian entschieden hatte, daß eine gar zu feine Stimme des Mannes eben kein Ehehinderniß sei, wagte den Versuch. Können, dachte sie, die weisen und gerechten Archonten zugeben, daß ich in der schönsten Blühte meiner Jahre verurtheilt sein soll, mich stets nur am Diskant zu ergözen, da ich doch mehr Geschmak an einen reiner Baßstimme fühle? Unmöglich! Sie werden

mich

mich von dem scheiden, der nur den Namen meines Mannes führt.'

Ihr Sachwalter reichte in ihrem Namen die Bittschrift ein; erzählte noch einmal den ganzen Hergang der Sache, und bat, seine Klientin von ihrem Mann zu scheiden, und ihr die Freiheit, sich wieder verehligen zu dürfen, zu ertheilen.

Die Archonten forderten den Bericht über diesen Prozeß vom Herrn Schlendrian, der auch solchen in einer zwölf Bogen starken Schrift ertheilte. Er bewies darinn, daß er hoffe, die Archonten würden seinen Spruch nicht nur billigen, sondern ihn ganz nach dem Buchstaben des Gesetzes finden, da Klägerin selbst eingestanden, daß ihr Mann vor geschlossener Ehe zu keinen Sopranisten getaugt habe: sondern erst vierzehn Tage darnach durch einen Zufall dazu sei qualifizirt worden; §. 46 aber sei dieser Fall ja sonnenklar enthalten: und folglich könne sein Urtheil nicht anders, als gerecht sein."

Die Archonten beschieden ihm hierauf: "Es sei zwar freilich so der Buchstabe des Gesetzes; doch hätte Herr Schlendrian eine so offenbare Unvermögenheit darunter nicht verstehen sollen, da aber, wenn man

die-

diese Leute izt scheiden wolte, dieß zu vielen Unordnungen Anlaß geben könnte; so ist die Ehe für gültig zu bestättigen; und die Frau auf den 1 und 2 §. des IV. Hauptstüks zu verweisen, und damit zu trösten.

Viertes Kapitel.

Das junge Weibchen unterwirft ſich dem Rath der Archonten. Daraus entſteht ein Prozeß, worin Herrn Schlendrians Urtheil von den Archonten verworfen wird.

So gleichförmig dieſes Urtheil mit dem erſten war, ſo unterwarf ſich die junge Frau doch deſto williger demſelben, da ſie wußte, daß es aus dem Munde der Väter des Staates floß, die nur für das Wohl der Bürger ſprechen können. Noch bis izt hatte ſie ihre Täge von dem erſten unglüklichen Augenblike an, wo ſie erfuhr, daß ihr Mann in Konbabs Orden inizirt ſei, meiſtentheils unter Tränen und in ſchweren Gefühle ihrer beklagenswerthen Lage zugebracht. Sie verlies faſt nie das Haus; ja nur ſelten kam ſie ſogar aus ihrem Zimmer. Aber nun entwölkte ſich ihre Stirne. Keine Tränen floſſen mehr; ihre Augen erhielten wieder Feuer; ſie be-

suchte Gesellschaften, Schauspiele und Promenaden, mit einem Worte, sie begann wieder zu leben.

Alles dies war die Wirkung des von den Archonten ergangenen Spruches. — Freilich glich er jenem des Herrn Schlendrians vollkommen; aber Herr Schlendrian verwies sie nicht wie die Archonten, an den 1 und 2 §. des IV. Hauptstükes, und eben diese gütige Anweisung derselben umwandelte die Traurigkeit dieses jungen, liebenswürdigen Weibchens in freudige Munterkeit. Weil sie aber die Worte des Bescheids, den ihr Herr Schlendrian zuschikte: "Supplikantin wird an den 1ten und 2ten §. des IV. Hauptstüks verwiesen!" nicht recht verstund, so ließ sie sich selbe von einem jungen, hübschen Rechtsgelehrten in concreto & extenso erklären. Dieser Advokat that es mit vielem Vergnügen; und bewies ihr durch seine Erklärung: daß diese Worte so viel hiessen: "Eine nach geschlossener Ehe ereignete Unvermögenheit des Mannes sei bei einem schönen vernünftigen Weib kein Ehehinderniß; und es kann, wenn sie anders will, das Ziel des Ehestandes, die Erzeugung der Kinder, noch allzeit erreicht werden."

Das

Das junge Weibchen merkte ſich die Erklärung des jungen Rechtsgelehrten ſehr gut, und bewies in gehöriger Zeit durch einen lebendigen Sillogismus die Wahrheit ſeiner Theſis. Ihr guter Mann, der nur zu handgreifliche Uiberzeugung hatte, daß ſeine Frau ihn ohne ſeine Zuthuung mit einem Familienzweig beehret habe, ſchwieg aus Liebe für ſie, und nahm nicht den geringſten Anſtand, das Kind auf ſeinen Namen taufen zu laſſen; allein nicht ſo ſeine Familie. Obgleich dieſe es ſehr gerne ſah, daß die Ehe zwiſchen beiden von den Archonten für gültig erklärt wurde, ſo wollte ſie doch nicht, daß fremde Fabrikate in ihre Familie eingeſchwärzt werden ſollten. Anfangs ſuchten ſie's, um der Ehre ihres Verwandten zu ſchonen, und ihn gleichſam dadurch, daß ſeine Frau vom Himmelsſegen bethauet geworden, wieder in die Rechte eines Mannes, wenigſtens dem Scheine nach, einzuſezen, in der Stille auszugleichen. Sie erboten ſich, dergleichen vor der Welt zu thun, als erkännten ſie das Kind für das ſeinige, wofern er und ſeine Frau ſich ſchriftlich verpflichteten, daß das Kind an deſſen Vermögen keinen Anſpruch zu

machen habe, und sie nach seinem Tode, — den der Himmel, sezten sie mit sehr aufrichtigen Wünschen hinzu, noch lange verschieben kann, als die einzigen rechtmäßigen Erben sich darein theilen könnten. Um aber allen Prozeß zu vermeiden, sollte er ihnen so viele Schuldscheine ausliefern, als sein nun wirklich bestehendes Vermögen betrage, damit sie als dessen Gläubiger sich der Erbschaft bemächtigen können.

Diese Bedingung war keine der leichtesten. Auch bat sich der arme Mann einige Tage Bedenkzeit aus, die ihm zugestanden wurden. Was ist zu thun? dachte er. Freilich hat ein anderer diesen Baum in meinen Garten gepflanzt; aber soll ich ihn deswegen verderben lassen, da er Hofnung giebt, einst sehr schöne Früchte zu tragen? Soll der gute Boden meines Gartens unbenuzt bleiben, weil ein grausamer Zufall mir es unmöglich gemacht, ihn selbst zu bearbeiten? Oder, rede ohne Bilder mit dir selbst, armer Mann, kannst du auf deine Frau zürnen, daß sie ihre Bestimmung erfüllt, daß sie ein Vergnügen, wozu sie geschaffen ist, genießt, weil du selbst weder zur erstern beitragen kannst, noch

im Stand bist, das leztere zu genieſſen? Wär' es nicht Grauſamkeit, unmenſchliche Tiranei von dir, wenn du fordern wollteſt, dein Weibchen ſoll, da dir der Magen verdorben iſt, auch faſten? Warum willſt du alſo ſie und ihr Kind ſtrafen? Liebt ſie dich weniger? Iſt ſie nicht ſeit einiger Zeit das beſte gefälligſte Weib? Strebt ſie nicht, dir alles mögliche Vergnügen, deſſen du zu genieſſen fähig biſt, zu verſchaffen? Bringt ſie nicht halbe Tage in deiner Geſellſchaft zu? Bietet ſie nicht allem ihren Wiz auf, dich, wenn Schwermuth deine Stirne trübt, aufzuheitern? Biſt du nicht im vollen Beſize ihrer Seelenliebe? Laß das Thieriſche einen andern genieſſen; fühlſt du doch alle Seeligkeit der erhabenen von allen Schlaken gereinigten Geiſterliebe. Was hat das unſchuldige, unmündige Geſchöpf verbrochen, daß du es in grenzenloſes Elend ſtürzen willſt, ſei ſein Vater! ſproß es nicht aus deinen Lenden, biſt du nicht durch fleiſchliche Bande an ſelbes gefeſſelt, ſo biſt du doch durch Simpathie mit ihm verwandt. — Je mehr der gute Mann dem ihm gemachten Vorſchlage nachdachte, je mehr überzeugte er ſich, daß derſelbe

unbillig, hart und grausam sei; und er beschloß, seiner habsüchtigen ohnehin hinlänglich begüterten Verwandten wegen ein so liebes unschuldiges Geschöpf, als sein Quaßsohn war, nicht unglücklich zu machen, sondern selben als den seinigen zu erkennen, und ihn in alle Rechte eines eheligen Kindes einzusezen.

Daß dieser Entschluß seinen Verwandten nicht behagte, ist leicht zu erachten, auch suchten sie vor Gerichte auszuwirken, daß er als ungültig erklärt, und vernichtet werden sollte. Die Sache kam vor den Herrn Schlendrian. Dieser entschied nach genauer Untersuchung. – Daß da der Vater nie von seiner Frau abwesend war, auch selbst das Kind für das seinige erkenne, so sei es nach dem Buchstaben der Gesetze klar und deutlich, daß dieses Kind, als ein leibeheliges anzusehen, sich aller Rechte eines solchen zu erfreuen habe, und die Verwandten mit ihrem Gesuche abzuweisen seien. – Dieses Urtheil hätte die Kläger zu Boden gedonnert, wenn nicht nach der neuen Verordnung dasselbe erst der Versammlung der Archonten zur Unterschreibung hätte vorgelegt, und so seine Vollkräftigkeit erhalten müssen. Sie

hof-

hoften, daß die Archonten den Buchsta-
ben des Geſezes ganz anders verſtehen
würden, als Herr Schlendrian, und er-
warteten von ihnen einen günſtigeren Aus-
ſpruch für ihre Sache.

Herr Schlendrian begleitete ſein Ur-
theil mit folgenden Gründen an die Ver-
ſammlung der Archonten: „Kläger ſtüzen
„ zwar ihre Klage darauf, „ daß der
„ Mann durch den im Walde erlittenen
„ unerſezlichen Verluſt gänzlich unvermö-
„ gend geworden ſei; folglich es offen-
„ bar klar und deutlich in die Augen ſprin-
„ ge, daß das Kind unehlig, und keine
„ Anſprüche auf das Vermögen des vor-
„ geſchobenen Vaters zu machen habe. „
„ Sintemalen aber die Ehe zwiſchen bei-
„ den Eheleuten durch den Buchſtaben des
„ Geſezes für gültig erklärt, und dieſe
„ nach der Ehe ſich ereignete Unvermögen-
„ heit für kein Ehehinderniß gehalten
„ wird, ſo folgt natürlicher Weiſe dar-
„ aus, daß ſolch eine Unvermögenheit,
„ alldieweilen ſie die Ehe nicht trennt,
„ an Erzeugung der Kinder auch nicht
„ hinderlich ſein müſſe; indeme, wenn ſie
„ hinderlich wäre, die Ehe nicht beſte-
„ hen könnte, weil dadurch geradeweges

„ dem Endzwecke derſelben widerſprochen
„ würde, welches doch von der Weisheit
„ der Archonten nicht zu vermuthen ſtehe,
„ daß ſie eine Ehe als Ehe ſollten erklä-
„ ren, die es im Grunde nicht wäre, und
„ woraus keine Früchte erwartet werden
„ könnten; da Ehen blos geſchloſſen wür-
„ den, um Kinder zu zeugen; derohalben
„ iſt es ein nichtiger Grund, daß der
„ Mann durch den im Walde erlittenen
„ Verluſt zu Erzeugung der Kinder unver-
„ mögend geworden ſey: Dieſes könnte
„ allenfalls gelten, wenn er dieſen Ver-
„ luſt vor eingegangener Ehe erlitten;
„ denn da wird ſolch eine Unvermögen-
„ heit, durch den Buchſtaben des Geſe-
„ zes als ein Ehehinderniß angeſehen,
„ nach geſchloſſener Ehe aber nicht; alſo
„ hat eine ſolche nach geſchloſſener Ehe
„ ſich ereignete Unvermögenheit nicht die
„ nemliche Wirkung, wie vor geſchloſſener
„ Ehe. Dieſes beweiſet daher hinlänglich,
„ daß der Mann das Kind wirklich habe
„ zeugen können. Pro ſecundo ſey der
„ Mann keinen Tag von ſeinem Weibe
„ abweſend geweſen. §. 2. Hauptſtük IV.
„ aber müſſe der Mann ein volles Jahr
„ abweſend ſein, wenn er wider die ehe-

„ lige

„ lige Geburt des Kindes einen Zweifel
„ erheben wolle; es könnte also der Mann,
„ wenn er selbst dagegen Zweifel erhöbe,
„ nach dem Buchstaben des angeführten
„ 2. §. nicht gehört werden; nun aber
„ erhebt der Mann nicht nur keinen Zwei-
„ fel; sondern erkennt das Kind für das
„ seinige, welches nach dem 1. §. des IV.
„ Hauptstüks für die ehlige Geburt des
„ Kindes den vollen Beweis ausmacht;
„ derohalben sind auch die Verwandten
„ mit ihrer Klage gegen die ehlige Geburt
„ des Kindes abzuweisen. „

Diesen zierlichen Bericht lasen die Archonten, und entschieden darauf: „ Ein
„ Kind, daß nur ein wenig im Albertus
„ Magnus herumgeblättert hätte, würde
„ einsehen, daß ein Mann, dem die Lust
„ und Freude des Lebens gänzlich ge-
„ raubt sei, nicht im Stand ist, Vater
„ zu werden. Der Mann sei in wahrem
„ Verstande stets von seiner Frau als ab-
„ wesend zu betrachten; und also das
„ Kind, das sie gebar, nicht als das sei-
„ nige zu erkennen. Die Worte des 1 §.
„ beziehen sich nur auf jene Männer, von
„ welchen die Supposition da ist, daß sie
„ ein Kind als das ihrige zu erkennen

„ vermögen; und von denen kein so of-
„ fenbarer Beweis vom Gegentheile da ist.
„ Dieses Kind ist also als ein unehliges
„ zu erklären, den Verwandten des Man-
„ nes, als den rechtmässigen Erben, sind alle
„ Ansprüche auf das Vermögen desselben
„ gerichtlich zu versichern, die Mutter
„ aber soll auf ein Monat eingesperrt,
„ dreimal in der Woche nur mit Wasser
„ und Brod genähret, und mit 30 Ru-
„ thenstreichen gezüchtiget werden. Also
„ sich darnach zu achten. Die Archonten. „

Herr Schlendrian, dem dieses Urtheil zu hart dünkte, machte eine Vorstellung dagegen, worinn er bewies, daß es dem Buchstaben des Gesezes geradewegs entgegen, und in Ansehung der anerkannten Strafe für die Mutter viel zu hart sei, weil die Archonten selbst zu ihrem Troste sie an den 1. und 2. §. des IV. Hauptstüks verwiesen haben. Seine Vorstellung war aber umsonst, und die arme Frau konnte nur dadurch von der Strafe gerettet werden, daß ihr Mann sie gleich gesezmässig wieder annahm.

Fünftes Kapitel.

Worin die Archonten ſich über den Herrn Schlendrian nicht ſattſam verwundern können.

Noch immer muſte Herr Strattmann jährlich dafür, daß ihm bei einer unvermutheten Beſchuldigung eine halbe Unze Blut mehr ins Geſicht ſchos, 100 Thaler an Thereſen zahlen. Seine Freunde munterten ihn auf, nun bei den Archonten um die Aufhebung dieſes Schlendrianiſchen Richterſpruches einzukommen; aber Strattmann wollte lieber jährlich hundert Thaler verlieren, als eine ſo unangenehme Sache, wie ihm die Rükerinnerung an die ſchändliche Beſchuldigung dieſer Undankbaren war, von neuem rege zu machen. Er beſchlos gänzlich davon zu ſchweigen, und die hundert Thaler als ein Almoſen zu betrachten, das er jährlich einem wahren Bedürftigen ertheile. Auch genieſt ja, ſo dachte er, nicht, die Unverſchämte, dieſen

Gna-

Gnadengehalt, sondern das unschuldige Kind, welches vielleicht ohne deine Hilfe verwahrloset würde, und im Elende verschmachten müßte. Aber ein neuer dem seinigen ganz ähnlicher Fall bewog ihn endlich, seine Klage mit der Klage anderer zu vereinigen, um künftig manchen unschuldigen Mann, oder Jüngling von der Nothwendigkeit zu befreien, durch ein Schlendrianisches Urtheil verdammt, fremde Kinder zu ernähren.

Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, in die Geheimnisse der Cipriſchen Göttin noch uneingeweiht, hatte das Unglük, mit einem seiner Schulgespäne zu einem Mädchen von etwas zweideutigem Rufe zu kommen. Er wurde ihr als der Sohn eines sehr reichen Mannes aufgeführt, und von ihr mit zuvorkommender Gefälligkeit empfangen, und mit buhlerischen Liebkosungen überhäuft. — Der junge Mensch, dem etwas Pflaum durch das Kinn algemach zu stechen anfieng, und der sich izt ganz anders, als vor zehn Jahren fühlte, war von den Schmeicheleien dieser Grazie ganz entzükt, und hielt sich durch einige Küsse, die er ihr raubte, und durch einige Freiheiten, die selbst Alois sich

nicht

nicht zur Sünde gerechnet haben würde, für den glüklichsten aller Sterblichen, und verließ ganz Wonnetrunken seine Göttin, nachdem er seinem Freunde vielmal für das Vergnügen, ihm ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, gedankt hatte. Aber bald hatte er Ursache, diesen Augenblik, den er für den seligsten seines Lebens hielt, zu bereuen.

Der gute Junge, der viel Geld, ein gutes Herz, aber wenig Verstand und noch weniger Weltkenntnis besas, schien seinem Schulgespann tauglich zu der Rolle, die er ihm zugedacht hatte. Das Mädchen, das von der verbotenen Frucht aus seinen Händen genascht hatte, fühlte die Folgen davon, und entdekte es ihm. „Ich „bin ohne Vermögen sagte er ihr; aber „ wenn du mitwirken willst, so solst du ei„ nen guten Jahrsgehalt bekommen". Nun entdekte er ihr seinen Plan, diesen jungen Menschen statt seiner, wie das gemeine Sprichwort sagt, vors Loch zu schieben. „Nichts ist leichter als dies, be„antwortete er ihre dagegen gemachte „ Bedenklichkeiten." Der Buchstaben des Gesezes kömt hier zu statten, und Herr Schlendrian ist der Ausleger dieses Buchstaben.

staben. Das Mädchen willigte ein; liess sich den jungen Menschen aufführen, und was erfolgte, ist bekannt.

Einige Wochen vor ihrer Entbindung forderte sie die Unkösten für ihre Wochenzeit, und einen Gehalt für das Kind. Der junge Mensch war vor Schreken auser sich; und eh er noch recht wuste, was er ihr antworten, und wozu er sich entschliessen solte, hatte sie ihn vor Gericht gefordert. Man stelle sich den guten Jüngling vor, wie ihm zu Muthe ward, als Herr Schlendrian ihm sagte, wessen er beschuldigt würde. Er hatte eine Mama, die sehr strenge auf Aloisianische Zucht hilt, und ihn einmal, weil er das Dienstmädchen, da sie ihm etwas reichte, ein wenig bei der Hand drükte, gewaltig mit Ruthen gestrichen hatte; was würde nun erst die Mama sagen, wenn sie das erfahren sollte. Dieser Gedanke ängstigte seine Seele; er zitterte vor Furcht am ganzen Leibe, und die Angst lähmte seine Zunge.

„Sie zittern, sagte Herr Schlendrian, „und die Worte stoken ihnen im Munde, „es ist also vermög dem sonnenklaren Buch„staben des 10. §. Hauptstük IV. klar „und bewiesen, daß sie Vater zum Kinde

„sind.

„sind". Herr Schlendrian verurtheilte ihn nun zur Erhaltung des Kindes, und da er selbst noch kein eigenes Vermögen hatte, so wurden vermög §. 6. des nämlichen Hauptstüks dessen Aeltern dazu verurtheilt.

Von der Freude, die diese Nachricht der Mama des jungen Menschen verursachte, wollen wir nichts sagen. Nachdem sie ihr liebes Söhnchen tüchtig durchgegeiselt hatte, um ihm, nach ihrem Ausdruke, den Kützel zu vertreiben, lag sie nun ihrem Mann an, gegen diesen Spruch bei den Archonten einzukommen. Der Vater nahm seinen Sohn in die Tortur, und da ihm dieser den ganzen Hergang der Sache getreu erzählte; ihm auch schwur, daß er genauer mit dem Mädchen nicht bekannt geworden sei; so ließ er seinen Sachwalter eine Bittschrift an die Archonten aufsetzen. Hr. Strattman that ein gleiches, und die Archonten staunten auserordentlich, wie es möglich gewesen, daß Herr Schlendrian aus solchen Beweisen etwas habe folgern können.

Herr Schlendrian vertheidigte sich mit dem Buchstaben des Gesezes, worin es klar und deutlich heise: „Für den Vater

„ist

„ist derjenige zu halten, der entweder „während der Schwangerschaft, bei der „Geburt, oder sonst durch die kleinste „Handlung zu erkennen giebt, daß er „das Kind als das seinige ansehe". Nun, sagte Herr Schlendrian, sintemalen Rothwerden, Zittern, Stottern, und Sprachlosigkeit, nicht eine kleine, sondern grosse Handlungen sind, so ist nichts billigeres, als das derjenige, welcher roth wird, oder zittert, für den Vater des Kindes zu halten sei.

Auf diese Entschuldigung erwiederten die Archonten: „Ob Herr Schlendrian „nicht roth geworden, da er dieses Urtheil „sprach?" Allein Herr Schlendrian entgegnete: daß nach dem Buchstaben des Gesezes das Rothwerden des Richters kein Verbrechen wäre; wohl aber wäre das Rothwerden desjenigen, der als Vater eines Kindes beschuldigt würde, nach diesem Buchstaben ein sicheres Zeichen, daß er es wirklich sei. Auch könne Herr Schlendrian nicht begreifen, warum er hätte roth werden sollen; er wäre ja nicht beschuldiget worden; und von ihm sei auch nicht der Buchstabe des Gesetzes. Sollte er ihn aber unrecht verstanden haben; so

bäte er die Archonten, ihm zu erklären, wie das: durch die kleinste Handlung, zu verstehen sei.

Dieser Bitte des Herrn Schlendrians willfuhren die Archonten, und erklärten diesen Buchstaben des Gesezes also: Weder Strattman noch der junge Mensch sind verbunden, den Unterhalt für die unehelichen Kinder zu zahlen. — Das ist eine gute Erklärung, sagte Herr Schlendrian. — Das Volk pries der Archonten Weisheit, und schimpfte auf die Dumheit des Herrn Schlendrians. — Ich bin kein Archont, um die Gesezе zu erklären, sagte Herr Schlendrian, der Buchstaben ist einmal so.

Sechstes Kapitel.

Wie Herr Schlendrian eine Ehe nach dem Buchstaben des Gesetzes scheidet.

Ein junger Verwandter des Herrn Schlendrians hatte sich mit einem über vierzig Jahre alten Mädchen, von einer angesehenen Familie verehligt. Sie besas gute Eigenschaften, auch einiges Vermögen, doch hatte die Natur sie mit sehr wenig körperlicher Schönheit bedacht. Herrn Schlendrians Verwandter heuratete sie, nicht aus Liebe, sondern blos ihres Vermögens wegen; das aber viel geringer war, als er erwartet hatte. In dieser Erwartung getäuscht, erlosch die Liebe zu ihr sehr bald, sein Weibchen wurde ihm von Tag zu Tag unausstehlicher, und endlich wurde er ihrer gänzlich überdrüßig.

Wie zufrieden beide Leutchen zusammen lebten, ist leicht zu erachten. Der junge Ehmann kam ganze Tage und

Nächte

Nächte nicht nach Hause, schwärmte in allen Gasthöfen herum, und lies sein Weibchen vergebens nach seinen Küssen schmachten. Kam er nun nach Hause, und ihre Zärtlichkeit machte ihm hierüber einige Vorwürfe, so gings an ein Poltern, wobei seine theure Ehehälfte ihr Mäulchen auch nicht schonte; und selten ging so ein kleiner Hausſturm vorüber, wo es nicht auf den Kopf der guten Frau eingeschlagen hätte.

Die Abneigung des Mannes ward dadurch noch vergrössert, daß sich ihm eine andere Parthie anbot. Ein junges, schönes Mädchen, deren Vermögen sehr gros war, und die nicht abgeneigt schien, dem jungen Mann ihre Hand zu geben, wenn er sie anders aus der Schlinge, worinn er an seine Alte gefesselt war, ziehen könnte. Nun ward ihm seine Alte ganz unerträglich, und er wünschte ihr nichts sehnlicher, als den Himmel. Einige seiner Freunde riethen ihm, um eine Ehescheidung einzukommen, welches er auch that.

Herr Schlendrian entschied, nachdem er die ganze Sache untersucht hatte, daß beide Eheleute geschieden sein, und sie die

Freiheit haben sollten, sich anderwerts zu verehligen. Das liebe Weibchen war nicht recht damit zufrieden; denn ihr ahnete, sie würde nicht so leicht, als ihr Mann, sich wieder verehligen können. Auch ihre Verwandte protestirten dagegen; allein Herr Schlendrian sagte: „§. 99. des III. Hauptstüks steht es klar und deutlich: „Doch ist die Absicht des Gesezes nicht, den Eheleuten die Erfüllung der ehlichen Verbindlichkeiten auch in solchen Fällen aufzubürden, wo dieselbe mit besondern Beschwerlichkeiten verbunden ist.“ Nun kann nicht geläugnet werden, daß einem jungen Manne bei einem alten, häslichen Weibe die Erfüllung der ehlichen Verbindlichkeit mit ausserordentlichen Beschwerlichkeiten verbunden ist; in solchen Fällen wollen es aber die Gesezе niemanden aufbürden; es ist also klar und deutlich, daß nach dem Buchstaben des Gesezes beide Eheleute geschieden, und ihnen die Freiheit, sich wieder zu verehligen ertheilt werden könne.

Mit diesem richterlichen Spruche muste das gute Weib und ihre Verwandte zufrieden sein. Aber noch mangelte die Unterschrift der Archonten; und dieses flöste ih-

ihnen Troſt ein; denn ſeit ſich die Archonten die Sprüche der Gerichtshöfe vorlegen ließen, hatten ſie noch immer das Gegentheil von dem, was dieſe geſprochen, entſchieden.

Siebentes Kapitel.

Wie Herr Schlendrian sich deswegen vor den Archonten vertheidiget.

Herr Schlendrian schikte seinen richterlichen Spruch den Archonten zur Unterfertigung. Von dem ganzen Fall schon unterrichtet trauten sie kaum ihren Augen, als sie diesen Spruch, und die Gründe, worauf er gestüzet war, lasen. „Wie sehr wird der sonnenklare Buchstabe unsrer Geseze misverstanden!“ sagten sie. Herr Schlendrian erhielt einen derben Verweis, mit dem strengsten Auftrage, sich dieses ungereimten Urtheils wegen zu verantworten. Herr Schlendrian that es. Er führte den 99. und den 107. §. des III. Hauptstükes an, den 99. erklärte er auf gleiche Art, wie wir schon bei Sprechung seines Urtheils von ihm vernommen haben; dann fuhr er fort: §. 107 steht es: „Drittens „wird die Trennung des Ehbandes auch „in dem Falle verstattet, wenn zwischen

„den

„den Eheleuten eine Hauptfeindschaft, „ oder eine unüberwindliche Abneigung „ entstanden ist.“ Nun ist der Mann seinem alten Weibe gramer, als dem Erbfeinde der Kristenheit, und er fühlt eine tödtliche Abneigung gegen sie. Nun läst sich in der ganzen Natur nichts weniger erwarten, als daß ein junger Mann, der einmal sein altes Weib haßt, und ihr abgeneigt wird, sie jemals wieder lieben, oder ihr geneigt werden soll; es ist dies also eine Hauptfeindschaft, und eine unüberwindliche Abneigung; folglich sind alle Dinge da, welche der Buchstabe der Gesetze zur Ehscheidung fordert.

Die Archonten erwiederten darauf: „Weil Schlendriane nie gewöhnt sind, tiefer in etwas zu dringen, sondern sich nur auf den Oberflächen aufhalten, und gleich nach dem haschen, was für ihren Kram tauglich ist, so habe er Schlendrian auch gleich bei den ersten Worten der von ihm angeführten Paragraphe still gestanden. Hätte er den ganzen Sinn des Gesetzes zu fassen gesucht, so würde er bei dem 99. §. die Maaßregeln gefunden haben, nach welchen sich in solchen Fällen zu verhalten sei; und der 100. §. hätte ihm ge-

sagt: daß nur dann die Ehscheidung statt habe, wenn beide Theile ihre Einwilligung dazu geben. Diese Bedingung ist auch im 107. §. sonnenklar vorausgesezt. Wie kann also er Schlendrian für die Ehscheidung sprechen, da das Weib nicht darein willigt? "

Herr Schlendrian antwortete auf diesen Bescheid der Archonten: „Er habe wohl die Maaßregeln, welche im 99. §. vorgeschrieben werden, gelesen, auch im 100. und 107. §. sei ihm diese Bedingung nicht entgangen; allein er müsse gestehen, er habe den sonst sonnenklaren Buchstaben hier nicht verstanden. Wäre wirklich beider Gatten Einwilligung zur Ehscheidung erforderlich; so glaube er, daß es den Archonten niemals Ernst gewesen sein könnte, zu erwarten, es würde jemals zu einer Ehscheidung kommen; denn das wär' ein auserordentlicher Fall, wo beide Gatten zur Trennung einwilligten. Er hielt also dafür, der sonnenklare Buchstabe des Gesezes sei so zu verstehen, wie er ihn verstanden habe, und darum hoffe er, die Archonten würden seinen Spruch, wie es der Billigkeit gemäs ist, bestättigen. "

Die Archonten vernichteten denſelben, und ſchrieben auf den Beſcheid: „Da der Mann keine hinlängliche Urſachen hatte, die Ehſcheidung zu fordern; es alſo von ihm eine unverſchämte Vermeſſenheit war, ſolche vor Gericht zu verlangen, ſo ſoll ſeine Ehe nicht nur nicht getrennet, ſondern er auch noch auf ein Monat bei Waſſer und Brod eingeſperret werden.“

Herr Schlendrian, der freilich gegen die Umänderung ſeines Spruches nichts einreden durfte, machte doch gegen die monatliche Verhaftung ſeines Verwandten eine Vorſtellung. Weder im erſten, noch im zweiten Theile des Geſezbuches ſteht ein Paragraph, worin es bei Gefängnisſtrafe verboten ſei, die Ehſcheidung zu begehren: dieſe Strafe dünke ihm alſo ein ungerechter Machtſpruch.

„Alſo ſich darnach ohne alle fernere Einwendung zu achten!“ war die Antwort der Archonten, und ganz Tropos pries ihre Gerechtigkeit.

Achtes Kapitel.

Herr Schlendrian begeht abermal einen Bokostreich, den er aber nicht dafür hält; Sein Rath, den er allen jungen Leuten giebt.

Die blühendesten, bezaubernbesten Reize, einnehmende Gefälligkeit, munterer gesellschaftlicher Wiz, und ein gebildeter Verstand waren Amaliens Eigenschaften, die sie ihrem Geschlechte angenehm, dem vernünftigen, rechtschaffenen Manne liebenswürdig, dem lokeren begehrenswerth machten. Amalie war die Tochter eines rechtschaffenen verdienstvollen Kavaliers, der durch einen Fall eines der ansehnlichsten Handelshäuser in Europa um sein ganzes Vermögen kam. Dieser Schlag traf ihn so sehr, daß er in wenigen Wochen starb, und seine einzige Tochter in der Blühte der Jahre, mit allen Reizen begabt, mit allen liebenswürdigen Eigenschaften geschmükt, aber ohne das geringste Vermö-

gen

gen hinterlies. Amalie war vierzehn Jahre alt, da ihr Vater starb. Von allen Mitteln entblöset nahm sie ihre Zuflucht zu einer alten Frau, die einst bei den Glüksumständen ihres Vaters sehr viele Wohlthaten genos, und nun nicht undankbar gegen die unglükliche Tochter war. Sie nahm Amalie liebreich auf, theilte ihr Weniges, was sie hatte, mit ihr, und bemühte sich, da das Mädchen in allen weiblichen Arbeiten sehr geschikt war, ihr etwas aufzufinden, wodurch sie einigen Verdienst erwerben könnte. So vernünftig, als Amalie war, so fühlte sie doch die Härte ihrer Lage; und der gröste Philosoph würde sie an ihrer Stelle fühlen. Aber es war keine andere Rettung für sie; kein anderes Mittel, als dieses, zu leben, und sie ergrif es, arbeitete Tag und Nacht, gewöhnte sich daran, und fühlte zulezt mehr Vergnügen am arbeiten, als sie anfangs Uiberdrus dabei empfand.

So lebte Amalie bis in ihr sechzehntes Jahr, wo ihre Schönheit im vollen Schimmer prangte, und alle Herzen sich unterwarf.

Amalie war sehr eingezogen. Nur selten verlies sie ihr geräumiges Kämmerchen,

chen, um der frischen Luft zu geniessen, und dann wählte sie meistentheils lauter abseitige, einsame Orte, die von niemanden besucht wurden. Ihr Lieblingsort war ein dichter Wald, zu dem eine lange mit tausend vielfärbigen Blumen durchwirkte Wiese führte. Heiliges Dunkel herrschte darinn, und feierliche Stille, die die Seele zu melancholischen Empfindungen stimmte. Ein sanftes Grauen überfiel den Wanderer, der ihn zum erstenmal betrat, eine gewisse unerklärbare Wehmut beklemte die Brust, die sich dann langsam verlor und in süsse, unnennbare, nur fühlenden Herzen bekannte Wollust auflöste.

An diesem Orte lustwandelte Amalie viele Stunden, wenn sie von ihrer Arbeit ausruhen, und sich neue Kräfte sammeln wollte. Es war ihr darinn alles so vertraut, sie war mit jedem Plätzchen so bekannt, wie in ihrem kleinen Häuschen. Eine kleine von dicht in einander gewun-

[redacted] Aesten gebaute Laube, durch deren [redacted] bebtes Laub kein Strahl der [redacted] drang, war besonders ihr Lieblingsort, [redacted] sas sie manche Stunde darinn, dachte mit auf ihren Busen gesenk-

kem

tem Haupte ihrem Schikſale nach, verſezte ſich in ihre vorige Lage; ſeufzte, und manche ſtille Thräne rollte die Wange herab und benäzte das Moos.

Stets war Amalie heiter, wann ſie den Wald betrat, aber traurig, und mit beklemten Buſen verlies ſie ihn. Ein gewiſſes ihr noch unbekanntes Gefühl machte ihr oft die Laube zu eng. Sie fühlte eine Leere, und ach, wuſte nicht, was dieſe Leere ausfüllen könnte; — Amalie war ſechzehn Jahre alt. — —

Einſt da ſie ſo ganz in ihre Wehmuth verſunken da ſas, der Drang ihres Gefühls mit doppelter Kraft ihr Herz preſte, da wär es, daß ſie der Sohn eines Förſters erblikte. Dieſe unvermuthete Erſcheinung hatte für beide gleiche Wirkung. Er, ein Jüngling von zwanzig Jahren, ſtark und ſchön gebauet, war nicht wenig betroffen, an einem Orte, wo er nur Wildthiere zu finden gewohnt war, ein ſo reizendes Mädchen zu treffen. Hätte er was von griechiſcher und römiſcher Götterlehre verſtanden, und wäre Amalie leichter geſchürzet geweſen, er hätte ſie für Dianen, ſie ihn für Endimion gehalten. Aber ſo war er ganz unwiſſend,

und hielt Amalien für nichts mehr, als das schönste Mädchen, das ihm je aufgestossen. Lange sahen sie sich sprachlos einander an; endlich erlaubte ihnen die Schüchternheit halbgebrochene Worte, und endlich — wurden sie vertrauter.

Amalie empfand, von dem Augenblike, da sie den liebenswürdigen Jäger sah, die Leere ihres Herzens ausgefüllt. Ein neues Leben durchströmte ihre Adern; neue noch nie empfundene Gefühle schwellten ihren Busen, und erfüllten ihr Herz mit noch nie gekannter Wonne. Ein gleiches ward dem schönen Jüngling. Sie sahen sich nun täglich, und nur die Bäume waren ihre Zeugen; — die verschwiegendesten aus allen! Erste Liebe schreitet mit Riesengewalt vor. Mit jedem Tage wurde die ihrige heftiger, wurde — ungestümmer. Sie waren sich sogans allein überlassen. Sie unschuldig, und nichts Böses ahnend; er in voller Kraft der ersten durch keine buhlerische Umarmungen noch entweihten Jugend, — was mußte mit der Zeit erfolgen? — Die Nymphen, die unsichtbar sie umwandelten, hielten einst die Hände vor die Augen, und haben durch die Finger — nichts gesehen. — Die

Zeit

Zeit allein sagte es der Welt, was damals geschehen war.

Amalie von einem Feuer durchglüht, das alle ihre Säfte austroknete, daß sie schmachtend nach Labung mit leichtem, halberloschenem Auge hinsank, erhielt den Kühlungsbecher aus der Hand des Jünglings, und mit heissem Zuge war er geleert. Der Trunk schmekte lieblich; aber ach! armes Mädchen, er war Gift!

In kurzer Zeit fühlte Amalie die Folgen davon: und, unschuldig wie sie war, entdekte sie selbe ihrer alten Freundinn. Die gute Alte schmolte nicht. Die Erinnerung, daß sie einst auch sechzehn Sommer alt war, machte sie wieder Gewohnheit alter Matronen, und ehrwürdiger Tanten, nachsehend. Sie waren schwach, sagte sie, liebe Amalie, ach! weil Sie die Folgen nicht kannten. Ich beklage Sie. Ihre Arbeit reicht kaum hin, Sie zu erhalten; und nun noch ein unschuldiges, unvermögendes Geschöpf, das Ihnen viele Stunden rauben wird. Doch dies ist alles nichts. Sie werden nun ein Gegenstand der Verachtung sein, wenn es laut wird. Hätten Sie einen Mann — da wär's was anders, wenn das Kind auch

nicht einen Tropfen Blut von ihm hätte; aber so — werden selbst jene, die zwei und mehrere Kinder dem Mathe eingeschwärzt haben, und noch immer täglich auf seine Rechnung an Extratafeln sich berauschen, mit spöttischem Hohngelächter auf sie herab sehen. Amalia weinte, und die alte, redliche Frau suchte allen Trost hervor, sie zu beruhigen.

Endlich brachte Amalia den Zeugen ihrer Schwachheit zur Welt. Vom Elend nothgedrungen mußte sie dareinwilligen, daß die Alte in ihrem Namen den Unterhalt des Kindes vor Gericht verlangte. Herr Schlendrian forderte den jungen Jäger vor. Dieser bekannte sich zum Kinde als Vater; und Herr Schlendrian verurtheilte ihn, der von ihm Verführten jährlich sechs hundert Thaler zu geben. Der junge Mann, der selbst keine hundert Thaler jährlich hatte, bat den Herrn Schlendrian, ihm nicht etwas zuzumuthen, was nicht in seinem Vermögen stehe. Er wolle gern die Hälfte, zu zwei Drittel von seinem Einkommen dem Mädchen und dem Kinde überlassen; und das aus gutem Herzen, weil er das Mädchen

chen wirklich liebe; aber die ausgesprochene Summe könnte er nicht geben.

So gegründet und billig dieß dem ganzen hohen Rath schien, so nichtig fand es Herr Schlendrian. Nach dem Buchstaben des Gesezes ist es einmal so, sagte er, und folglich muß es so bleiben. Die jungen Leute sollen sich nicht an vornehme Mädchen hängen. Das beste ist izt mit Bauerndirnen, da sind einige Thaler hinlänglich. Mag ihnen das zur Warnung dienen. Mit diesen Worten entlies er den jungen Mann, der zu einem seiner besten Freunde gieng, dem er seine Noth klagte. Dieser rieth ihm, bei den Archonten um Milderung des Spruches einzukommen. Ach wie gerne wollt ich ihr es geben, sagte er. Sie verdient mehr als dies; aber ich hab' es nicht, und meinen Eltern darf ich nichts sagen.

Dem Rathe seines Freundes zu folgen gieng er zu den Archonten, und nachdem diese sich alles deutlich vortragen ließen, mußte Herr Schlendrian sich über sein gesprochenes Urtheil ausweisen. Hr. Schlendrian sagte in seinem Berichte: " §. 11. im IV. Hauptstük heißt es deutlich und klar: „ Der Unterhalt des uns

„ ehelichen Kindes ist nach dem Stande
„ der Mutter abzumessen. „ Nun ist die
„ Mutter aus einer der ältesten Familien
„ von Tropos, deren Vater durch Un-
„ glüksfälle arm geworden; sechs hun-
„ dert Thaler sind daher nach ihrem
„ Stande nicht zu viel.

Auf diese gründliche Vertheidigung erwiederten die Archonten; „ Es wäre
„ freilich nach dem Buchstaben des Ge-
„ sezes befohlen, den Unterhalt des un-
„ ehelichen Kindes nach dem Stande der
„ Mutter auszumessen; doch verstünde
„ sich allzeit darunter, daß der Vater
„ zur Erhaltung des Kindes vermögend
„ sein müsse, welches hier der Fall
„ nicht sei, folglich habe Herr Schlendri-
„ an sehr widersinnig dem Jünglinge
„ aufgebürdet, der Mutter jährlich sechs
„ hundert Thaler zu geben. Hr. Schlen-
„ drian hätte vermög §. 4 und 6. des
„ IV. Hauptstükes, da der Vater selbst
„ auser Stand ist, das Kind zu erhal-
„ ten, die Erhaltung desselben den El-
„ tern des Vaters auflegen sollen. Der
„ Jüngling wird also von Zahlung der
„ sechs hundert Thaler losgesprochen;
„ hingegen dessen Eltern bei Vermeidung

„ un-

„ unausbleiblicher körperlicher Strafe,
„ und Exekuzionsmässiger Eintreibung ver-
„ urtheilt, dem Kinde ihres Sohnes
„ jährlich sechs hundert Thaler zu ge-
„ ben „ Herr Schlendrian machte da-
gegen eine Vorstellung. Er entschuldig-
te sich, daß er nicht so gesprochen habe,
weil die Archonten bei einem ähnlichen
Falle, wo Herr Schlendrian nach den
Buchstaben des 4 und 6 §. des IV.
Hauptstükes die Erhaltung des unehligen
Kindes den Eltern des Vaters anbefoh-
len habe, von den Buchstaben des Ge-
sezes abgewichen wären, und die Eltern
davon losgesprochen hätte. Alldieweilen
also dieses die Archonten gethan, so ha-
be er geglaubet, der Buchstab dieses
Gesezes müsse für immer so verstanden
werden, und von darum habe er den
Eltern des Vaters die Erhaltung des
unehlichen Kindes nicht zumuthen wollen.
Da er aber nun sehe, daß die Archon-
ten den sonnenklaren Buchstaben des Ge-
sezes wieder anders verstünden, als sie
ihn vor einiger Zeit bei einem ähnlichen
Falle verstanden haben; so glaube er
nur noch gehorsamst vorstellen zu müs-
sen, daß es für die Eltern äuserst hart

wäre, wenn sie unschuldiger Weise für die Ausschweifungen ihrer Kinder, welche zu verhüten nicht in ihrer Macht stünde, büssen sollten. Und da es sich leicht fügen könnte, daß Eltern sechs Söhne haben können, welche alle sich's angelegen sein ließen, sie zu Großältern zu machen; so frage er sich unterthänigst an, ob in einem solchen Falle, wo die Söhne nicht vermögend wären sich selbst, viel weniger erst ihre unehligen Kinder zu erhalten, die Großeltern verbunden wären, diese ihre unehlichen Enkel zu ernähren?

Die Archonten beschieden hierauf weiter nichts, als: sich darnach pünktlich zu achten; den Jüngling aber ein Monat bei Wasser und Brod einzusperren.

Einige Freunde des Herrn Schlendrians verwunderten sich, wie es komme, daß die Archonten ganz anders, als er sprächen? Das kömmt daher, sagte Hr. Schlendrian, weil die Archonten nach ganz andern und ihnen eigenen Gesezen sprechen.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Worinn einige Philosophen den Herrn Schlendrian recht geben, die Archonten aber nicht.

In einem 30 Meilen von Tropos entlegenen Dorfe wohnte ein reicher, ansehnlicher Bauer, der sich mit einen armen Mädchen verehligte. Er hielt dafür, das Mädchen liebe ihn allein; mußte aber zu seinem größen Leidwesen erfahren, daß ihre Liebe noch vor geschlossener Ehe mit ihm von einem andern redende Beweise erhalten habe, und sie wirklich schon im dritten Monate schwanger sei. Der gute Mann, der das Mädchen aus wahrer Liebe geheurathet hatte, grämte sich ausserordentlich darüber. Allein da er dies für kein Ehehinderniß hielt, noch vielweniger wußte, daß eine Ehe geschieden werden konnte, so wohnte er ihr, wiewohl nur meistentheils von ihren

Kunstgriffen, der das Gesez bekannt war, gelokt, mit Zwang bei.

Einst erfuhr er von einem Studenten, der von der Universität nach Hause reißte, und bei ihm übernachtete, daß in Tropos neue Gesetze von den Archonten wären verfaßt worden. " Ei, erzähl mir doch der Herr, was darinn steht, " sagte er. Der Student nicht faul krämte alle seine Rechtswissenschaften aus, und kam auch auf den Paragraph, wo eine wirkliche Schwangerschaft vor der Ehe als ein Ehehinderniß festgesezt wird.

„ Sapperment, sagte er, ist das wahr? „ Der Student betheuerte es ihm auf Ehre, und nun rief der gute Bauer voll Freude aus: Ei du lieber Himmel, so werden die gnädigen Archonten mein lüderliches Weib auch zu ihnen nehmen, und ich kann eine andere freien.

Den andern Tag machte sich der gute Bauer auf, fuhr nach Tropos mit seinem Weibe, und weil er nie in der Hauptstadt war, also um nichts Bescheid wußte, nahm er den Studenten mit, dem er hundert Thaler versprach. Er kam vor das Obergericht, und forderte ge-

geschieden zu werden. Herr Schlendrian prüfte die Sache sehr genau. Das Weib war wirklich schon im vierten Monate schwanger, als er sie heurathete, und also konnte das Kind nach Aussage der Aerzte nicht von ihm sein. Auch gestund sie, daß sie wirklich von einem andern empfangen habe. Herr Schlendrian entschied also nach dem Buchstaben des 30 §. des III. Hauptstüks, daß die Ehe ungiltig, und dem Manne erlaubt sei, sich wieder zu verehligen.

Ja sagte das theure Weibchen, mein Mann hat aber — was hat er fiel Herr Schlendrian ihr ein? — geschwiegen, antwortete sie, und mir Troz dem — Ich schäme mich — Gestrenger Herr Oberrichter, mehr zu sagen — Sie wissen's ja. Herr Schlendrian fragte den Mann, ob es an dem sei. Dieser läugnete es nicht: — Nun so könnt ihr nicht geschieden werden, sagte Herr Schlendrian, denn nun spricht der Buchstabe des 32 §. des nämlichen Hauptstüks wider euch, indem ihr durch die fortgesezte Beiwohnung von neuem eure Einwilligung gegeben habt.

Der gute Bauer entschuldigte sich dagegen, daß er nie etwas davon gewust, daß die Archonten die alten Gesetze auf eine so herliche Art verbessert haben, wofür sie der liebe Gott auch belohnen, und ihre Weisheit erhalten möge. Erst von diesem Studenten habe er die Neuigkeit erfahren, und da sei er auch gleich auf der Stelle nach Tropos gereist, und habe sein Weib nicht mehr angerührt; wär' ihm das Gesez eher bekannt gewesen, er würde das gottvergessene, undankbare Weib bei Nacht und Nebel fortgejagt haben. — Der Student beschwur die Aussage des Bauers; und Herr Schlendrian, der wie bekannt, sehr ein schwaches Gedächtnis hatte, vergas auf einen Augenblik des Buchstabens des neuen Gesezes, und pflichtete dem hohen Rathe bei, — daß eine Unwissenheit des Gesezes, der Vernunft und natürlichen Billigkeit gemäß niemanden verbinden könne; sofern anders er ohne seine Schuld, oder besondere Nachlässigkeit nichts davon erfahren habe. Herr Schlendrian fragte den Bauer, ob er nie etwas von der Erscheinung der neuen Gesetze, deren Vortreflichkeit doch so viel Aufsehens in der Welt gemacht,

und wovon in allen Journalen mit so vielem Lobe wäre gesprochen worden, gehört oder gelesen, ob es der Pfarrer des Orts nicht von der Kanzel bekannt gemacht hätte, und dergleichen? Der gute Bauer erwiederte: „Ja Zeitungen und Journalen hätte noch mehr davon stehen können, ich hätte nie was davon erfahren; denn ich kann weder lesen noch schreiben. Unsere Herrn Pfarrers auf dem Lande haben was besseres zu thun, als die Verordnungen und Gesetze der Archonten kund zu machen. Da giebts Ablässe, Bruderschaften und andere Andachtsübungen zu verkünden.“

Das ist was anders, sagte Herr Schlendrian. Die Unwissenheit des Gesetzes kömt euch zu Guten, und ihr seid völlig von eurem Weibe geschieden. Der gute Bauer dankte dem Herrn Schlendrian recht sehr, und gieng vergnügt, mit seinem Freunde dem Studenten in den Gasthof, um auf die Gesundheit der neuen Braut zu trinken.

Herr Schlendrian fertigte indessen seinen Spruch an die Archonten zur Unterschrift. Diese waren gewaltig aufgebracht, als sie sahen, wie sehr Herr Schlendrian hier gegen den klaren Buchstaben des

Gesezes gesprochen habe. Sie beschieden ihn, wie er sich habe unterfangen können, dem Bauern die Nichtkenntnis der Gesezе zu statten kommen zu lassen, da es doch §. 3. Hauptstük I. sehr klar und deutlich stehe: „Von dem Zeitpunkte der geschehenen Kundmachung ist Jedermann verpflichtet, sich nach den Gesezen zu richten: die Handlungen erhalten von denselben entweder ihre Giltigkeit, oder Ungiltigkeit, und die auf die Uibertretung verhängten Strafen werden verwirkt, ohne daß Nichtkenntnis, oder ein Rechtsirrthum jemanden zu statten komme, und von der verwirkten Strafe enthebe, oder daß unter dem Vorwande des Nichtkenntnisses eine gesezwidrige Handlung zu Kräften gelangen könne.“ Dieser Buchstabe des Gesezes sei sonnenklar, daß keiner, es mag seine Schuld sein, oder nicht, sich auf das Nichtkenntnis der Gesezе berufen, und bei Unterlassung oder Ausübung einer That damit entschuldigen könne; folglich der Richter nicht darauf, ob der Beklagte, oder Kläger etwas von dem Gesezе gewust habe, oder nicht? Rükſicht zu nehmen habe. Eben so klar sein die folgenden Worte: „Dem

„ Landesfürsten bleibt jedoch vorbehalten,
„ bei besondern Umständen jemanden, der
„ durch Nichtkenntnis, oder Rechtsirr-
„ thum an seinem Rechte, oder Vermö-
„ gen Nachtheil litte, eine auserordentli-
„ che Rechtshilfe angedeihen zu lassen. "
Dadurch wird dem Richter deutlich der Fingerzeig gegeben, daß er sich dieser Macht nicht gebrauchen dürfe. Herr Schlendrian hätte in die sich vorbehaltenen Rechte der Archonten gegriffen, und werde deswegen die Verantwortung von ihm gefordert.

Herr Schlendrian erschrak nicht wenig über den Bescheid der Archonten. Er schlug geschwind den Z. H. auf, und fand alles von Wort zu Wort. Seine Freunde suchten ihn zu bereden, daß er diesmal Recht, und alle Gelehrte auf seiner Seite habe, indem es der Billigkeit gemäs wäre. Allein Herr Schlendrian sagte: Er habe Unrecht; und die Archonten Recht. Dies wär einmal der sonnenklare Buchstabe des Gesezes, und daß dieser billig und gerecht sei, daran ist gar nicht zu zweifeln, denn die Archonten hätten ihn verfaßt. Auch sehe er nun ganz klar ein, wie schön und gerecht das sei, wenn einer gestraft würde, ohne zu wissen, warum? es mag

nun mit, oder ohne seine Schuld sein. Aus dieser Ursache stellte Herr Schlendrian den Archonten unterthänigst vor: " er hätte hier nicht aus der Absicht, in die Rechte der Archonten einen Eingrif zu thun, dem Bauer die Nichtkenntnis der Gesezе zu statten kommen lassen; sondern der sonnenklare Buchstabe des 3. §. wäre ihm nicht gleich beigefallen, und da hätte er der Meinung des hohen Rathes beigepflichtet, die dafür hielten, es wäre ungerecht, jemanden eines Gesezes wegen zu strafen, das er nicht kännte; allein er begreife nun sehr wohl, daß niemand, als die Archonten, Recht haben könne, und daß die Meinung des hohen Rathes ganz unrichtig sei. Er bitte daher, ihm diesen Fehler zu verzeihen; dem Bauer aber, die auserordentliche Rechtshilfe angedeihen zu lassen.

Auf diese Vorstellung des Herrn Schlendrian entschlossen die Archonten: Ihme Schlendrian werde diesmal blos ein scharfer Verweis gegeben; mit dem Bedeuten, bei strenger Ahndung nie sich wieder auf einem solchen Vergehn betreten zu lassen. Die Ehe des Bauers müsse nach den 32. §. des III. Hauptstüks gil-

tig

tig sein, und ihm könne vermög §. 3. des I. Hauptstüks die Nichtkenntnis der Gesezе nicht zu statten kommen. Die Archonten hätten nur beschlossen bei besondern Umständen die auserordentliche Rechtshilfe angedeihen zu lassen. Dieser Umstand, der hier eingetreten, sei aber gar nichts besonders; und darum könne auch die auserordentliche Rechthilfe dem Suplikanten nicht ertheilt werden.

Herr Schlendrian fand, daß die Archonten sehr gerecht und weise gesprochen haben. Besonders, sagte er, ist es eben nichts, daß eine Frau vor geschlossener Ehe von einem andern schwanger geworden; werden sie doch fast allgemein nach geschlossener Ehe noch immer mehr von andern als von ihren Männern befruchtet. Ich hätte, wär' ich mit gesezverfassender Archont gewesen, ich hätt' solch einen Umstand gar nicht zum Ehehindernis gemacht.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Herr Schlendrian entscheidet über Gewohnheiten, und pumpt gewaltig bei den Archonten an.

Unweit Tropos lägen zwei Städtchen ohngefähr drei Stunden von einander entfernt. Jedes Städtchen hatte eine besondere Gewohnheit, die daselbst die Volkräftigkeit eines Gesezes hatte. Zu Widnes, dem einen Städtchen, muste jeder Bürger, dessen Vermögen über zehn tausend Thaler betrug, jährlich, nach Verhältnisse der überzähligen Summe, etwas zur Erhaltung der Armen beitragen; und jeder, der ein grosses Gastmal gab, allezeit das Zehntel von dem Betrage des Gastmales an eben diese allgemeine Stadtkasse bezahlen. Dadurch wurden alle wahrhaft Bedürftige versorget; arme Kinder erhielten Unterricht; unbeschäftigte Leute Arbeit. Diese Gewohnheit bestund nicht volle zehn Jahre, und ward nur von etwas mehr als der Hälfte Einwohner angenommen.

Zu

Zu Fromadge, dem andern Städchen herrschte eine andere Gewohnheit. Jeder neu aufgenommene Bürger muste bei Erlangung des Bürgerrechtes, dem ganzen Magistrate, und der sämtlichen ältern Bürgerschaft ein prächtiges Fest geben; wobei noch die Geschenke, die er an die anwesenden Raths- und Bürgersfrauen zu vertheilen verbunden war, über hundert und fünfzig Thaler betrugen. Diese Gewohnheit, die manchen angehenden Bürger gleich bei Antretung seines Gewerbes in Schulden sezte, und sein Hauswesen in Unordnung brachte, bestund schon über dreissig Jahre, und alle Einwohner hatten sich derselben freiwillig unterworfen.

Nun kamen auf einmal gegen beide Gewohnheiten bei dem Obergerichte zu Tropos Klagen ein. Zu Widnes wollte sich ein alter Filz von hundert tausend Thaler dieser Gewohnheit entziehen, und zu Fromadge ein junger Bürger, der es nicht für klug hielt, gleich Anfangs, da er sein Gewerb beginnt, unnöthige Schulden zu machen. Herr Schlendrian fuhr hinaus, um die Sache genauer zu prüfen. Zu Widnes fand er, daß die Gewohnheit nach dem Buchstaben des 12. §. I. Hauptstüks

stäks die erforderlichen Eigenschaften nicht habe, um die Volkräftigkeit eines Gesezes zu erhalten; da sie weder zehn volle Jahre bestund, noch von dem grösten Theil der Einwohner angenommen ward; zu Fromadge aber hatte sie nach eben dem Buchstaben dieses Paragraphs alle Erfordernisse zur Volkräftigkeit. Herr Schlendrian hätte einen guten Freund mit sich genommen, dem er die Sache erzählte, und dieser rieth ihm, die Gewohnheit zu Widnes zu bestättigen, jene zu Fromadge aber aufzuheben; weil erstere dem Staate nüze, und der Menschheit Ehre mache, leztere aber dem Staate schädlich sei. Herr Schlendrian widerlegte aber seinen Freund dadurch, daß es wider den Buchstaben des Gesezes sei, folglich müsse erstere Gewohnheit, da das Gesez sie nicht volkräftig erkenne, nichts taugen, leztere aber gut sein, da sie durch eben dieses Gesez bestättiget werde. Wäre, fuhr er fort, die Gewohnheit zu Widnes gut, so würde sie gewis schon zehn Jahre bestehen, und von dem grösten Theil der Einwohner sein angenommen worden; weil sie aber noch nicht zehn Jahre besteht, auch nicht von dem grösten Theil der Einwohner angenommen

worden ist, also ist sie auch nicht gut. Sein Freund lächelte, und fragte ihn, aus welchem Grunde er so schlüssen könne. Herr Schlendrian antwortete: Weil der Archonten sonnenklarer Buchstabe des Gesezes ausdrüklich fordert, daß eine Gewohnheit zehn volle Jahre bestehen, und von dem grösten Theile der Einwohner angenommen sein müsse. Dies sezt also voraus, daß die Archonten überzeugt waren, es könne nichts gut sein, was nicht zehn volle Jahre besteht, und von dem grösten Theil der Einwohner angenommen worden ist. Wären die Archonten nicht davon überzeugt gewesen, so würde der sonnenklare Buchstabe des Gesezes so lauten:

„ Wenn jedoch eine solche Gewohnheit
„ verbindlich sein soll, so muß sie als ge-
„ meinnüzig bewiesen sein; und dann hat
„ sie, sie möge einen Tag, oder ein Jahr-
„ hundert bestehen, sie mag von allen,
„ oder nur sehr wenigen Einwohnern an-
„ genommen sein, die Volkräftigkeit ei-
„ nes Gesezes; ist aber der Beweis da, daß
„ sie schädlich und unvernünftig ist, so ist
„ sie nichtig, wenn sie auch tausend Jahre be-
„ stände, und von allen angenommen
„ wäre; weil das, was in sich schädlich,

„ und unvernünftig ist, durch eine lange „ Reihe von Jahren weder nüzlich, noch „ vernünftig werden kann.“ Weil aber der Buchstabe des Gesezes nicht so lautet; so ist es sonnenklar, daß nur eine Reihe von Jahren der Beweis sein muß, ob etwas gut und vernünftig, oder nicht ist.

Dieses wohlweisen Schlußes zufolge hob Herr Schlendrian die Gewohnheit zu Witnes auf, und bestättigte jene zu Fromadge. Der Magistrat zu Witnes beschwerte sich darüber, so wie der junge Bürger zu Fromadge bei den Archonten. Diese forderten von Herrn Schlendrian die Verantwortung über seinen Rechtsspruch.

Herr Schlendrian berief sich auf den 12. §. des I. Hauptstüks, vermög welchem wenigstens zehn Jahre, und daß die Gewohnheit von dem grösten Theile angenommen worden, gefordert werde. Da nun die Gewohnheit zu Witnes diese Erfordernisse nicht hat, jene zu Fromadge aber hat; so ist nach dem Buchstaben des Gesezes sonnenklar, daß erstere aufgehoben, lezere aber bestättiget werden müsse.

Darauf erwiederten die Archonten: „ Der Buchstabe des Gesezes wäre nicht so zu verstehen. Es sei nicht nöthig, daß eine gute Sache durch viele Jahre erprobt werde. Sie die Archonten könnten dieses um so weniger gelten lassen; da, wenn es erforderlich wäre, daß nur eine lange Zeit etwas Gutes und Vernünftiges hervorbringe, oder den Beweis dafür mache, ihre Gesezе, die sie binnen so kurzer Zeit verfaßt haben, den alten, woran Jahrhunderte gebaut, verbessert, und umgeändert wurde, nicht das Gleichgewicht halten, viel weniger selbe übertreffen könnten; und doch sei es klar und bewiesen, daß ihre Gesezе die vollkommensten und unverbesserlichsten wären. Also ist es auch mit Gewohnheiten, und ist dieses nur von allgemeinen Landes-Gewohnheiten zu verstehen, worauf die Gesezе selbst sich beziehen, daß diese eine solche Dauer haben müssen; aber nicht von besondern Gewohnheiten einzelner Städte. Herr Schlendrian habe hier den Buchstaben des Gesezes nicht verstanden, der doch so klar ist, daß es gar nicht möglich, ihn nicht zu verstehen. Diesem zufolge werde die Gewohnheit zu Witnes bestättiget, jene

aber zu Fromadge für immer aufgehoben; indem ohnehin jede Gewohnheit ihre ganze Wesenheit und Verbindlichkeit vermög §. 14. des I. Hauptstüks nur von der Gesezgebenden Gewalt erhalte. Dieses hätte Herr Schlendrian wissen, und sich darüber anfragen sollen."

Uiber diesen Verweis war Herr Schlendrian ganz beschämt: die Einwohner von Tropos hingegen voller Freude über die Weisheit der Archonten.

Da man sah, wie sehr diese dem, was Herrr Schlendrian entschied, widersprachen, so kam das kleine eine halbe Stunde von Tropos entlegene Städtchen, wo Herr Schlendrian auch die Gewohnheit, daß jeder, der, ohne leibliche Erben zu hinterlassen, stirbt, den zehnten Theil seines Vermögens den Armen vermachen muste, aufhob, um die Bestättigung dieser Gewohnheit ein. Die Archonten entschieden darauf: „Hier hat es sein Bewenden, wie der Oberrichter nach dem klaren Buchstaben des Gesezes entschieden hat, und werden Suplikanten mit ihrer Bitte abgewiesen.

Eilftes Kapitel.

Herr Schlendrian gerät in eine kleine Verlegenheit über den Buchstaben des Gesezes, spricht für den Adel günstig, und wie die Archonten diesen Spruch aufnehmen.

Tropos, wie wir schon gesagt haben, war ein sehr grosses und weitschichtiges Reich. Viele Fürsten waren Vasalen desselben, und sogar Unterthanen der Archonten. Einer der mächtigsten dieser Fürsten, ein wohlgestalteter, kraftvoller Mann, hatte die Grille, sich Priesterinnen der Liebe nur auf dem Lande zu suchen. Den schönsten Theil des Jahres brachte er auf seinen Gütern zu. Hier durchstrich er Wiesen und Fluren, Felder und Haine; und fand er ein Mädchen, das seine Aufmerksamkeit verdiente, so ließ er sich ins Gespräch mit ihr ein, kundschaftete Namen und Wohnung aus, und am folgenden Tag hatte das Mädchen auch schon

einen Besuch, das sich nicht wenig dadurch geehrt glaubte.

Dieser Fürst, wir wollen ihn, um ihm alle Aehnlichkeit mit andern Fürsten zu nehmen, Flakourt nennen, besaß, ohngeachtet er der gröste Wollüstling war, das beste Herz von der Welt; wie dergleichen Leute immer von gutem Herzen, die allzuzüchtigen hingegen eben nicht die menschlichsten sein sollen. Die Wollust also abgerechnet, war Flakourt der edelste Fürst, und man konnte ihn wirklich den Vater seiner Unterthanen nennen. Gleich beim Antritt seiner Güter — Regierung kann man das bei den Troposanischen Fürsten nicht nennen — also gleich bei dem Antritte der Verwaltung seiner Güter entlies er allen Unterthanen die noch rükständigen Summen, die sie sowohl an Pachtzinse, Frohnen, oder andern Abgaben der Herrschaft schuldig waren. Er verminderte die Last derselben, so viel als möglich, vertheilte viele Grundstüke unter sie, verringerte die Frohnarbeiten, und war in jedem Falle der Noth die sicherste Stüze derselben. Es ist unbillig, sagte er oft, daß der, der allein mehr hat, als soviele Tausende nicht haben, diesen Tausen-

senden, durch deren Hände es in seine Küsten geliefert wird, nicht wenigstens einen kleinen Theil davon wieder zufliessen lasse.

Was Wunder wenn Flakourt, da er seine Unterthanen so behandelte, auch von ihnen angebetet wurde. Auch gab Flakourt sich nie mit Weibern, sondern immer nur mit Mädchen ab. Ein Mädchen, sagte er, kann ich schadlos halten; kann sie für die kleinen Gefälligkeiten versorgen, folglich ihr das vergüten, was ich ihr allenfalls raube; aber einem Weibe nicht. Ich raube ihr die frohen Tage; seze ihrem Mann eine Schlange ins Herz, die an seiner Glükseligkeit Zeit Lebens nagt, und welche dann zu tödten nicht mehr in meiner Macht steht.

Also nur die Mädchen waren seinen Nachstellungen ausgesezt; aber es waren wenig Väter, die deswegen sauer sahen. Sie liebten ihn zu sehr, um ihm nicht, wie sie sagten, auch einiges Vergnügen zu gönnen, da er sichs so sehr angelegen sein läßt, sie glüklich zu machen. Flakourt hatte die Grille, daß er alle Mädchen, die seine Gunst erhielten, kleidete; doch nie über ihren Stand. Sie waren

reinlich, aber immer ländlich gepuzt; und Troz dem, daß sie in seinem Schlosse wohnten, musten sie alle ländliche Arbeit, freilich nicht so häufig und anhaltend, verrichten. Er gab ihnen allsonntäglich ein kleines Fest, wozu er die jungen Pursche von seinen Gütern lud, und seine Freude an ihren Tänzen, und Unterhaltungen hatte. Flakourt gestattete ihnen auch, sich einen Liebsten zu wählen; und jeder der eine aus seinem Schlosse heurathete, war sicher eine gute Ausstattung zu bekommen. Sie musten alle sich schwesterlich lieben, und seine Ungnade traf die, welche mürrisch gegen andere war.

Daß aus diesem kleinen Harem mancher Sohn der Liebe entsprang, ist nicht zu zweifeln; und man zählte deren wenigstens vierzig, die auf seinen Gütern erzogen wurden.

Flakourt hatte einen Benachbarten von Adel, der dessen Feind war, und von der Lebensart, die sein fürstlicher Nachbar in seiner Jugend geführt hatte, wuste. Um sich an ihm zu rächen, ließ er die ältesten Söhne des Fürsten aufhezen, vor Gericht Ansprüche auf das Vermögen ihres Vaters zu machen.

Durch

Durch die blendenden Vorspiegelungen geloft, ließen sich die meisten bereden, und zwanzig an der Zahl suchten ihr Recht vor dem Obergerichte zu Tropos.

Herr Schlendrian prüfte die Sache sehr genau, und erfuhr, daß alle zwanzig, jeder von einer andern Mutter wäre. Hier gerieth er in eine kleine Verlegenheit. „ §. 16. sagte er, des IV. Hauptstüks heist es freilich klar und deutlich: „Wenn „ ein Kind zwar auſſer der Ehe, doch „ von zwo unverehlichten Personen ge„ zeugt worden, und desto mehr, wenn „ ein Kind nur aus einer ungiltigen Ehe „ geboren ist, wo nämlich das Hinder„ nis so beschaffen war, daß es hätte „ gehoben werden können, ist das Kind „ den ehligen Kindern gleich zu halten, „ und wird dasselbe von der väterlichen „ sowohl, als mütterlichen Seite aller „ Gerechtsame theilhaft, die den ehlich „ gebornen Kindern zugestanden sind.„ — Dieser klare Buchstabe des Gesezes kann hier auf den Fall nicht angewendet werden. Herr Schlendrian dachte ein wenig nach, und nun sagte er: richtig, kann nicht angewendet werden; denn der klare Buchstabe des Gesezes sagt: wenn ein

Kind, hier sind aber zwanzig Kinder; also geht diese zwanzig Kinder der 16. §. des IV. Hauptstüks, der nur von einem Kinde spricht, nichts an. Auch ist es billig; ein Kind kann man allenfalls noch neben den ehligen Kindern mitlaufen lassen; aber zwanzig — das geht ganz und gar nicht an. „ Aus diesen triftigen Gründen wies Herr Schlendrian die unehligen Söhne des Fürsten mit ihrem Gesuche ab.

Flakourts Feind ließ es nicht bei diesem Ausspruche bewenden. Er ließ die Kinder heimlich aufmuntern, ihre Bitte bei den Archonten einzureichen, und versicherte sie, sie würden gewiß alles erhalten, weil ein grosser Herr sich ihrer bei den Archonten annahm. Die Kinder folgten diesem Rathe, und giengen zu den Archonten. Diese schon durch Flakourts Feind von der ganzen Sache unterrichtet, forderten vom Herrn Schlendrian die Gründe seines Spruches, und warum er sich nicht an die genaue Befolgung des Buchstabens der Gesetze gehalten habe, da doch dem Richter vermög §. 25. des ersten Hauptstüks alle gekünstelte Auslegung der Gesetze, Erweiterung u. s. w. verboten sei.

Herr Schlendrian antwortete in aller Unterthänigkeit: „Sein Spruch sei eben ein Beweis, daß er sich an den genauesten Verstand des Buchstabens der Gesetze gehalten habe; und eben deswegen, weil dem Richter vermög §. 25. des ersten Hauptstüks alle gekünstelte Auslegung verboten sei; so habe er unter den Worten des 16. §. Hauptstük IV.: „Wenn ein Kind „ ꝛc. — nicht zwanzig Kinder verstehen können, noch dürfen. Zweitens habe der Fürst Flakourt ohnehin schon aus seiner rechtmässigen Ehe sechs Prinzen; wenn nun diese noch mit zwanzigen, und vielleicht mit der Zeit noch mit mehreren verstärket werden sollten, so würde diese fürstliche Familie in ein Infinitum sich ausbreiten, und das fürstliche Haus in gewaltige Unkosten versezen, um den ganzen Stambaum, der für so viele Nebenzweige nicht Raum genug hat, umändern zu lassen. Drittens müsten alle die zwanzig Fürsten apanagirt werden, welches offenbar dem Glanz der Familie sehr nachtheilig, den so unvermuthet gewordenen Fürsten eben nicht nüzlich, dem Staate aber gar schädlich seyn könnte; indem es lezterem doch lieber seyn muß, zwanzig adeliche Bauern

zu haben, die sich im Schweiſe ihres Angesichts nähren; als zwanzig bäuriſche Fürſten, die aus Privilegium ihres Standes nichts thun wollen, und auch nicht ſo viel haben, um fürſtlich zu leben."

Dieſe Vertheidigung hielt Herr Schlendrian für ſo kräftig, daß er gar nicht zweifelte, die Archonten würden es bei ſeinem Ausſpruche bewenden laſſen. Doch dieſe beſchieden: „Was die Geſeze für Folgen haben, oder nicht haben, iſt nicht der Schlendriane Sache zu unterſuchen; dieſen liegt es ob, ſich genau an den Buchſtaben der Geſeze zu halten, und darum iſt in Betref der zwanzig unehligen Kinder genau darnach zu verfahren, und dieſe in die Rechte der ehligen Kinder einzuſezen." Das ſind Machtſprüche ſagte Flakourt, als er den Beſcheid las; Nein, ſagte Herr Schlendrian, es ſind Archontenſprüche.

Zwölf-

Zwölftes Kapitel.

Herr Schlendrian macht einen falschen Schlus, und wie ihn die Archonten zu rechte führen.

Der Sohn eines reichen Mannes war auf Reisen. In einer groſsen Stadt verweilte er sich etwas länger, als er sonst zu thun gewohnt war, und er auch Erlaubnis hatte, sich aufzuhalten. Seinem Vater schrieb er, eine kleine Unpäslichkeit hielt ihn zurük; und bat um Wechsel, weil Aerzte und Apotheken sehr viel kosteten. Der gute Väter glaubte, was sein Sohn schrieb, besorgte, daſs das Uibel nur nicht ärger werden möchte, und schikte seinem Sohne stärkere Wechsel, als er sie verlangte, mit dem Beisaze, seiner Gesundheit ja recht zu pflegen, und einige hundert Thaler mehr oder weniger nicht anzusehen. Der Sohn folgte als ein gehorsames Kind, dem guten Rathe des Vaters, sah einige tausend Thaler nicht an,

die

die sein Vater recht willig aber immer zwischen Furcht und Hofnung zahlte; denn mit seinem Sohne ward es nie völlig gut. Hatte er Geld, so besserte sich das Uibel, hatte er keines, so ward es schlimmer.

Wirklich schrieb der junge Herr von Armkop seinem Vater die Wahrheit. Sein Uibel stak im Herzen. Er liebte ein Mädchen, das sehr schön, von gutem Herkommen, aber äuserst eigennüzig war. So viel Geld auch der alte Herr von Armkop seinem Sohne schikte, so langte es doch nicht, und er sah sich gezwungen, wollte er anders nicht alles verloren haben, Schulden zu machen; denn kamen keine Geschenke, war seine Prinzessinn spröde; und ihre Gunst wuchs mit jenen. Indessen bezahlte das gute Mädchen diese Geschenke doch zu lezt nur zu theuer. Der junge Armkop sezte sich nach und nach doch immer mehr bei dem Mädchen in Gunst. Sie wurde seiner gewöhnt, und da er sehr angenehm gebildet war, viel Aufwand machte, kostbare Geschenke gab, so gelang es ihm, ihre Liebe zu erhalten.

Aus dem veränderten Betragen des Mädchens schlos Armkop auf seinen Sieg. Er täuschte sich hierinn nicht; aber in der

Er-

Erwartung der Vortheile von diesem Siege irrte er sich gewaltig. Er war nicht mehr und nicht weniger glüklich, als vorher. Er verdoppelte seine Geschenke; das Mädchen liebte ihn heftiger; aber er rükte nicht vor: ihr drittes Wort war immer: heurathen Sie mich! dazu hatte Armkop nun keine Lust, und das Mädchen wagte auser diesem nichts aufs Spiel.

Armkop hielt die Vestung noch einige Wochen blokirt, ohne sie zur Uibergabe zu bringen; endlich versuchte er, was ihm durch Sturm nicht gelang, durch Kriegslist zu erhalten. Ein schöner Demant sollte den Kommandanten bestechen, und eine schriftliche Versicherung sie zu ehligen, sobald er, wie er sich ausdrükte, von seinem Vater nichts mehr zu fürchten hätte, sollte die Festung zur Uibergabe bringen. Es gelang — und das Mädchen glaubte nichts verloren zu haben, was ihr nicht reichlich ersezt worden wäre.

Einige Monate genos Armkop die süssen Früchte seiner vielfältigen Bemühungen; und seine Schöne schwam in einem Meere von seligem Entzüken, ohne daran zu denken, wie gefährlich es sey, wie leicht man auf eine Klippe stossen,

und — scheitern könne. Sie dachte nur dann erst an die Gefahr, da ihr auszuweichen nicht mehr möglich war. Das gute Mädchen fühlte nach ein paar Monaten etwas, das dem Wuchse schöner Mädchen eben nicht vortheilhaft ist. Sie entdekte es ihrem Geliebten, der nun Zeit zu sein glaubte, von seiner Prinzessinn auf immer Abschied zu nehmen. Sie hat genug von dir gezogen, dachte er, um das Kind zu erhalten; und hiemit sezte er sich ganz heimlich auf, um seinem von ihm hintergangenen Mädchen, und seinen Gläubigern, deren er eine beträchtliche Zahl hatte, das Vergnügen zu verschaffen, über ihn fluchen, und ihn verwünschen zu können.

Klärchen, so hies Armkops Geliebte, konnte vor ihren Eltern nicht lange ein Geheimnis aus der Veränderung ihres schönen Wuchses machen. Mädchen, sagte einst die Mama, du wirst gewaltig fett, wie kömts denn? Ach! seufzte Klärchen: Mama werden schon wissen — Närrisches Kind, wie soll ichs wissen, wovon du fett wirst; ach Mama sind es auch oft gewesen, sagte Klärchen, und wurde roth. Mama roch Lunte, nahm ihr Töchterchen

in

in die Kristenlehre; und erfuhr zu ihrem gröſten Leidwesen, daß ihre Tochter — Mama sank in Ohnmacht; — so glaubten einige; denn Mama zog das Riechfläschchen hervor. Auch Papa erfuhr nun alles; ließ sich das schriftliche Eheversprechen zeigen, trank ein Glas Wein, war guten Muthes, und Mama erholte sich auch bald wieder, als sie hörte, dies wär' eine Gelegenheit, einen Mann für ihre Tochter zu bekommen.

Nun wurde die Klage sowohl von Seiten der Eltern, als der Gläubiger an das Obergericht nach Tropos geschikt, und einem dasigen Rechtsfreunde die Vollmacht ertheilt, in puncto matrimonii promissi & debitorum wider Beklagten zu agiren.

Herr Schlendrian prüfte mit allem Bedacht die Streitsache. Der hohe Rath glaubte, es würde viel Mühe kosten, diesen Prozeß zu schlichten; allein Herr Schlendrian behauptete, es sei nichts leichter, als dies. „Der Fall, sagte er, ist der nämliche, wie der meines Sohnes. Der hat ein Mädchen geliebt, und ihr unter dem Versprechen sie zu ehligen das Kränzchen gepflückt; dieser auch. Mein Sohn hat Wechsel ausgestellt, Schulden gemacht,

und ist dann bei Nacht und Nebel davon gegangen, dieser auch; mein Sohn war drei und zwanzig Jahre alt; dieser ist auch so alt; mein Sohn wurde von den Archonten selbst verurtheilt vermög §. 5. des I. Hauptstüks das Mädchen zu ehligen, und seine Schulden zu bezahlen; also muß dieser vermög des nämlichen §. das Mädchen auch ehligen, und seine Schulden zahlen.

Dieser Rechtsspruch behagte dem alten Herrn von Armkop nicht, und er suchte bei den Archonten um die Umänderung dieses Spruches an. Da Herrn Schlendrians Urtheil in der Versammlung der Archonten zur Unterschrift vorkam, so erboßten sich die Väter des Staates gewaltig, daß Herr Schlendrian so gesezwidrig habe sprechen können. Sie gaben ihm einen starken Verweis, und forderten seine Verantwortung, warum er sich nicht an den sonnenklaren Buchstaben des 4. §. I. Hauptstük gehalten habe, wo es klar und deutlich stehet: „Auch diejenigen, die „ sich ausser den Grenzen dieser Staaten „ befinden, sind schuldig, sich nach den „ inländischen Gesezen zu richten, wenn

„ sie

„ sie in diesen Ländern Recht suchen, oder „ nehmen. „

Herr Schlendrian stellte in Unterthänigkeit vor: „Er habe in Betref seines Sohnes, wo der nämliche Fall gewesen, nach dem Buchstaben des 4. §. I. Hauptstük gesprochen; hätte aber nebst dem hohen Rathe, der mit seiner Meynung einstimmig war, von den Archonten einen derben Verweis erhalten, daß er nicht nach dem Buchstaben des 5. §. des I. Kapitels gesprochen habe. Nun hielte er also dafür, daß, da dieser Fall mit jenem ganz gleich sei, so müsse, und könne er nicht anders sprechen, als damals die Archonten in Betref seines Sohnes gesprochen haben.

Auf diese Verantwortung erwiederten die Archonten: „§. 13. des I. Hauptstüks steht es klar und deutlich: „Auch kann „ aus gleichförmigen in gleichen Fällen „ ergangenen Rechtssprüchen für die künftigen Handlungen keine Gewohnheit erwachsen. „ Folglich kann der damal ergangene Rechtsspruch der Archonten nicht zur Gewohnheit werden, daß in allen solchen gleichförmigen Fällen auf gleiche Art gesprochen werden müsse. Herr Schlen-

drian hätte also in diesem Falle nicht nach dem 5., sondern nach dem 4. §. des I. Hauptstüks sprechen sollen, Kraft welchem der Beklagte zu nichts anderm verbunden wird, als wozu er nach hiesigen Gesezen verpflichtet ist, nämlich zur Erhaltung des Kindes; keineswegs aber zur Zahlung seiner Schulden, da er noch minderjährig ist, und kein eigenes ererbtes, oder selbst erworbenes Vermögen hat.

Herr Schlendrian, der immer das Gegentheil geglaubt, und dafür gehalten hatte, in gleichförmigen Fällen müssen auch gleichförmige Rechtssprüche ergehen, fragte sich bei den Archonten unterthänigst an; ob, wenn binnen kurzer Zeit zwei Mörder eingebracht würden, und der eine vermög den Gesezen zu Stokstreichen und Steinschneiden verurtheilt werden sollte, der andere, da vermög §. 13. aus gleichförmigen in gleichen Fällen ergangenen Rechtssprüchen keine Gewohnheit erwachsen dürfe, auf freien Fuß ohne alle Strafe zu entlassen sei?

Die Archonten antworteten darauf; in solchen Fällen ist unsere Meinung erst zu vernehmen; indessen sich auf das genauste darnach zu achten.

Drei-

Dreizehntes Kapitel.

Worinn die Archonten den Herrn Schlendrian unterrichten, was das für Eigenschaften sind, worinn sich Brautleute irren können.

Der Sohn eines reichen Handelsmanns, der lange die Welt durchreiste, und hie und da manch Blümchen gepflükt, manch Knöspchen zerknikt hatte, kam nach Tropos, um sich mit einem schönen, reichen Mädchen zu verehligen, das ihm schon, eh' er auf Reisen gieng, zur Frau bestimmt war. Mina war ein holdes Geschöpf, ganz zum Dienste der Gnidischen Göttinn geschaffen, und mit den Nekereien des kleinen Gottes in etwas schon bekannt. Mina war achtzehn Jahre alt. Mit allem Reize der Schönheit, allem Jugendfeuer begabt, war sie der Wunsch eines jeden Mannes, der sie sah. Mina wird ein schönes Weib werden, sagte ein jeder, sie ist eine von den dauerhaften Schönen. — Mina hatte noch nicht die Kinderpoken gehabt.

Selbst Epuise, so hies ihr künftiger Gatte, liebt seine Mina zärtlich; und er gestund sich oft, daß aus allen Nimphen,

in deren Armen die Göttinn der Liebe ihn mit ihrer Zauberfreude berauschte, seinem Minchen keine an Reizen glich; und er betheuerte, wofern anders die kalten Bäder von Tropos von guter Wirkung wären, sie ewig recht zärtlich zu lieben. Ein Unfall war der Störer dieser ewigen Liebe.

Von dem Segen ihrer Eltern begleitet, tratt das geliebte Paar an die Stufe des heiligen Altars, und schwur, was noch kein Ehpar gehalten — sich ewig zu lieben.

Mina erkrankte am zweiten Tage, und bekam die Poken. Welch ein Schmerz für den so zärtlichen Gatten, schon am zweiten Tage seine schöne Gemahlinn aus seinen Armen gerissen, ans Krankenbette geheftet zu sehen; der gute Mann wär' untröstlich gewesen, hätte ihn nicht der Gedanke: — du kannst indessen die kalten Bäder fortbrauchen, in etwas beruhiget.

Das Uibel ward von Tag zu Tage ärger. Die Poken ergossen sich über den ganzen Körper, und Mina's Antliz, woraus eh ein Himmel voll Freuden lächelte, war nun ein scheuslicher Gegenstand des Anblikks; man sagt — die bösen Zungen — Es ist nur Verleumdung, meine Schönen!

man

man sagt, Minchen — habe gar bösartige Poken gehabt.

Mina's Leben war in Gefahr. Bangen Zittern durchfuhr alle Glieder, als der Arzt beim Hippokrates und Galenus betheuerte; sie würde nicht aufkommen. Man schlich mit hangendem Kopfe leise auf den Zehen; in jedem Winkel des Hauses herrschte Traurigkeit; Todesstille bei allen. Voll banger Erwartung traute keiner den andern zu fragen: Was macht Mina? Im trostlosen Schmerz zerfloß der Gatte; und — der Arzt ließ für Minas Leben hoffen; — welche Freude!

Die Gefahr war vorüber. Mina's Leben war gerettet; aber dieses Leben muß sie durch den Verlust ihrer Schönheit erkaufen; — Mina wäre lieber gestorben; Sie hatte Recht. — Sie verlor die Seele ihres Lebens. Was nüzt ihr dieses ohne jene? — Welches Mädchen wird nicht lieber ihr Leben, als ihre Schönheit verlieren?

Diese Pest schöner Gesichter wütete gräßlich bei Mina. Sie verlor ein Aug, die halbe Nase; ihr ganzes Gesicht war greulich zerrissen. Magister Panglos hätte izt alle Mühe gehabt, ihr zu beweisen, daß diese Welt die beste sei. — Als sie

noch schön war, glaubte sie es. Ihr Mann erschrak, als er seine Mine wieder sah, das ist sie nicht, sagte er, unmöglich, ich habe mich an ein schönes Weib trauen lassen. Die Aerzte betheuerten ihm, daß dies Mina sei; selbst Mina versicherte es ihm, und schwur, daß sie ihn dem ungeachtet immer zärtlich, ja izt nur noch zärtlicher lieben wolle; das glaub' ich, sagte Epuise; aber ich will Sie izt nicht lieben; ich will mich von Ihnen scheiden lassen.

Epuise erfüllte seinen Vorsaz. Herr Schlendrian untersuchte die Sache, und da er fand, daß Epuise ein schönes Mädchen habe heurathen wollen, auch wirklich geheuratet habe, und nun ein häßliches Weib besize, hielt er dafür, daß diese Ehe geschieden werden könne. Minas Verwandte beklagten sich über diesen Spruch bei den Archonten, welche den Herrn Schlendrian deswegen zu Rede stellten, der sich folgendermassen vertheidigte.

Da der Mann ein schönes Mädchen nicht nur heurathen wollte, sondern auch wirklich geheurathet hat, und nun ein häßliches Weib an seiner Seite sieht, so muß ein gewaltiger Irrthum vorgegangen

sein.

sein. §. 29. des III. Hauptstüks steht es aber klar und deutlich: „Ungiltig ist der „ Vertrag der Ehe, wenn in der Person, „ mit welcher die Ehe geschlossen worden, „ ein Irrthum vorgeht.“ Nun ist das ein Irrthum in der Person, wenn ich statt einer schönen, eine häßliche Frau bekomme; also ist nach dem Buchstaben des Gesezes der Vertrag der Ehe ungiltig, und der Mann kann von seinem Weibe geschieden werden.“

Darauf erwiederten nun die Archonten: Herr Schlendrian habe auch einen gewaltigen Irrthum, aber nicht in der Person, sondern in der Auslegung des Gesezes begangen; denn in diesem Falle sei blos eine Veränderung mit der Person, aber kein Irrthum in der Person; der Buchstabe des 29. §. III. Hauptstüks könne also hier gar nicht angewendet werden.

Herr Schlendrian replizirte unterthänigst, wie daß er in Auslegung des Gesezes keinen Irrthum habe begehen können, weil es ihm verboten wäre, das Gesez auszulegen; er halte sich also an den klaren Buchstaben des Gesezes, und müsse der Irrthum in diesem klaren Buchstaben sein, wenn ein Irrthum vorgegangen

wäre. Daß aber dies keine Veränderung der Person, sondern ein wirklicher Irrthum in der Person sei, springe klar in die Auge. Epulse glaubt ein hübsches Weib zu haben, und hat nun ein häßliches; dies ist ja ein Irrthum in der Person. Er hoffe also, die Archonten werden seinen Ausspruch billigen.

Die Archonten entgegneten, es wundere sie ausserordentlich, daß Herr Schlendrian sogar keinen ächten Verstand in den Gesezen finde; übrigens habe es bei dem gefaßten Urtheile zu verbleiben, und kann die Ehscheidung nicht statt finden.

Herr Schlendrian war ganz verdrüßlich darüber, und sagte zu seinem Sohne: Ich weis selbst nicht, wie es kömmt, daß ich gar keinen Verstand in den Gesezen finden kann! Sein Sohn antwortete: Liebster Papa! haben Sie schon je im Winter Rosen auf mit Schnee bedekten Feldern gefunden? — Du bist nicht klug, sagte Herr Schlendrian.

Ende des ersten Bändchens.

Der

Richter

über den Herrn

Schlendrian.

Ein eben so komischer Roman,

als

Herr Schlendrian selbst.

Zweites Bändchen.

Zweites Bändchen.

Erstes Kapitel.

Herr Schlendrian entscheidet über einen Mord; die Archonten sind unzufrieden mit seinem Urtheile.

Heisblut ein junger Mensch, von der besten Aufführung, grossen Talenten, einem edlen Herzen, und einem unbegränzten Ehrgefühle war lange von seinem Geschlechte bewundert, von den Schönen geliebt, von allen Rechtschaffenen geehret. In allen Gesellschaften wurd' er hervorgezogen, und ihm mit besonderer Achtung begegnet. Man erfreute sich durchgehends an seinem Anblike. Greise lebten in seinem Umgange auf; und sechzigjährige Matronen vergassen, daß sie — nicht zwanzig Sommer zählen.

So

So viele herrliche Eigenschaften mit einer einnehmend reizenden Gesichtsbildung, und dem vortheilhaftesten Wuchse verbunden, erregten ganz natürlich den Neid aller, die es es fühlten: Heisblut besize mehr wirkliche Verdienste und Vorzüge, als sie. Sein Reichthum gab ihm noch um einen guten Theil ein Uibergewicht mehr über sie, und vergrößerte ihren Neid. Sein gröster Feind war ein junger Offizier, von einer sehr alten adelichen Familie. Eifersucht legte den Grund zu seinem Haße, und der merkliche Vorzug, den Heisblut überall vor ihm erhielt, wurzelte ihn immer tiefer und tiefer ein.

Herr von Stolzenfan, so hies der junge Offizier, hatte das Unglük, sich von den Reizen eines sehr liebenswürdigen Fräuleins fesseln zu lassen. Luise, die Tochter eines alten, sehr begüterten Kavaliers war im achtzehnten Jahre. Ihr schlanker Wuchs, ihr grosses blaues Aug, ihre sanfte bezaubernde Gesichtszüge, ihr Verstand, ihre Talente, ihr Herz machten sie zum liebenswürdigsten Mädchen. Sie besas alle Vollkommenheiten ihres Geschlechts, ohne zugleich die Fehler desselben zu haben. Wer sie sah, liebte sie; wer

sie

ſie kannte, muſte ſie ſchäzen; dazu war ſie die einzige Erbinn eines beträchtlichen Vermögens.

Ein Mädchen wie Luiſe war freilich ein Schaz, nach deſſen Beſize zu geizen keinem Manne verarget werden konnte; und ſo war Stolzenpfau zu entſchuldigen, daß der Wunſch dieſes vollkommene Geſchöpf, dieſen — weiblichen Engel zu beſizen, in ſeinem Herzen aufſtieg. Nur — doch Stolzenpfaue kennen ſich nie, — nur hätte er einen Blik auf ſich und Luiſen machen, zwiſchen ſich und ihr eine kleine Paralelle ziehen ſollen, und ſein Wunſch wäre, ſo ſchnell, als er entſtund, auch wieder erloſchen.

Luiſe hielt ihn ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig; und konnte ſie es, da ſchon ein andeter verdienſtvollerer Gegenſtand ihre ganze Seele erfüllt hatte, all' ihre Gedanken beſchäftigte, ihre Einbildungskraft nur ſein Bild malte, ſie an nichts dachte, als an ihn, von nichts ſprach, als von ihm?

Heisblut hatte Luiſens Herz, ohne daß er es wuſte, erobert. Auch war es nicht möglich ihn zu ſehen, und lange gleichgültig zu bleiben. Er hatte einen

unwiderstehlichen Zauber in Geberden, Ausdruk, Sprache, alles, was er that, und sagte, war mit dem Stempel der Grösse und Anmuth bezeichnet. Luise liebte ihn. Heisblut liebte sie; keines wuste von des andern Glük; beide waren zu schüchtern zu entdeken, was in ihrem Herzen vorgieng. Ihre Blike und Minen sprachen freilich: sie hätten ihr wechselseitiges Glük darinn lesen können; sie sahen's nicht. – Die Liebe hat schlechte Augen; Eifersucht sieht besser. Stolzenpfau las es, und war vor Wuth ausser sich, daß er einem Bürgerlichen nachgesezt wurde.

Stolzenpfau paßte auf eine Gelegenheit, seine Rache dem glüklichen Nebenbuhler empfinden lassen zu können; sie zeigte sich. Stolzenpfau und Heisblut waren bei einem ansehnlichen Manne in Gesellschaft. Beide spielten an einem Tische; spielten mit dem Gegenstande ihrer Liebe. Stolzenpfau fieng an, den Heisblut seines bürgerlichen Abkommens wegen durchzuziehen. Heisblut beantwortete anfangs seinen Spott mit Verachtung; dann mit beissender Satyre; dies erbitterte den jungen Stolzenpfau; noch mehr aber entbrante seine Wuth, daß

auch

auch Luiſe Heisbluts Partie nahm. Sein Spott ward nun grobe Beleidigung, welcher Heisblut nichts ſchuldig blieb, und man merkte es ihm an, daß ihn nur Luiſens Gegenwart zurük halte, den kühnen Beleidiger zu züchtigen. Luiſe glaubte dadurch, daß ſie das Spiel aufhob, der Erbitterung Grenzen zu ſezen, und den Folgen, die daraus leicht möglich ſind, vorzubeugen; ſie irrte ſich; beide erhielten izt freieres Feld. Heisblut lehnte ſich in ein Fenſter, um ſein brauſendes Blut in Ruhe zu bringen; Stolzenpfau ſuchte ihn da auf.

Heisblut, dem es nun an Geduld gebrach, und unmöglich war, länger ſolche Beleidigungen zu ertragen, forderte von ihm Genugthuung. Ich ſchlage mich mit keinem Bürgerlichen, ſagte Stolzenpfau ſpöttiſch, und Heisblut gab ihm eine Ohrfeige, mit den Worten: ſo mußt du auch keinen Bürgerlichen beleidigen, feige Memme. Stolzenpfau verließ ſtillſchweigend die Geſellſchaft.

Heisbluts raſche That brachte die Geſellſchaft in einige Unordnung; beſonders erſchrak Luiſe heftig. Doch da Stolzenpfau ſtillſchweigend ſich entfernte, hörte alles Beſorgnis auf, und Heisblut,

dem es zu sehr in Adern kochte, gieng auch nach Hause.

Unterwegs wurde er von zween angefallen. Heisblut erkannte den einen für den jungen Stolzenpfau, zog seinen Degen, und — stieß ihn zu Boden, daß er seine Seele mit einem Strom von Blute ausspieh. Es ward Lerm, und Heisblut von der Wache eingezogen.

Luise ward ohnmächtig, als sie es hörte, und Heisbluts Freunde hatten Mitleid mit dem rechtschaffenen Jüngling.

Herr Schlendrian untersuchte auf die Klage der Verwandten des jungen Stolzenpfau die Sache, und entschied, daß da der Heisblut die Grenzen einer gerechten Notwehre überschritten, so sei er vermög §. 97. des IV. Kapitels von Kriminalverbrechen des Verbrechens eines Mordes schuldig; und verurtheilte ihn zu fünfjähriger öffentlicher Arbeit. Dieses Urtheil wurde von allen zu strenge gehalten. Heisbluts Freunde kamen bei den Archonten um Milderung desselben ein, und baten, um nochmalige Untersuchung dieses Prozesses.

Die Archonten, Freunde der strengsten Gerechtigkeit forderten vom Herrn Schlendrian den Bericht, und die Ursache war-

warum er so gesprochen? welches Herr Schlendrian sehr gerne that.

In seinem Berichte sagte Herr Schlendrian: „§. 97. des IV. Kapitels von Kriminalverbrechen steht es klar und deutlich: „Des Verbrechens eines Mordes aber ist „schuldig, wer einen Menschen zwar nur „in seiner Vertheidigung getödtet, aber „die ungezeigten Grenzen der gerechten „Notwehre überschritten hat.“ Nun hat Malefikant diese Grenzen überschritten; also ist er des Verbrechens eines Mordes schuldig.“

Auf diesen Bericht beschieden die Archonten: ob Herr Schlendrian auch genau untersuchet habe, in wieferne Beklagter sich in den angezeigten Grenzen habe halten können, oder nicht? Habe er es nicht gethan; so soll er nun genau den ganzen Prozeß noch einmal revidiren, und dann den Schluß an die Archonten einschiken. Herrn Schlendrian verdroß es ein wenig, daß die Archonten einen Zweifel hegen, ob er auch den Prozeß genau untersucht habe? da er aber ihren Befehlen nachkommen mußte, wollte er sich nicht einer scharfen Verantwortung aussezen; so revidirte er befohlner Massen den Prozeß noch ein-

mal, und berichtete: „Ihm schiene, daß „Malefikant die angezeigten Grenzen wirk„lich überschritten habe, weil er auf freier „Gasse angegriffen wurde; folglich leicht „hätte entwischen, oder um Hilfe rufen „können. Auch gestund Malefikant ein, „daß er, wenn er daran gedacht, oder „Zeit zum Uiberlegen gehabt hätte, so „was leicht würde haben thun können. „Nun ergiebt es sich also aus seinem „eigenen Geständnisse, daß er die ange„zeigten Grenzen überschritten habe. Ge„nauer könne er Schlendrian die Sache „nicht untersuchen; wisse er auch gar „nicht, in wie ferne Beklagter mehr oder „weniger sich in den angezeigten Gren„zen habe halten können; welches den „Archonten, die diese Grenzen ausgesekt, „am besten bekannt sein wird; und über„lasse er das Uibrige ihrem Ausspruche."

Unter diesen Bericht schrieben die Archonten: Hat bei dem gesprochenen Urtheile zu bleiben, nur ist selbes noch mit fünfzig Stokstreichen zu verschärfen.

Zweites Kapitel.

Eine neue Mordgeſchichte, und worinn Herr Schlendrian ſeiner Gelindigkeit wegen von den Archonten ausgeſilzt wird.

Radburg hatte das ſanguiniſchſte Temperament, und ward durch ſeine vernachläſſigte Erziehung noch zum gröſſern Weichling. Sein Geiſt, der ganz ungebildet blieb, war ein Gemiſch von Güte und Grauſamkeit, nachdem ein vorübergehender Gegenſtand einen leichten oberflächlichen Eindruk auf ihn machte. Sein Verſtand war keiner Ueberlegung fähig; er hatte die Kraft nicht, Handlungen mitſammen zu vergleichen, abzuwägen; die guten und ſchlimmen Folgen zu überdenken, und darnach zu beſtimmen; wie geſagt, er handelte immer nur nach den erſten Eindrüken, und konnte zuverläſſig in der folgenden Minute nicht mehr die Urſache angeben, warum er in der eben verflo-

flossenen so gehandelt habe; wie das Überhaupt wenige Menschen können.

In der Jugend meistentheils sich selbst überlassen, ohne alle Aufsicht konnte es nicht anders kommen, als daß Radburg mit seinem zu allen Lüsten geneigten Temperamente, da dieser Hang durch keine Erziehung gemässiget wurde, sich selbem ganz überlies; und, hingezogen von einer Ausschweifung zur andern, sich zulezt nicht mehr herausreissen konnte. Seine Eltern starben ihm zu seinem Unglüke sehr früh, und nun war auch der lezte Zaum, der ihn noch ein wenig zurük hielt, gänzlich zerrissen.

Immer nur mit dem Gegenwärtigen beschäftiget dachte Radburg nie in die Zukunft, und folglich auch nie daran, daß sein ererbtes Vermögen einst zu seinen Ausschweifungen nicht nur nicht hinreichen, sondern bald ganz erschöpft sein werde. Er lebte unbekümmert im saus und braus so fort; machte Schulden, da er kein Geld hatte; dachte nicht darnn, daß er diese Schulden bezahlen müsse; und wachte nur dann erst aus seinem Taumel, als er von allen Seiten der Bezahlung wegen gedrängt, und bedroht wurde, daß man ihn

ein-

einsperren werde. Izt sah Radburg nichts als ein fürchterliches Gefängniß, schlechte Kost, Arbeit und Schande; welch schreckliche Gegenstände, die sich seiner Seele darstellten, und welches Mittel, sich davon zu befreien? Radburg hatte einen Freund, der einige tausend Thaler baar zu Hause liegen hatte. Diesen Freund zu bestehlen fiel ihm ein, und er that es; denn er sah in dem Augenblike nichts anders zu seiner Rettung. Welche Folgen — daran konnte er nicht denken. Er zahlte einige seiner Schulden; aber eine neue Angst quälte ihn. Dein Freund wird sein Geld vermissen; du warst allein in seinem Zimmer; du der Dieb — Kerker — öffentliche Arbeit! — welches Mittel dich zu retten? — Ermorde ihn! — bei diesem Gedanken blieb er stehen, vollzog ihn, und hielt sich nun für vollkommen gerettet. Den Ermordeten verbergen, war noch alles, was er zu thun hatte, und dieses war leicht. Er zerstükte den Körper, trug alzeit ein kleines Stükchen unterm Mantel fort, und warf es, ohne daß jemand es gewahr wurde, ins Wasser.

Niemand hätte erfahren, daß Radburg der Mörder sei, hätte der Unbesonnene

nene, nicht die Ringe und Uhren seines Freundes öffentlich getragen, sie selbst an jenen Orten gezeigt, wo er und sein Freund öfters mitsammen waren. Grauman, so hies der Ermordete, war verschwunden, und niemand wuste, wohin er gekommen. Radburg hatte Geld, und trug dessen Ringe und Uhren, dies erwekte Argwohn. Man führte ihn vor Gericht, fragte ihn etwas scharf um seinen Freund, und er gestund seine That auf eine Art, woraus erhellte, daß er das für eben so gering hielt, seinen Freund ermordet zu haben, als hätte er ein Huhn abgestochen. Man hielt dies für einen ausserordentlichen Grad der Bosheit; — es war Blödsinn.

Alle Philosophen in Tropos sprachen sein Urtheil — ihn ins Tollhaus zu sperren, um die Gesellschaft vor seiner zu sichern; er war zu mehr solchen Streichen fähig, das ist gewiß; aber eben so wenig absichtlich, als der Dolch, den ein Mörder mir in die Brust stößt, mich absichtlich verwundet. Herr Schlendrian urtheilte anders, und verdammte ihn vermög §. 91. des IV. Kapitels zum harten Gefängnisse auf fünfzehn Jahre. Das

Ur-

Urtheil wurde den Archonten zur Unterfertigung geschikt.

Als die Archonten den Vorfall und das gelinde Urtheil über den Mörder lasen, gaben sie dem Herrn Schlendrian einen scharfen Verweis, eine so grausame Mordthat nicht strenger bestrafen zu wollen, da doch §. 93. ausdrüklich stehet: „Solche Verschärfungen finden auch dann statt, wann „aus der Art des Mordes eine besondere „Grausamkeit hervorleuchtet.“ Nun ist „dies doch eine besondere Grausamkeit, „dem Ermordeten erstens drei Hiebe mit „dem Beil gegeben, und ihn nicht auf „den ersten Streich todtgeschlagen zu haben; zweitens erhelle eine greuliche Unmenschlichkeit, daß der Mörder den Ermordeten zerstüket, folglich noch im Tode mishandelt habe; und drittens leuchte „aus der Art, wie gleichgiltig er sein Verbrechen gestund, eine abgehärtete Bosheit hervor. Das Urtheil ist also dahin zu verschärfen, daß der Mörder drei „Tage hintereinander auf die Schandbühne „gestellt werde, jeden Tag fünfzig Stokstreiche erhalte, und dann zwanzig Jahre „zum Steinschneiden verurtheilt werde.“

Gegen dieses Urtheil machte Herr Schlendrian die unterthänigste Vorstellung: „Es sei freilich grausam, wenn man einen Menschen mit einem Streiche und geschwinder tödten könne — ihm mehrere Streiche zu geben, und ihn langsam zu morden; doch ist es nicht bewiesen, ob Mörder vorsezlich dem Ermordeten drei Hiebe gegeben; oder, weil er ihn mit dem ersten Hiebe nicht habe tödten können, sich nothgedrungen sah, die Dosis zu repetiren. Grausam sei es freilich, wenn man dem Ermordeten auch im Tode noch Schmerzen verursache; doch könne dies zur Entschuldigung dienen, daß Mörder es zu seiner Sicherheit habe thun müssen. Eine unendliche Bosheit sei es freilich, so gleichgültig bei dem Geständnisse eines Mordes zu sein; aber (zwar sei das nicht seine, nämlich des Schlendrians Meinung, sondern einiger, die sich Philosophen nennen) dieses könne daher kommen, wenn der Thäter von ausserordentlichem Leichtsinne, Unverstand, und ohne Beurtheilungskraft sei; folglich glaube er Schlendrian, die Archonten möchten das verschärfte Urtheil mildern, und jenes, was nach dem Buchstaben

der

der Geseze Rechtens erkannt worden, bestättigen.

Die Archonten befahlen, ihr gefälltes Urtheil zu vollziehen, und ganz Tropos jauchzte vor Freude über ihre Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Drittes Kapitel.

Wie Herr Schlendrian einem Mädchen eine Entschädigung leisten will, worüber die Archonten lachen müssen.

Herrn Schlendrians Ruhme, die durch einen an ihr begangenen Raub zu grossem Reichthume gelangt ist, hatte den Neid aller Mädchen von Tropos erregt. Jede wünschte so reich zu werden, wenn, fügte sie — ihr nur nichts geraubt würde. Eine Gärtners Tochter war so glüklich.

Lischen, so hieß das Mädchen, war fünfzehn Jahre alt, sehr schön, dabei munter und schekerte gerne mit jungen Mannsleuten. Sie hatte einen Liebhaber, den sie aber, weil er sehr arm war, nicht ehligen konte. Ist doch Herrn Schlendrians Ruhme auch recht reich geworden, dachte das Mädchen, und — es kann dir auch — der Himmel günstig seyn.

Lischen hatte das Glük, dem Sohn des gnädigen Herrn zu gefallen. Er war

ein

ein Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, groß und stark gebauet; schön von Gesicht, und ganz zum Anhänger des Büffon geeignet. Sein Vater besas unermesliche Reichthümer; und er der einzige Sohn; dies gab seinem Willen ein ofnes Feld, alles zu thun, was ihm gefiel.

Mädlove; so hies der junge Herr, fand einst Lischen im Garten unter einem Baume. Auf Fluren hingestrekt lag sie, wie die Göttinn der Liebe, und — schien zu schlafen. Ein loser Zephir hatte die seidene Luft, die ihren Busen umfloß, ein wenig verschoben, um zwischen den schönen Wölbungen sich ungehinderter zu schaukeln, und ein rundes weisses Knie blinkte zwischen dem aufgeschürzten Gewand — man weis nicht, wer Lischen diesen losen Streich gespielt hat, — hervor. Mädlove, ein wahrer Faun in der Liebe, ohne alle Delikatesse, ohne alle Rükficht, daß eine schlafende Schöne sich — nicht wehren könne; daß ein gesitteter junger Herr den artigen Kindern gewaltsam, und wider ihr Wissen nicht raube, was sie gerne und mit Bedacht hergeben, wollte die Gelegenheit benuzen, und hielt dafür, Lischen (man denke, wie kühn und unbescheiden junge

Leute

Leute gleich von schlafenden Mädchen urtheilen) habe mit Fleiß sich unter den Baum gelegt; habe mit Fleiß das Halstuch ein bischen verschoben; lasse mit Fleiß das weisse runde Knie hervorbliken, und stelle sich mit Fleiß zu schlafen, um ihm eine Menge Formalitäten, und ihr die lästigen, erzwungenen Weigerungen zu ersparren. Diese kühne Muthmassung hätte Lischens Kränzchen in Gefahr gesezt, wenn nicht zum Glük — von welchen unbedeutenden Kleinigkeiten der Mädchen Tugend oft abhängt — eine Müke ihre Unschuld in Schuz genommen hätte. Von dem Mükenstich aufgewekt erwachte Lischen, als eben der junge Mädlove sich seines Faunenrechts gebrauchen wollte. So sehr erschroken, als Mädchen nur immer über so was erschreken können, sprang Lischen mit einem lauten Schrei, wie sie versicherte, den aber Mädlove selbst kaum hörte, von ihrem Blumenbette auf, und floh in ihre Wohnung.

Vergebens wollte Mädlove sie zurükhalten. Sie war entwischt, eh er in der Unordnung, worinn er war, Zeit gewan, sich zu besinnen, ob er sie bei dem flatternden Gewande zurükhalten; ob er ihr

nach-

nacheilen, oder was er thun sollte? Blizmädchen sagte er, als er sich erholte, ich will dich schon ein andersmal ertappen! und mit diesem steifen Vorsaze eilte er aufs Feld hinaus, irgend einer hübschen Bauerndirne — grasen zu helfen.

Nun war Lischen auf keinem Orte vor Mädloves Nachstellungen sicher. Sie wich ihm überall aus; obgleich die verläumderischen Zungen im Dorfe sagten — denn dies Gift tödtet die Ehre des Nächsten auf dem Lande so gut wie in Städten, — sie sei ihm überall auf halbem Wege entgegen gekommen. Mädlove, der kein Freund von langem Widerstande, sondern gewöhnt war, gleich alles mit Sturm zu erobern, war der langwierigen Belagerung müde, und wollte sie schon gänzlich aufgeben, als er durch Hülfe des kleinen blinden Gottes die Festung überrumpelte.

Es war ein schwüller Tag, und Lischen gieng, sich vor der drükenden Hize zu schüzen, ins Wälbchen, wo der gnädige Herr in einer Felsenwand eine Grotte angelegt hatte, die nebst dem heiligen Dunkel, das darinn herrschte, der ausserordentlichen Kühle wegen zum Ausruhen

sehr

sehr geschikt war. Mädlove besuchte diese Grotte alle Tage. Lischen wuste dies freilich; aber heute, dachte sie, wird er nicht kommen, und so gieng sie in die Grotte, legte sich auf das von Moos errichtete Ruhebette, und Amor wiegte sie in einen festen Schlaf.

Kaum hatte Lischen die Augen geschlossen, als Mädlove, der wider Lischens Vermuthen, denn sonst wär' sie gewis nicht in die Grotte gegangen, sich an keinem Orte vor der Hize besser zu verbergen wuste, als hier, in der Grotte anlangte. Die am hellen Tag der Nacht ähnliche Dunkelheit verhinderte ihn, zu sehen, daß schon jemand hier sich in die Arme der Ruhe geworfen habe; ob wir gleich sehr zweifeln, daß Mädlove, hätt' er es auch gesehen, so artig gewesen wäre, sich leise fortzuschleichen. Nach seiner Gewohnheit warf er sich aufs Ruhebettchen, und fand selbes schon eingenommen. Er öfnete ein kleines Fallgitterchen, erkannte das hübsche Gartnermädchen, lies das Gitterchen wieder zu und — man weis ja, wie Faunen mit schlafenden Nimphen zu verfahren pflegen. Lischen erwachte. Sie wollte schreien, aber wie kann ein Mädchen

chen schreien, wenn ihr der Mund mit wilden Küssen bedekt wird; sie wollte sich wehren; aber da hat sich's gut wehren, wo alle Glieder gelähmt sind — das arme Mädchen! — wie manche wünschte sich an ihrer Stelle.

Bösewicht, schändlicher, räuberischer Bösewicht, sprach Lischen, als sie zu Odem kam, sprang auf, floh aus der Grotte, weinte, und klagte erbärmlich, und eilte unter stetem Händeringen, mit zerstörtem Anzuge zu ihrem Vater, dem sie klagte, was für eine Gewalt ihr angethan worden. Der gute Gärtner, den der Schmerz betäubte, wuste sich in der Sache nicht zu rathen. Lischens Liebhaber lieh ihm seinen Kopf, und sagte, er müsse nach Tropos und den jungen Mädlove verklagen. Lischens Vater that, was ihm gerathen wurde. Er fuhr mit seiner Tochter nach Tropos, und verklagte den jungen Mädlove bei dem hohen Rathe.

Herr Schlendrian zitirte den Beklagten. Mädlove erschien mit seinem Vater. Herr Schlendrian hielt ihm sein Verbrechen vor, Mädlove gestund es ein; und der alte Herr sagte: da wird deswegen

die Welt auch noch nicht zu Grunde gehn. Das Mädchen kann sich dadurch geehrt halten; und auf einige hundert Thaler soll mir's nicht ankommen. Mein Sohn ist ein Vokativus; er geräth mir ganz nach, Herr Oberrichter.

Lischens Vater drang auf die §. 132. des V. Kapitels ausgesezte Versorgung seiner Tochter, und auf die Entschädigung; allein Herr Schlendrian entschied: „§. 130. steht es klar und deutlich: „Noth„zucht begehet derjenige, der eine Weibs„person in der schändlichen Absicht sie zu „misbrauchen, durch gewaltthätige Bin„dung, oder durch Gehilfen seines La„sters auffer Stand sezet, seinen sträfli„chen Begierden Widerstand zu leisten, „und der sie dann in einem solchen ge„waltsamen Zustande wirklich misbrau„chet." Ferner heist es in dem folgenden 131. §. „Auch ist dieses Ver„brechens schuldig, wer durch vorgezeigte „mörderische Waffen und Drohung sich „derselben zu gebrauchen, eine Weibsper„son zur Duldung der schändlichen Mis„brauchung nöthiget." Nun hat der junge Mädlove das Mädchen weder gebunden

bunden, noch durch Mitgehilfen seines Lasters sich zu wehren ausser Stand gesezt; er hat keine mörderische Waffen vorgezeigt; er hat also nach dem Buchstaben des Gesezes keine Nothzucht begangen, und kann ihm die §. 132. des V. Kapitels bestimmte Strafe nicht zuerkannt werden.

Gegen dieses Urtheil kam Kischen und ihr Vater bei den Archonten ein, und diese, da sie sich von der ganzen Sache genau unterrichten liessen, gaben dem Herrn Schlendrian einen starken Verweis, daß er den jungen Herrn von Mädlove, der doch nach dem 130. und 131. §. sich des Verbrechens der Nothzucht schuldig gemacht, ohne alle Strafe losgesprochen habe.

Herr Schlendrian verantwortete sich gegen diesen gnädigen Verweis der Archonten folgendermassen: „Vermög §. 130. „ wird erforbert, daß ein Mädchen entweder gebunden, oder durch Mitgehilfen ausser Stand, sich zu wehren, gesezt werde, und §. 131. müssen ihr „ mörderische Waffen und — Dolche gezeigt, muß ihr gedrohet werden, sich „ derselben zu bedienen, und dann —

„ hat sie den Schein für sich, daß ihr „ Gewalt angethan wurde. „ Nun aber „ hat Herr von Mädlove das Mädchen „ weder gebunden, noch durch Gehilfen „ sich zu wehren ausser Stand gesezt; er „ hat ihr keine mörderische Wäffen ge„ zeigt, vor denen sie sich hätte fürchten „ können, folglich kann Mädlove nach „ dem Buchstaben des Gesezes des Ver„ brechens der Nothzucht nicht schuldig „ sein, und das Mädchen über keine Ge„ walt klagen; denn Mädlove hat sie in „ die Grotte nicht gezwungen, sondern „ sie ist freiwillig hineingegangen; er „ hat sie auf dem Ruhebettchen schon an„ getroffen; und — daß sie eben geschla„ fen habe, wär' auch ihre Schuld ge„ wesen, sie hätte nicht einschlafen sollen. "

Auf diese ungegründete Vertheidigung des Herrn Schlendriand ergrimten die Archonten gewaltig. Sie fragten ihn, ob er denn im 130. und 131. §. nicht einen andern Verstand darin gefunden habe, als diesen? ob jemanden in einem Zustande überfallen, wo er nicht vermögend ist, sich zu wehren, nicht eben so viel sei, als ihn gewaltsam ausser Stand zu sezen, sich zu wehren? Wenn er dieses

ses nun nicht fände, so haben die Archonten es so gefunden, und sie erklären den jungen Mädlove des Verbrechens der Nothzucht schuldig; Er Schlendrian soll also über ihn sprechen, was Rechtens ist, und sein Urtheil an die Versamlung der Archonten überschikten.

Hierauf entgegnete Herr Schlendrian: Er habe keinen andern Verstand in den Gesezen gefunden, als — den seinigen, der ihm überall sehr klar und deutlich in die Augen springe. Freilich heist einen im Schlafe überfallen, eben so viel, als einen gewaltsam ausser Staud zu sezen, sich zu wehren; doch wäre von dieser allgemeinen Regel bei den Mädchen eine Ausnahm zu machen. Sie mögen wachen oder schlafen — (Es versteht sich, fügte Herr Schlendrian mit Parenthesis und Klaudatur hinzu, daß ich itzt als — Philosoph spreche.) so geschieht ihnen niemals Gewalt. Wenn es ihm erlaubt wäre, sich selbst zum Beispiel anzuführen, so würde er aus eigener Erfahrung für diese Wahrheit zeugen können. Wenn noch irgend einer das Verbrechen der Nothzucht begehen kann, so wären es nur Alte — Jüng-

linge fänden wenig Widerstand; und die Alten — die Archonten sind ja selbst schon alt Doch da die Archonten den Mädlove dieses Verbrechens schuldig erkennen, so soll selber vermög §. 131. zur achtjährigen öffentlichen Arbeit verurtheilt, die Hälfte seines Vermögens dem Mädchen zur Versorgung zuerkannt, Mädlove überdies aber noch verbunden sein, ihr den zugefügten Schaden zu ersezen, und sie dergestalt zu entschädigen, daß er ihr vollkommen wieder erstatte, was er ihr geraubt habe." Dieses Urtheil schikte Herr Schlendrian an die Archonten.

Uiber die Entschädigung lachten die Väter des Staates gewaltig, und schrieben darunter, zu dieser Entschädigung ist Herr Schlendrian verurtheilt, weil er so widersinnig gesprochen hat. Herr Schlendrian sagte: Er könne so einen Raub nicht mehr begehen, also sei er auch zu dieser Entschädigung nicht verbunden. Wenn er aber geirret habe, so bitte er ihm zu erklären, wie das: „welcher ihr Recht wegen der Genugthuung und Entschädigung vorbehalten bleibt, ist zugleich auch eine dem Vermögen des Verbrechers

„ chers angemessene reichliche Versorgung „ zuzuerkennen.“ zu verstehen sei?

Die Archonten schrieben unter das Urtheil: „Hat alles sein Verbleiben, nur sind statt der Entschädigung dem Verbrecher fünfzig Stokstreiche zu geben.

Viertes Kapitel.

Worinn Herr Schlendrian zeigt, daß er menschlich ist.

Ein junger Mensch von sehr gutem Herkommen, und einem lebhaften Temperamente hatte das Unglük, einen zwar sehr vermöglichen, aber auch sehr bigotten Vater zu haben. Von Jugend an selbst in den für Kinder erlaubtesten Ergözlichkeiten eingeschränkt, nur zum immerwährenden Betten, und andern kirchlichen Zeremonien angehalten, sehnte sich des Jünglings Herz nach Freiheit, um sein Leben geniessen zu können. Er erhielt sie, und der hofnungsvolleste Jüngling war auf immer verloren; war es einigermassen durch die Schuld seines Vaters.

Podany, so hieß der Unglükliche, erhielt eine Bedienstung in einer zwanzig Stunden von den Gütern seines Vaters gelegenen Stadt. Froh eilte er dem Orte zu, wo, wie er sich festiglich vornahm,

seine

seine Tage ihr steten Freudengenuß verfliessen sollen. Der alte Podany war ein sehr andächtiger Herr, und liebte das Geld aufferordentlich. Die Besoldung seines Sohnes war sehr gering, und der alte Herr legte ihm nur zwei hundert Thaler jährlich zu.

Podany kam an seinen Bestimmungsort, und die ersten Tage war ihm alles, was er sah und hörte, ein angenehmer Traum, worein er eingewiegt sich glaubte. Dieser Traum dauerte nicht lange. Das wenige Geld war bald verschwunden, und mit ihm auch alle Ergözlichkeiten; und er ohne Freund, ohne Stüze, ohne Kraft sich selbst zu rathen, gewöhnt an die Freuden des Lebens — freilich waren auch viel falsche Freuden darunter! — was sollte er thun? Podany trat in die Welt, ohne bestimmte fest eingewurzelte Grundsäze von wahrer Religion und Moralität zu haben. Sein Vater lehrte ihn beten, fasten, Reliquien küssen, und in Pölsterchen eingenäht bei sich tragen; aber er lehrte ihn nicht, die wahre Tugend kennen, sie schäzen, und ausüben; das Laster verabscheuen, und fliehen. Wie konnte sich Podany gegen die Verführung anderer,

wie gegen sich selbst schützen? Dazu kam noch, daß Podany alle jungen Leute seines gleichen, ja die oft geringeren Herkommens waren, nicht nur prächtiger, als sich gekleidet, sondern auch bei jeder Gelegenheit einen grösseren Aufwand machen sah. Er dazu erzogen, stolz auf seine Geburt zu sein, und mit dem Bewustsein des Reichthums seines Vaters, sollte die Beschämung erdulden, daß er weniger Aufwand machen, nicht alle Gesellschaften, Bälle, Schauspiele besuchen könne; dieser Gedanke war ihm unerträglich.

Aber wie diesem Uibel abzuhelfen? Der Vater schikte kein Geld, und der Staat vergrösserte die Besoldung nicht. Podany war bei dem Staatskassirer angestellt. Er ließ sich die drei zur Kassa gehörigen Schlüssel verfertigen, um bei Gelegenheit sich des darin befindlichen Geldes bedienen zu können. Der Schlosser, dem dies verdächtig vorkam, gab die Sache an, und der Vorfall wurde an Herrn Schlendrian berichtet, der den jungen Podany einzuziehen, und einige Monate bei Wasser und Brod, nebst heimlicher Züchtigung abzustrafen beschloß, um so der Familie zu

scho-

schonen, und den jungen Menschen, aus dem nach aller Anlage was brauchbares werden konnte, dem Staate zu erhalten.

Diese Entschliessung schikte Herr Schlenbrian an die Archonten, die ihm aber einen derben Verweis gaben, daß er von dem Buchstaben des Gesezes abwich. Erst sollte er das Corpus delicti abwarten, dann aber nach dem Geseze den Verbrecher strafen.

Herr Schlenbrian meinte, wenn ein Verbrechen gehindert werden könnte, so müsse es der Staat thun; aber die Archonten bewiesen, daß ein Schlenbrian niemals recht meinen könne.

Fünftes Kapitel.

Fortsezung des Vorigen. Der Archonten strenge Gerechtigkeit.

Schlendrian muste vermög hohem Befehl der Archonten dem Schlosser ein tiefes Stillschweigen gebieten, und ihm den Auftrag machen, die Schlüssel ohne weiters zu verfertigen, und dem jungen Podany zu übergeben; dann aber es dem hohen Rathe von Tropos anzuzeigen. Der Kassirer, bei dem Podany zugetheilt war, erhielt Befehl gegen denselben ein unumschränktes Zutrauen zu bezeigen, ihn jedoch sehr genau beobachten zu lassen, und sobald als Podany versuchen würde, die Kassa zu eröfnen, ihn sogleich zu überfallen, und dem Gerichte zu übergeben.

Diese Befehle wurden auf das genaueste erfüllet. Podany erhielt die Schlüssel, und der Kassirer bezeugte ihm ein grenzenloses Zutrauen; ließ ihn ganze Tage allein bei der Kasse, und trug ihm zulezt

an,

an, daselbst zu schlafen. Dieser Antrag konnte für den unglüklichen Podany nicht erwünschter sein. Nun konnte er ungestört die Kassa öfnen, und so viel, als er bedurfte, herausnehmen.

Die erste Nacht versuchte Podany einen Schlüssel, er öfnete; aber ein Geräusch, das er hörte, hinderte ihn, die zween andern auch zu versuchen. Er legte sich nieder, um die andere Nacht mit mehr Behutsamkeit sein Glük zu versuchen. Er that es. Alles war stille im Hause; alles schien im tiefen Schlaf vergraben. Nun war die Küste geöfnet, nun wollte Podany einen Sak mit Geld herauslangen, als der Kassirer mit der Wache eintrat, und ihn nach dem Gefängnisse führen ließ.

Welch ein betäubender Schlag für den alten Vater, für die ganze Verwandtschaft! Indessen schalt jeder den Podany einen jungen Unbesonnenen, und hatte Mitleid mit ihm. — Die Archonten freute es, einen Vornehmen zur Schau des Volks machen zu können.

Herr Schlendrian untersuchte den Prozeß des jungen Podany, und verurtheilte ihn zum fünfjährigen Gefängnisse. Dieses Urtheil wurde den Archonten zur Unter-

terfertigung geschikt, die es aber im höchsten Grade misbilligten. Herr Schlendrian erhielt den Auftrag, seine Gründe zu so einem gelinden Urtheile auf das schleunigste der Versamlung der Archonten mitzutheilen.

Herr Schlendrian sagte, da das Verbrechen noch nicht völlig begangen, folglich dem Staate nichts entwendet worden, auch der Staat selbst dem jungen Podany die Falle gelegt, daß er hineinplumpen muste, welches doch nach der ersten Anzeige des Schlossers hätte verhindert werden können; so habe er, da vermög §. 14. des II. Kapitels von Kriminalverbrechen dem Richter geboten wird: „alle „Umstände sorgfältig gegeneinander zu „halten, von Seite des Verbrechens „auf den Grad der bei der Uibelthat ein„schlagenden Bosheit, auch die Wichtig„keit der mit dem Verbrechen verknüpf„ten Folgen; und auf die Grösse des „daraus entspringenden Schadens, auf „die Möglichkeit, oder Unmöglichkeit der „Vorsicht, welche dagegen gebraucht wer„den kann, Rükſicht zu nehmen; von „Seite des Verbrechers auf das jugend„liche Alter, und die hieraus entstande-

„ ne Verführung, und Unbesonnenheit, „ auf die vorgegangene öftere Bestrafung, „ und die Gefährlichkeit des Rükfalls, „ zwischen einem fünfjährigen Gefängnisse und dem begangenen Verbrechen das gröste Ebenmaaß gefunden; denn erstens sei zwar die Kassa eröfnet, aber nichts hieraus entwendet worden; folglich ist dem Staate kein Schaden ereignet, zweitens hätte der Staat ja alle mögliche Vorsicht dagegen anwenden können; und es hieng nur von ihm ab, dasselbe zu verhindern; welches er, wenn der Staat ein Vater seiner Bürger, und nicht vielmehr ein Schulmeister derselben ist, der nur Vergnügen an Strafen findet, auch hätten thun sollen. Drittens ist der Verbrecher jung, unbesonnen, und konnte also sehr leicht verführet werden. „

Hierauf antworteten die Archonten: Wenn Herr Oberrichter nicht zu sehr Schlendrian wäre, so würde er finden, daß das Verfahren der Archonten das billigste, menschenfreundlichste war, da sie damals, als die Anzeige vom Schlosser gemacht wurde, den jungen Podany nicht haben wollen einziehen lassen; weil sie noch nicht überzeugt waren, daß er wirklich

die

die Kassa zu berauben Willens sei; denn daß er sich die Schlüssel hiezu habe machen lassen, bewies nichts gegen ihn; er hätte auch aus einer andern Ursache die Schlüssel verfertigen lassen können. Aus dieser Ursache haben sie ihm Gelegenheit verschaft, seinen Willen um so ungehinderter äussern zu können; um ihn nicht unschuldig zu strafen; nun er aber wirklich Eingrif in die Kassa thun wollte, so hindert das nicht, daß er, weil er verhindert wurde, nichts daraus entwendet habe; sondern es ist so viel, als wenn er das Verbrechen wirklich begangen hätte; wie es §. 9. des I. Kapitels von Kriminalverbrechen klar und deutlich stehet. Aus dieser Ursache soll Podany seiner Güter und Erbsfähigkeit verlustig erkläret, und auf zwanzig Jahre zum Steinschneiden verurtheilt werden.

Das Volk jauchzte laut auf über die Gerechtigkeit der Archonten.

Sechstes Kapitel.

Wie Herr Schlendrian seinem guten Freunde gerne durchhelfen möchte.

Keine Stadt war mit so vielen schönen Erlustigungsörtern versehen, als Tropos. Nebst den zierlichsten und prächtigsten Gärten hatte sie die anmuthigsten Parke, und rings um ihre Mauren die schattigsten Bäumengänge, wo viele Ruhebänke für die Lustwandelnden angebracht waren. In diesen Bäumengängen ergözten sich Tropos Bewohner; besonders aber die Schönen dieser volkreichen Stadt, wenn die Hize sie entlegnere Lustorte zu besuchen hinderte; und manches Nimphchen angelte hier nach einem Begleiter, der sie in den unsichern Abendstunden gegen alle Anfälle schüzen möchte.

Hier war es, daß ein sehr vertrauter Freund des Herrn Schlendrians, ob mit Willen, ob unversehens, kann nicht bestimmt werden, an ein Nimphchen stieß, das den

Stoß verstund, ihn erwiederte, und sich zur Gesellschafterinn anbot. Herrn Schlendrians Freund, ein sehr artiger Mann, bot der Nachtschönen mit vielen Freuden den Arm, und fing an zu — akkordiren. Lange konnten sie des Handels nicht eins werden, und das Mädchen, dem eben ein anderer gewinket hatte, fing an zu schreien, und um Hülfe zu rufen. Die Sicherheitswache kam herbei, und Herrn Schlendrians Freund muste mit.

Am andern Tag stellte sich auch das Mädchen vor Gericht, und forderte für die greuliche Beleidigung, ihre Tugend in Versuchung geführt zu haben, Genugthuung; denn, sagte sie: wie leicht hätt' ich schwach sein können, da ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, und mich unter dem sonst gewöhnlichen Preis weggeben können. Herr Schlendrian lächelte heimlich über die Verlegenheit seines Freundes; doch schien es ihm ein leichtes, ihn daraus zu ziehen. Er ließ sich die Sache vortragen; und da er hörte, sein Freund hätte sie unter den Bäumengängen angesprochen; so sagte er: „unter den Bäumengängen sei es nicht verboten, folglich könne er den Herrn auch nicht strafen.

Dem

Dem Mädchen aber sagte er: wenn sie sich noch einmal würde mit so einer Klage betretten lassen, wolle er sie ins Bekehrungshaus sperren lassen. Hiemit wurden beide entlassen.

Das Mädchen ganz erbost über die Drohung des Herrn Schlendrians gieng zu den Archonten, wo sie bei einigen gut gelitten war, und beklagte sich hierüber. Die Archonten forderten Herrn Schlendrians Verantwortung über sein widergesezliches Verfahren, und Herr Schlendrian vertheidigte sich mit dem Buchstaben des Gesezes. Er sagte: „§. 67. des V. Kapitels von politischen Verbrechen heist es klar und deutlich: „Wer den andern „auf öffentlicher Strasse, um ihn zur Unzucht zu verleiten, anspricht, er sei „männlichen oder weiblichen Geschlechts, „ist eines politischen Verbrechens schuldig.“ Nun hat Beklagter erstens das Mädchen nicht angesprochen, sondern nur angestossen, welches leztere aber nach dem Buchstaben des angeführten Paragraphs nicht verboten ist; also ist er dieses politischen Verbrechens nicht schuldig. Zweitens heist es klar auf öffentlicher Strasse! Beklagter hat aber nur unter den Bäu-

mengängen; und nicht auf öffentlicher Strasse an das Mädchen gestossen, also hat er sich auch hier keines politischen Verbrechens schuldig gemacht.

Auf diese komische Auslegung des 67. Paragraphs erwiederten die Archonten: Herr Schlendrian hätte, wenn er lesen kann, den Anfang des von ihm angeführten Paragraphs lesen sollen, wo es klar und deutlich steht: „Wer auf öffentlicher Strasse, oder an einem Orte, an welchem die Leute gewöhnlich hin und wieder zu gehen pflegen, sich ärgerlich entblößt, oder Unzucht treibt, u. s. w. „ dann heist es §. 69.: wer mit Geberden oder Reden eine Weibsperson verfolgt; „ also ist es auch schon genug, an sie zu stossen, um sich eines politischen Verbrechens schuldig zu machen.

Auf dieses Urtheil der Archonten antwortete Herr Schlendrian in Unterthänigkeit: „Nach dem Buchstaben der Gesetze könnten die Worte des 67. §. den Beklagten nicht treffen: denn da heist es, wer sich entblöst, oder Unzucht treibt; Beklagter hat sich aber nicht entblöst, auch keine Unzucht getrieben; eben so wenig können die Worte des 69. §. auf ihn gedeu-

tet

tet werden: denn da lautet ja der Buchstabe sehr klar: Wer eine Weibsperson von unbescholtenem Rufe mit Worten oder Geberden verfolgt. Nun hat Beklagter keine Weibsperson von unbescholtenen Rufe mit Geberden verfolgt; sondern eine, deren Ruf nicht einmal mehr zweideutig ist, folglich könnte Beklagter dem Buchstaben des 69. §. nicht unterliegen, und wäre er von allem politischen Verbrechen dieser Art freizusprechen.

Die Archonten entschieden darauf: Beklagter ist auf ein Monat einzusperren, und dreimal die Woche mit Fasten zu züchtigen.

Siebentes Kapitel.

Worin Herr Schlendrian sehr strenge zu Werke gehen will, und ihm die Archonten seine Unvernunft zeigen.

Luise war das schönste Mädchen von Tropos. Die Natur schien sich bei ihrer Hervorbringung erschöpft zu haben. Sie besas im höchsten Grade alle Reize des Körpers, und an Vorzügen der Seele glich ihr noch nie ein weibliches Geschöpf.

Luise war die Tochter eines ansehnlichen reichen Bürgers, und ihrer munitern Laune, ihres gesellschaftlichen Witzes wegen allgemein unter dem Namen der Göttinn der Freude bekannt; denn wo sie war, herrschte froher Scherz und bezaubernde Munterkeit. Wer hätte glauben sollen, daß Luisens frohe Seele der Siz der tiefsten Schwermuth werden sollte: Wozu macht Liebe die Mädchen nicht!

Das holde Geschöpf stund unter der Aufsicht einer hämischen Tante, die bei einem

einem Alter von drey und fünfzig Jahren, der häslichsten Gesichtsbildung, und dem verdorbensten Karakter, noch immer liebenswürdig sein wollte. Ihr Alter zu verbergen, und den Männern etwas weis zu machen, strich sie sich um die Augen blau an. Luisens Reize waren der Tante ein Gegenstand des Neides. War Luise gegenwärtig, so verloren sich alle in Betrachtung der reizenden Nichte, und niemand schien die Tante zu bemerken; welche Pein für eine alte Frau, die noch Eroberungen machen will!

Was Luise der Tante noch verhaster machte, war, daß der junge Milchbart, ein liebenswürdiger Jüngling von den besten Eigenschaften, den üblen Geschmak äusserte, die schöne Nichte der häslichen Tante vorzuziehen. Alle übrige Eroberungen hätte die Tante ihrer Nichte gerne überlassen, wär' ihr nur dieser einzige geblieben; aber auch diesen entzog sie ihr; das war unverzeihlich, und ach! zu Luisens Unglük war just dieser einzige, der den Weg zu ihrem Herzen fand, und den sie mit allem Feuer der ersten Liebe, mit aller Heftigkeit, zu der diese Leidenschaft fähig ist, liebte.

Kaum merkte dies die alte Tante, so beschlos sie, sich durch Luisens Liebe an ihrer Nichte und an dem ungetreuen Liebhaber zu rächen. Dem jungen Milchbart ward das Haus verboten. Ein Donnerschlag für beide Verliebte; aber die Liebe war ihre Rathgeberinn. Sie fanden durch Hilfe dieser mächtigen Gottheit, der keine Schwierigkeiten zu groß sind, bald ein Mittel, sich täglich zu sehen, zu sprechen, ihre Herzen zu ergiessen, und im Gefühl ihrer Liebe versunken, die Seligkeiten des Himmels zu geniessen.

Kein Aug sieht schärfer, als jenes eines alten eifersüchtigen Weibes. Die Tante erfuhr bald die heimlichen Zusammenkünfte, und überraschte das arme Mädchen mit ihrem Liebhaber. Wie sehr beide von ihr mishandelt wurden, ist leicht zu denken.

Luise ward nun enge verwahrt, und ihr Vater, von seiner Schwester aufgehezt, wollte sie wider Willen an einen alten, abgelebten reichen Mann verheurathen. Luise, in allen ihren Leidenschaften heftig, war es auch in jener des Schmerzens. Von ihrem Geliebten getrennt, sollte sie in die Arme eines an-

deren

dern — eh in die Arme des Todes schwur sie, und sie erfüllte, was sie schwur.

Unerbittlich war Vater und Tante. Dem jungen Milchbart war nichts auszusezen; aber die Tante hatte den Vater wider ihn aufgebracht. Also kein Mittel, sagte Luise, kein Mittel — Nur der Tod! Auch der war ihr versagt. Man bewachte sie so genau, daß es ihr nicht möglich war, etwas gegen ihr Leben zu unternehmen.

Luise stellte sich, als wolle sie dem Willen ihres Vaters sich unterwerfen. Sie erlaubte dem alten Bräutigam, sie zu besuchen, und täuschte durch ihr freundliches Betragen alle, bis auf die Tante, die noch immer einiges Mistrauen hegte. Endlich ward der Tag zur Hochzeit festgesezt. Luise selbst drang auf dessen Beschleunigung. Sie wählte sich einen kostbaren Puz, und schien am Vorabende des Trauungstages recht fröhlich. Der Vater küste sie vielmal, und die Tante war froh, sich gerochen, und dabei noch die Hofnung zu haben, den jungen Milchbart nun in ihre Fesseln schmieden zu können.

Luise gieng zu Bette mit aller Munterkeit einer Braut, die am Morgen in

Himens süsse Geheimnisse eingeweihet werden soll. Schon war am Morgen alles zur Kirche bereitet; die Braut mangelte noch. An solchen Tagen erfordert ihr Puz immer mehr Zeit; doch nun währtes es zu lange. Der Bräutigam ist voll Ungeduld; verzeiht ihr gerne, wenn nicht alles so ganz nach dem Schnürchen ist. Man geht hinauf, pocht an die Thüre; keine Antwort; man will die Thüre öffnen; sie war versperret; man rief, und pochte: vergebens! — Was war zu thun? Die Tante verfiel auf den Gedanken, Luise sei entflohen. Die Thüre wurde aufgesprengt; und sieh, da lag die Blume gepflükt, eh sie ganz aufgeblüht war. Im vollen Brautputze, das Bild ihres Geliebten neben ihr, lag Luise in ihrem Blute hingestrekt. Die Saiten verstummten; die Freude der Gäste umwandelte sich in Traurigkeit, und der Schmerz des Vaters, das wilde Rasen ihres Milchbarts war ohne Gleichen.

Herr Schlendrian untersuchte den ganzen Vorfall sehr genau, und da er hörte, daß Luise Abends vorher noch ganz munter gewesen, auch nicht das geringste Merkmal einer Sinnenverrükung, oder einer

schwe-

schweren Krankheit, die den Gebrauch der Vernunft hemmte, an ihr zu kennen war; so schloß er, daß Luise sich durch eine gewaltsame Handlung freiwillig das Leben geraubet, folglich, vermög §. 123. eine Selbstmörderin gewesen. Dies war klar; aber welche Strafe er ihrem Körper zuerkennen soll, da war er nicht einig. Sie durch den Schinder begraben lassen, wollte er der Familie wegen nicht thun; er entschied also: daß dem Körper nur die ordentliche Grabstätte zu versagen, und er ohne alle Begleitung, und ohne alles Gepräng einzugraben sei.

Dieses Urtheil schikte Herr Schlendrian an die Versammlung der Archonten, und da er doch etwas in Furcht war, diesmal nach dem Buchstaben des Gesezes nicht recht gesprochen zu haben; so fügte er, was er sonst nie gewöhnt war, gleich die Ursache hinzu, warum er so gelinde gesprochen habe. Sein Bericht lautete: „Obschon es nach der Besichtigung und „den Aussagen der Hausgenossen sich ergeben, daß Luise sich gewaltsamer Weise, „ohne wahnsinnig gewesen zu sein, oder „sonst Merkmale einer andern Krankheit, „die den Gebrauch ihrer Vernunft hemm-

„te,

„ te, an ihr wahrgenommen zu haben,
„ das Leben raubte; sie also vermög §.
„ 123. des IV. Kapitels von Kriminal-
„ verbrechen als Selbstmörderinn zu be-
„ trachten sei; so sei ihm doch einiger
„ Zweifel aufgestiegen, wie der Körper
„ dieser gottlosen Selbstmörderinn zu be-
„ strafen sei? Freilich steht es §. 123.
„ klar und deutlich: „Der Körper des
„ Selbstmörders, wenn er entweder so-
„ gleich tod geblieben, oder ohne bezeigte
„ Reue gestorben, ist durch den Schinder
„ einzuscharren.“ Nun aber war niemand
„ gegenwärtig, als Luise sich ermordete;
„ man kann also nicht wissen, wann sie
„ sich ermordet; ob Abends oder früh,
„ da man sie todt fand; ob sie sogleich todt
„ geblieben, oder noch einige Stunden
„ gelebt habe? ob sie mit, oder ohne be-
„ zeigte Reue gestorben. An ihrem Kör-
„ per hätte man keine Zeichen der Reue
„ verspürt; ihre rechte Hand lag weder
„ auf der Brust, noch war in ihren Mi-
„ nen der geringste Ausdruk des Schmer-
„ zens zu sehen, den eine solche Sünde-
„ rinn über ihr Verbrechen empfinden
„ muß, wenn sie Reue bezeigt. Uibri-

„ gens

„ gens aber behaupten einige Philoſophen,
„ man könne auch im Gedanken die Sün-
„ den bereuen. — Man wiſſe von Luiſen
„ nichts, weil man nicht bei ihrem Tode
„ gegenwärtig war; und darum halte er
„ dafür, daß für diesmal der Körper der
„ Selbſtmörderinn nicht durch den Schin-
„ der, ſondern nur ohn' alles Gepräng
„ der Verweſung zu übergeben ſei. "

Nicht wenig lachten die Archonten über dieſen Bericht. Sie ſchrieben darunter: „Herr Schlendrian hätte hier die Anfrage erſparren, und den Körper der Selbſtmörderinn nach der in Tropos gewöhnlichen Art begraben laſſen können. Ob wohl je in Tropos, ſeit die Philoſophie ihre helleuchtende Fakel aufgeſtekt, und die Aufklärung ſogar bei den Thürklumſen der Taglöhner durchgedrungen, ein Selbſtmörder durch den Schinder begraben worden? Es würde dem philoſophiſchen Jahrhunderte zur Schande gereichen, wenn man an einem Körper, der nichts mehr fühlt, eine ſolche für die unſchuldigen Mitbewohner des Hauſes gräsliche, nur die Verwandten des Selbſtmörders entehrende Handlung ſtrafen wollte. Ob er Reue

bezeigt, oder nicht, gehört vor den Beicht- und nicht vor den Richterstuhl."

Herr Schlendrian wunderte sich, wie also die Klausel: "sogleich und ohne bezeigte Reue in den 123. §. gekommen?

Achtes

Achtes Kapitel.

Worinn Herr Schlendrian seinen Amtskollegen mit einer Klage abweiset, die die Archonten zu dessen Gunst entscheiden.

Nahe bei Tropis lag eine schöne Stadt, die mit unter die grossen von Tropos gehörte. Der Richter dieser schönen Stadt, ein etwas bejahrter Mann, der in seiner Jugend kein Feind von Cipriens Dienste war, nahm sich nun zur Freude seines Lebens ein junges achtzehnjähriges Mädchen zum Weibe. Die schöne Richterin (unter diesem Namen war sie allgemein bekannt) fühlte am ersten Ehstandstage gar nicht, daß ihr lieber Mann um einige dreissig Jahre mehr Erfahrung, als sie, habe; doch die andern Tage — waren keine Hochzeistage; und, so sehr das Mädchen sich vorstellte, wie glüklich sie sein werde, weil sie einen Richter, einen Reichen zum Manne bekomme, so mangelte ihr doch nun das

gröste

gröſte Gut des Menſchen, die Zufriedenheit.

Was ſollte die ſchöne Richterin thun? — Wir können jungen, ſchönen Weibern mit unſerm Rathe hier nicht dienen; auch iſt das ein Fall, wo mit ſchriftlichem Rathe wenig gedient wird; alſo überlaſſen wir es den Schönen, ob ſie ſich ſelbſt ſo rathen wollen, wie die ſchöne Richterin es gethan hat.

Der Gerichtsſchreiber war ein junger Purſche von ein bis zwei und zwanzig Jahren, gut gebildet, und mit Herkuliſcher Kraft von der Natur begabt. Die Verleumdung ſagte: die ſchöne Richterin hätte ſchon vor der Ehverbindung mit ihrem Manne den Gerichtsſchreiber — gekannt. Dem ſei wie ihm wolle, die ſchöne Richterin fand wenigſtens nach der Verbindung, das er — nicht unausſtehlich ſei.

Der gute Mann, der, wie alle alte Männer, anfangs ſich auf das zärtlichſte von ſeinem lieben Weibchen geliebt zu ſein glaubte, hatte lange keinen Verdacht in die Treue ſeiner theuerſten Ehehälfte, bis ein Ohngefähr ihm zeigte, wie viel auf Weibertreue zu bauen ſei.

Das sorglose Zutrauen des guten Mannes machte unsre beiden Liebenden so sicher, daß sie der Warnung vergassen: daß auch Wände manchmal nicht nur Ohren, sondern auch Augen haben. Sie schekerten ohne Scheu bei jeder Gelegenheit, wo sie zusammenkamen; und nicht selten sas der alte Herr in seiner Schreibstube, und studirte den 2. §. des IV. Hauptstüks der bürgerlichen Geseze, indessen im Nebenzimmer sein Weibchen und der Gerichtschreiber ihm ein Kränzchen um die Stirne wanden.

Eines Abends sassen alle drei, der Gerichtsschreiber wohnte im Hause, und hatte auch den Tisch beim Herrn Richter, bei Tische. Man sprach von verschiedenen Gegenständen, und endlich kam die Rede auf Gespenster, Kobolte, u. d. g. Die Richterin, ein aufgeklärtes Weibchen, lachte darüber, läugnete alle Gespenster, und sagte: sie fürchte gewis keine. Der Richter erzählte eine Menge Histörchen, wie viele arme Seelen seine Mutter und Großmutter erlöst; was für Gespenster er selbst schon in seiner Kindheit gesehen, und nun im Alter höre er fast täglich den Kobolt. Ihr lieber Mann warnete sie,

ja nicht zu spötteln, und erzählte ihr geschwind ein Histörchen von einem Geisterspötter, den ein Gespenst einst in der Nacht, da er aus dem Weinkeller nach Hause gehen wollte, in Koth geworfen, ihm Uhr, Hut, und Börse genommen, und dabei noch greulich zerschlagen hatte. Den Herrn Richter schauerte selbst, als er das erzählte; aber die Frau Richterin lachte; sah den Gerichtsschreiber schalkhaft an, und blieb dabei, sie fürchte keine Gespenster.

Dieser Unglaube seines Weibchens verdroß den Herrn Richter gewaltig, und er wollte selbst einen Geist machen, um sie zu erschreken, und ihr so Furcht vor den Gespenstern einzujagen. In dem Zimmer seiner Gemahlinn war eine Blendwand, hinter diese verbarg er sich, um seine Frau, wenn sie allein bei ihrer Arbeit säße, durch ein plözliches starkes Gepolter zu erschreken. Der Herr Richter freute sich schon im Geiste, wie ihm sein liebes Weibchen den Vorfall erzählen würde, und er machte sich gefaßt, ihr recht handgreiflich zu beweisen, daß dieses Gepolter von einem alten Gespenste herkomme.

Mit vieler Sehnsucht erwartete der gute Mann hinter der Blendwand die Ankunft seines Weibchens. Endlich, nachdem er lange genug gewartet, erschien die Frau Richterin; aber nicht allein, sondern in Gesellschaft des Gerichtschreibers. Dem Herrn Richter wurde ausserordentlich warm, als er die beiden sich ganz vertraulich umarmen sah; und er glaubte, er sei izt wirklich ein Gespenst, als er hörte, wie beide sich über den alten Narrn, worunter sie seine wohlweise Person verstanden haben mogten, lustig machten. Du willst abwarten, dacht' er, was daraus werden wird, und hielt sich ganz stille.

Was ward daraus? Die beiden Liebenden sanken in einem süssen Taumel aufs Ruhebettchen, und der Herr Richter konnte es länger hinter der Blendwand nicht mehr aushalten, sondern sprang wüthend hervor, und überraschte beide in einer Stellung, in der sich ein junges Weibchen nicht gerne von ihrem Manne überraschen läst.

Solch eine schändliche Untreue konnte der Herr Richter, so geduldig er sonst manches von seinem lieben Weibchen übertrug, nicht verdauen. Er beschloß, sich von dem Weibe, das ihm mit eben der

Hand, mit welcher sie kurz vorher sein Kinn streichelte, eine Krone aufsezte, zu scheiden, und reiste nach Tropos, um seine Klage daselbst vor dem Obergerichte vorzubringen!

Herr Schlendrian, nachdem er sich den ganzen Vorfall auf das genaueste vortragen ließ; fragte seinen Kollega, ob es andere auch gesehen haben. Nein, sagte der Herr Richter, ich nur ganz allein; so können sie nicht geschieden werden, sagte Herr Schlendrian. Aber ich kann es beschwören, erwiederte der Richter; thut nichts, sagte Herr Schlendrian, ihr Zeugniß gilt nicht §. 45. des IV. Kapitels von politischen Verbrechen steht es klar: „bei diesem Verbrechen soll die politische „Behörde sich von Amtewegen nie, sondern nur dann einmengen, wenn der „beleidigte Theil, Mann oder Weib, die „Untersuchung und Bestrafung ausdrüklich fordert." Nun sind sie als Richter die politische Behörde ihrer Stadt, sie hätte sich also nicht darein mengen, und folglich nicht einmal hinter der Blendwand hervortreten, sondern warten sollen, bis ihre Frau, denn es heist: Mann oder Frau, die Untersuchung verlangt

hätte

hätte. Sie haben wider den Buchstaben des Gesezes gehandelt, und können mit ihrer Klage nicht gehört werden.

Diese Entscheidung genügte dem Herrn Richter nicht. Er wandte sich an die Archonten, die bei dem Spruche des Herrn Schlendrians nicht wusten, ob sie lachen, oder über seine Unwissenheit zürnen sollten. Sie beschieden dem Herrn Schlendrian: „daß das von Amtswegen soviel bedeute, nicht in fremde Verbrechen derlei Art; daß aber der politischen Behörde in eigner Sache nicht verwehrt sei, sich darein zu mengen, indem es hier nur als Ehmann, nicht als Richter geschähe; und wie er nur mit etwas wenigem Verstande habe dem Kläger zumuthen können, so lange zu warten, bis die Frau selbst die Untersuchung ihres Verbrechens verlangen würde. Herr Schlendrian entgegnete: Da die Würde eines Richters mit der Person so sehr verbunden sei, daß er immer, er möge in der Gerichtsstube, oder hinter der Bettgardine sein, Richter bleibt, so mengt er sich, wenn er auch wirklich seine eigene Frau auf solch einer in Tropos nun gar nicht mehr hochgeachten Kleinigkeit ertapt, immer als Richter dar-

ein, welches im angeführten §. verboten ist. Zweitens steht es ja klar und deutlich, „wann der beleidigte Theil Mann, oder Weib, die Untersuchung ausdrüklich fordert;“ da nun hier der Mann als Richter die Untersuchung nicht fordern darf, so muß und darf er sich nicht eher darein mengen, als bis das Weib die Untersuchung fordert.“

Diese Vertheidigung machte die Archonten noch mehr lachen. Sie ertheilten dem Richter die Ehescheidung, und Herr Schlendrian muste zur Strafe demselben die Unkösten der Reise zahlen.

Neuntes Kapitel.

Herr Schlendrian will sich den Archonten verbindlicherzeigen; wie übel sie es aufnehmen.

Gröbing, ein Stiefsohn der Nemesis, faste einen Grol wider die Archonten, weil sie's nicht der Mühe Werth hielten, einige seiner Vorschläge zu hören, und ihn dafür — zu belohnen. Gröbing hatte nich zu leben; er beschloß also wider die Archonten zu schimpfen, und seine Schmähschriften zu verkaufen, wozu ihm ein ausländischer Buchhändler, der durch die Gnade der Archonten sich in Tropos ein schönes Vermögen gesammelt hatte, und dessen Vetter er war, hilfreiche Hand bot.

Gröbing schrieb eine Skarteke, worin er im wahren Sesselträger Tone die Archonten schimpfte, und darin beweisen wollte, daß sie unvernünftige, tiranniſche Väter des Staates wären. Jederman spukte ob dieser Schmähschrift aus; selbst

der Archonten Feinde empörten sich dagegen; und jedermann sagte, der Verfasser müsse das Thier aus Bethlehems Stalle sein, welches den Herrn Kristus mit seinem Hauche erwärmte.

Kaum erhielt Herr Schlendrian diese Schrift, so ergrimmte er in Zorn, ließ den Verfasser einziehen, und verurtheilte ihn auf fünf Jahre zur öffentlichen Arbeit, und zu fünfzig Stokstreichen. Dies wird den Archonten gefallen, dachte er, daß du so für ihre Ehre besorgt bist.

Voll Erwartung, daß die Archonten sein Verfahren beloben werden, schikte er ihnen sein Urtheil zur Unterfertigung; aber wie erstaunte er; als er es wieder erhielt, und zugleich den Befehl, sich zu verantworten, was ihn zu einem solchen Verfahren berechtige. Wie, dachte Herr Schlendrian, sollen die Archonten das übel nehmen, daß du den strafen willst, der sie mit so vieler Unverschämtheit antastet? du willst ihnen zeigen, daß du dich für berechtiget halten kannst, so einen Frevler zu strafen.

Herr Schlendrian sagte daher in seiner Ausweisung: „ §. 43. des III. Kapitels steht es klar und deutlich: „ Der

„ be-

„ beleidigten Majestät ist auch derjenige
„ schuldig, der die pflichtmässige Ehrer-
„ bietung gegen den Landesfürsten aus
„ den Augen sezt, und in öffentlichen Re-
„ den, oder Schriften denselben anzugrei-
„ fen die Vermessenheit hat. „ Nun war
„ Beklagter so vermessen, die Väter des
„ Staates in einer öffentlichen Schrift
„ anzugreifen; sie auf die unverschämteste
„ Art zu schimpfen; folglich ist er des Ver-
„ brechens der beleidigten Majestät schul-
„ dig, und verdient die §. 44. des näm-
„ lichen Kapitels bestimmte Strafe.“

Die Archonten erwiederten auf diesen Bericht: „ Zweken unsre Handlungen zum
„ Wohl des Staates ab; befördern wir
„ wirklich dessen Bestes; sind unsre Ver-
„ ordnungen weise, billig und menschen-
„ freundlich; handhaben wir die Gerech-
„ tigkeit unseren Unterthanen ohne An-
„ sehen der Person; lassen wir uns nur
„ durch Vernunft, und nicht durch Günst-
„ linge regieren; so wird uns das ganze
„ Volk segnen, und die Feder irgend ei-
„ nes gallsüchtigen Authors mag noch so
„ sehr sein Gift gegen uns ausspühen,
„ dies wird und kann uns nicht schim-

„ pfen; denn unser wahre Ruhm ist auf
„ die Liebe des ganzen Volkes — der
„ sicherste Zeuge von der Grösse der Re-
„ genten, gestüzet. Sind wir das Ge-
„ gentheil von dem, was wahrhaft grosse
„ Regenten sein sollen, haßt uns die
„ Nazion, so kann das Lob von hun-
„ dert tausend Federn unsern Ruhm nicht
„ erhöhen; er wird schneller erlöschen,
„ als er entstund; denn unser Tadel wird
„ von Zunge zu Zunge übergehen, und
„ jedes Herz gegen uns empören. In
„ beiden Fällen also mag jeder Freiheit
„ haben, von uns zu sagen, was ihm
„ gefällt; genug daß wir die Bahn,
„ die wir uns bezeichnet haben, unge-
„ hindert fortschreiten, und überzeugt
„ sind, nichts zu thun, was wir nicht
„ zum Besten des Landes halten. Wir
„ finden es unter unsrer Würde, Schmäh-
„ schriften zu ahnden; der Verfasser be-
„ obachte die Gesezе des guten Bürgers,
„ und schimpfe gegen uns, so viel ihm
„ gefällt, ohne daß ihm deswegen ein
„ Haar gekrümt werde; alles, was wir
„ dabei zu thun haben, ist, ihn durch
„ unsre Handlungen zu widerlegen.“

Mit diesem Entschluß der Archonten war Herr Schlendrian nicht zufrieden. Nein, sagte er, wenn ich Archont wäre, mich dürfte keiner schmähen. Da machen's die Archonten gut, wenn sie den Schriftstellern freies Feld lassen; nun werden sie erst über alles recht herfallen; ich glaube, sie werden nicht einmal mich ungenekt lassen. Auf die Bühne mit ein paar dieser Herrn, sie werden gewiß ihre Feder ganz sachte niederlegen. Tropos ist nicht Konstantinopel, sagte sein Sohn; du bist ein Naseweis, sagte Herr Schlendrian.

Alle Bewohner von Tropos lobten die Archonten: das war edel und groß, sagte man; nur dem Sklaven kann es verboten sein, frei zu reden und zu schreiben, nicht dem Bürger, der unter dem Schuze der Archonten sich seiner Freiheit bedient, und da, wo er Unvollkommenheit zu finden glaubt, sie entdekt; auf welche Art er es thut — ist gleichviel; im sanften freundschaftlichen Tone, oder im bittern Ausdruk des Feindes; lezterer nüzt oft mehr. Ist, was er sagt, gegründet, macht Gebrauch davon; ist es ungegründet; aus Irrthum, oder — aus Bosheit

heit — Fürſten, macht es, wie die Archonten von Tropos — verachtet den unwiſſenden, oder boshaften Tadler, der nicht euch — der nur ſich ſchändet, ſobald eure Handlungen euch gegen ſeinen Tadel rechtfertigen.

Zehntes Kapitel.

Herr Schlendrian wundert sich, nichts im neuen Gesezbuche zu finden, was er zur Entscheidung eines Falles braucht; wie ihn die Archonten hierin zu recht weisen.

Herr von Effronte, ein Mann an die fünfzig, lebte mit seiner Gattinn nicht am vergnügtesten. Von Jugend an der Ausschweifungen gewöhnt, war er auch in seinem Ehstande nicht ordentlicher. Er spielte, besuchte Saufgelagen, hielt — was junge Weiber ihren Männern am schwersten, ja fast gar nicht verzeihen — sich noch manches Nimphchen ihr zur Seite, und — man weis schon, wie's da kömt.

Das gute Weibchen kränkte sich so sehr, daß sie in eine Abzehrung verfiel, woran sie in einigen Jahren starb. Ihr Mann betrauerte ihren Verlust nicht sehr. Er war nun freier, und hatte für den Unterhalt einer Person weniger zu sorgen.

Seine

Seine Gattinn hinterließ ihm ein zehnjähriges Töchterchen, derer Erziehung er einer alten Französin anvertraute.

Rosette war das holdeste Geschöpf. Mit der angenehmsten Gesichtsbildung, und dem reizendsten Wuchs verband sie ein gutes Herz, Verstand und Wiz; Häuslichkeit, und jede weibliche Tugend war ihr eigen; welch schöne Blume! Ein Sturm zerknikte sie, noch eh sie ganz aufgeblüht war.

Rosette war nun fünfzehn Jahre alt, und der Wunsch so manches Jünglings geworden. Effronte kam einst etwas spät nach Hause, Rosette saß im Nachtgewande, und harrte der Ankunft ihres Vaters. Ihr Haar floß in natürlichen Loken auf ihren halbbedekten Busen herab, der in einer von Amors Hand gewölbten Rundung zwischen dem seidnen Halstuch hervorwallte. Ihren schönen Leib hob ein passendes weisses Korsetchen mit rothen Schleifen noch mehr heraus, und um die runden Hüfte floß ein dünnes Rökchen, daß das niedlichste Füschen, auf dem noch je ein weiblicher Engel einhertrat, dem lüsternen Auge nur halb entzog. Ihr schönes Gesichtchen, auf ihrem run-

den

den elfenbeinernen Arme geſtüzt, mit der unwiderſtehlichen Anmut einer ſorgenloſen Unſchuld geſchmükt, ſas Roſette, in einigen bei fünfzehnjährigen Mädchen gewöhnlichen Gedanken vertieft, als ihr Vater eintrat. Der Zauber ſo vieler Reize wirkte mit ſolcher Gewalt auf die durch den Wein erhizten Sinne, daß Effronte mit von wilder Begierde feichten Bliken ſeine Tochter verſchlang, und vergas, daß er ihr Vater ſei. Nun gewahrte ihn Roſette; ſah ihn ſo ſtarr vor ihr daſtehn, ſprang auf, eilte auf ihn zu, und fragte erſchroken mit dem ſanfteſten Silbertone: ob ihm was fehle? Effronte erholte ſich. Nichts, ſagte er, und kneipte ſie zärtlich in die Wange. Das Vergnügen eine ſo ſchöne, liebe Tochter zu haben, hat mich entzükt; ſeine Hand glitſchte von den Wangen auf ihren Buſen. Roſettens Glieder durchſchos ein ſchnelles Feur; ſie zitterte, und Effronte ward an ihr zum zweiten Loth, ohne daß Roſette ihm vorher Wein zu trinken gab.

Roſette, mit dem Laſter unbekannt, konnte die Gewiſſensbiſſe nicht fühlen, die gemeiniglich das menſchliche Herz zernagen, wenn man weis: man habe ein La-

ſter begangen. Roſette erwachte aus einem ſeligen Vergnügen, das durch keine folternde Vorwürfe verbittert wurde; im Gegentheil war ihr die Rükerinnerung daran eben ſo ſüſſe, als das Vergnügen ſelbſt. Sie überlies ſich ganz dem Zauber, den dieſe wollüſtige Empfindung für unſre Sinnen hat, und ihr Vater war nicht Willens, ſie daraus zu weken. Die Natur that es.

Roſette fühlte, daß ihr ſo gewis ward, wie ſie oft gehört hatte, daß es den Mädchen wird, wenn ſie einen hübſchen jungen Mann haben; dies machte ſie unruhig. Nun fiel ihr es zum erſtenmal ein, ſich ſelbſt zu fragen: iſt dies die Folge des bezaubernden Vergnügens? Sie ſchauderte, da ſie dachte, es könnte ſeyn. Wie unglüklich! ſchrie ſie, eilte zu ihrer alten Franzöſin, und entdekte ihr alles, damit ſie von ihr aus der peinigenden Unruhe geriſſen werde. Die gute Gouvernante erſchrak nicht wenig, als ſie von ihrer Elevin Dinge hörte, die zu erzählen uns die Achtung für das ſchöne Geſchlecht, dem wir gerne das — Rothwerden erſparren, verbietet. Mon dieu, ſchrie ſie, c'eſt votre pére! — Oui ma chere! —

Fi un ſi vilain Boue! Aber was iſt zu thun, meine Beſte! fragte Roſette weinend? Krank aufs Land reiſen, damit Sie als Jungfer geſund wieder in die Stadt zurükkehren können.

Effronte konnt' es länger nicht verborgen bleiben, in welchen Zuſtand er ſelbſt ſeine Tochter verſezt hatte. Er machte Anſtalten, ſie zu ſeiner ehmaligen Jugendfreundin zehn Meilen von Tropos zu führen, und ſo ſein Verbrechen, und die Schande ſeiner unglüklichen Tochter den Augen der Welt zu entziehen, als den Tag vor der Abreiſe Effronte vor Gericht gefordert wurde.

Die alte Franzöſin, die ihm theuer verſprechen muſte, die gänze Sache ein ewiges Geheimnis ſein zu laſſen, entdekte es im tiefſten Vertrauen einer Mutterſchweſter ſeiner verſtorbenen Gattin; und dieſe, froh eine Gelegenheit zu haben, ſich der ihrer Nichte verurſachten Kränkungen wegen an dem Böſewicht zu rächen, gab ſeine Greuelthat vor Gericht an.

Effronte erſchien, und Herr Schleudrian erklärte ihm, weſſen er beſchuldiget worden. Roſette, noch zu unerfahren, geſtund es ein, und Effronte konnte nun nicht

läugnen. Der ganze hohe Rath war aufgebracht über den alten Verbrecher, der seine eigene Tochter zum Opfer seiner schändlichen Lüsten gemacht hatte. Welche Strafe, fragte der hohe Rath, wird für diesen Verbrecher wohl groß genug sein? Die im Gesetze steht, antwortete Herr Schlendrian. Das neue Gesetzbuch, welches Herr Schlendrian stäts zur Seite liegen hatte, wurde nun durchgeblättert, aber man fand von diesem Verbrechen kein Wort darin; das machte dem Herrn Schlendrian warm. Er suchte, und suchte, und fand nichts. Die Archonten haben darauf vergessen, sagte er; doch vergessen, das können sie nicht haben; vielleicht ist's kein Verbrechen. Herr Schlendrian sprach den Herrn von Effronte seiner Schuld los, und schikte an die Archonten den Bericht.

Die Väter des Staates zürnten gewaltig über Schlendrians Kurzsichtigkeit. Sie gaben ihm einen starken Verweis, und befahlen: „Effronte ist alsogleich gefänglich einzuziehen, und ihm der strengste Prozeß zu machen." Herr Schlendrian entschuldigte sich, da im ganzen Gesetzbuche kein Wort von diesem Verbrechen enthalten ist, und dem Richter vermög §. 12.

des II. Kapitels von Kriminalverbrechen geboten wird: „die Strafe nach den gegenwärtigen Gesezen auszumessen, so habe er Schlendrian, der vermög §. 13. des nämlichen Kapitels an die buchstäbliche Beobachtung des Gesezes gebunden ist, dem Beklagten auch keine Strafe ausmessen können, sobald keine in dem Gesezе enthalten ist.

Auf diese Vertheidigung des Herrn Schlendrians antworteten die Archonten: Da dieses Verbrechen von der Art ist, daß nur ein Auswürfling der Menschen es begehen kann, und worüber selbst jeder gemeine Verbrecher erröthen würde, so haben wir es zur Ehre unsres Volkes, von dem wir glauben, daß es unter Millionen nur dieser einzige begehen konnte, durch Anführung desselben nicht bekannt machen wollen. Es bleibt also ein Fall, den wir uns vorbehalten haben. Effronte soll mit zehnjähriger öffentlicher Arbeit, Ausstellung auf die Schandbühne, und mit fünfzig Stokstreichen bestraft werden.

Eilftes Kapitel.

Worin Herr Schlendrian sich zum Gelächter von ganz Tropos macht, und die Archonten ihm drohen, ihn ins Tollhaus zu sperren.

Kettwin, ein ansehnlicher Mann von Tropos, hatte eine einzige Tochter, nun die Freude seines Lebens, und einst die Erbin seines großen Vermögens. Linchen hatte an Schönheit viele ihres gleichen; an Anmuth, und liebenswürdigem Karakter keine. Man konnte sie sehen, ohne sie zu lieben; aber sie sprechen hören, ihres holden Umgangs genieſſen, und nicht ganz von Verehrung gegen sie hingerissen zu werden, konnte man nicht. Linchens Schuzgeist hielt bis in ihren siebenzehnten Frühling die mächtigen Pfeile des Liebesgottes von ihrem Herzen ab; lange genug für ein schönes gefühlvolles Mädchen, wie Linchen war; aber länger vermogte er es nicht.

Kett-

Kettwin besas ein kleines Landgut, wo er mit seiner Familie den grösten Theil des Frühlings, den ganzen Sommer und Herbst in stiller Selbstgenügsamkeit genos. Obgleich kein Freund von vielen Gesellschaften, war er doch, wenn er Besuche erhielt, der gastfreundlichste Mann von der Welt, und rechnete sichs zum Vergnügen, jemanden, wenn er auch ganz fremde war, bewirthen zu können. Kettwins Nachbarn waren lauter Grosse vom Adel, die sich über den bürgerlichen Gutsbesizer, nicht wenig mokirten, und wenn sie sich einige Stunden Unterhalt verschaffen wollten, zu ihm auf Mittag sich einlu .n.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß der junge Graf von Witlás Linchen kennen lernte. Er war erst sechs Jahre auf Reisen und nun mit geschwächten Kräften und Finanzen zurükgekommen. Witlás war ein schöner Mann; seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Verstand gebildet, aber sein Herz verdorben. Sein Betragen war einnehmend, sein Wiz glänzend, und die Anmuth, die er über alles zu verbreiten wuste, bezaubernd. Linchen sah ihn, hörte ihn sprechen, sich von ihm loben, und ihr schmeicheln, — konnte sie

gleichgültig bleiben? Welch Mädchenherz kann dies! — auch Linchens ihres nicht; der Graf war jung und schön, er gefiel allgemein; gefiel auch ihr, und bald liebte sie ihn.

Wieläs fand in Linchen ein Mädchen, das die Mühe der Verführung lohnt. Er schwur, wenige ihres gleichen noch angetroffen zu haben, und vermaß sich hoch und theuer, sie müsse seine Beute, für die er sie beim ersten Anblike erklärte, werden. Was ihm am meisten Schwierigkeiten machte, war die Art, eine Gelegenheit zu finden, wo er mit Linchen öfters zusammen kommen könnte. Freilich hatte er bei ihrem Vater freien Eintritt; wurde gerne von allen seines unterhaltenden Umgangs wegen gelitten; aber welchen Vortheil verschafte ihm dies; er konnte nichts als Linchen in Gegenwart aller sprechen, ihr höchstens manchmal einen halben Kuß rauben; aber das war auch alles; und wie wenig ist dies für einen Mann, der auf Reisen war.

Wäre Linchen vom gewöhnlichen Schlage der Troposanischen Mädchen gewesen, so hätte er freilich keiner bessern Gelegenheit nöthig gehabt, um sie unter vier-

Augen ſprechen zu können; denn die Tro-
poſannerinnen haben ſo viel Geſchiklich-
keit, ihre Liebhaber auf ihren Zimmern
allein zu empfangen, wenn gleich im Ne-
benzimmer die gröſte Geſellſchaft iſt, ohne
daß es jemand gewahret. Linchen war
das nicht. Sie war ein Engel der Un-
ſchuld; ihre Sittſamkeit nicht erzwungene
Ziererei; ihre Tugend nicht Wortſpiel.
Sie liebte den Grafen mit aller Wärme
der erſten Liebe, mit aller Zärtlichkeit ei-
nes jungen feurigen Mädchens; aber ſie
liebte die Reinheit ihrer Seele mehr, liebte
die Tugend inniger, und wärmer. Wit-
lås ſah ſehr gut ein, daß er ſeine Beute
nicht anders erhaſchen kann, als wenn
er ſie unvermuthet im Sinnenrauſche,
worin ſelbſt die gröſten Heiligen ſich be-
fanden, überfällt. Aber die Gelegenheit,
ihre Sinnen zu berauſchen, und dann den
Ort, wenn ſie in dieſem Rauſche iſt, ſie
ſicher zu überfallen, dies war bei ihm die
groſſe Frage.

Linchens Vater beſuchte keinen ſeiner
adelichen Nachbarn; und, ſo ſehr auch dieſe
in ihn deswegen drangen, auch Linchen
durfte nicht in ihre Geſellſchaften. Es
war ihm eine Ehre, wenn der Adel ihn

seines Besuches würdigte, aber er wollte der gegenseitigen Ehre, sie besuchen zu dürfen, nicht geniessen. Nichts wäre für den Grafen erwünschter gewesen, als wenn Linchen adeliche Gesellschaften besucht hätte; aber so muste er schon einen andern Ort ausfindig machen.

Kettwin hatte einen recht guten Freund. Er war ein Kaufmann, besas ein grosses Vermögen, und, was noch mehr ist, als das, ausserordentlich viel Rechtschaffenheit. Hinter diesen steckte sich Witlas. Anfangs machte er einige Geschäfte mit ihm, und dadurch gewan er Gelegenheit, sich in das Zutrauen dieses Rechtschaffenen einzuschleichen, und dessen ganze Neigung zu gewinnen. Kettwin besuchte seinen Freund sehr oft; Linchen sehr selten. Der Graf wuste es nun so zu karten, daß der redliche Kaufmann, der seinem Liebling nichts abschlagen konnte, bei Kettwin darauf drang, seine Tochter öfters zu ihm zu erlauben, um seinem Mädchen, das immer schwach und unpäslich war, Gesellschaft zu leisten. Kettwin konnte diese Bitte seinem Freunde nicht wohl versagen, und Linchen besuchte nun fast täglich den Kaufmann, besuchte ihn um so lieber, da der

Graf

Graf auch immer zugegen war. Witlâs war nun in seinem Umgange mit Linchen viel freier, und sezte durch seine Zudringlichkeit das gute Mädchen manchmal in nicht geringe Verlegenheit; aber noch immer siegte ihre Tugend.

Des zu anhaltenden Sträubens müde beschlos Witlâs den lezten Versuch zu wagen, und gelänge es ihm da nicht, den Sieg davon zu tragen, alle fernere Mühe aufzugeben. Er wuste es zu veranstalten, daß der Kaufmann einen Ball auf dem Lande gab. Ich will alle Unkösten tragen, sagte der Graf, nur soll es nicht bekannt sein, daß ich der Ballgeber bin. Der Kaufmann liess sich überreden, und machte alle Veranstaltungen zu einem der glänzendesten Feste. Linchens Vater, war es Ahnung, oder sonst was, war lange nicht zu bereden, seine Tochter darauf zu erlauben; allein Witlâs lag dem Kaufmann sehr dringend an, Linchen ja auf den Ball zu bringen, daß dieser mit Bitten so lange nicht nachgab, bis endlich Kettwin seine Einwilligung gab.

Mit vielem Geschmake, doch ohne übertriebene Sorgfalt gepuzet, erwartete Linchen die Stunde, wo man sie abholen

würde. Das Herz pochte ihr gewaltig, und ſie harrte mit banger Sehnſucht dem Augenblike entgegen; er kam, ein ſchneller Schauder überfiel ſie, ſie flog die Treppe hinab, ſprang in den Wagen und hin an den Ort der Freude und — ihres Unglüks.

Der Graf hatte nichts geſparrt, was nur den Ball ſo glänzend, als möglich machen konnte. Uiberall war Pracht, überall herrſchte Verſchwendung und Uiberfluß. Der Saal, von einigen hundert Wachskerzen erhellet, deren Strahlen an den kriſtalnen Leuchtern ſich tauſendfärbig brachen, war mit Guirlanden von natürlichen Blumen umwunden, und unter dem ſüſſen Dufte von Oranienblühten waren Ruhebänke und Erfriſchungen angebracht. Auf beiden Seiten des Saals goß ein künſtlicher Springbrunn in ein goldenes Beken das reinſte Waſſer, deſſen Fall einen mit der Muſik harmonirenden Ton hervorbrachte. Aus dem Saal trat man durch vier Triumphbogen in den Garten. Die unter den Bäumen mit ſo vieler Kunſt unſichtbar angebrachten Lampen verbreiteten einen ſo ſchwachen Schimmer, daß man im ſanften Silberglanze des Mondes

zu

zu luſtwandeln glaubte. Hier waren Grotten von undurchdringlichem Schatten gewebt, und mit allerlei der wohlriechendeſten Blumen geſchmükt. Ihre Kühle, ihre Dunkelheit ſchien die Liebenden einzuladen, ſich hier ganz dem ſeligſten aller Vergnügen zu überlaſſen.

Linchen und der Graf tanzten viel mitſammen. Der ſchmelzende Ton der Inſtrumenten, der fliegende Sphärentanz, die hizigen Getränke, all die Bilder der Freude und des Vergnügens berauſchten Linchens Sinne. Ein wollüſtiges Feuer durchfuhr ihre Adern, und trieb mit einer doppelten Gewalt das Blut in ſeinem Umlaufe herum. Ihre Wangen glühten; das Wallen ihres Buſens glich den von ſtürmiſchen Winden aufgeworfenen Wogen eines Fluſſes; ihr Aug trübte ſich, die Blike wurden feucht; der Gaumen troken, die Zunge ſtarr; alles lechzte in ihr nach Labung. In dieſem fieberhaften Zuſtande führte der Graf, unter dem Vorwande, der friſchen Luft im Garten zu genieſſen, Linchen dahin, und in eine jener zauberiſchen Grotten, die für Amors Geheimniſſe gewebt waren. Linchens Sinne waren in einem Aufruhr, den ſie noch nie empfun-

den.

den hatte; ihr Blut in einer noch nie gefühlten Wallung, sie in einem Zustande, wo wir uns wünschen, in ein süsses Unbewustseyn unsrer Selbst hinzusinken; was konnte ihre Tugend da thun, sie zu retten? — — — Mit erschlafenden Armen vertheidigte sich das gute Mädchen; mit ersterbender Stimme bat sie um Schonung, und mit erlöschendem Blike — um Mitleid. Der schlimme Graf! — wir würden an seiner Stelle in diesem Momente um kein Haar frömmer gewesen seiu. Unseliger Moment für dich, armes Mädchen! dein Schuzgeist wandte die Augen weg; ach — man weis schon, warum Schuzgeister die Augen wegwenden! — Linchen fiel, und wir bitten alle Schönen, die noch nie gefallen sind, Linchens Urtheil nicht zu sprechen, nicht des armen Mädchens zu spotten: nie gefallene Tugend ist keine; sie lohnte gewiß nicht die Mühe, versucht zu werden. — — —.

Der Rausch war verflogen, und mit ihm alle Freude des Festes; ach! hin war für Linchen auf immer jede frohe Lust des Lebens. Das eh von süsser Wollust feuchte Auge schwam nun in Thränen des Schmerz- Schaam- und Reugefühls. Witlås suchte

sie

ſie zu beſänftigen; vergebens! ſie bat ihn, ſie nach Hauſe führen zu laſſen, und — ſie nie mehr zu ſehen. Unmöglich war es ihr, in den Saal, wo ſie kurz vorher im wirbelnden Kreiſe fröhlich ſich drehte, zurükzukehren; ihre Augen waren verweint, ihre Minen verſtört; man hätte die Unruhe ihrer Seele, hätte, was in der Grotte vorgegangen, auf ihrem Geſichte geleſen. Gerne zwar hätt' es der Graf gehabt; es hätte ſeinen Sieg laut ausposaunt, und ihm die Mühe erſparrt, Linchens Fall ſelbſt in allen Geſellſchaften zu erzählen, ſich ſelbſt, als den Mörder ihrer Tugend zu rühmen; aber ſie wollte nicht mehr zur Geſellſchaft, und er muſte endlich nachgeben, und ſie nach Hauſe führen.

Von nun an fand Aurora das arme Mädchen mit geſtüztem Kopfe in Thränen; beſchlich oft der ſtille Mond ſie im Trauern. Der Gram nagte ſichtbarlich an ihrem Herzen; die eh ſo ſchöne Blume welkte von Tag zu Tage mehr ab; und niemand konnte die Quelle ihres Schmerzens, den Grund ihres Grames entdeken. Endlich drang ihr Vater mit Ernſt in ſie, drohte mit ſeiner Ungnade bei längerer Verweigerung; verſprach ihr, jeden Fehler, ſollte

ſie

sie einen begangen haben, zu vergeben. Linchen gestund ihm alles. Welche betäubende Nachricht für den armen Vater! Er flog zu seinem Freund, machte ihm in der ersten Hize die bittersten Vorwürfe, und da dieser, beleidiget durch die unverdienten Beschuldigungen, etwas bitter antwortete, eilte der nun noch mehr erzörnte Vater, dem das Übermaaß des Schmerzens keine Kraft zu überlegen ließ, zu Gericht, den Grafen, als Verführer seiner Tochter und seinen falschen Freund, als Mithelfer zu verklagen.

Herr Schlendrian forderte den Grafen, den Kaufmann, Herrn Kettwin, und Linchen vor Gericht, um der Sache, wie Herr Schlendrian sich auszudrüken pflegte, auf den Grund zu kommen. Linchen bejahte blos, was ihr Vater, der sie vertrat, aussagte. Kettwin beschuldigte seinen Freund, wie er so sehr in ihn gedrungen, daß Linchen ihn öfters besuche; wie er ihm so sehr angelegen, das Mädchen auf den Ball, wozu er gar nicht einwilligen wollte, zu erlauben; dies wäre also alles nur geschehen, um dem Grafen Gelegenheit zu machen. Der redliche Kaufmann läugnete es nicht; „aber, sagte er, um

Ge-

Gelegenheit zu machen, war meine Absicht nicht. Es ist wahr, daß mich der Graf aufmunterte, Linchens Gesellschaft für meine Tochter zu erhalten; daß er mich ersuchte, Linchen ja gewiß auf den Ball zu bringen; aber daraus konnte ich seine Absicht nicht folgern, und um so weniger kann man daraus schlüssen, daß ich ein Gelegenheitsmacher war."

Herrn Schlendrian gnügte die Vertheidigung des redlichen Kaufmanns nicht. Die Ausrede des Beklagten, sagte er, heist nichts, er hat sich des politischen Verbrechens der Kuppelei schuldig gemacht, und wird vermög §. 74. des V. Kapitels von politischen Verbrechen zur sechsjährigen öffentlichen Arbeit und zu fünfzig Stokstreichen verurtheilt. Die Verwandten des Kaufmanns kamen bei den Archonten gegen dieses Urtheil ein. Die Väter des Staates konnten sich nach reiflich erwogener Sache nicht genug wundern, wie Herr Schlendrian den Kaufmann schuldig finden konnte; und forderten von ihm, sich seines gefällten Spruches wegen zu rechtfertigen.

Herr Schlendrian fand nichts leichters, als das. Er sagte in seinem Berichte: „§.

„ 73. des V. Kapitels von politischen Ver-
„ brechen steht es klar und deutlich: „ Wer
„ in seiner Wohnung Unzucht gestattet,
„ wer Verdienst und Gewinn in dem sucht,
„ daß er Personen beiderlei Geschlechts zur
„ Unzucht Gelegenheit verschaffet, auch
„ wer ohne Gewinnsucht eine Weibsper-
„ son in Bekanntschaften und Gelegen-
„ heiten verleitet, durch die sie zur Un-
„ zucht verführt wird, macht sich des po-
„ litischen Verbrechens der Kuppelei schul-
„ dig „— Nun hat Beklagter das Mädchen
„ in Gelegenheiten verleitet, durch sie
„ zur Unzucht verführt wurde; denn hätt'
„ er nicht in den Vater so sehr gedrun-
„ gen, daß die Verführte ihn öfters be-
„ suchen solle, so hätte der Graf sie nicht
„ so oft sprechen, und sich in ihr Herz
„ einschleichen können; hätte Beklagter
„ keinen Ball gegeben, oder wenigstens
„ die Verführte nicht dazu geladen, oder
„ den Garten versperrt, und keine Ne-
„ benzimmer geöfnet, so hätte der Graf
„ nichts wider die Tugend des Mädchens
„ unternehmen können; also ist Beklagter
„ des politischen Verbrechens der Kup-
„ pelei schuldig, und folglich verdient er
„ die §. 74. bestimmte Strafe. Was die

fünf-

„ fünfzig Prügel betrift, so glaubt er „ Schlendrian, sie ihm aus dem Grunde „ zumessen zu lassen, weil im nun ange„ führten §. zwar ausdrüklich steht: „ doch „ ist die Strafe zu verschärfen, wenn „ eine unschuldige Person dadurch ver„ führt worden. „ Es steht aber nicht, auf „ welche Art zu verschärfen; und das „ Mädchen sagt — sie war vorher ganz „ unschuldig; also sind fünfzig Prügel „ nicht zu viel. "

Auf diese Verantwortung des Herrn Schlendrians erwiederten die Archonten: „ Ob Herr Schlendrian wohl je ein bischen gesunden Menschenverstand in seinem Leben gehabt habe? Der Kuppelei könne nur der schuldig sein, der aus was immer für einem Beweggrund absichtlich ein Mädchen in eine Gelegenheit verleitet, damit sie verführt werde; aber nicht wenn er wider Wissen und Willen die unschuldige Ursache derselben war; denn so gut der Graf die Tugend dieses Mädchens auf dem Ball des Beklagten gemordet hat, so gut hätt' er es im Hause des Vaters, auf einem Ball bei Herrn Schlendrian selbst thun können, ohne daß weder der Vater, noch Herr Schlendrian die Gelegenheit ab-

sichtlich dazu gegeben hätten; wie er Schlendrian also einen so rechtschaffenen Mann sogleich habe zu einer so entehrenden Strafe verurtheilen können!

Herr Schlendrian entgegnete auf diesen Bescheid der Archonten: „Da §. 73. „klar und deutlich steht: auch ohne Gewinnsucht, so habe er Schlendrian geglaubt, es sei genug, nur irgend eine „Gelegenheit zu machen, um des politischen Verbrechens der Kuppeley schuldig zu sein; es wäre also nach dem „Buchstaben des Gesezes Beklagter dieses Verbrechens wirklich schuldig, sobald jemand auch ohne Gewinnsucht „ein Kuppler sein kann; weil nach dem „sonst gewöhnlichen Laufe der Dinge, „Kuppelei immer mit der niedrigsten Gewinnsucht verbunden zu sein pflegt."

Als das Urtheil, und die Verantwortung des Herrn Schlendrians in Tropos bekannt wurde, so lachten alle Einwohner über den wohlweisen Herrn Oberrichter: die Archonten aber beschieden ihm: Wenn er Schlendrian noch einmal so ein Urtheil fällen würde, ihn sogleich ins Tollhaus sperren zu lassen. Beklagter sei als

un-

unſchuldig zu erklären, und alſogleich zu entlaſſen; der Graf aber nach den Geſezen zu ſtrafen, und zu der daſelbſt beſtimmten Entſchädigung anzuhalten.

Ganz Tropos pries die Weisheit der Archonten.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Herr Schlendrian ein gelehrtes Auto-da-Fe halten will, und die Archonten seinem dummen Eifer Einhalt thun.

Herr Bibliobos, einer der vornehmsten Buchhändler in Tropos, hatte unter der Menge seiner eigenen Verlagswerke sowohl, als jener, die ihm in Kommission übergeben wurden, eine beträchtliche Anzahl verbotener Bücher: Werke des Genies und der Geistesgrösse, mit denen theils die wenigen Gelehrten von Tropos, meistens aber Ausländer die Welt erleuchteten.

So sehr sich Bibliobos auch vorsah, niemanden, den er nicht ausserordentlich gut kannte, eines dieser verbotenen Bücher zu verkaufen; so war es ihm doch nicht möglich, der Falle, die ihm die Diener des Tempels legten, auszuweichen. Diese heuchlerische Freunde wusten dem guten Bibliobos ein verbotenes Buch mit

so

so guter Art abzuschwazen, daß der ehrliche Mann, der nichts Arges vermuthete, eher sich selbst, als ihnen die Verabfolgung desselben versagt hätte.

Sobald die saubern Herrn eines (wenn wir nicht irren, so floß es aus der Feder einer des wizzigsten, und scharfsinnigsten gallischen Schriftstellers) in ihren Klauen hatten, eilten sie damit zum Herrn Schlendrian, und klagten: wie wenig die hohen Befehle der Archonten in Tropos selbst geachtet würden, da man verbotene Bücher so zu sagen unter den Augen der Archonten, und des Herrn Schlendrian öffentlich verkaufe; zum Beweise des Gesagten zeigten sie das vom Bibliobos erhaltene Buch.

Herr Schlendrian, nicht wenig über die Vermessenheit des Buchhändlers aufgebracht, schikte alsogleich eine gerichtliche Kommission in die Buchhandlung des Bibliobos, ließ dieselbe untersuchen, und alle verbotene Artikel wegnehmen, den Buchhändler aber einführen. Er sprach das Urtheil: „Der Buchhändler sollte ein Monat Abtritte reinigen, und auf der hölzernen Matraze schlafen, die Bücher aber alle verbrannt werden."

Zur Ehre von Tropos hatte ein aufgeklärter, Künste und Wissenschaften liebender, um Litteratur verdienter Mann, der selbst in jedem Fache ausgebreitete Kenntnisse besas, die Aufsicht über die Werke des Genies und der Kunst. Dieser wahrhaft grosse, ofne, freimüthige Mann, den das barbarische Urtheil des Herrn Schlendrians empörte, eilte schnell zu den Archonten, und machte dagegen die bündigsten Vorstellungen, wie sehr das den Geist, und die Aufklärung der Troposaner herunter sezen heisse, wenn man gegen so herrliche Geistesprodukte so barbarisch verfahren wollte.

Die Archonten, erstaunt, daß Schlendrian so sehr dem Sinne ihrer Verordnungen entgegen handle, gaben dem Herrn Oberrichter einen scharfen Verweis. Herr Schlendrian, überzeugt, nur nach dem Buchstaben des Gesezes gesprochen zu haben, vertheidigte sein Urtheil mit folgenden Gründen: „§. 77. des V. Kapitels „ von politischen Verbrechen heist es klar „ und deutlich: „Unter die politischen „ Verbrechen, die zum Verderbnisse der „ Sitten führen, wird gezählt, ein je„der, der mit verboteyen Büchern, oder

„ mit

„ mit Gemälden, und Schildereien, so „ unzüchtige Handlungen vorstellen, Han„ del treibt. „ Ferner, sagte er, heist es „ §. 78. des nämlichen Kapitels: „ Die„ sem Verbrecher ist zeitliches gelindes „ Gefängniß bestimmt. Die verbotenen „ Bücher, Gemälde, Schildereien sollen „ dem Schuldigen abgenommen, und ver„ tilget werden. „ Dieser Buchstabe des „ Gesezes ist sonnenklar; wenn ich nun „ gebiete, die verbotenen Bücher zu ver„ brennen, so thue ich nichts anders, „ als sie nach dem Buchstaben der Geseze „ vertilgen.

Die Archonten erwiederten auf diese Vertheidigung des Herrn Schlendrians: „ In Portugall, Spanien, und in Rom mag es Sitte sein, Bücher, die dem menschlichen Geiste Ehre machen, zu vertilgen; denn da sei die Dumheit, der Aberglaube, und das blinde Vorurtheil zu Hause; aber nicht in Tropos, wo der Archonten einziges Streben dahingeht, die Aufklärung immer mehr und mehr zu befördern, was doch aus allen dem, das sie zur Aufmunterung der Künste und Wissenschaften thun, sattsam erhellet. Das Wort vertilgen bedeutet nicht, diese Werke zu vernichten,

sondern sie so aufzubewahren, daß ohne besondere Erlaubniß keines davon verkauft werden könne. Das Urtheil sei also nichtig, und nur in so weit bekräftiget, daß der Buchhändler auf einen Monat ins Gefängniß gesperret, seine Bücher ihm zwar abgenommen, aber nicht verbrennet werden, sondern bei dem Büchergerichte aufgehoben, und nur jenen, die eine schriftliche Erlaubniß vorzeigen, verkauft werden sollen.

Herr Schlendrian sagte, die Archonten sprächen hier wider den Buchstaben des Gesezes; und wenn verbotene Bücher doch verkauft werden dürfen, sei es auch nur gegen schriftliche Erlaubniß, so könnten die Archonten sich die Mühe ersparren, Bücher zu verbieten, indem sie doch verbreitet würden.

Alle Gelehrte gaben den Archonten, und — dem Herrn Schlendrian Recht.

Ende des zweiten Bändchens.

Der

Richter

über den Herrn

Schlendrian.

Ein eben ſo komiſcher Roman,

als

Herr Schlendrian ſelbſt.

Drittes Bändchen.

Drittes Bändchen.

Erstes Kapitel.

Wie Herr Schlendrian gegen sich selbst sehr strenge spricht, und die Archonten ihn deswegen bestrafen.

Herrn Schlendrians Schwiegervater war ein Mann, der sich bis zur Würde eines Unterarchonten hinaufgeschwungen hatte. Ganz Tropos gab ihm das Zeugniß der Rechtschaffenheit, und schüzte ihn als einen gelehrten, biederen, treuen Diener des Staates. Das Volk liebte ihn; denn er hatte viel Gutes im Lande eingeführt, und das Beste der Bürger, soviel es in seiner Macht war, befördert.

Die-

Dieſer Mann, der mit Ruhm grau geworden, den der Beifall des Volks durch ſeine ganze Lebenszeit bis an den Rand des Grabes, woran er bereits ſtund, immer zur Seite begleitete, wurde nun auf einmal eines Verbrechens angeklagt, deſſen man ihn nie fähig gehalten: machen nicht Umſtände uns zu Verbrechern? —

Vor einigen dreiſſig Jahren hatte der Unterarchont diejenigen Gelder zu verwalten, welche beſtimmt waren, arme Kinder zu ernähren, ſie was lernen zu laſſen, und dann auszuſtatten; unvermögende Greiſe vor Mangel zu ſchüzen; wider ihre Schuld in ſchlechte Umſtände gerathenen Bürgern wieder aufzuhelfen. Der Unterarchont hatte eine zahlreiche Familie, und der Gehalt ſeiner Bedienung reichte nicht hin, ſie zu erhalten. Seine Ausgaben wurden noch dadurch vergröſſert, daß er meiſtentheils krank, und ſeine Gattinn beinahe drei Jahre unter den Händen der Aerzte und Apotheker war; Hände, die ſehr tief in die Geldtruhen langen.

So viele Drangſalen zwangen den Unterarchonten, hie und da Schulden zu machen; allein von welcher Dauer war dieſes Mittel! Die Gläubiger fiengen bald

an,

an, ihn zu dringen; und da eine alte Tante, die er zu erben hofte, nicht so gefällig für ihn sein wollte, zu sterben, so hatte er keine Mittel, sie zu zahlen. Einige Zeit wuste er sie unter mancherlei Vorwand und Vertröstungen ein bischen herumzuführen; aber endlich währte es ihnen zu lange, und sie drohten insgesamt, ihn zu verklagen.

Was sollte der Unterarchont in einer solchen Lage thun? Auf die Klage ankommen lassen? so wär' er des Dienstes entlassen worden; es war also kein anders Mittel, wollte er nicht sich und seine Familie auf immer unglüklich machen, als soviel indessen von den ihm anvertrauten Geldern zu nehmen, als er zur Tilgung seiner Schulden brauchte, bis seine Tante, welcher er die ewige Glükseligkeit von Herzen gönte, ihn durch ihren Tod aus aller Verlegenheit reissen würde. Nun waren die Schulden, die sich auf fünfzehn tausend Thaler beliefen, gezahlt, und der Unterarchont ruhiger; denn er durfte nicht fürchten, entdekt zu werden, weil er tausend Mittel in Händen hatte, bei einer allenfalsigen Untersuchung den Defizienten

so

so lange zu verhüllen, bis er im Stand sein würde, ihn zu ersezen.

Ein halbes Jahr darauf wurde er seiner Rechtschaffenheit, Kenntnisse und seines Diensteifers wegen zum Unterarchonten befördert. Sein Nachfolger und die Archonten selbst, überzeugt, daß er ein ehrlicher Mann sei, entliessen ihm die Uibergabe; und so blieb sein Eingrif in die Armengelder über dreissig Jahre verschwiegen. Nicht, daß er selbst Willens gewesen wäre, das Herausgenommene zu behalten; er hat das Geld den Archonten selbst übergeben wollen; sondern seine Tante starb, und sezte einen andern zum Erben ein.

Nun bekam er einen zweiten Nachfolger, der um eine gerichtliche Uibergabe der Gelder und Rechnungen ansuchte, und da fand sich ein Abgang von 15 tausend Thalern. Man stellte die Untersuchung an, und der Unterarchont gestund sein Vergehen, obgleich man so leicht mit Beweisen gegen ihn nicht aufgekommen wäre. Herr Schlendrian ließ sogleich seinen Schwiegervater in Verhaft nehmen, und verurtheilte ihn, da alles aufgehüllt war, vermög §. 160 des VI. Kapitels von Kriminalverbrechen, zur achtjährigen öffentli-

chen

chen Arbeit. Dieses Urtheil empörte alle Einwohner von Tropos. Der Mann, der seiner Rechtschaffenheit wegen von allen geschäzt, von den Archonten selbst geehret wurde, sollte nun zur Schau der ganzen Welt eines einzigen Fehlers wegen öffentlich arbeiten; man murrte laut dagegen, und kam bei den Archonten um Aufhebung dieses Spruches ein.

Die Väter des Staates, von dem ganzen Vorfalle genau unterrichtet, zogen den Herrn Schlendrian zur Verantwortung seines so widersinnigen Urtheils. Sie sagten unter andern: „Sie können nicht begreifen, wie ein Mann nur von einiger Einsicht so zu sprechen in Stand sei. Ob Herr Schlendrian den Zwek der Strafen nicht wisse, und wann, und warum die Gerechtigkeit strafen müsse? "

Herr Schlendrian sezte sich nieder, und schrieb seine Verantwortung: „§. 183. des VII. Kapitels von Kriminalverbrechen steht es klar und deutlich: „Gegen Verbrechen, und Strafbarkeit soll „ künftighin keine Verjährung statt finden, „ und ist der Verbrecher nach dem Gesezе „ zu behandeln, was immer für eine Zwi„ schenzeit von dem begangenen Verbre-

„ chen

„ chen bis zur Entdekung desselben verk-
„ flossen sein mag. „Nach diesem sonnen-
„ klaren Buchstaben des Gesezes, fuhr Herr
„ Schlendrian fort, hab ich mein Urtheil
„ gefällt; denn dem Sinne dieses Gesezes
„ zu Folge ist es ja gleichviel, ob ich
„ dreissig Jahre ununterbrochen ein Ver-
„ brecher war, oder ob ich vor dreissig
„ Jahren ein einzigesmal menschlich han-
„ delte (nach schlendrianischem Verstan-
„ de: fehlte) Der Zwek der Strafe ist
„ nach den in Tropos eingeführten Stra-
„ fen zu urtheilen: Vergnügen und Ra-
„ che des Strafenden, und eine Kasper-
„ liade fürs Volk, wobei der zu Bestra-
„ fende allein trauert, die übrige Zuschau-
„ ergesellschaft alle lacht, und sich herz-
„ lich daran ergözt. Die Gerechtigkeit
„ müsse strafen, wenn sie den Verbrecher
„ habe; und warum? — Weil es schon
„ einmal so eingeführt ist, daß man da an-
„ fange die Menschen zu bessern, wo die
„ Menschen selbst zu sein beinahe aufhö-
„ ren, und also nicht mehr gebessert
„ werden können."

Nur ein Schlendrian konnte den wei-
sen, menschenfreundlichen, gerechten Vä-
tern des Staates in so beleidigenden Aus-

drüken

drüken antworten ;» ihnen so ungerechte Vorwürfe über die Zwekloſigkeit ihrer Strafe machen. Auch entriß ihnen dieſesmal die Geduld, Herr Schlendrian erhilt vierzehn Tage bei Waſſer und Brod Hausarreſt, und die Archonten beſchleden auf deſſen gefälltes Urtheil: „Schlendrians „ Spruch in Betref des beklagten Unter„ archonten iſt ganz nichtig. Der Sinn „ des 183. §. des VII. Kapitels iſt nicht: „ daß ein vor dreiſſig und mehr Jahren „ begangenes Verbrechen, wenn der Ver„ brecher von dem Weg des Laſters ab„ gewichen, und ſich dann rechtſchaffen, „ und nach dem Geſeze aufgeführet, eben „ ſo zu beſtrafen ſei, wie ein Verbrechen „ auf Verbrechen häufender Böſewicht; „ ſondern daß ein ſolcher, ſollte er eines „ ſpät begangenen Verbrechens wegen ein„ gezogen werden, des vor dreiſſig und „ mehr Jahren verübten wegen, auch „ beſtrafet werden könne. Da aber Ver„ brechen immer Verbrechen bleibt, es mag „ begangen worden ſeyn, wann immer, „ von welchem das Publikum abgeſchrekt „ werden muß; der Zwek der Strafe aber „ Beſſerung und Beiſpiel iſt; ſo wird Be„ klagtem, der durch ein dreiſſig jähriges

„ rechtschaffenes Leben hinlängliche Ver-
„ weise der Besserung gegeben, von der
„ Strafe, die auf seine Besserung abzwe-
„ ken sollte, nachgelassen; da aber dem
„ Volke doch ein Beispiel zu geben ist, so
„ wird er, zum abschrekenden Beispiele, sei-
„ nes Dienstes geradewegs entlassen.“

Dieses gnädige und gerechte Urtheil erhielt den Beifall des ganzen Volks. Der Unterarchont hatte eine zahlreiche Familie, und kein Vermögen.

Zweites Kapitel.

Worin Herr Schlendian alle Diener des Tempels auf seiner Seite hat.

Nicht wenig hatte das immer mehr und mehr vordringende Licht der Vernunft die Diener des Tempels zu Feinden; und ihr einziges Betrübniß war, daß sie demselben das Vordringen nicht so recht wehren konnten. Herr Schlendrian, der gröste Feind von allen Religionsneuerungen, und der seinem Hofmeister recht ernsthaft auf die Seele band, seine Kinder in der altroposianischen Religion zu erziehen, hielt es mit den Dienern des Tempels, und bemühte sich, soviel, als es in seinen Kräften war, der in Tropos erst aufkeimenden Aufklärung Thür und Thore zu versperren.

Ein Gelehrter, ein Freund der Wahrheit, und ein tiefer Späher nach selber, gab ein Werk heraus, worin er theils von dem Daseyn Gottes im Allgemeinen han-

delte, theils über verschiedene Gegenstände der Religion sich ausließ. Dieser denkende Mann sammelte die Meinungen aller Weltweisen über das Dasein und die Wesenheit Gottes, und zugleich wie selbe von unsern neuern kristlichen Philosophen beantwortet und widerlegt wurden; er schilderte die Misbräuche der Religion, ihren schädlichen Einfluß sowohl auf die Moralität, als das phisische Eigenthum der Bürger, indem sie von Mißbräuchen und Aberglauben geblendet, der Ball eigennüziger, betrügerischer Diener des Tempels wären.

Das Werk machte gewaltig viel Aufsehens. Die Diener des Tempels erhoben dagegen eine Klage, und Herr Schlendrian ließ den Verfasser einziehen. Am andern Tag hilt er Gericht. Der Beklagte wurde vorgeführt, und ihm sein Buch, ob er sich zu selben bekenne? vorgelegt. Der Gelehrte läugnete es nicht, und so verurtheilte ihn Herr Schlendrian, nachdem er lange bei sich nicht recht einig werden konnte, vermög §. 66. des V. Kapitels von politischen Verbrechen zur dreitägigen Ausstellung auf die Schandbühne, und zur zweijährigen öffentlichen Arbeit; dann aber

ver-

vermög §. 61. des nämlichen Kapitels in das Tollhaus, worin er so lange als ein Wahnwiziger zu bewahren sei, bis er Zeichen der Besserung von sich geben werde.

Dieses Urtheil erregte anfangs fast in ganz Tropos ein allgemeines Gelächter; doch endlich empörte es alle Vernünftige; nur die Diener des Tempels gaben dem Herrn Schlendrian Recht, und priesen seine Gerechtigkeit und Weisheit.

Die Archonten, von diesem Spruche verständiget, forderten, daß Herr Schlendrian sich darüber ausweisen solle, wie er einem Beklagten eine doppelte Strafe zuerkennen, und ein und denselben als seiner Vernunft mächtig, und zugleich auch als wahnwizig behandeln könne?

Herr Schlendrian sagte in seiner Verantwortung: „§. 61. des V. Kapitels „ von politischen Verbrechen heist es: „ Wer die Vernunft auf dem Grad ver„ läugnet, um den Allmächtigen in öffent„ lichen Oertern, oder in Gegenwart an„ derer Menschen, durch Reden, Schrif„ ten, oder Handlungen freventlich zu „ lästern, ist als ein Wahnwiziger zu be„ handeln, und in dem Tollhause in so „ lange gefänglich anzuhalten, bis man

„ seiner Besserung vergewisset ist.“ Dann
„ heist es, fuhr Herr Schlendrian fort,
„ §. 65. des nämlichen Kapitels: „ Eben
„ ist derjenige ein politischer Verbrecher,
„ welcher einer der herrschenden Religion
„ zugethanen Gemeinde offenbare Irrlehre,
„ oder Unglaube einzuflössen, und sie von
„ der herrschenden Religion abzuwenden
„ sich bestrebt. „ Für dieses Verbrechen ist
„ vermög des folgenden 66. §. die Schand-
„ bühne, und zeitlich strengeres Gefäng-
„ niß bestimmt. Nun hat Beklagter er-
„ stens den der herrschenden Religion zu-
„ gethanen Troposanern offenbare Irrleh-
„ ren und Unglauben einzuflössen, und sie
„ von der herrschenden Religion abzuwen-
„ den gesucht; da er Dinge, die von ganz
„ Tropos, von den Archonten, ja von
„ ihm Schlendrian selbst für wesentliche
„ Sachen der Religion gehalten werden,
„ als Misbräuche und Aberglauben aus-
„ schreiet, und so das Volk durch seine
„ vernünftigen Scheingründe irre geführ-
„ ret hat. Zweitens hat Beklagter sich
„ hiemit nicht begnüget; sondern er war
„ so vermessen, alle Zweifel der alten und
„ neuen — heidnischen Philosophen ge-

„ gen

„ gen die Gottheit zu sammeln, und sie —
„ durch kristliche Philosophen widerlegen
„ zu lassen; wodurch er denn wirklich
„ Gott durch Schriften gelästert hat. Nun
„ begieng er das § 66. bezeichnete poli-
„ tische Verbrechen eher, als jenes §. 61.;
„ es ist also auch billig, daß er zuerst für das,
„ was er mit gesundem Verstande gesün-
„ diget hat, bestrafet werde, und dann
„ erst für jenes, das nur ein Wahnwi-
„ ziger begehen kann, im Tollhaus büsse.“

Diese gründliche Vertheidigung des Herrn Schlendrians machte die Archonten lachen, und sie beschieden darauf: „ Zwei-
„ fel gegen die Gottheit sammeln, heist
„ nicht, Gott lästern, so wenig als Mis-
„ bräuche und Aberglaube bekämpfen, die
„ herrschende Religion angreifen heist.
„ Beklagter ist völlig zu entlassen, und
„ mit hundert Thalern zu belohnen, die
„ Herr Schlendrian, um künftig richtiger
„ das Gesez kennen zu lernen, ihm aus
„ seiner Tasche zahlen wird.“

Ganz Tropos jubelte über den weisen Spruch der Archonten, Herr Schlendrian fand ihn höchst ungerecht, und ganz wider den Buchstaben des Gesezes, und

die Diener des Tempels mißbilligten am meisten, daß Herr Schlendrian dem Freigeist, und nicht, zur grössern Ehre Gottes, in die Kirche die hundert Thaler zahlen muste.

Drittes Kapitel.

Worin die Archonten ganz aufgebracht werden.

Ein Haufe lüderlichen Gesindels machte in einer von Tropos etwas entlegenen Provinz die Herrstrasse so unsicher, daß niemand sich traute, dieselbe zu bereisen. Man hörte nicht nur, daß alle Reisende gänzlich ausgeplündert, sondern daß auch an vielen greuliche Mordthaten verübet wurden. Das Kommerz gerieth in Stocken, und die Archonten sahen sich gemüssiget, Truppen gegen die Räuber anrüken zu lassen. Die Bösewichter wurden von allen Seiten eingeschlossen, und so genau bewacht, daß sie sich, da ihnen die Lebensmittel entgiengen, auf Gnad und Ungnade ergeben musten. Ihr Anführer, unter dem furchtbaren Namen: das Unthier, bekannt, war der erste, der sich ergab. „Ich habe, sagte er, da er vor den Kommendanten trat, meine Rolle ausgespielt.

spielt. Ich selbst bin des längeren Spieles müde. Man haue den Knoten entzwei, damit die Kortine falle! hier bin ich! - Diese sonderbaren Worte berichtete der Kommendant an die Archonten, und fügte sogleich hinzu, daß in dem Gesichte dieses Kerls so was Grosses liege, daß er verdient, gesehen zu werden.

Dieser Bericht, und der Ruf von den unerhörten Grausamkeiten dieses Böswichts brachten die Archonten auf den Entschluß, ihn nach Tropos kommen zu lassen.

Unter einer Begleitung von hundert Soldaten, und einem Zulauf von vielen tausend Neugierigen kam das Unthier in Tropos an. Sein Anblik war furchtbar, und wild; und doch leuchtete eine grosse Seele aus seinen Augen hervor; und seine Wildheit wurde durch sanfte Blike gemildert. Sein Gang war majestätisch, wenn man das Wort von einem Räuber brauchen darf; seine Mine ruhig; sein ganzes Betragen weder ausgelassen frech, noch zaghaft.

Am dritten Tag wurde er in Gegenwart der Archonten verhört. Seine Geschichte war kurz, aber wichtig. Auf die

bei Gericht gewöhnliche Fragen antwortete er: „Ich heisse Grutman, und bin von den rechtschaffensten und ansehnlichsten Eltern des Ortes geboren. Ich erhilt eine Erziehung, deren sich Fürsten nicht schämen dürfen; und mein Vater ärndtete die Früchte seiner Bemühungen; ich war die Zierde der jungen Leute, ein Beispiel der Rechtschaffenheit. So genoß ich der Glükseligkeit, von meinen Eltern geliebt, von allen geschäzt zu werden, bis in mein zwei und zwanzigstes Jahr, wo ein unglüklicher Augenblik mich um alles brachte.

Einer meiner Vorgesezten that mir offenbares Unrecht. Dies empörte mich. Klagen wollt' ich nicht; aber mich dadurch an ihn rächen, daß ich ihn lächerlich machte, das wollt' ich. Ich verfaßte eine Schrift, worin ich ihn freilich auf eine sehr bissige Art schilderte; doch war, was ich von ihm sagte, Wahrheit. Ich wurde dieser Schrift wegen angeklagt, als ein Schmähschriftler und Verleumder behandelt, auf die Schandbühne ausgestellt, und auf ein Jahr zur öffentlichen Arbeit verurtheilt.

Welchen Jammer brachte dies unter meine Familie! Mein Vater erkrankte vor Schmerz, und der Gram stürzte ihn ins Grab. Ein ansehnlicher Mann, der meine Schwester ehligen wollte, trat zurük, und das verlassene Mädchen, ohne Hofnung, je einen Mann zu finden, der sich mit ihr verbinden würde, überließ sich den Vergnügen des Amors, da sie durch die Schuld ihres Bruders der Seligkeit des Himens beraubt wurde. Ihre Ausschweifungen machten sie zum Gegenstand der Verachtung aller Menschen, und warfen sie aufs Krankenlager, wo sie, geboren um glüklich, und die Lust eines rechtschaffenen Mannes zu sein, unter gräßlichen Schmerzen starb.

Ich stund meine Strafe aus, und erhielt meine Freiheit. Die Vermögensumstände meines Vaters wurden durch seinen Tod sehr zerrüttet. Ich erhielt sehr wenig zu meinem Antheil. Ich wollte Gesellschaften besuchen, und man verschloß sie mir. Wo ich mich zeigte, wurd ich verachtet, verspottet. Jeder schämte sich des Umgangs eines auf der Schandbühne Ausgestellten. Welche Gefühle stiegen da in meiner Seele auf! Mich keines Verbre-

chens

chens bewuſt, das mich unwürdig der Menſchen hätte machen können, ſah ich mich von allen gemieden, von allen verachtet. Was ſollt' ich thun? Ich hatte kein Vermögen mehr; ich hatte keine Gelegenheit, etwas zu erwerben; der Weg der Ehre war mir geſchloſſen; ich wandelte gebrandmarkt unter den Menſchen. Noth und Grim befeſtigten meinen Entſchluß, dieſe Geſchöpfe, die mich nun nicht als eines von ihrer Gattung betrachteten, zu haſſen. Ich eilte ins Freie, ſuchte mir eine Geſellſchaft Unglüklicher, die ſo wie ich, von der Gerechtigkeit verbannt waren, und fiel alles an, was einem Menſchen gliech.

Dies iſt die Veranlaſſung zu meinem wilden Leben. Die Geſeze ſtieſſen mich aus der Geſellſchaft, worin ich ein nüzliches Glied hätte ſein können. Sie zerriſſen die Bande, die mich an ſelbe feſſelten; ich erhielt von der Geſellſchaft nichts; was war ich ihr ſchuldig?

Viertes Kapitel.

Worin die Archonten dem Herrn Schlendrian eine gute Lehre geben.

Welche Folgen, welche schrekliche Folgen! schrien die Archonten, als sie die Geschichte des Unthiers hörten. Diese Stimmung nuzte einer von den Verwandten des unglüklichen Gelehrten, den Herr Schlendrian einst, weil dieser, wie er sagte, die herrschende Religion angegriffen, auch zur Schandbühne verurtheilte, und der dann aus gleichen Ursachen ein Räuber und Mörder geworden. Er erzählte den durch die Geschichte des Unthiers gerührten Archonten den Fall, wie sein bedaurenswerther Verwandter izt unter der Last des Steinschneidens seufzet.

Dies empörte die Archonten noch mehr, und sie beschlossen, eine Instrukzion an alle Schlendriane ergehen zu lassen, worin sie ihnen geboten: die Schandbühne und öffentliche Arbeit für eine der grösten Strä-

sen anzusehen. Das Vorurtheil der Menschen ist noch zu groß, daß sie den Verbrecher, der seine Strafe überstanden hat, als gereiniget ansehen sollten. Eine solche Strafe hängt ihm einen unauslöschlichen Fleken an, stöst ihn aus aller menschlichen Gesellschaft, und die Strafe wird, statt ihn von künftigen Verbrechen abzuhalten, Veranlassung zu noch grössern Verbrechen. Nur dieser kann auf die Schandbühne gestellt, kann zur öffentlichen Arbeit verurtheilt werden, den die Gesezе auf immer von der menschlichen Gesellschaft ausschliessen wollen; der aber wieder in selbe treten soll, kann auf solche Art nicht bestraft werden"

Herr Schlendrian sagte, da er diese Instrukzion erhielt, daß sie dem Buchstaben des Gesezes widerspräche, worin die Schandbühne mit jedem Verbrechen, wenn es der Richter für gut befindet, verbunden ist. Sein Sohn sagte, es sei eine Erklärung dieses Gesezes: die nur die Archonten machen können, sagte Herr Schlendrian.

Fünftes Kapitel.

Worin Herr Schlendrian sehr viel Eile hat, die Archonten ihm aber ein bischen Langsamkeit rathen.

Herrn Schlendrians Tochter beglükte ihren Gemahl mit einem hübschen Söhnchen, das zur Freude des Vaters völlig dem schönen Kandidaten, mit welchem Herr Jungblut sein treues Weibchen in einer Stellung antraf, wo junge Frauen, wenn sie von ihren Männern darin ertappt werden, allzeit erschreken, ganz ähnlich sah.

In Tropos war bei solchen Ereignissen Sitte, allzeit die ganze Verwandtschaft mit einem herrlichen Schmause zu bewirthen. Es war eben Gerichtstag, als dieser Familienschmaus sollte gehalten werden; und Herr Schlendrian hatte sechs Verbrecher, über die er sprechen sollte. Er wäre heut und Morgen, und Uibermorgen, und vielleicht noch in einigen Tagen nicht fertig geworden, hätt' er nach dem gewöhnlichen

chen Gange verfahren wollen; aber wozu, dachte er, überlassen die Gesetze fast alle Strafe der Willkür des Richters, wenn du dich erst viel mit Untersuchen abgeben willst, welche Strafe dieser, oder jener verdiene? Heut must du wenigstens eine Stunde früher aus der Gerichtsstube kommen; gebrauche dich also des Vortheils, den du durch die Gesetze hast.

Herr Schlendrian ließ die Verbrecher vorführen. Es war ein junger Mensch, den die Geliebte seines Vaters, so sehr sie konnte, mit ihrem Haß verfolgte. Auf ihr Anstiften entzog dieser dem Sohne alles, nicht nur was zur Bequemlichkeit, sondern auch zur Nothdurft gehört; aber er entzog es nicht ihm allein, auch den andern Geschwistern. Diese Behandlung, und wie sehr sein Vater sich selbst, und seine Kinder der Schande aussezte, und zum Märchen der ganzen Stadt machte, empörte das Herz des Sohnes; und in einem solchen unglüklichen Augenblike, wo das harte Verfahren des Vaters seine Seele mit dem grösten Schmerz erfüllte, das tükische Anstiften der Geliebten, ihr hämisches Lächeln jeden Tropfen Blut in seinen Adern in Galle umwandelte, stieß

er die Unglükliche an der Seite seines Vaters nieder. Gebt ihm, sagte Herr Schlendrian, hundert Stokstreiche, und last ihn zehn Jahre Stein schneiden. Der zweite war ein Sohn eines der angesehensten Männer im Staate. Dieser Unglükliche hatte, verleitet von einigem Geldmangel, es wagen wollen, in die Staatskasse einzubrechen; da er aber einsah, wie gefährlich dies Unternehmen sei, schauderte er vor dem Gedanken furchtsam zurük, und gab ihn nicht nur allein völlig auf, sondern wollte auch alle Werkzeuge, die er sich zur Erbrechung der Staatskassa hatte machen lassen, ins Wasser werfen, um nicht durch die in Händen habende Mittel von neuem zum Eingriffe versucht zu werden, als man ihn deswegen gefänglich einzog. Man fand die Werkzeuge zum Einbruch bei ihm, und Herr Schlendrian verurtheilte ihn auf zwanzig Jahre zum Steinschneiden. Der dritte ein Mörder, der viele Mordthaten begangen, und den Ruf des grösten Böswichts hatte; last ihn zehn Jahre Steinschneiden, sagte Herr Schlendrian; der vierte ein Dieb, der etwas von geringem Belang gestolen. Nach den alten Gesezen, sagte Herr Schlendrian, wär' er sechs

Jahre

Jahre zur öffentlichen Arbeit gekommen; — er mag drei Jahre dafür Stein schneiden. Die andern waren Schwärzer und Herr Schlendrian verurtheilte sie auf vier Jahre zum Steinschneiden.

Diese schnelle Art zu sprechen kam zu den Ohren der Archonten, die sich nicht wenig wunderten, daß Hert Schlendrian über das Wohl und Weh der Menschen so leicht entscheiden könne. Sie verlangten von ihm die Gründe zu vernehmen, durch welche er sich berechtiget glaubt, auf eine so willkürliche Art zu sprechen.

Herr Schlendrian antwortete, der 32. §. des II. Kapitels, und das ganze Gesezbuch überhaupt überlasse dem Richter die Bestimmung der Strafe, das Gesez habe nur die Gattung der Strafe angeführt, die Wahl derselben aber dem Richter übertragen; er glaube also nach dem Buchstaben des Gesezes könne der Richter strafen, wie er wolle.

Diese Erklärung des Gesezes kam den Archonten sehr sonderbar vor, und sie beschlossen, den Herrn Schlendrian deswegen gründlich zu belehren.

Sechstes Kapitel.

Worin die Archonten dem Herrn Schlendrian ein Kapitel über das vorhergehende halten, und Herr Schlendrian sich dagegen vertheidiget.

Wenn die Archonten den Richtern in Bestimmung der Art der Strafe einige Willkür gelassen haben, so geschah es, weil der Richter die Umstände am besten kennen soll, um darnach die Strafe einzurichten. Bei dem Verbrecher kömt es nicht blos auf seine begangene Handlung, sondern auch auf sein bürgerliches Verhältniß an; und jedem vernünftigen Richter muß es einleuchten, daß der Mann von Erziehung, von verfeinerten Begriffen, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, nicht mit der Hefe des Volks auf gleiche Art bestraft werden könne. Ein Hausknecht, ein Kutscher, ein Landmann, der von Jugend an zu harten, verächtlichen Arbeiten gewöhnt ist, wird es nicht so hart füh-

len,

len, wenn er verurtheilt wird, öffentliche Arbeiten zu verrichten, als da sind, Straſſen reinigen, u. d. g., als ein Mann von Stande, von beſſerer Erziehung, von verfeinerten Begriffen. Erſterm iſt es in Betref der Sache gleichviel, ſeinen Hof, ſeinen Stall, ſein Haus zu fegen, oder die Straſſen; ſeine Hände ſind an den Beſen gewöhnt; nicht ſo lezterer. Einen ſolchen zu gleicher Strafe verurtheilen, heiſt ihn zehnfach ſtrafen, und das iſt ungerecht.

Herrr Schlendrian wird alſo künftighin ſowohl auf die Umſtände, welche das Verbrechen erſchweren, oder erleichtern, ſondern auch auf den Stand, die mindern oder mehreren Begriffe von Ehre, das gröbere, oder feinere Gefühl von Schande des Verbrechers Rükſicht nehmen, und darnach die Art der Strafe beſtimmen."

Herr Schlendrian entgegnete auf dieſe Vorſchrift: „Dem Richter liege auf nichts ob Rükſicht zu nehmen, als auf das Verbrechen. Der Stand an ſich ſelbſt komme nicht in Betracht; Verbrecher bleibe Verbrecher, er mag von was immer für einem Stande ſein. Hat er eine beſſere Erziehung, hat er mehrere Begriffe von Ehre, ein ſtärkeres Gefühl von Schande, ſo

hat er auch mehr Mittel, auf dem Weg der Rechtschaffenheit wandeln zu können, als der gemeine Mann; folglich ist sein Verbrechen von dieser Seite, da er mehr Hilfsmittel dagegen hatte, auch grösser, und verdient auch mehr Strafe."

Diese Einwendung des Herrn Schlendrians überzeugte die Archonten nicht, daß man keine Rükſicht auf die Person des Verbrechers nehmen solle; da es aber wider ihr Ansehen gewesen wäre, einem Schlendrian mit Gründen zu überweisen, so geboten sie ihm nur, künftig bei Vermeidung ihrer Ungnade, darauf Rükſicht zu nehmen; zugleich änderten sie seine gefällten Urtheile dahin ab: „Der junge Mensch, „der die Geliebte seines Vaters ermordet, soll seiner Jugend wegen auf beiden Baken gebrandmakkt werden, und „nur vier Jahre Stein schneiden. Der, „dessen Familie eine der angesehensten im „Staate war, soll drei Tage auf der „Bühne stehen, und dann sechs Jahre „Straſſen reinigen, die Diebe aber, deren Diebstahl nicht von dem Belang „war, daß er nach den alten Gesezen „die Todesstrafe verdient hätte, sollen „statt Steinschneiden nur Straſſen reini-

„gen,

» gen, weil es ungerecht wäre, sie, da » alle Todesstrafen aufgehoben sind, ei» nes Verbrechens wegen, das nach den » alten Gesezen nicht mit dem Tode be» straft wurde, zu einem langsamen Tode » zu verurtheilen.«

Herr Schlendrian entgegnete den Vätern des Staates, daß ihr gemildertes Urtheil noch viel schäfer, als das seinige wär'. Brandmarken, sagte er, könne man keinen, dessen Strafe nur eine bestimmte Zeit währt, weil man ihm dadurch ein Zeichen aufdrükt, das ihm die Thüre eines jeden verschließt; und das dreitägige Bühnestehen müsse dem Verbrecher, der so feine Gefühle von Ehre hat, schmerzlicher als der Tod sein; diese Strafe also wäre ja viel härter. Aber ganz Tropos erkannte, wie gnädig die Archonten den jungen Menschen, der die Geliebte seines Vaters ermordete, und den ansehnlichen Mann bestrafet haben.

Siebentes Kapitel.

Wie Herr Schlendrian mit einem Advokaten zu thun hat, der ihm ein hizchen warm macht.

Herr von Guttmann war der liebvollste Menschenfreund, den Tropos besas. Sein gröstes Vergnügen war, seinem Nächsten alle mögliche Dienste zu erweisen, und sich gegen jeden gefällig zu bezeigen. Dieser rechtschaffene Mann wurde in einen Prozeß verwikelt, dessen Veranlassung sonderbar, der Verlust desselben aber das Unerhörteste war, was jemals gefunden wurde.

Guttmann hatte einen Freund in Tropos, mit dem er eine sehr einträgliche Sache gemeinschaftlich unternehmen wollte. Dieser Freund, von dem schmuzigsten Eigennuze beherrscht, war es sehr wohl zufrieden, weil er sich unendlich grosse Vortheile davon versprach, und er bewilligte dem Herrn Guttmann einige andere Vortheile

theile dagegen. Guttmann wollte zwar eine schriftliche Verbindung; allein sein Freund wich unter mancherlei Vorwand jedem schriftlichen Vergleiche aus, und beruhigte Guttmann allzeit damit, daß er sagte: unter ehrlichen Männern gelte ein Wort mehr, als bei Schurken eine Unterschrift. — Freilich unter ehrlichen Männern!

Anfangs hilt Guttmanns Freund Wort, und ließ ihn die kleinen Vortheile genieſſen, die er ihm versprochen hatte; da aber Guttmanns Unternehmung sich nicht so vortheilhaft zeigte, als sein Freund vermuthete, so bewog dieses lezteren, da er fürchtete, wie der Anschein auch Anlaß dazu gab, etwas zu verlieren, sich aus der Schlinge zu ziehen. Er entzog Guttmann die kleinen Vortheile, und da dieser darauf bestund, daß ihm solche von Seiten seines Freundes ertheilt werden sollten, und sich auf das Wort desselben berief; so erfuhr er von lezterem, daß dieser sich zu nichts verbunden halte, weil zwischen beiden kein schriftlicher Vertrag errichtet sei; und daß er entschlossen wäre, sich aus dem Geschäfte zu ziehen, und selbes Guttmann ganz allein zu überlassen.

Guttmann konnte, da er nichts in Händen hatte, freilich seinen Freund zur Haltung des mündlichen Vertrages nicht zwingen; auch verdroß es ihn zu sehr, daß der Mann, der ihm selbst so heilig betheuerte, daß unter ehrlichen Männern ein Wort so viel, als ein schriftlicher Vertrag sei, nun davon abweiche, als daß es ihm hätte gelusten sollen, mit diesem wortbrüchigen Manne länger in Verbindung zu stehen, und er war ganz zufrieden, daß beide auseinander giengen.

Einige Geschäfte zwangen den ehrlichen Guttmann, zu verreisen. Er muste sich sehr schnell von Tropos entfernen, und zwar an die äussersten Grenze des Staats. Während seiner Abwesenheit änderte sich der Gang seiner Geschäfte so vortheilhaft, daß ein über alle Erwartung grosser Gewinn Guttmanns Mühe lohnte. Niemand war mehr darüber betroffen, als Guttmanns Freund. Die Hälfte dieses Gewinnstes sollte er nun fahren lassen! Unmöglich. Er berathschlagte sich mit seinem Sancho Pansa, einem ausgedienten Schreiber eines Verwalters; der in seinem Hause die Stelle eines Rathgebers bekleidete, und dieser

ver-

versicherte ihn, daß zwischen ihm und Guttmann immer ein Vergleich bestehe; wenn gleich kein schriftlicher, sagte er, also doch ein mündlicher, und er habe das gröste Recht, Ansprüche auf die Hälfte des Gewinnstes zu machen.

Diesem wohlweisen Rathe zufolge machte Guttmanns Freund nicht nur allein Ansprüche auf die Hälfte des Gewinnstes, sondern nahm sogleich davon, als sein Eigenthum, Besiz, und theilte denselben. Das sonderbarste dabei war, daß er die kleinen Vortheile, die er doch vermög dem ersten mündlichen Vergleich dem Guttmann, als eine Schadloshaltung, zusagte, demselben dem ohngeachtet nicht zugestehen wollte. Guttmanns Geschäftsträger berichtete dies seinem Herrn, und Guttmann staunte nicht wenig, theils über die Dumheit, theils über die unverschämte Niederträchtigkeit seines Freundes. Da er aber mit einem Manne, der sein Wort brach, nun bei so vortheilhaftem Geschäfte nie eine Verbindung mehr haben wollte, so beschlos er, den zurükgehaltenen Theil des Gewinnstes gerichtlich von ihm zu verlangen.

Ach-

Achtes Kapitel.

Fortsezung des vorigen. Herr Guttmann klagt, und wie Herr Schlendrian seinen Prozeß entscheidet. Die Archonten reden auch ein Wort darein.

Guttmann, über vierzig Tagreisen von Tropos entfernt, konnte unmöglich eine Reise dahin unternehmen; auch war noch sobald keine Aussicht, daß er würde zurükreisen können; ja allem Anscheine nach war es sehr wahrscheinlich, daß er noch einige Jahre an seinem izigen Aufenthaltsorte würde verweilen müssen. So lange sein Recht verschieben wollte er nicht; er ließ also einen Rechtsfreund zu sich kommen, dem er die ganze Sache, wie sie lag, erzählte, und dieser sezte eine Klage wider den rechtschaffenen Freund auf, die Guttmann an das Obergericht nach Tropos schikte.

Herr Schlendrian schikte die Klage dem Beklagten zu, und dieser erstattete

am dreissigsten Tage seine Einrede, die Herr Schlendrian an Herrn Guttmann überschikte, mit dem Bedeuten, binnen vierzehn Tagen seine Replik einzureichen. Guttmann erhielt die Einrede am dreissigsten Tage. Sie war so verfaßt, daß jeder Richter, ausser einem Schlendrian, gar keiner Replik bedurft hätte, um zu erkennen, daß das Recht auf Guttmanns Seite sei. Auch brauchte Guttmanns Advokat kaum vierzehn Tage von Empfang der Einrede zu ihrer Beantwortung.

Weder Guttmann noch sein Advokat zweifelte, daß bei Erhaltung der Replik Herr Schlendrian den Prozeß entscheiden, und zu ihrem Besten sprechen würde; aber wie erstaunten sie, da sie ohngefähr fünf Wochen, als sie ihre Replik erstattet hatten, das Endurtheil erhielten, worin Herrn Guttmann das Recht gänzlich abgesprochen, und er zur Haltung des Kontrakts mit seinem Freunde angewiesen wurde. Keiner konnte begreifen, wie es möglich war, daß Herr Schlendrian einen solchen Spruch fassen konnte.

Nach vielem Hin- und Herrathen sagte Guttmanns Advokat: das beste wird sein, ich reise selbst nach Tropos, um dem Herrn

Schlen-

Schlendrian ein Gläschen einzuschenken. Der Mann muß kein Quentchen gesunden Menschenverstandes haben, sonst würden ihm meine in der Replik angebrachten Gründe, womit ich die in der Einrede angeführten Beweise für einen bestehenden Kontrakt widerlegte, gewis einleuchtend gewesen sein. Guttmann war es zufrieden, da der Advokat nichts für die Reisekosten verlangte, indem er ohnehin schon lange gesinnt war, einen Verwandten daselbst zu besuchen.

Sobald Guttmanns Advokat in Tropos angelangt war, gieng er zu den Archonten, und forderte die Annulirung des Rechtsspruches des Herrn Schlendrians in dieser Sache. Die Archonten, als sie sich von der Lage des Streitpunktes genau unterrichten ließen, und erkannten, daß Güttmanns Freund auf keine Weise seinen Gegner zur Haltung eines nur in Unterhandlung gewesenen, aber nie vollzogenen Vergleiches zwingen könne, forderten von Herrn Schlendrian, er solle die Ursache angeben, warum er zu Gunsten desjenigen gesprochen habe, auf dessen Seite nicht das geringste Recht sei.

Herr

Herr Schlendrian that das mit sehr vielem Vergnügen, denn er zweifelte nicht, diesmal den vollen Beifall der Archonten zu erhalten. Er sagte in seiner Vertheidigung: „§. 44. des III. Kapitels der „allgemeinen Gerichtsordnung heist es klar „und deutlich: Die Frist zur Erstattung „der Replik soll ohne Unterschied des „Aufenthaltsortes des Klägers auf vier„zehn Tage gegeben werden; wenn aber „der Kläger seine Replik binnen der be„stimmten Frist nicht erstatten könnte, „soll er längstens drei Tage vor Aus„gang derselben eine weitere Frist ansu„chen. „Ferner, fuhr Herr Schlendrian „fort, heist es §. 46. des nämlichen Ka„pitels: „Würde der Kläger seine Re„plik binnen der bestimmten Frist nicht „erstatten, sollen die Akten auf eines „oder des andern Theiles Anlangen inro„tuliret, die in der Einrede zur Ergän„zung des Faktums, oder zur Begrün„dung seiner Einwendungen angeführ„ten Umstände für wahr gehalten, und „über die bereits eingebrachten Noth„durfte erkannt werden, was Rechtens „ist. „Sintemalen nun dem Kläger vier„zehn Tage Frist zur Erstattung seiner

„Re-

„ plik einberaumet worden, er aber nicht
„ nur allein binnen dieser Frist seine Re-
„ plik nicht erstattet; sondern auch drei
„ Tage vor Ausgang derselben um keine
„ weitere Frist angesuchet hat; ihme aber
„ vermög §. 44. ohne Ansuchung keine
„ längere Frist einberaumet werden kann;
„ von darumen wurden also nach dem
„ 46. §. die in der Einrede des Beklag-
„ ten zur Ergänzung des Faktums, und
„ zur Begründung seiner Einwendungen
„ angeführten Umstände für wahr gehal-
„ ten; und er Schlendrian habe nach dem
„ Buchstaben der allgemeinen Gerichtsord-
„ nung über die bereits eingebrachten
„ Nothdurften erkannt, was Rechtens
„ war.“

Diese Vertheidigung des Herrn Schlen-drians erhielt Guttmanns Advokat, der sie an die Archonten überreichte mit dem Beisaze: „daß da Guttmann über vierzig Tagreisen von Tropos entfernt sei, er unmöglich binnen vierzehn Tagen seine Replik habe erstatten können, indem er die Einrede selbst erst am dreissigsten Tage, folglich sechzehn Tage nach verflossener Frist erhalten habe. Er glaube daher, daß dieser Buchstabe der allgemeinen Ge-

richts-

richtsordnung einen andern Verstand leiden müsse, als Herr Schlendrian ihm gebe.

Die Archonten, als sie aus der Vertheidigung des Herrn Schlendrians ersahen, daß blos vernachlässigte Formalität, die noch ohne Schuld des Klägers, und der puren Unmöglichkeit wegen verabsäumet wurde, Herrn Schlendrians Urtheil bestimmt habe, zörnten nicht wenig auf den Herrn Oberrichter. Sie beschieden ihm: wie er so widersinnig habe sein, und von einem Manne, der vierzig Tagreisen von Tropos entfernt ist, verlangen können, er solle binnen vierzehn Tagen seine Replik erstatten, da er nicht einmal binnen dieser Zeit die Einrede des Beklagten erhalten konnte. Ob er nicht gewust habe, daß der Aufenthaltsort des Klägers so weit entfernt sei; und wenn es ihm bekannt war, ob ihm die Unmöglichkeit, binnen einer so kurzen Frist bei einer so weiten Entfernung die Replik zu erstatten, nicht aufgefallen sei? Wie er als Richter das Recht einer Formalität habe aufopfern können? Es wäre freilich nöthig, der Ordnung wegen, sich den Formalitäten zu unterwerfen; aber nur da, wo es ohne Nachtheil, sondern vielmehr zum Besten des

Rechtes geschehen könne; doch wären die Formalitäten nicht deswegen eingeführt, damit sie das Recht verdrängen. Recht müsse allzeit Recht bleiben; und ein Richter habe nur auf dieses zu sehen.

Herr Schlendrian entgegnete auf diesen Bescheid der Archonten: „da es im „ 44. §. des III. Kapitels ausdrüklich „ stehe: **ohne Unterschied des Aufenthaltsortes des Klägers**, so habe er „ sich nach dem Buchstaben des Gesezes „ gerichtet, wie es einem jeden Richter „ vermög §. 437. des XXXIX. Kapitels ausdrüklich geboten wird, wo es „ heist: „Die Richter sollen verfahren, „ und sprechen nach dem wahren, und „ allgemeinen Verstande der Worte dieses Gesezes, und unter keinem erdenklichen Vorwande eines Unterschieds zwischen den Worten und dem Sinne des „ Gesezes, einer von der Schärfe der „ Rechte unterschiedenen Billigkeit, oder „ eines widrigen Gebrauchs, u. d. g. „ von der klaren Vorschrift dieser Gerichtsordnung abweichen, ꝛc. „ Es hätte „ ihm freilich unmöglich geschienen, daß „ jemand, der vierzig Tagreisen entfernt „ ist, binnen vierzehn Tagen seine Replik

„ er-

„ erstatten könne; da aber der Buchstabe „ des 44. §. ausdrüklich sagt: ohne Un„ terschied des Aufenthaltsortes; und „ es im 437. §. heist: unter keinem er„ denklichen Vorwande; so habe er ge„ glaubt, die Möglichkeit wie es geschе„ hen könne, kümmere den Richter nicht, „ sondern die Archonten, die dieses Ge„ sez verfaßt haben.“

Die Archonten sahen sich gezwungen, dem Herrn Schlendrian den Buchstaben des Gesezes zu erklären: daß binnen vierzehn Tagen nicht so zu verstehen sei, a Dato der Einsendung, sondern a Dato des Empfangs der Einrede. Aber Herr Schlendrian warf den unterthänigen Zweifel auf, daß dann nicht vierzehn Tage, sondern so viele Wochen erforderlich wären, wenn der Kläger weit von dem Gerichtsorte entfernt ist; und so, meine er, wäre das Gesez ein bischen unbestimmt. Die Archonten bewiesen ihm, daß das Gesez sehr bestimmt sei, indem sie Guttmannen das Recht zusprachen, und dem Herrn Schlendrian einen derben Verweis gaben, dessen sich Guttmanns Advokat von Herzen freute.

Neuntes Kapitel.

Worin Herr Schlendrian aus Misverstand des Gesezes eine Ungerechtigkeit begeht, und die Archonten ihn zurechte weisen.

Der junge Herr von Bonvivant hatte nahe bei Tropos eines der schönsten Landgüter. Sein Nachbar, der Herr von Vielhab hatte lange gewunschen, dasselbe zu besizen, und den jungen Herrn von Bonvivant manchmal darum angegangen, ihm das Gut entweder zu verkäufen, oder gegen ein anderes umzutauschen; allein Bonvivant war weder zu einem, noch zum andern zu bereden. Sowohl die Lage des Gutes, als die Einrichtung desselben gefiel ihm so wohl, daß er sich nicht entschliessen konnte, selbes wegzugeben.

Vielhab sprach einst mit seinem Advokaten, den er zu sich geladen hatte, von Bonvivants Landgute, und wie angenehm es ihm wäre, selbes zu besizen; allein,

fügte

fügte er hinzu, der junge Starrkopf ist nicht zu bereden, obgleich ich ihm mehr dafür geboten, als es werth ist. He, he, he! dafür ist wohl noch Rath, sagte der schlaue Rechtsfreund. Und wie? fragte Vielhab begierig. Der Advokat raunte ihm etwas ins Ohr, und Vielhab sprang vor Freude vom Sessel auf, klopfte dem Advokaten auf die Schulter, und sagte: Sie sind ein kreuzbraver Mann!

Bonvivant lebte etwas lustig, und das Geldchen wurde ihm manchmal zu wenig. Er sah sich oft gezwungen, gegen starken Rabbath von beschnittenen Kristen Geld aufzunehmen. Vielhabs Advokat besuchte einst eine Gesellschaft, wo auch Bonvivant sich befand. Der Advokat lenkte das Gespräch auf den Wucher, und sagte, nachdem er vorher greulich gegen dieses Laster losgezogen, er bedaure alle jungen Leute, die solchen Juden in die Hände fallen. Was mich betrift, fuhr er fort, so hat mich der Himmel mit etwas Reichthum gesegnet; und ich mache mir ein Vergnügen, jemanden, wofern mein Kapital nur anders mit einer sichern Hipothek gedekt ist, gegen halbe landesübliche Zinsen mit Geld zu dienen. Ich nehme

Sie beim Wort, fiel Bonvivant lachend ein, der es für Großsprecherei hielt, was der Advokat sagte; aber ich glaube, Sie werden Morgen, wenn ich Sie um etwas anspreche, eben vor einer halben Stunde ihr leztes Geld einem guten Freunde gegeben haben. Wenn Sie Geld brauchen, entgegnete der Advokat kaltblütig, so kommen Sie nur Morgen zu mir, und ich versichere Sie, ich werde gewis noch welches für Sie zu Hause haben. Man lobte die edle Denkungsart des Advokaten, und die Gesellschaft ging auseinander.

Du willst den Praler auf die Probe stellen, dachte Bonvivant, und gieng am andern Morgen zu Vielhabs Advokaten. „Sie sehen, sagte er im Eintreten, daß ich von Ihrer gütigen Erlaubnis heute schon Gebrauch mache. Ich bedarf wirklich einer Summe, und will Ihnen gerne etwas über die landesüblichen Zinsen dafür bewilligen.“

Sie sollen bedient werden, erwiederte der Advokat sehr höflich; aber ich verbiete Ihr Antragen. Ich habe mirs zum Gesez gemacht, nicht mehr als die halben Zinsen zu nehmen. Sicherstellung meines Kapitals, und Sie haben das Geld.

Mein

Mein Landgut, sagte Bonvivant — Ist mir Sicherstellung genug, fiel der Advokat ein. Wie viel brauchen Sie? — „Sechstausend Thaler" — Der Advokat öfnete den Schrank, und zählte ihm die verlangte Summe in Gold auf. Bonvivant stellte ihm die Verschreibung auf sein Landgut aus, und der Advokat entließ ihn mit dem Versprechen, ihm, wenn er ferner Geld brauchen würde, jederzeit nur gegen zwei per Cente damit zu versehen.

Bonvivant taumelte vor Freuden aus dem Hause des Advokaten. Das ist ein ehrlicher Mann! dachte er.

Die leichte Art, Geld gegen so billige per Cente zu bekommen, machte den guten Bonvivant dasselbe weniger achten. Da er, im Fall er sonst welches brauchte, dreissig und auch mehrere per Cente geben muste, so machte ihn dies mit dem Gelde etwas behutsamer, und er nahm sich so viel, als möglich, in Acht, welches aufzunehmen; oder, wenn er doch welches aufnehmen muste, so geschah es in sehr kleinen Summen, und dann trachtete er, sobald als möglich, die Schuld wieder zu tilgen. Aber nun war es anders. Nur zwei per Cente; das ist fast

gar nichts, dachte er; lebte mehr ins Gelag hinein, verſchwendete mehr; denn er wuſte immer Geld zu bekommen; zahlte nie welches zurük, und gerieth ſo unvermerkt in Schulden, daß binnen zwei und drei Jahren ſein Gut bis zur Hälfte verpfändet war.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Fortsezung des vorigen, Bonvivant geräth in Konkurs.

Bonvivant dachte an nichts weniger, wie wir schon gesagt haben, als ans Zurükzahlen. Mit jedem Tage verschwendete er mehr, und lobte die Rechtschaffenheit des Advokaten bei jeder Gelegenheit.

Eines Tages, da sich's Bonvivant am wenigsten versah, trat der Advokat ins Zimmer, und forderte unter mancherlei Entschuldigungen sein Geld. Das war ein Donnerschlag für den guten Bonvivant. Er wollte mehr per Cente verschreiben, aber der Advokat brauchte so nothwendig Geld, daß er es seinem eigenen Vater, wie er sagte, nun nicht lassen könnte. Da nichts half, versprach Bonvivant auf die bestimmte Zeit zu zahlen, und der Advokat empfahl sich mit der Versicherung, künftig wieder zu Diensten zu stehen.

Bonvivant suchte überall herum, konnte aber nirgends so viel Geld auftreiben. Unmässige per Cente bot er, aber niemand wollte ihm welches geben. So verstrich die Zeit, und Bonvivant hatte kein Geld. Nun wurde der Advokat ungestümmer, und drohte, würd' er innerhalb acht Tagen nicht gezahlt werden, zu klagen. Die acht Tage verflossen, ohne daß Bonvivant das Geld auftreiben konnte, und nun klagte der Advokat.

Herr Schlendrian forderte den Herrn von Bonvivant vor Gericht, und da dieser seine Schuld eingestund, so bewilligte Herr Schlendrian dem Advokaten die Exekuzion, und sezte den Termin zur öffentlichen Versteigerung des Gutes an, wenn Bonvivant binnen vierzehn Tagen zu zahlen unfähig sein sollte.

Bonvivant gab sich nun alle mögliche Mühe Geld aufzutreiben; aber eben so fruchtlos, als vorher. Der Termin verfloß, Bonvivant konnte nicht zahlen, und nun wurde das Gut öffentlich versteigert. Niemand fand sich, der den Schäzungspreis, vielweniger mehr, dafür geboten hätte. Bei der lezten Schäzung bot Herr Vielhab zehntausend Thaler über die Hälfte

des

des Schäzungspreiſes, und erhielt das Gut. Der Advokat zog ſein Kapital und die Zinſen davon ab, und Bonvivant erhielt noch ohngefähr vier bis fünf tauſend Thaler heraus.

Sobald Bonvivants Onkel erfuhr, wie ungerecht Herr Schlendrian mit ſeinem Neffen verfahren habe, ſo brachte er ſeine Klage bei den Archonten wider dieſes ungerechte Verfahren an. Die Archonten, durch ſolche ihren Unterthanen von dem Oberrichter bezeigte Bedrükung aufgebracht, gaben dem Herrn Schlendrian einen ſtarken Verweis, und forderten, er ſolle ſich bei ſchwerer Ahndung ausweiſen, warum er ſo ungerecht in der Sache des Bonvivants verfahren habe.

Herr Schlendrian, den der Vorwurf einer Ungerechtigkeit auſſerordentlich kränkte, ſagte in ſeiner Verantwortung: „Er „glaube, daß ein Richter, der ſo, wie „er, gänzlich nach dem Buchſtaben des „Geſetzes verfährt, nicht den Vorwurf „einer Ungerechtigkeit verdiene. Er ſei „überzeugt, daß die Archonten ſelbſt nicht „anders hätten verfahren können; denn „§. 322. des XXXI. Kapitels heißt es „klar und deutlich: „Wenn der Kläger

„auf

„ auf ein besonders Gut die Exekuzion
„ führen wollte, soll der Richter ihm auf
„ sein Anlangen hierauf das Pfandrecht
„ ertheilen ꝛc.“ Nach dem Buchstaben dieses
„ Gesetzes, fuhr Herr Schlendrian in seiner
„ Vertheidigung fort, konnt' ich Klägern
„ die Exekuzion auf das Landgut nicht
„ verweigern; und nach dem 323. §. war
„ Kläger befugt die Schäzung und Feil-
„ bietung zu verlangen. Da nun weder
„ bei der ersten noch zweiten Feilbietung
„ sich Kauflustige gemeldet, und erst bei
„ der dritten Herr von Vielhab so viel —
„ freilich unter dem Schäzungspreise — ge-
„ boten; so konnte er Schlendrian vermög
„ des 93. §. des IX. Kapitels, und des
„ 336. §. des XXXI. Kapitels, wo es
„ klar und deutlich stehet: „ Was weder
„ bei der ersten, noch bei einer zweiten
„ Feilbietung an den Mann gebracht wer-
„ den kann, dieses soll bis nach der ver-
„ faßten Klassifikazion, und ausgetrage-
„ nem Vorrechte aufbewahret werden. Nach
„ diesem aber soll alles Vermögen, was
„ noch vorhanden ist, folglich auch die
„ allfälligen Schuldscheine, und Forderun-
„ gen der Massa (wenn die Gläubiger,
„ welche vorläufig zu vernehmen sind, sol-

„ che

„ che nicht übernehmen sollten) dem Meist-
„ bietenden, ohne auf Schäzung zu se-
„ hen, verkaufet werden: " und in dem
„ andern angeführten Paragraph heißt es
„ wieder klar: " Wenn der höchste Anbot
„ zum zweitenmale ausgerufen worden
„ ist, und niemand mehr bieten will, soll
„ dieser Anbot noch durch fünf Minuten
„ ausgerufen, und gefragt werden, ob
„ niemand mehr geben wolle; wenn auch
„ damals kein höherer Anbot geschieht,
„ soll die Versteigerung mit dem Worte
„ zum drittenmale geschlossen, und das
„ Gut dem Meistbietenden gelassen wer-
„ den, wenn er auch der einzige Kauflu-
„ stige gewesen wäre, und auch nichts
„ über die Schäzung, ja bei dem dritten
„ Termine auch einen Preis unter der
„ Schäzung geboten hätte. " Nun ist we-
„ der bei der ersten noch zweiten Feilbie-
„ tung etwas auf das Gut geboten wor-
„ den; Herr von Vielhab war der ein-
„ zige Kauflustige; er Schlendrian mußte
„ ihm also nach dem Buchstaben des Ge-
„ setzes das Gut auf den auch unter der
„ Schäzung gemachten Anbot überlassen."

Auf diese Verantwortung des Herrn Schlendrians erwiederten die Archonten:

"Ob Herr Schlendrian nicht die üblen Folgen einsehe, die nothwendig daraus fliessen müssen, wenn der Buchstabe des Gesetzes so erklärt werden sollte, wie ihn Schlendrian auslegt. Das hieße jemanden seines Eigenthums mit Gewalt berauben, und Veranlassung zu vielen guten Spekulazionen geben. Mancher dürfte da, um zu einem schönen Gute zu gelangen, nur etwas darauf leihen, dann die Exekuzion anverlangen, und, was sehr oft geschieht, wenn sich keine Kauflustige vorfänden, für das Gut bieten, was ihm beliebt, um es zu erhalten; auf diese Art aber würden die Gesetze, anstatt die Bürger bei ihrem Eigenthume zu schüzen, ihnen vielmehr solches rauben; eine solche Erklärung des Gesezes wäre also ganz widersinnig, und nur ein Schlendrian könne sie machen."

Herr Schlendrian, dem dieser Vorwurf äusserst weh that, fragte sich ganz unterthänigst an; wie dann also der 93. §. des IX. und der 336. §. des XXXI. Kapitels zu verstehen sei? Die Archonten antworteten auf diese Anfrage: Vielhab soll das Gut an den Herrn von Bonvivant

wieder abtreten, die Einkünften deſſelben aber ſo lange verwaltet, und zur Tilgung der Schuld verwendet werden, bis ſich ein Käufer findet, der das Gut nach ſeinem Werthe bezahlt.

Eilftes Kapitel.

Herr Schlendrian will einige Gläubiger mit Münze bezahlen, die nicht gangbar ist.

Herr von Leichtenberg hatte von seinem Vater sehr schöne Güter erhalten, und, wie in ganz Tropos die Rede war, einige hunderttausend Thaler an baarem Gelde. Das kann nicht alle werden, dachte Herr von Leichtenberg, und verschwendete in einem Tage mehr, als sein Vater das ganze Jahr hindurch für seine große Haushaltung bedurft hatte.

Diese Art zu leben schmolz bald das Gold im Kasten, und da nun keines mehr vorräthig war, so mußte dessen Haushofmeister sehen, welches aufzutreiben. Die Schulden häuften sich von Tag zu Tag, und zulezt wurde Herr von Leichtenberg von den Gläubigern so sehr gedrängt, daß er ihnen seine Güter preis geben mußte.

Unter den Gläubigern war auch Treublut, ein rechtschaffener redlicher Mann, der gleich anfangs, da Leichtenberg noch in guten Umständen war, auf eines seiner schönsten Güter fünfzig tausend Thaler hergeliehen hatte. Treublut war eben verreiset, als Herr Schlendrian Leichtenbergs Gläubiger ediktaliter vorlud, und sechs Monate bestimmte, binnen welchen sich alle und jede zu melden hätten. Treublut erkrankte auf einem kleinen Dorfe, wo er über vier Monate zwischen Leben und Grab schwebte. Er brauchte fast so lange, um seine Kräfte zu erholen, und nun trieb es ihn mit rastloser Eile an seinen Bestimmungsort, wo er schon vor acht Monaten hätte anlangen sollen, um Geschäfte von großer Wichtigkeit abzuthun. Ganz mit diesen allein beschäftiget, dachte er nichts anders, und erst nach vielem Bemühen gelang es ihm sein Unternehmen glüklich auszuführen.

Treublut war beinahe anderthalb Jahre abwesend, als er wieder zurük reisen konnte. Nun eilte er mit Sehnsucht seinem Herde zu, glaubte schon bald am Ziele seiner Reise zu sein, als ihn abermals eine Krankheit befiel, die ihn noch gegen

drey Monate von Tropos entfernt hielt. Endlich langte er nach so vielen ausgestandenen Drangsalen in Tropos an. Das erste, was man ihm von Neuigkeiten erzählte, war, daß Leichtenberg in Konkurs gekommen. Welch ein Donnerschlag für Treublut! Haben seine Gläubiger viel verlieren müssen? fragte er ängstlich. Nichts erwiederte man; im Gegentheil es ist ihm noch eine Summe von einigen sechszig tausend Thalern herausgekommen. Treublut lebte wieder auf.

Sobald sich Treublut ein wenig von der Reise erholt hatte, gieng er zum Herrn Schlendrian, und gab seine Klage wider Leichtenberg ein. Ja, sagte Herr Schlendrian, Ihre Klage kann nicht mehr gehört werden. Sie haben nach dem Buchstaben des Gesetzes nichts mehr zu fodern. Treublut wurde blaß, wie eine Leiche. — "Ich nichts mehr zu fodern, stotterte er. Meine Forderung ist die gerechteste von der Welt, und auf eines der schönsten Güter des Herrn von Leichtenbergs gerichtlich vorgemerkt." — Thut nichts, erwiederte Herr Schlendrian, sie können einmal nichts mehr fordern. So soll das meine Bezahlung sein, daß

Sie

Sie mir ſagen: ich hätte nichts mehr zu fordern? Wenn Sie das für Münze annehmen wollen, ſagte Herr Schlendrian, und entließ ihn.

Zwölftes Kapitel.

Was die Archonten zu dieſer Münze ſagen.

Traurig und voll Verzweiflung gieng Treublut aus der Gerichtsſtube nach Hauſe. Unterweges begegnete ihm einer ſeiner beſten Freunde, der ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit fragte. Großer Gott! ſeufzte Treublut, ich habe nun in dieſer Stunde fünfzig tauſend Thaler verloren. Wie ſo? fragte dieſer. Treublut erzählte ihm alles, und ſchloß mit einem wehmüthigen Tone, daß er und ſeine Familie wider ihr Verſchulden mit einem Male arm geworden.

Sein Sie gutes Muthes, ſagte Treubluts Freund. Sie haben ihr Recht nur durch Schlendrians Ausſpruch verloren, und da iſt noch Hofnung, es wieder zu erhalten. Gehen Sie zu unſern weiſen und gerechten Vätern des Staates, tragen Sie ihnen die ganze Sache umſtänd-

lich

lich vor, und ich bin verſichert, Sie kommen zu ihrem Gelde; denn die Archonten ſprechen immer anders, als Herr Schlendrian. Ich zweifle, ſagte Treublut; denn, wie mich Herr Schlendrian verſichert hat, ſo iſt es nach dem Buchſtaben des Geſetzes, daß ich meine Forderung verliere." Ei verſtehen wohl die Schlendriane was von Geſetzen? Folgen Sie meinem Rathe, und gehen zu den Archonten."

Auf vieles Zureden ſeines Freundes ließ Treublut ſich eine Bittſchrift an die Archonten aufſetzen, die er ſelbſt einreichte. Sobald die Archonten die Sache gründlich unterſucht und geprüfet hatten, ſo ergrimmten ſie über den Herrn Schlendrian gewaltig, gaben ihm einen ſtarken Verweis, und verlangten ſeine Ausweiſung über das gefällte Urtheil, vermög welchem er eine Forderung, die ſo klar als bewieſen vor Augen liege, habe zurückweiſen können.

Herr Schlendrian entſchuldigte ſich, wie gewöhnlich mit dem Buchſtaben des Geſetzes. Er ſagte: " Er habe die Forderung nicht, als wäre ſie nicht hinlänglich bewieſen und gerecht befunden, verworfen; ſondern weil ſie nach dem

„ sonnenklaren Buchstaben des Gesetzes
„ die Kraft verloren habe. Denn §. 83.
„ des IX. Kapitels steht es klar und
„ deutlich: " Jene, welche bis an den
„ in dem Edikte bestimmten Tag ihre For-
„ derungen nicht angemeldet haben, sind
„ nicht mehr anzuhören, wenn ihnen auch
„ ein Kompensazionsrecht gebührte; oder
„ wenn sie auch ein eigenthumliches Gut
„ von der Masse zu forden hätten; oder
„ wenn ihre Forderung auch auf ein lie-
„ gendes Gut des Verschuldeten vorge-
„ merkt wäre. Folglich, wenn sie in die
„ Masse schuldig wären müßten sie ohn-
„ geachtet des Kompensations-Eigen-
„ thums, oder Pfandrechts, so ihnen
„ sonst zu statten gekommen wäre, ihre
„ Schuld abtragen. Daher ist in der
„ Klassifikation zu erklären, daß alle, oh-
„ ne Ausnahme, welche sich nicht an-
„ gemeldet haben, abgewiesen sein. " Da
„ nun Gläubiger Treublut in einem Jahre
„ nach dem in dem Edikte angezeigten ver-
„ flossenen Tag sich gemeldet, so konnte
„ er vermög dem Buchstaben des angeführ-
„ ten Paragraphs mit seiner Forderung nicht
„ mehr gehört werden, und er Schlendrian
„ habe ihn damit abweisen müssen; hätte

„ er nicht anders wider das Geſetz ſelbſt
„ handeln wollen.

Die Archonten erwiederten auf dieſe Verantwortung des Herrn Schlendrians:
„ Wenn gleich Treublut den im Edikte
„ angeſetzten Tag verſäumet, ſo bliebe
„ ihm doch vermög §. 372. des XXXIV.
„ Kapitels das Recht zu fordern, in den
„ vorigen Stand wieder eingeſezt zu wer-
„ den, da wider ſein Verſchulden der
„ Terminus peremtorius verſtrichen iſt.“

Herr Schlendrian entgegnete: “ Es
„ ſei freilich wahr, daß der 372. §. des
„ angeführten Kapitels dem Gläubiger das
„ Recht zuerkennt, zu verlangen, in den
„ vorigen Stand wieder eingeſezt zu wer-
„ den, wenn der Terminus peremtorius
„ wider ſein Verſchulden verſtrichen iſt;
„ allein §. 373. des nämlichen Kapitels
„ heißt es gleich wieder klar und deutlich:
„ Im erſten Falle (nämlich wenn die Fall-
„ friſt wider ſein Verſchulden verſtrichen
„ iſt) hat er die Einſezung in den vorigen
„ Stand binnen vierzehn Tagen nach Ver-
„ ſtreichung der Fallfriſt anzuſuchen, wi-
„ drigenfalls iſt er damit nicht zu hören.
„ Nun hat Gläubiger binnen dieſer Friſt
„ die Einſezung in den vorigen Stand nicht

„ angesucht, folglich kann er sich dieses „ Rechtes nicht mehr erfreuen, da seit „ Verstreichung der Fallfrist so viele Mo„ nate schon verflossen sind.“

Die Archanten fragten den Herrn Schlenbrian, ob ihm nie beigefallen, daß ein Mann, der an die acht Monate ans Krankenbette gefesselt war, dann von so vielen Geschäften gedrukt, nicht Zeit hatte, so zu sagen an sich selbst zu denken, wohl im Stande gewesen sei, die Formalitäten zu beobachten; und ob der vernünftige Richter nicht auf so was Rükficht nehmen müsse?

Herr Schlenbrian sagte, davon stünde nichts im Gesetzbuche.

Die Archonten erkannten die Forderung des Treubluts für gültig, und Herr von Leichtenberg mußte sie ihm von den ihm herausgezahlten sechzigtausend Thalern bei einem Heller bezahlen.

Dreizehntes Kapitel.

Worin Herr Schlendrian einen Prozeß etwas hinauszieht, und zum Ersaz der Unkosten verdammt wird.

Herr von Malpayeur hatte täglich mit den Handwerksleuten einige Verdrüßlichkeiten. Die Leute waren so ungeschliefen, für ihre Arbeiten Geld zu fordern, — und dies war etwas, wozu Malpayeur sich nie recht verstehen konnte. Selten war einer so glüklich, mit Güte seine Bezahlung zu erhalten; fast jeder mußte sie vor Gericht fordern.

Malpayeur hielt sich ein Reitpferd. Der Schmid, der es in Bestallung hatte, und den Herrn nicht kannte, machte sich ein Vergnügen, selbes ein ganzes Jahr hindurch zu bedienen. Aber um die Zeit, wo jeder Gläubiger seinen Schuldner höflich an sich erinnert, erschien auch mein guter Schmid. Seine Forderung betrug eine wahre Kleinigkeit, fünf und zwanzig Gulden und einige vierzig Kreuzer, die ein

jeder

jeder andere willig und gleich gezahlt hätte; aber dies war Malpayeurs Gewohnheit nicht. Er zog den guten Schmid beinahe ein halbes Jahr herum, bis endlich dieser des vielen Laufens müde, ihn verklagte.

Der Schmid wollte eine Tagsazung haben; allein Herr Schlendrian verweigerte ihm diese, weil seine Klage nach dem Buchstaben des Gesetzes zu keiner mündlichen Klage geeignet sei, und verwies ihn, schriftlich zu klagen. Der gute Schmid hielt das für einerlei, und glaubte, längstens in vierzehn Tagen sein Geld zu haben. Wie stark täuschte er sich!

Malpayeur war auf dem Lande. Herr Schlendrian schikte ihm die Klage zu, und Malpayeur brauchte drei Monate, bis er die Einrede erstattete. Vierzehn Tage vergiengen zur Replik. Malpayeur brauchte wieder einen Monat zur Replik; anderthalb Monate vergiengen zur Schluß- und Gegenschlußschrift; ein Monat zur Appellazionsanmeldung, und beinahe so viel zur Appellazionseinrede; kurz es vergieng beinahe ein Jahr, eh der Prozeß entschieden ward, und der arme Schmid

hatte

hatte viel mehr Unkosten, als seine Schuldforderung betrug.

Uiber diese Verzögerung seines Prozesses beklagte sich der ehrliche Bürger bei einem Rechtsfreunde, der ihm rieth, deswegen bei den Archonten einzukommen. Der Schmid folgte dem Rathe, reichte bei den Archonten eine Bittschrift ein, und verlangte Ersaz seiner Unkosten.

Sobald die Archonten von der Streitsache unterrichtet waren, und erkannten, daß der ganze Fall so geeignet war, daß er in einer halben Stunde hätte entschieden werden können, so waren sie nicht wenig über Herrn Schlendrian aufgebracht, und forderten von ihm, sich auszuweisen, mit welchen Vorwänden er diese Streitsache so lange habe hinausgezogen, da sie doch mündlich hätte entschieden werden können.

Herr Schlendrian verantwortete sich sehr leicht. Er sagte: „Die Klage habe „ schriftlich und nicht mündlich eingerich„ tet werden müssen; denn §. 15. des I. „ Kapitels steht es klar: „ Insgemein ist „ schriftlich, in folgenden dreien Fällen „ aber mündlich zu verfahren: a) auf dem „ Lande. b) in geringschäzigen Sachen, wo

„ der

„ der Gegenstand des Streites die Sum-
„ me von 25 fl. nicht übersteigt, c) in
„ Rechtshändeln, die aus einer blos mit
„ Worten zugefügten Unbild entstehen;
„ Nun übersteigt aber die Forderung des
„ Klägers die Summe fünf und zwanzig
„ Gulden; also kann die Klage nicht münd-
„ lich geschehen, sondern muste schriftlich
„ eingereicht werden. Vermög §. 34. des
„ III. Kapitels ist bei schriftlichen Verfah-
„ ren die Klage dem Beklagten um seine
„ Einrede von dem Richter zu verbeschei-
„ den; und vermög §. 35. des nämlichen
„ Kapitels wenn er in der Provinz sich
„ befindet, ihm eine Frist von fünf und
„ vierzig Tagen zu bestimmen. Herr von
„ Malpeyeur befand sich aber nicht in der
„ Stadt, sondern auf seinem Landgute,
„ eine halbe Stunde von Tropos, folg-
„ lich in der Provinz, folglich habe er Schlen-
„ drian ihm fünf und vierzig Tage bestim-
„ men müssen.

„ Diese Frist sei nun dem Beklagten
„ nicht hinlänglich gewesen, wie er mit
„ guten Gründen dargethan hat; er
„ Schlendrian habe ihm also noch einmal
„ vermög §. 37. des nämlichen Kapitels
„ fünf und vierzig Tage zugestehen müs-
„ sen.

„ sen. Vermög §. 44. des nämlichen Ka-
„ pitels habe er dem Kläger vierzehn Ta-
„ ge zur Replik gestattet; Beklagter habe
„ zur Duplik nebst der bestimmten vier-
„ zehn Tagen, um Verlängerung der Frist
„ angehalten, und Hr Schlendrian hat ihm
„ solche vermög §. 51. des nämlichen
„ Kapitels nicht abschlagen können. Ver-
„ mög §. 56. habe er eine Schluß-
„ und Gegenschlußschrift nicht verhindern,
„ und vermög §. 252. des XXV. Kapi-
„ tels dem Beklagten wider den Spruch
„ zu appelliren nicht verwehren können.

„ Die Archonten würden also daraus
„ ersehen, daß er Schlendrian den Pro-
„ zeß um keinen Tag länger, als wie es
„ vermög dem Buchstaben des Gesezes habe
„ geschehen müssen, aufgehalten habe. Er
„ hoffe daher, daß sie mit seiner Verfah-
„ rungsart vollkommen zufrieden sein wer-
„ den.“

Die Archonten beschieden dem Herrn Schlendrian, daß sie sich gar nicht vorstellen könne, wie ein Richter so wenig gesunden Menschenverstand haben könne, um das Gesez so sehr misszuverstehen. Die zu seiner Vertheidigung angeführten Paragraphe könnten nur in dem Falle statt haben,

ben, wenn es sehr verworrene Fälle beträfe; aber nicht in einer so augenscheinlichen klaren Sache. Herr Schlendrian hätte dem Beklagten statt fünf und vierzig Tage nicht fünf Tage zugestehen sollen. Ob er nicht begreife, daß, wenn jede Schuld, die über fünf und zwanzig Gulden beträgt, schriftlich müste eingeklagt, und so lange hinausgezogen werden, jeder Reiche den armen Handwerksmann schikanirn könnte, so viel es ihm gefiel? Was macht sich der Reiche aus einigen Gulden Unkosten, wofür er das Vergnügen hat, seinen Gläubiger, der es höchst nöthig bedarf, aufzuziehen, so lang es ihm gefällt?

Herr Schlendrian entgegnete, das wäre des Richters Sache nicht, der an den sonnenklaren Buchstaben des Gesezes gebunden sei. Die Archonten aber bewiesen dem Herrn Schlendrian dadurch, daß sie ihn verurtheilten, die Unkösten zu zahlen, daß es des Richters Sache sei, darauf zu achten.

Vierzehntes Kapitel.

Herr Schlendrian entscheidet einen Prozeß recht geschwind, und wird doch deswegen von den Archonten bestraft.

Der Graf von Pappenberg hatte einen Prozeß bei dem Obergerichte von Tropos anhängig. Er wurde von dem Freiherrn von Steilenfels eines Gutes wegen geklagt, das dieser ihm zugehörig behauptete.

Herr Schlendrian schikte die Klage des Freiherrn von Steilenfels dem beklagten Grafen von Pappenberg zu, mit dem Bedeuten, seine Einrede längstens innerhalb dreissig Tagen zu erstatten.

Pappenberg, um sein Eigenthumsrecht auf dieses Gut zu beweisen, hatte nöthig, eine Menge Schriften und Urkunden beizulegen, welche er theils aus seinem Familienarchive, das auf einem seiner einige Tagreisen von Tropos entlegenen Güter war, theils auf dem Staatenarchive hervorsuchen muste. Dies erforderte viel Zeit,

und

und Pappenbergs Sachwalter, dem die Frist von dreissig Tagen zu kurz ward, kam um Verlängerung derselben ein.

Herr Schlendrian, dem der erhaltene Verweis von den Archonten wegen hinausgezogener Streitsache noch im frischen Andenken war, schlug dem Grafen das Gesuch ab, und lies ihm bedeuten, würde er binnen der bestimmten Frist seine Einrede nicht erstatten, so sollte die Klage als bewiesen angenommen, und darüber, was Rechtens ist, erkannt werden.

Dem Grafen war es unmöglich, zu der bestimmten Frist mit seiner Einrede fertig zu werden. Herr Schlendrian entschied also: „daß Beklagter dem Kläger „das Gut Quästionis ohne weiters abtreten, bei Verweigerung aber der Exekuzion gewärtig sein solle.“

Uiber diesen Schiedsspruch beklagte sich Graf Pappenberg bei den Archonten, und bewies zugleich, daß es ihm gänzlich unmöglich gewesen, zur bestimmten Frist seine Einrede zu erstatten. Die Archonten, die die Billigkeit der Beschwerde des Grafens einsahen, gaben einen sehr scharfen Verweis an Herrn Schlendrian herunter. Dieser, der da glaubte, wie gut er in diesem

Pro-

Prozesse zu Werke gegangen, staunte nicht wenig über die Unzufriedenheit der Archonten. Er verfaßte einen Bericht an sie, worin er sein Verfahren vertheidigte.

„ Der Graf, sagte er, ist in dem Orte „ des Gerichtes, er habe ihm also ver„ mög §. 35. des III. Kapitels nicht mehr „ als dreissig Tage anberaumen können; „ und ob zwar der Graf um Verlängerung „ dieser Frist eingekommen, dem Richter „ auch vermög §. 37. und 38. des näm„ lichen Kapitels die Gewalt ertheilt wird, „ die Frist zu verlängern; so könnte er es „ doch nur dann thun, wenn er die Ur„ sachen hinlänglich und standhaft befun„ den; nun aber habe ihm Schlendrian „ dies keine zur Verlängerung der Frist „ hinlängliche und standhafte Ursache ge„ schienen, daß der Graf zu Führung sei„ ner Beweise alte Schriften und Urkun„ den aus seinem Archive, das nicht in „ Tropos ist, und aus dem Staatenar„ chive hervorsuchen müsse; denn man könne „ ja auch ohne Urkunden Beweise führen.

„ Weil nun der Graf zur bestimmten Frist seine Einrede nicht erstattet, so habe er Schlendrian nichts anders thun können, als vermög §. 36. des näm-

„ lichen Kapitels, dem Kläger in Betref
„ des Faktums vollen Glauben beizumes-
„ sen, und darüber, was Rechtens ist,
„ zu erkennen. “

Die Archonten beschieden dem Herrn Schlendrian, wie es möglich sei, daß er habe glauben können, daß solche Beweise, wie sie Graf Pappenberg zu führen hat, auch ohne Urkunden geführt werden können; und ob es ihm nicht beigefallen, daß man zu Durchsuchung alter Urkunden in den Archiven Zeit brauche. Er hätte ihm also nicht nur noch einmal dreissig Tage, sondern einige Monate Frist geben können.

Herr Schlendrian entgegnete, da ihm die Archonten wegen Verlängerung der Frist schon einmal einen so scharfen Verweis gegeben, so habe er ihn diesmal vermeiden wollen. Er sehe aber zu seinem grösten Leidwesen, daß er wieder den Zwek verfehlet. Da er nun beidesmal, als er die gesezmässig bestimmte Frist ertheilet, und als er sie verweigert, Unrecht gethan, so bitte er die Archonten, ihm den Fingerzeig zu geben, was Recht sei: die in den Gesezen bestimmte Frist den Partheien zu verlängern, sie genau zu beobachten, oder sie zu verkürzen?

Die

Die Archonten erwiederten darauf, das müsse blos von der Beurtheilung des Richters abhängen; indem die in den Gesezen bestimmte Frist nach Umständen der Sache zu lange und zu kurz sein kann.

Da sind wir gut daran, sagte Herr Schlendrian.

Fünfzehntes Kapitel.

Worin die Archonten finden, daß Herr Schlendrian ein grosser Freund von Kommissionen ist; wie er sich deswegen verantwortet.

Zwei kleine Landedelleute geriethen miteinander in Prozeß. Der eine, Herr von Boksprung, fuhr mit seinem Grenzsteine einen halben Morgen Feldes über die Grenze, und eignete zu seinem Bezirke einen halben Joch Waldung. Dieser widerrechtliche Eingrif bemüssigte seinen Nachbarn zu klagen, und Herr Schlendrian, unter dessen Gerichtsbarkeit die beiden Landgüter gehörten, sezte eine Tagsazung an, und beide Partheien liessen ihren Rechtsfreunden bedeuten, sich um diese Stunde einzufinden.

Herr Schlendrian erschien in einem Wagen, und jeder Rechtsfreund auch besonders in einem Wagen. Nach gehaltener Tagsazung entschied Herr Schlendrian, —

daß

daß in vier Tagen wieder eine Tagsazung sein soll, um die brieflichen Urkunden zu untersuchen. Nach dieser Tagsazung wurde wieder eine einberaumt, um die Grenzen zu besichtigen; dann wieder eine, um den Partheien einen gütlichen Vergleich vorzuschlagen; dann wieder eine, um den Schaden zu untersuchen, der der gekränkten Parthei zugefügt worden; dann wieder eine, diesen Schaden schäzen zu lassen; dann wieder eine, den Schäzungseid abzulegen; dann wieder eine, zu erkennen, was Rechtens ist; dann wieder eine, die andere Parthei zu Ersezung aller Unkösten zu verurtheilen, und so kam Herr Schlendrian auf dreissig Tagsazungen, wofür ihm jedesmal nebst den Reisekösten, die er nicht vergaß, gar zu wohlfeil anzusezen, zwei Thaler Diäten ohne die Taxe für den jedesmaligen Spruch bezahlt werden musten. Mit einem Worte, die Unkösten, worein beide Partheien gesezt wurden, beliefen sich über fünfhundert Thaler; und der Werth, worüber gestritten wurde, betrug keine fünfzig.

Diese Geldschneiderei verdroß die beiden Landedelleute nicht wenig. Sie beschwerten sich deswegen bei den Archonten, und

diese, nicht wenig über die ausserordentliche Bedrükung aufgebracht, forderten vom Herrn Schlendrian die genaueste Ausweisung darüber; und wozu es nöthig war, daß er, und die Advokaten, jeder insbesondere einen Wagen hatte, da sie doch füglich alle drei in einem hätten fahren können?

Herr Schlendrian antwortete: „Er „habe, was er für die Kommissionen und „Tagsazungen an Diäten erhalten, auf „die rechtmässigste Weise gezogen; denn „§. 434. des XXXIX. Kapitels steht „es klar und deutlich: „Kein Richter soll „von seinem Dienste etwas anders geniessen, „als die ihm ausgeworfene bestimmte Be„soldung, und bei Vorfall einer Reise die „Fuhr, Verköstung, und, wo es üblich ist, „die angemessenen Taggelder; „Da nun, „fuhr Herr Schlendrian fort, vermög die„ser Vorschrift dem Richter alle Nebenver„dienste wegfallen; ihm auch vermög §. 435. „Geschenke unter was immer vor einem „Vorwande anzunehmen verboten sind; so „heist der klare Buchstabe dieses Gesezes „so viel: Der Richter hat izt keine an„dern Nebenverdienste, und Abschnizel, „als wenn er die Kunst versteht, recht „viel Kommissionen und Tagsazungen

„auf

„ auf dem Lande zu veranstalten; wor-
„ an er Schlendrian sich auch genau gehal-
„ ten habe.

„ Warum er und die Advokaten jeder
„ besonders in einem Wagen hinaus fuh-
„ ren, geschah, um den Partheien allen
„ Anschein zum Verdacht eines Einver-
„ ständnisses zwischen ihnen zu benehmen;
„ und dann, damit jeder seine Fuhrkösten
„ besser — berechnen könne.“

Uiber diese Vertheidigung waren die Archonten noch erbitterter. Sie gaben dem Herrn Schlendrian den schärfsten Verweis, und verurtheilten ihn nicht nur allein, alle Kösten den Partheien zu ersezen, sondern auch überdies tausend Thaler ins Armenhaus zu zahlen.

Dieses Urtheil that dem Herrn Schlendrian sehr weh.

Sechzehntes Kapitel.

Herr Schlendrian wird seines Amtes entsezt.

Ohngeachtet fast kein Tag verging, wo nicht Herr Schlendrian von den Archonten einen scharfen Wischer erhilt, so half es doch alles nichts, und er beging alle Tage wieder die nämliche Sünde.

Die Archonten wurden mit Klagen wider ihn von allen Seiten bestürmet. Hier schrieen einige über Schikane, da über Unrecht. Was das Uibel grösser machte, war, daß nicht nur über Herrn Schlendrian in Tropos, sondern auch über die Schlendriane in andern Städten geklagt wurde. Um nun die Herrn Richter für die Zukunft auf ihre Pflicht aufmerksamer zu machen; beschlossen die Archonten, ein Beispiel ihrer Ungnade zu geben.

Herr Schlendrian, der wegen seiner vielfältigen begangenen Rechtsfehlern alles Zutrauen der Väter des Staates verloren

hatte,

hatte-, wurde zum warnenden Beiſpiele für andere der erſte geſtraft. Die Archonten entſezten ihn ſeines Amtes, und erklärten ihn für unfähig, je wieder ein richterliches Amt zu verwalten.

Dieſe Nachricht betäubte den Herrn Schlendrian gewaltig. Lange war er vor Schreken ſeiner nicht mächtig; doch endlich erholte er ſich, und nun kam er bei den Archonten ein, ihr Urtheil zu widerrufen, und ſeine Unſchuld zu beweiſen.

In ſeiner Bittſchrift an die Archonten entſchuldigte ſich Herr Schlendrian, daß alle Fehler, die er begangen, nicht aus ſeinem Verſehen, ſondern aus dem ſonnenklaren Buchſtaben der Geſeze entſprungen ſind. Er habe ſich genau darnach gehalten, und eben dieſe ſeine gewiſſenhafte Beobachtung des buchſtäblichen Verſtandes wäre ſein Unglük. Er habe manchmal wider ſeine Überzeugung ſo geſprochen, um nicht wider die Vorſchrift zu ſündigen; er hoffe alſo, die Archonten werden ihm das nicht zur Laſt legen, was die Geſeze ſelbſt geſündiget haben.

Dieſe kühne Vertheidigung des Herrn Schlendrians erzörnte die Archonten gewaltig. Dieſer unvernünftige pedantiſche

Richter, sagten sie, darf es wagen, den Gesezen Schuld zu geben, was seine Unwissenheit, sein Stumpfsinn gefehlet. Welche Vermessenheit, uns zu sagen, die weisen Gesezе, die wir mit so vieler Mühe, mit so vielem Fleiße zum Wohl des Landes verfasset haben, böten zu so vielen von ihm begangenen unsinnigen abgeschmakten, lächerlichen Urtheilen Stof! So was zu behaupten, heißt die Majestät beleidigen.

Herr Schlendrian mußte diese Kühnheit schwer büssen. Die Archonten befahlen, ihn zu ergreifen, und in einen festen Kerker zu werfen.

Siebenzehntes und leztes Kapitel.

Herr Schlendrian wird wieder in sein Amt eingesezt.

Die Verurtheilung des Herrn Schlendrians, und seine Gefangennehmung brachte allgemeines Schreken unter alle Schlendriane im Lande. Wenn so was dem Oberrichter von Tropos geschehen konnte, welches Schikfal hatten sie zu hoffen! Alle zitterten, alle harrten mit banger Furcht ihrer gänzlichen Entlassung von ihrem Amte entgegen.

Einem sie so zur Erde schmetternden Streiche vorzubeugen, beschlossen alle einmüthig, bei den Archonten um die Loslassung des Herrn Schlendrians, Oberrichters von Tropos einzukommen, und sich für seine Unschuld zu verbürgen. Die Präsidenten, die Räthe, alles vereinigte sich mit ihnen, den Archonten Schlendrians Unschuld zu beweisen.

Die ersten Stellen des Staates erklärten, Schlendrian habe wirklich nicht so sehr gefehlet, als die Archonten von ihm glauben. Die Gesetze hätten in der That mehr Schuld, als er; und die Archonten würden die Wahrheit von dem, was sie sich die unterthänige Freiheit nehmen zu sagen, finden, sobald sie sich bemühen wollten, die Gesetze selbst mit Bedacht nachzusehen.

Diese einstimmige Vertheidigung des Herrn Schlendrians, die einhellige Beschuldigung der Gesetze zwang die Archonten, um nicht den Schein der Ungerechtigkeit, und eines zu harten Verfahrens auf sich zu laden, eine Untersuchung deswegen anzustellen. Der Tag ward hiezu bestimmt, und die Untersuchung sollte mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich gehen.

Die ganze Versammlung der Archonten, die Präsidenten, alle Räthe, die wirklich was zu rathen, und auch jene, die nichts zu rathen hatten; alle Rechtsgelehrte erschienen am bestimmten Tage. Der älteste Archont hielt eine Anrede an die Gegenwärtigen, worinn er sagte, daß die Gesetze, welche die Archonten verfaßt hätten,

ten, keineswegs die Veranlassung zu den schiefen, einseitigen, lächerlichen, und unsinnigen Urtheilen des Herrn Schlendrians hätten geben können. So wie den Archonten die Gesetze bekannt sind, so habe Schlendrian stets die Paragraphe ganz anders, als sie wirklich sind, angeführt; denn die Archonten wüßten sich nicht zu erinnern, einen solchen Buchstaben der Gesetze verfaßt zu haben.

Auf diese Rede antwortete der Präsident der Gerichtsstelle, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, müsse das Gesetzbuch aufgeschlagen, und mit den angeführten Paragraphen des Herrn Schlendrians zusammengehalten werden. Dies geschah, und sieh — es fand sich, zum größten Erstaunen der Archonten, daß Herr Schlendrian richtig angeführt hatte. Das sind Drukfehler, schrieen alle Archonten!

Der Buchdruker, welcher das Gesetzbuch gedrukt hatte, wurde nun berufen, und er mußte das von den Archonten erhaltene Manuskript mitbringen; dieses wurde mit dem gedrukten Gesetzbuche verglichen, und da ergab's sich's, daß es wirklich — Drukfehler waren. Nun

fiel

fiel der ganze Zorn der Archonten auf den Buchdruker; dieser aber entschuldigte sich, daß es die Schuld des — Korrektors wäre. Man berief den Korrektor; und dieser schob die Schuld auf den — Sezer, und der Sezer auf den — Kopisten; und der Kopist — auf das unleserliche Manuskript.

Augenscheinlich war es nun bewiesen, daß Herr Schlendrian freilich nicht ganz schuldlos, aber auch nicht so sehr strafbar sei. Die Archonten begnädigten ihn, sezten ihn wieder in sein Amt ein, und geboten ihm, künftig nicht nach diesem Buchstaben der Geseze, sondern nach der Vernunft zu richten. Um aber für die andern Schlendriane die Druckfehler zu verbessern — was war da zu thun? — Erläuterungen!

Ende des dritten und lezten Bändchens.

Inhalt.

Erstes Bändchen.

Seite

Erstes Kapitel. Worinn die Archonten dem Schlendrianismus zu steuern suchen. 3

Zweites Kapitel. Worinn Herr Schlendrian über einen von ihm entschiedenen Fall vernommen wird; wie er sich vertheidiget, und welchen Spruch die Archonten darüber ergehen liessen. 9

Drittes Kapitel. Worinn die Archonten einigermassen mit Herrn Schlendrian gleichförmig zu sein scheinen. 14

Viertes Kapitel. Das junge Weibchen unterwirft sich dem Rath der Archonten. Daraus entsteht ein Prozeß, worinn Herrn Schlendrians Urtheil von den Archonten verworfen wird. 17

Fünftes Kapitel. Worinn die Archonten sich über den Herrn Schlendrian nicht sattsam verwundern können. 27

Sechstes Kapitel. Wie Herr Schlendrian eine Ehe nach dem Buchstaben des Gesetzes scheidet. 34

Seite

Siebentes Kapitel. Wie Herr Schlendrian ſich deswegen vor den Archonten vertheidiget. 38

Achtes Kapitel. Herr Schlendrian begeht abermal einen Volksſtreich, den er aber nicht dafür hält; Sein Rath, den er allen jungen Leuten giebt. 42

Neuntes Kapitel. Worinn einige Philoſophen den Herrn Schlendrian recht geben, die Archonten aber nicht. 53

Zehntes Kapitel. Herr Schlendrian entſcheidet über Gewohnheiten, und pumpt gewaltig bei den Archonten an. 62

Eilftes Kapitel. Herr Schlendrian gerät in eine kleine Verlegenheit über den Buchſtaben des Geſezes, ſpricht für den Adel günſtig, und wie die Archonten dieſen Spruch aufnehmen. 69

Zwölftes Kapitel. Herr Schlendrian macht einen falſchen Schluß, und wie ihn die Archonten zu rechte führen. 77

Dreizehntes Kapitel. Worinn die Archonten den Herrn Schlendrian unterrichten, was das für Eigenſchaften ſind, worinn ſich Bräutleute irren können. 85

Ende des erſten Bändchens.

Zweites Bändchen.

Seite

Erſtes Kapitel. Herr Schlendrian entſcheidet über einen Mord; die Archonten ſind unzufrieden mit ſeinem Urtheile. 91

Zweites Kapitel. Eine neue Mordgeſchichte, und worinn Herr Schlendrian ſeiner Gelindigkeit wegen von den Archonten ausgeſtizt wird. 101

Drittes Kapitel. Wie Her: Schlendrian einem Mädchen eine Entſchädigung leiſten will, worüber die Archonten lachen müſſen. 108

Viertes Kapitel. Worinn Herr Schlendrian zeigt, daß er menſchlich iſt. 120

Fünftes Kapitel. Fortſezung des Vorigen. Der Archonten ſtrenge Gerechtigkeit. 124

Sechſtes Kapitel. Wie Herr Schlendrian ſeinem guten Freunde gerne durchhelfen möchte. 129

Siebentes Kapitel. Worinn Herr Schlendrian ſehr ſtrenge zu Werke gehen will, und ihm die Archonten ſeine Unvernunft zeigen. 134

Achtes Kapitel. Worinn Herr Schlendrian ſeinen Amtskollegen mit einer Klage abweiſet, die die Archonten zu deſſen Gunſt entſcheiden. 143

Seite

Neuntes Kapitel. Herr Schlendrian will sich den Archonten verbindlich erzeigen; wie übel sie es aufnehmen. 151

Zehntes Kapitel. Herr Schlendrian wundert sich, nichts im neuen Gesezbuche zu finden, was er zur Entscheidung eines Falles braucht; wie ihn die Archonten hierin zu recht weisen. 157

Eilftes Kapitel. Worinn Herr Schlendrian sich zum Gelächter von ganz Tropos macht, und die Archonten ihm drohen, ihn ins Tollhaus zu sperren. 164

Zwölftes Kapitel. Wie Herr Schlendrian ein gelehrtes Auto-da-Fe halten will, und die Archonten seinem dummen Eifer Einhalt thun. 180

Ende des zweiten Bändchens.

Drittes Bändchen.

Erstes Kapitel. Wie Herr Schlendrian gegen sich selbst sehr strenge spricht, und die Archonten ihn deswegen bestrafen. 187

Zweites Kapitel. Worinn Herr Schlendrian alle Diener des Tempels auf seiner Seite hat. 193

Seite

Drittes Kapitel. Worinn die Archonten aufgebracht werden. 201

Viertes Kapitel. Worinn die Archonten dem Herrn Schlendrian eine gute Lehre geben. 206

Fünftes Kapitel. Worinn Herr Schlendrian sehr viel Eile hat, die Archonten ihm aber ein bischen Langsamkeit rathen. 208

Sechstes Kapitel. Worinn die Archonten dem Herrn Schlendrian ein Kapitel über das vorhergehende halten, und Herr Schlendrian sich dagegen vertheidiget. 213

Siebentes Kapitel. Wie Herr Schlendrian mit einem Advokaten zu thun hat, der ihm ein bischen warm macht. 216

Achtes Kapitel. Fortsezung des vor'gen. Herr Guttmann klagt, und wie Herr Schlendrian seinen Prozeß entscheidet. Die Archonten reden auch ein Wort darein. 220

Neuntes Kapitel. Worinn Herr Schlendrian aus Misverstand des Gesezes eine Ungerechtigkeit begeht, und die Archonten ihn zurechte weisen. 228

Zehntes Kapitel. Fortsezung des vorigen. Bonvivant geräth in Konkurs. 233

Eilftes Kapitel. Herr Schlendrian will einige Gläubiger mit Münze bezahlen, die nicht gangbar ist. 240

Zwölftes Kapitel. Was die Archonten zu dieser Münze sagen. 244

Seite

Dreizehntes Kapitel. Worinn Herr Schlendrian einen Prozeß etwas hinauszieht, und zum Ersaz der Unkosten verdammt wird. 249

Vierzehntes Kapitel. Herr Schlendrian entscheidet einen Prozeß recht geschwind, und wird doch deswegen von den Archonten bestraft. 253

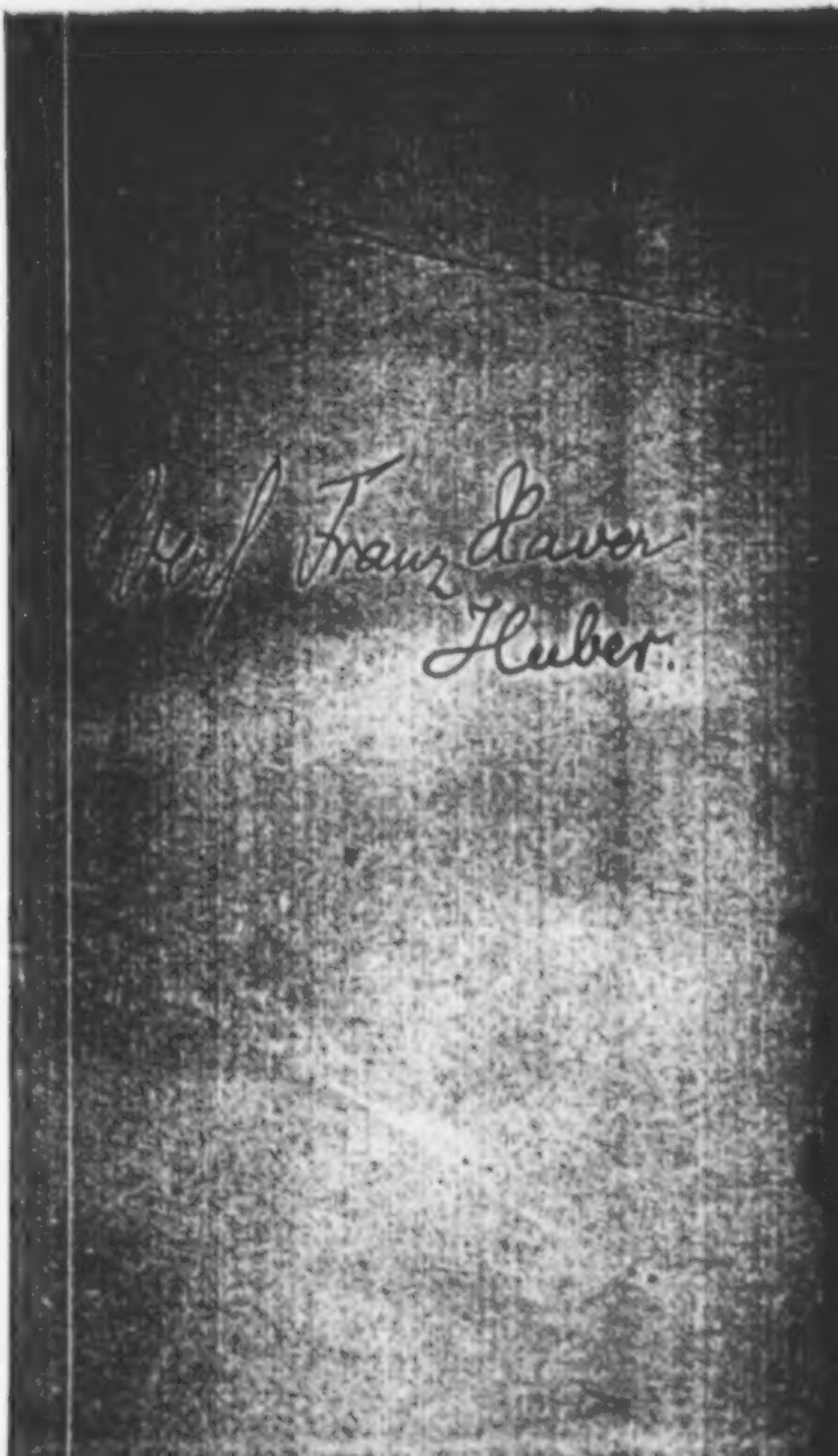
Fünfzehntes Kapitel. Worinn die Archonten finden, daß Herr Schlendrian ein grosser Freund von Kommissionen ist; wie er sich deswegen verantwortet. 260

Sechzehntes Kapitel. Herr Schlendrian wird seines Amtes entsezt. 264

Siebenzehntes und lezteo Kapitel. Herr Schlendrian wird wieder in sein Amt eingesezt. 267

Ende des dritten und lezten Bändchens.

Seite 180 lese anstatt Dreizehntes — Zwölftes Kapitel.


W. f. Franz Xaver
Huber.

1874. 2141

Frater Felizians

merkwürdige Reise

zum

Kaiser Karl

im Untersberg nächst Salzburg.

Er lächelt im Traume.

Mutato nomine de Te fabula narratur.

Ex
Bibliot. Regia
Berolinensi

Vorbericht.

Eine Meile von Salzburg liegt der Untersberg, in dessen Bauche, nach einer alten Sage, sich Kaiser Karl der fünfte, oder, wie andere glauben, Friederich von Hohenstauffen (der erste, oder zweyte ist unbekannt) sich befinden solle. Ich folgte anfangs der zwoten Meynung: weil sie sowohl durch ein Manuskript, das mir unter die Hände kam, als auch durch die Benennung eines nahen Berges, welcher der Stauffen heißt, bestättiget zu werden schien. Allein die allgemeine Sage, die für Karln ist, und endlich die Aussage Felizians, der ihn mit seinem

leiblichen Augen gesehen hat, wie meine Leser erfahren werden, benahmen mir den wahrscheinlichen Irrthum. Ich glaube nun ganz gewiß, daß es der grosse Karl ist, der sich — besonders zu heiligen Zeiten — um Mitternacht in der Domkirche zu Salzburg einfindet, und mit seinem Hofgesinde, oder aber mit den Mönchen von St. Justus die Mette singt, und hierauf dem Hochamte beywohnet, das entweder sein Hofpfarrer, oder der Prior von St. Justus, oder wohl gar ein grosser Kirchenprälat zelebriret, der zugleich mit ihm in den Untersberg verwünscht worden ist. So viel ist sicher, daß die Grenadierwache bey der hochfürstlichen Residenz diesen Gottesdienst der verwünschten Untersberger öfters mit angehört, und zur grösten Erstaunung den ganzen Dom beleuchtet gesehen habe; vorzüglich aber in den ersten drey Nächten der Karwoche desselben Jahres, da der erlauchte Erzbischof zum ersten Male die

grosse

grosse Beleuchtung beym sogenannten Stundgebethe abgeschafft hatte. Damals war der Dom so helle, so magnifik illuminirt, als es immer eine Freymaurerloge seyn kann, wenn der erste Schrecken der Aufnahme vorüber ist. Doch genug hievon.

Wie ich mit Felizian bekannt geworden bin, und wie er auf den Einfall gerieth, sich in das Innere dieses Wunderberges zu wagen, und das Herzogthum Bayern zu erwerben, wünschen meine Leser kaum zu erfahren. Das erstere gehört nicht zur Geschichte, und das zweyte ist, so viel nothwendig, in der Reisebeschreibung selbst angemerkt. Andere tiefdenkende Männer seiner Art würden nicht aufgehört haben, Gold zu machen; er aber, der Umschweife müde, wollte lieber den pfeilgeraden Weeg nach seinem Glückziel eilen, als noch länger laboriren.

Ueberdies wissen ja die Alchymisten alle, daß es unterirrdische Menschen giebt, die Kornelius Agrippa *homines pygmaeos, et pilosos* nennt, und die ganz sicher keine andere Bestimmung haben, als ebenfalls unterirrdische Schätze zu bewachen.

Für so einen haarichten Mann hat Felizian — nicht der seichtdenkendste unter den Alchymisten — ohne Zweifel Karln gehalten, der sogar in der Oberwelt wegen seines langen Bartes berühmt ist.

Noch muß ich anmerken, daß ich eben so wenig, wie vielleicht meine Leser, einsehe, wie Doktor Ek Burgpfarrer des Kaisers werden konnte, da er in seinem oberirrdischen Leben ein profaner Staatskanzler des bayerschen Hofes gewesen ist, der sich zwar öfters zu dogmatischen, und feintheologischen Gesand-

ſandſchaften brauchen ließ; nichtsdeſtoweniger aber, ſo viel mir bekannt iſt, niemals einen ſchwarzen Rock, oder Tonſur getragen hat, die ihn eigentlich als Hofpfarrer hätten karakteriſiren ſollen.

Aber auch um dieſe, und mehrere andere Kleinigkeiten, die manchem Leſer auffallen könnten, wird er ſich, mir zu Liebe, nicht bekümmern, zumal es in unſern Zeiten eine bekannte Sache iſt, daß ein Hofpfarrer mit ſchwarzem Rock und Tonſur dirigirender Staatsminiſter werden könne.

Daß meine, oder vielmehr Frater Felizians Reiſebeſchreibung nicht verwickelt iſt, ſondern ſo ganz natürlich fortläuft, darüber mag ſich die Vorſicht verantworten, welcher allein die Sorge über die Kette der Begebenheiten obliegt.

Daß der Ausgang dem Wunsche des Helden nicht entspricht, er aber doch zufrieden ist, und ohne weiters den Ansprüchen auf das Herzogthum Bayern entsagt, wird der billige Leser dem Einfluß seiner philosophischen Grundsätze auf seine Neigungen zuschreiben. Und nun! der Vorbericht ist fertig; der Herausgeber empfiehlt sich, und seinen Helden, und all das ihrige der Gnade der Leser.

München den 1ten May 1787.

Elisäus.

Erſtes Kapitel.

Guten Morgen, Frater Felizian! wo ſchon hinaus ſo frühe? „ſchönen Dank, lieber Herr! ſchönen Dank, auf den Untersberg: ſprach er lächelnd auf meine Frage, daß ich wohl merken konnte, wie wichtig ſeine Reiſe wäre; Denn es war das Lächeln eines geſchmeidigen Hofjunkers, der eben nach Hof eilet, ſeinem gnädigſten Herrn die Laune abzuſpähen. Nennen ſie mich nicht unverſchämt, gnädige Leſerinnen! daß ich einen Eremiten mit ſeinem ſchmutzigen Barte, wie es

nen Hofjunker, lächeln lasse; denn es zwang mich ein Trieb dazu, den sie noch öfters in dieser Schrift wahrnehmen werden. Und überdies wird hier die Vergleichung nur in Rücksicht des Geheimnißvollen gemacht, das sich in der beyden Angesichte zeigte.

Er lächelt ia so geheimnißvoll, wie ein Hofjunker? sagte ich; — Frater Felizian! er scheint mir einen Talisman gefunden zu haben, durch den er sich die festverriegelten Pforten der Karlsburg zu eröfnen gedenket.„ Errathen, lieber Herr!„ Auf einmal errathen! ich wünschte den Ausgang seiner merkwürdigen Reise zu erfahren. Vielleicht kann ich sein Geschichtschreiber werden. „Viele Ehre für mich; und zu dem versteh' ich mich ohnehin nicht — ich nehme sie beym Worte.„ Soll gelten; gute Reise, Frater Felizian! „Schönen Dank, lieber Herr!„

Nachdem ich mich von ihm getrennet hatte, so trat die Idee des geheimnißvollen Lächelns wieder vor die Augen meiner Seele.

Da ich eben müßig war, und die Sonne ſchon bleicher wurde, hatte ich keine Urſache, mich davon zu befreyen. Ich lagerte mich alſo auf den nächſten Hügel hin, und dachte über die geheimnißvollen Mienen der Hofjunker nach. Das folgende Kapitel iſt das Reſultat meines Nachdenkens.

Zweytes Kapitel.

Die geſchmeidigen Herren wären ſehr übel daran, wenn man ihnen ihre Geheimniße auf's erſtemal abmerkte. Sobald etwas aufhört Geheimniß zu ſeyn, ſo iſt's um die Freude desjenigen geſchehen, der ſo glücklich war, das Geheimniß noch als Geheimniß zu wiſſen. Ich ſetze zur weiteren Erklärung den Fall, daß das Geheimniß den Stuhlgang des gnädigſten Herrn betrift; O bedauernswürdiger Junker! was nützen dir dann die erworbenen Helme? was nützt es dir, von Ahnen abzuſtammen, die unter Heinrich dem Vogler zu

Regenſpurg ſich öffentlich zu rauffen getrauten? was hilft es dir, ſage ich, die Freyheit zu haben, Wohlgeborn zu heiſſen, wenn du auch ohne Kopf zur Welt gekommen wäreſt? Dein Glück iſt dann den Weg alles Fleiſches gegangen. Ich ſehe dich, wie du nur noch halb lächelnd ſagſt; „ich wußte dies um acht Uhr frühe ſchon.„ Was denn? nun hat es jedermann in der Zeitung geleſen, daß Se. Hochfürſtliche Durchleucht geſtern frühe etwas harten Stuhl gehabt haben. Nur wiſſen wir nicht, was eigentlich Urſache daran iſt. Euer Wohlgeborn haben das Glück, eine gute Spürnaſe zu beſitzen, und können folglich das Publikum in den Stand ſetzen, über die Spezies, oder Ingredienzien zu raiſonniren, die ſo unverſchämt geweſen ſind, die Exkrementen Sr. Durchleucht zu verhärten. Meinen Leſern darf ich nicht erſt anzeigen, wie groß der Nutzen dieſer Unterſuchung für die Politik werden könne; ich gehe alſo mit Stillſchweigen vorbey, und, weil die Gegend um mich her ſo hübſch heiter iſt, und die Geſchäfte, die zu Hauſe meiner warten, mir untergeordnet ſind,

ſo

ſo bleibe ich noch eine Weile im Freyen, und unterhalte mich mit meiner beliebten Junkeridee. Der Junker alſo ſteht wieder vor mir, ſo wie er leibhaft wohlgeborn iſt. Mit Ihrer Erlaubniß, Wohlgeborne Herren! ſtehe ich von meinem natürlichen Sitze nicht auf, die Idee zu bekomplimentiren, die eben, wie ein Morgenlüftchen, vor mir ſchwebt. Wo kömmſt du her, niedliches Bild? von welchen Individuen haſt du dich losgeriſſen? wie biſt du entſtanden? oder biſt du mir angeboren? habe ich dich als ein unzertheiltes Fideikommiß vom Grosvater Adam geerbt? Wie hat dich dieſer erworben? Von was für einem Urbild iſt dieſe Friſur? wo iſt die ſo lieblichduftende Pomade gemacht worden? Von welchen Ahnen rühmt ſich deine gebogene Naſe geadelt zu ſeyn? An was für Kammerjungferlippen hat ſich dein blaſſer Mund ſo zirkelförmig geküßt? Wem haſt du dein wohlriechendes Kreiſel, wem die geſtickte Weſte, den — — Wohin fliehſt du, niedliches Bild? wohin? — halt! — Dahin iſt's. Hochanſehnliche Leſer! wenn Sie irgendwo die flüchtige Idee antreffen, ſo über-

laſſe ich ihnen hiemit förmlich das Recht auf ſie, als mein Eigenthum, (ich mag dieſes durch eigne Abſtraktion, oder durch Erbſchaft, wie geſagt, vom Adam erworben haben) ſie ernſtlich anhalten zu dürfen, auf alle und jede Fragen zu antworten, die ich ihr ſo hintereinander geſtellt habe.

Drittes Kapitel.

Ich zweifle nicht, daß meine Leſer aus dem vorhergehenden Kapitel zur Genüge werden erſehen haben, wie philoſophiſch mein Kopf ſeyn müſſe, und was Sie noch ferner in dieſer merkwürdigen Reiſebeſchreibung für ſpekulative Bemerkungen, tiefſinnige Erklärungen, ſeltſame Bilder werden zu leſen, zu durchſuchen, zu begucken haben. Nichtsdeſtoweniger finde ich für rathſam, ſchon in dieſem Kapitel anzumerken, daß ich für Niemand weniger ſchreibe, als für die Warumherren.

Mein Grundſatz iſt: mache dir dein Leben ſo bequem, als es möglich iſt. Gemeiniglich

lich werden die Vieldenker mürrische Köpfe; und wozu? Wie viel gewinnt die Welt bey ihrem Verluste? Kant, den Niemand versteht, philosophirt uns nicht glücklich. Ich haſche, was nahe iſt. Fliegt mir ohngefähr ein Darum die Naſe vorben, ſo will ich's gern auffangen, und meinen Leſern von Appetit zu genieſſen geben. Können Sie's nicht verdauen, ſo mögen ſie gleichwohl zuſehen, ob ſie nicht etwan in der Reiſebeſchreibung von Nikolai ein Digeſtiv für ihren Magen finden. Es iſt keine Spur von Warum's in dieſer Schrift anzutreffen, und daher muß wohl ſo was darin enthalten ſeyn, das ſie alle zuſammen digerirt hat.

Frater Felizian hat mich mit einer anſehnlichen Zahl wichtiger Auftritte, und Vorfälle verſehen, die ich ihnen getreulich, und nach meinem beſten Vermögen darſtellen werde, ohne irgendwo einen Zuſaz zu machen. Mich ſoll weder dichteriſcher Enthuſiaſmus verleiten, den Untersberg, oder ſonſt eine Gegend zum Paradieſe umzuſchaffen: noch Abentheuerliebe antreiben, den berühmten Bart des alten Kai-

ſer Karl auch nur um eine Linie länger zu beſchreiben, oder anzugeben, als er iſt. Was könnte ich auch dabey für Abſichten haben? gewiß eben ſo ungegründete, als jene Reiſebeſchreiber, die uns Sina als ein ſo volkreiches, geſegnetes, und polizirtes Land anprieſen, und ſeine Einwohner als Menſchenkinder vom hellſten Verſtande rühmten; Da wir doch — zwar erſt nachhin — erfahren haben, daß dieſes Paradies von Aſien gröſtentheils wüſte, und unangebaut ſey: ſo wie der Verſtand der Sineſer ſich nicht weiter, als auf einige Problemen in der Aſtronomie erſtrecke. Es würde mir ſehr übel bekommen, wenn es irgend einem einfiel, den Bart quaeſtionis ſelbſt zu beſichtigen: der mich ſodenn einer falſchen Angabe bezüchtigen könnte. Genug alſo; ich werde nichts hinzuſetzen, was nicht im Manuſcripte des Frater Felizian ſteht, oder ich von ihm mündlich vernommen habe.

Viertes Kapitel.

Nach vier Wochen trat Frater Felizian bey der Thür herein, und lächelte, wie ein Hofjunker. Diesen Augenblick schien es mir, als ob die Idee, welche am beschriebenen Morgen vor meinen Augen schwebte, sich wieder darstellen wollte; allein quantum mutatus ab illo Hectore, qui redit exuvias indutus Achillis! zu deutsch — Denn Ihro Gnaden lesen ihren Virgil beym Blumauer —: wie sehr zerfezt, zerrissen, und zerhaut von jenen, welchen ich sie anvertraut!

Ich werde es nie vergessen, wie schmerzlich mir der Anblick dieser so sehr mishandelten Idee war. Wer sollte gedacht haben, daß man diesem lieben geschmeidigen Dinge so übel begegnen würde! Nein — ich will ihnen keine mehr preisgeben, und sollte es die Idee eines Reichsprälaten seyn. Da glaubte jeder seinen eingebildeten Hofjunker zu sehen, riß ihn bey der Frisur, bey der Nase, beim Kreisel, bey der Weste, oder beym niedlichen Füßchen

zu ſich, und ſchickte ihn, als er ſich betrogen fand, wieder weiter. Mein Hofjunker war nichts mehr, nichts weniger, als eine Idee. Für das ſollten ſie auch meine Leſer gehalten haben. Hätten Sie, Hochanſehnliche, dieſen Unfug nicht getrieben, ſo wäre es möglich geweſen, daß irgend ein Hofjunker ſich in meiner Idee, wie in einem Raritätenkaſten vorgeſtellt geſehen hätte; da ihm den eine unbekannte Stimme würde zugerufen haben: mutato nomine de te fabula narratur. Er hätte mich lächelnd geſegnet, und mit einem bon mot beehret. Allein izt wird er ſich nicht mehr darin finden. Depuderirt, betaſtet von bürgerlichen Händen, beſchmuzt von ſeinen Nebenbuhlern, den Zukerbäckern, und Konfektmeiſtern, gezupft, und belacht, und bewizelt von jedem, dem er vorkam — — nein, nein! er kennt ſich nicht mehr. Was ratheſt du mir, Meiſter Akulius, der du aus drey Ellen franzöſiſchen Tuches ſo manchen Herrn von zugeſchnitten haſt — was ratheſt du mir aus meinem Hofjunker zu machen? — Auch du ſchweigſt? — Soll aus ſeinen losgeriſſenen

Beſtand-

Beſtandtheilen nichts — gar nichts entſtehen können?

Fünftes Kapitel.

Nach vier Wochen trat Frater Felizian bey der Thür herein, und lächelte — fort — fort, verwünſchte Idee, die du mich, wie Cäſars Geiſt den Brutus — quäleſt! ich bin dein Mörder nicht — Willkommen, Frater Felizian! ſprach ich, willkommen von der merkwürdigen Reiſe. „Weil ſie erlaubt haben, lieber Herr! bin ich ſo kühn, und erſuche —„ Nun bravo! Frater Felizian! wie gieng's auf der Reiſe? was macht der Kaiſer Karl? „Werden ſehen aus meiner Brieftaſche, wie's gegangen hat. 'Swar eine Reiſe! Doch nun iſt ſie überſtanden, Gott und dem heiligen Vater Antonius ſey's gedankt! ſie iſt überſtanden.„ Bey dieſen Worten machte der tapfere und grosherzige Felizian eine Miene, wie allenfalls die eines Gerichtſchreibers iſt, der eben eine Kameralrechnung addirt, und revidirt hat. Euer Hochwürden belieben ſich nicht

zu ärgern über meine Vergleichungen; denn wenn sie selbe nicht nützen können als ein Licht über den finstern Eremiten, so steht es in ihrem Willen, sie alle samt aus dem Buche zu reissen, und zu verbrennen, oder wohl gar Lukaszetteln daraus zu verfertigen, oder Amulete damit zu füllen. Sie sind nothwendige Evolutionen meines Witzes, und es würde mir sehr übel bekommen, wenn ich sie alle bey mir behalten sollte. Man hat Beyspiele, daß mancher armer Wicht von zurückbehaltenem Witze dermassen ist gequälet worden, daß er zerborsten ist, wie der Frosch in der Fabel. Dafür wird mich St. Augustin behüten! Indem ich nun so mit Ihro Hochwürden mich unterrede, ist mein leibseliger Eremit zur Thür hinausgeschlichen, ohne daß ich wissen kann, wo er eigentlich hingewackelt sey. Was mich betrift, liegt mir eben nicht viel daran: da er mir seine Brieftasche zurückgelassen hat; allein ob auch meine Leser werden zufrieden seyn, daß ich ihn so ohne allem Dialog fortlaufen ließ, mögen die Rezensenten errathen. Genug! die Brieftasche liegt auf dem Tische, und ich

bin

bin beynahe eben so neugierig auf ihren Inhalt, als meine Leser auf das folgende Kapitel.

Sechtes Kapitel.

Sie erlauben, hochansehnliche Leser, und Leserinnen! Sie erlauben mir, bevor ich die Briefstasche eröfne, noch eine Bemerkung zu machen, die mir eben beyfällt. Die Neugierde, wie sie wissen, ist eine allgemeine Menschenplage. Das ärgste davon ist, daß man grösstentheils betrogen wird. Unserm Adam gieng es so, und dem alten Heyden mit der Pandorabüchse nicht besser. Hätte jener den Apfel nicht gekostet, und dieser die mit Brillanten, und Jupiters Portrait besezte Dose nicht eröfnet: so würde 1786 keine so übernatürliche Ueberschwemmung gewesen seyn, die Klöster in Oesterreich würden stehen, die Votivtafeln, Bruderschaftkutten, Maybüsche und andere seligmachende Geschenke des Himmels würden unverlezt, und unabgewürdigt geblieben seyn. Die Neugierde hat diesen Jammer über uns gebracht. Wie glücklich wäre

jener

jener junge Herr geweſen, wenn er ſich hübſ
fern von ſeinem Fräulein gehalten hätte! 'alle
er wollte ſie näher kennen, und nun klebt d
Auſtrich auf ſeinen Lippen. Auf ſolche Ar
wie ſie ſehen, könnt' es uns auch mit der Brie
taſche gehen. Ich bin am ſchlimſten daran
denn meine Pflicht iſt es, ſie erſt zu unterſ
chen, und das leswürdige daraus für ſie
holen. Daher verſichere ich mich ſelbſt, da
Sie mich nicht verdenken, wenn ich vor d
Eröfnung noch eine Priſe Tabak nehme, wie
der Kapuzinerlektor that, als er einem junge
Philoſophen das Daſeyn Gottes zu beweiſ
verſprach, ohne das Daſeyn zufälliger Ding
vorauszuſetzen. Dieſer groſſe Denker — Ic
will nur die ganze Szene ſelbſt herſetzen. D
durch gewinne ich für's erſte Zeit, mich zu
Eröfnung der Brieftaſche vorzubereiten, un
für's zweyte werden meine Leſer mit einem
Paar Männer bekannt gemacht, die ich lei
haft zu kennen die Ehre habe, und die unſern
Jahrhunderte gewiß Ehre machen. Ich ſelb
ſpiele meine Rolle bey dieſem Auftritte, o
ſchon ſie eben ſo wenig nothwendig iſt, al

Se. Exzellenz der Herr Präsident bey der Regierung. Jedes Schauspiel muß seine Zuseher haben: und die sind in diesem Falle die Jungfer Köchin des Herrn Pfarrers, und der Kantor.

Siebentes Kapitel.

Pfarrer, P. Lektor, der junge Philosoph, Ich.

Der Philosoph.

Ich bin begierig ihren Beweiß zu hören, P. Lektor!

P. Lektor.

Er ist ganz einfach — leicht zu begreifen — haben sie denn auf der Akademie gar nichts davon gehört?

Philosoph.

Ich erinnere mich wohl, gelesen zu haben, daß einige glauben: es müsse ein Gott seyn, weil einer möglich ist; allein mir scheint dieser Beweisgrund nicht auszulangen. Mir schwimmt's dabey.

P. Lek-

P. Lektor.

Langt wohl auch aus; allein der meini
iſt ganz einleuchtend — faßlich — natürlich.
ganz ein anderer.

Pfarrer.

Alſo auf gutes Wohlſeyn allerſeits e
Gläschen Wein zuvor! 'S freut mich, na
vier und dreyßig Jahren wieder einmal ei
Diſputation zu hören.

P. Lektor.

Vier und dreyßig Jahr! — Gutes Wo
ſeyn Herr Pfarrer! (die Fakultät trinkt.)

Pfarrer.

Ja, vier und dreyßig volle Jahre! B
meinen Zeiten hat man das Daſeyn Got
aus der Bibel bewieſen.

Ich.

War auch viel richtiger bewieſen, He
Pfarrer!

Pfarrer.

Nicht wahr? — Nun! wollen doch d
neuen Beweis hören, ob er ſo kräftig iſt, w
der alte.

P. Lekto

P. Lektor.

Izt, da die Freygeisterey allgemein, ja faſt allgemein geworden iſt; indem ſich jeder Friſeur zu gut, und zu klug dünkt, als daß er, wie das gemeine Bauernvolk, an Wahlfahrten und Mirakel glauben ſollte, izt gilt der alte Beweis, Herr Pfarrer! izt gilt er nichts mehr.

Der Philoſoph.

Wenn ich bitten darf, P. Lektor! —

P. Lektor.

Wohl wahr! wir ſind abgekommen von unſerm Beweiſe. Sogleich! — Beliebt ihnen Taback?

(Wir alle nehmen und danken.)

Es iſt ein Gott. Wäre kein Gott, ſo könnte keine Welt ſeyn —

Philoſoph.

Nicht ſo — das iſt wider das Verſprechen.

Pfarrer.

Recht ſo! fein hübſch negirt!

P. Lektor.

Nur Geduld! 'S wird ſchon kommen. Was hatt' ich geſagt?

Pfarrer.

'S iſt ſchon wegnegirt, P. Lektor! was friſches drauf!

P. Lektor.

Gut! Es iſt ein Gott.

Pfarrer.

Dieſer Meynung bin ich auch.

Ich.

Ich auch, Herr Pfarrer! ſonſt könnten die Beyden nicht über ihn diſputiren.

P. Lektor.

Behüt' uns Gott! dieſer Herr iſt ein Belletriſt. Schade für ſie! tauſendmal Schade.

Ich.

Wie ſo?

Der Philoſoph.

P. Lektor! Sie bleiben mir den Beweis auf ein andermal ſchuldig. Izt will ich ihnen hingegen beweiſen, daß kein Gott iſt.

Pfarrer.

Was? kein Gott? beweiſen? Wollen ſie mich zum Lutheraner machen?

Was P. Lektor dachte, weiß ich nicht. Der junge Philoſoph ſah mich ſtarr an, und

ich

ich obſtupui, ſteteruntque comae, et vox faucibus haeſit. Die Köchin und der Kantor hatten auch die Miene der Verwunderung; allein, wie mir ſchien, aus einer ganz verſchiedenen Urſache. Sie ſtaunten nämlich, daß ein junger Philoſoph ſo viel Muth hatte, den eisgrauen Pfarrer in Verſuchung zu führen. Die Diſputation hatte ein Ende; ſtatt der Trompeten klingelten die Gläſer.

Achtes Kapitel.

Der gelehrte P. Lektor blieb alſo den Beweis ſchuldig, ob er ſchon ſeine Priſe mit ſo viel Anſtand und Ernſte genohmen hatte, daß die Köchin und der Kantor nichts anders erwarteten, als ein Produkt der tiefeſten Spitzfindigkeit, und namenloſen Gelehrſamkeit. Ich habe bereits auch meine Priſe genommen; und nun iſt's endlich Zeit, die Briefſtaſche zu eröfnen. Wenn ich die Meynungen meiner Leſer voraus wüßte, ſo könnte ich ſie in Rückſicht der Ordnung, nach welcher ich die vorkommenden Fälle erzählen werde, vollkommen befriedigen. Al-

lein das iſt für die Autoren eine abſolute Unmöglichkeit. Ueberdies würde ich vielleicht den Rezenſenten doch nicht genugthun, als welche nicht immer die nämliche Meynung mit den übrigen Leſern haben können, theils, weil es wider ihre Würde lief, theils auch, weil ſich nicht alle Ordnungen ſo hübſch bauſchen laſſen, daß ſie bequem in ihre Blätter gebracht werden können. Der leztere Fall wird wohl der meinige ſeyn. Alles liegt in der Unordnung! kein Syſtem — nicht der mindeſte Zuſammenhang — was ſoll ich thun, um's den Rezenſenten nur ein wenig bequemer zu machen?

Es ſieht ja hier aus, wie in einem Genieskopf! Du, melior natura! die du aus dem ſchwarzen, unförmlichen, Gewicht- und Lichtloſen Chaos ſo ſchöne, artige, ſineſiſche Füßchen, ſo liebliche Mäulchen, et cetera hervorzubringen im Stande war'ſt, dich rufe ich an um deinen Beyſtand. Sage mir — doch lehre mich vorher deine Sprache verſtehen — ſage mir hernach, ob es am ſchicklichſten ſey, mit den Worten des Frater Feliziano, oder mit mei-

nem

nen eigenen zu erzählen, zu raisonniren, zu schildern? Ich würde dir nicht beschwerlich seyn, wenn ich mich darüber mit meinen Lesern unterreden könnte; allein dazu ist es nicht mehr Zeit, denn der Verleger dringt so sehr auf schleunige Vollendung, daß ich Gefahr laufe, sogar hie und da etwas zu versehen, was vorzüglich hätte angemerket werden sollen, und Frater Felizian vielleicht wirklich angemerkt hat. Wie sagst du? — ia so — wie sie in der Brieftasche gelegen haben, will ich sie vortragen, die Vorfälle der merkwürdigen Reise des Frater Felizians. Allein reden will ich selbst. Ich finde dabey so viel Vergnügen, daß ich dem Eremiten unmöglich dieses Glük vergönnen könnte.

Neuntes Kapitel.

Frater Felizian gieng, nachdem er sich von mir getrennet hatte, über die Brücke eines Feldbaches, neben welcher ein heiliger Johann von Nepomuck steht, wie er sonst gewöhnlich auf der Brücke selbst zu sehen ist. Um Euer

Gnaden die Regungen der Andacht in Felizians Herzen beym Anblick dieſes Heiligen begreiflicher zu machen, ſcheint es mir ſehr vortheilhaft zu ſeyn, daß ihn der beobachtende Reiſende mit mehreren Umſtänden beſchrieben hat. Auf ſeinem geſenkten Haupte ſchimmert ein Kranz, der mit böhmiſchen Steinen beſetzt iſt; in der Rechten hält er ein Kruzifixbild, das er mit der liebvollſten Miene betrachtet: und um die Schultern hängt der bekannte Domherrnpelz. Seine Locken ſind nicht gerollt, weder izt noch jemals, wie es ſcheint, gepudert geweſen; allein er trug auch nur ſeine einzigen Locken, weil ſeine Ahnen die ihrigen mit in das Grab nahmen. Ob Frater Felizian durch die liebvolle Miene des Heiligen, oder durch die böhmiſchen Steine, durch die ungeruderten Locken, oder wohl gar durch den Domherrnpelz zur Andacht entzündet worden iſt, ſteht ausdrücklich im Manuſkripte nicht angemerkt. Daß er aber durch den Anblick dieſes Bildes in eine ganz ungewöhnliche, himmliſche Lage verſetzt wurde, bezeugt die Anrede, die er an den Heiligen gehalten hat. „Groſſer Schweiger! — ſo ſprach

er

r — heiliger Johann von Nepomuck! wie
ar es dir möglich, die Drohungen des un-
ändigen Königs zu verachten, und ſelbſt dem
ode mit heiterem Lächeln entgegen zu ſehen?
ag mir, unter uns, ob du gegen die Königin
o mitleidig geſinnet war'ſt, oder ob dich eine
öhere Kraft in deiner Standhaftigkeit erhielt?
och wollte man dich ſo lange nicht heiligſpre-
hen, da man ſonſt mit einem Italiäniſchen,
der Spaniſchen Kapuziner ſo geſchwinde fertig
ird.

Ich bekenne dir aufrichtig, heiliger Ne-
omuck! ich muß es geſtehen, daß ich oft mei-
e Kutte wieder hinlegen, und Soldat,
der ſonſt etwas werden wollte, bloß deswegen,
eil ich als ein deutſcher Ordensmann ohnehin
eine Ausſicht habe, jemals ein Plätzchen in
gend einer Kirche zu bekommen. Vergieb
ir mein bischen Eitelkeit, weil ſie lauter Lie-
e Gottes zur Quelle hat! — Behüte dich
ott, heiliger Johann! und du behüte mich
uf meiner gefährlichen Reiſe.„ So ſprach
, und gieng weiter, nicht etwa den geraden
eg nach dem Untersberg, ſondern links und

rechts, je nachdem er Gegenſtände vor ſich ſah, die ihm merkwürdig ſchienen. Unter dieſen war eine breite Flur mit Eichen beſetzt, unter denen er ſich die ſchattigſte zum Ruheplatz wählte.

Zehentes Kapitel.

Er wählte ſich den Schatten einer Eiche zum Ruheplatz, und ſchlief ein. Guten Schlaf, Frater Felizian! und erbauliche Träume wünſche ich dir! Nicht einen von jener Klaſſe, von welcher ſie St. Franzens fette Seraphinen umflattern, wie der Vater der Grazien ſagt: noch von jener, aus welcher die Träume Thereſiens waren. Was nützten dir dieſe? Durch die erſtern würde dir das Erwachen zur Laſt; und wer weiß, ob du noch im Stande wäreſt, die Abentheuer zu beſtehen, auf welche du losgehſt; und durch die leztern könnteſt du freylich den himmliſchen Bräutigam ſehen: allein du biſt ja keine Braut. Einen erbaulichen, ſüßen Traum wünſche ich dir. Dir ſoll ſich ein Goldberg öfnen, und ein dienſtfertiger

fertiger Geiſt ſoll dir entgegen eilen, und alle die Schätze anbiethen, nach welchen deine Seele hungert. Er ſoll dir die Karlsburg im Untersberg ganz eigen überlaſſen, und Huld und Gehorſam angeloben im Namen aller Erde- und Berggeiſter, die ſich entweder in dieſer Burg, oder in der Nachbarſchaft einlogirt haben. Ich will indeſſen mit unſern Leſern ſprechen, und ihnen deine Geburt, Fähigkeiten, Konverſionsgeſchichte und dergleichen Dinge erzählen, die ich zur Beleuchtung deines allerliebſten Karakters für nothwendig halte.

Frater Felizian, der Sohn eines Landgerichtſchreibers, war gebohren in Bayern zu Sch. 1739. Sein Vater war ein vermöglicher Mann, nicht durch Erbſchaft, ſondern durch genaue Kenntniß ſeines Amtes geworden. Die Regierung kam einſtens von ohngefähr auf den Gedanken, es wäre möglich, daß der Herr Landgerichtſchreiber bisweilen ſeine Kaſſe mit der des gnädigſten Landesherrn verwechsle; ſie wollte ihn unterſuchen laſſen; allein die Unterſuchungskommißion fand keinen Kaſſedef-

ſekt — entweder weil ſie durch die Brille, die ſie zu dieſem Geſchäfte vom Herrn Gerichtſchreiber borgte, nicht zu ſehen gewohnt war: oder aber weil die Unterthanen behaupteten, der Reichthum ihres Gerichtſchreibers ſey bey weitem nicht ſo groß, als er ſeyn könnte, wenn ſeine Wohledelgeſtreng mit den auſſerordentlichen Taxen, als welche ſie Sr. Durchleucht nach der feſtgeſetzten Taxordnung zu verrechnen nicht verpflichten wären, beſſer gewirthſchaftet hätten. Meine Sache iſt es nicht, Euer Exzellenz begreiflich zu machen, wie der Vater meines ehrlichen Eremiten 50000 fl. erwerben konnte, ohne ſich irgend in einer Amtsrechnung verſtoßen zu haben. Wer ſo etwas unternehmen wollte, müßte Praxis haben. Gut! Frater Felizian, der einzige Sohn eines reichen Vaters, hätte von den Verdienſten ſeines Vaters bequem leben können, ohne ſich um ein Amt bewerben zu müſſen: wie es ein anderer gleichwohl thun muß, der nicht das Glück hat, der Sohn eines ſo gut praktizirten Gerichtſchreibers zu ſeyn. Aber er wollte keiner von den jenigen ſeyn, die dem Staate genug zu thun glauben, wenn ſie

von ihrem ererbten Vermögen eſſen und trinken, reiten und fahren, und dergleichen adeliche Geſchäfte treiben. Zwar habe ich aus meinen vielen Unterredungen mit dieſem merkwürdigen Eremiten niemals merken können, daß er dieſe Lebensart für niederträchtig hielt: ſondern er war vielmehr von ſeinem Temperamente als durch Grundſätze zum thätigen Leben beſtimmt; allein was thut dies?

Ich bin überzeugt, daß Köpfe — trotz den Einwendungen derjenigen, die das medium tenuere beati auch bey den Naturgaben anwenden — daß Köpfe von beſonderer Art dem gemeinen Weſen viel zuträglicher müſſen werden können, da ſie die Natur ſelbſt dazu beſtimmt zu haben ſcheint, als die beati medium tenendo. Genug! Frater Felizian war ein feuriger Kopf; er ſtudirte zu Ing. mit vielem Lobe: brachte einen groſſen Theil ſeines Vermögens durch; denn ſeine herzlich gute Mutter konnte dem lieben Kinde nichts mangeln laſſen: kam zurück in die Kanzley ſeines Vaters: konnte den Schlendrian nicht verdauen: erwarb ſich dadurch die Mißgunſt des

wohl-

wohlpraktizirten Papa: zerfiel mit ihm: ward Soldat: desertirte wieder, und, nachdem ihn das Schicksal auf allen seinen Wegen zu verfolgen schien, sonderte sich von der Welt ab, um in seiner einsamen Zelle ohnweit H. in Bayern — Gold zu machen, das ihm izt mangelte, weil das väterliche Erb theils durch seine Studien, theils durch Brillen für die Regierung zu Grunde gegangen war.

Eilftes Kapitel.

Frater Felizian schläft noch, und mithin habe ich Zeit genug für mich, seine kurzgefaßte Lebensgeschichte auch in diesem Kapitel zu verfolgen. Er machte Gold, und suchte den Stein der Weisen. Allein er erzwang durch allen seinen Fleiß nichts, und, ob er schon die Cabala Salomonis, die Werke des Albertus magnus, und dergleichen grosser Männer, die in den vorigen Zeiten die Welt Gottes beleuchtet haben, durchaus verstand, so hatte er doch nach eigenem Bekenntniß niemals das Glück gehabt, den ächten Schlüßel dazu zu finden.

Auf

Auf dieſen, ſprach er öfter zu mir, bezieht ſich alles; dieſer gefunden, und das Herzogthum Bayern iſt mein. Suche, Frater Felizian, ſuche! das Herzogthum Bayern iſt ſo ein niedlicher Biſſen, daß es eine wahre Luſt iſt, es geſucht zu haben, auch ohne Hofnung, ſelbes jemals zu finden. Fünf ganze Jahre brachte er in ſolchen Betrachtungen zu, bis er endlich auf den Gedanken verfiel, den Untersberg nächſt Salzburg, als die berühmte Wohnung des verwünſchten Kaiſer Karls zu beſuchen. Ohne Zweifel war dieſes der kürzeſte Weg zu den Geheimniſſen der Natur. Er konnte gegründete Hofnung haben, vom Kaiſer wohl aufgenommen zu werden: da er ſelbſt, wie bekannt, zuletzt ein Eremit geworden iſt. Ueberdies war Karl der fünfte in ſeinem Leben ein überaus leutſeliger Herr, der jedermann vor ſich zu laſſen pflegte, weſſen Standes er immer ſeyn mochte, wenn man ſich nur nicht vergaß, Franz den erſten von Frankreich in ſeiner Gegenwart groß zu nennen. Wirklich war Karl fünfmal größer als Franz: wenn es wahr iſt, was ich, weiß nicht wo, von ihm geleſen habe.

Geiſter ausgedehnet haben; noch einen Beweis des zureichenden Grundes, wie ihn Wolf aus dem Unterſchiede zwiſchen Traum und Wahrheit genommen hat, und die Luftſpringer alle, die, weil ſie ihm nicht nachſpringen konnten, ſeine kühnen Sprünge geläſtert haben. Ich werde nur mit möglichſter Beſcheidenheit zeigen, daß wir Menſchen unſere Glückſeligkeit in Träumen ſuchen ſollen, als welche mit unſerm Weſen ſo enge verknüpft ſind, daß ſich die Wahrheit nur gar ſelten dazwiſchen legen kann. Wie glücklich wäre der Lydier König geweſen, wenn ihn Cyrus nicht aus dem Traume geweckt hätte? Se. Exzellenz fahren mit Vieren durch die Gaſſen der Stadt, und ſorgen fleißig dafür, daß ja Niemand das göldene Vlies überſehe, welches auf ihrer geſtickten Bruſt ſchimmert; Sie ſind glücklich in dem Traume, daß Sie jedermann für die Stütze des Vaterlandes, für den Stolz der Nation halte; allein wenn jemand ſo unverſchämt ſeyn ſollte, Se. Exzellenz zu wecken, und ihr den Spiegel vor die Augen zu halten — wie unglücklich würde Sie der Anblick der Wahrheit machen?

Euer

Euer Hochedelgeborn werden von ſelbſt
iſſen, daß dieſe Art Spiegel nicht in Böh-
nen fabrizirt werden. Wieland hat einen gol-
enen gemacht, der bis auf dieſe Stunde noch
icht zerbrochen iſt. Du unvergleichlicher
Spiegelfabrikant! ſage mir, wenn es deinem
nteresſe nicht zuwider iſt, warum und wie
u deinen Spiegel von Gold gemacht haſt: da
ch die übrigen alle von zerbrechlichem Glaſe
nd? wie haſt du das Gold zubereitet, daß
an ſich darin ſehen kann? wie haſt du dem-
lben jenen ſchädlichen Glanz benommen, vor
m wie Menſchenkinder gewöhnlich blind wer-
n? Oder iſt dein Spiegel nicht wirklich
old? nennteſt du ihn nur deswegen ſo, weil
h bloß Regenten, und Sultane in demſelben
blicken? — Ich habe mich zu weit von mei-
m Zweck entfernt, da ich vom Traume zum
piegel übergieng; und doch würde ich noch
ht zurückkehren, wenn nicht das Kapitel be-
s ſeine vollſtändige Länge erreicht hätte.
h füge alſo nichts weiter hinzu, als daß es
r ſehr wehe thut, wenn ich ſehe, daß man
dieſer aufgeklärten Welt aus purer Men-

schenliebe die Leute aus ihrem Traume weck
da es doch sowohl für sie selbst, als für man
chen Sultan viel vortheilhafter wäre, wen
man sie ihren süssen Traum schlafen ließ.

Dreyzehentes Kapitel.

Frater Felizian träumte einen herrliche
Traum. Er befand sich in einem mit sine
schen Tapeten gezierten Saale, an desse
Ende der Thüre gegenüber, ein auf vier Stu
fen erhöhter Thron stand, der mit rothen, un
reich mit Gold durchwirkten Sammt behange
war. Kurz! Pracht und Ueberfluß herrsch
überall; aber Geschmack nirgends. Die le
tere Bemerkung findet sich im Manuskrip
nicht, und ist mit ihrer Erlaubniß von m
beygefügt worden. Ich weiß wohl, daß Eu
Hochgeborne Exzellenz dergleichen Bemerku
gen für abgenützte, schöngeisterische Grille
halten; allein ich fand es nichtsdestoweniger
nothwendig, sie zu machen: weil meine Les
durch den Glanz der Majestät leicht dahin g
führet werden könnten, wohin ich sie eben dur
mei

meine Beſchreibung nicht führen wollte. Geſchmack war im fürſtlichen Saale nicht ſo viel, als Gründlichkeit in den Schriften des franzöſiſchen Schöngeiſtes iſt, den Faulin zum gröſten Philoſophen erſchaffen hat.

Ein Schwarm von Höflingen mit Kreuz und Sternen behangen umgab den Thron, worauf der König ſaß mit einer langen Naſe. Wer über dieſen Punkt mehr belehret werden will, der leſe Triſtram Schandy's Kapiteln von den langen Naſen nach. Mir geſtattet die Zeit nicht, länger dabey zu verweilen: weil Felizian ſchon vor dem Throne kniet, und Sr. Majeſtät den Leibzins von ſeinem mit vieler Gefahr erfundenen Schatze überreicht. Se. Majeſtät lächeln ihm Huld herab, und geruhen allergnädigſt, ihn in den Grafenſtand zu erheben. Er wird vom ganzen Hofe mit Blicken der zärtlichſten Freundſchaft bekomplimentirt, und aus dem Saale begleitet. Sogleich wirft er die Kutte weg, ohne ſich an St. Nepomuck zu erinnern, und zieht den goldenen Grafen an. Er kauft ſich Paläſte, und Landhäuſer:

nimmt Aktien von allen Handelsstädten, und ist schon im Begriffe, das Herzogthum Bayern zu kaufen, als ihn ein plötzlicher Donnerschlag aus dem Traume weckt. Oft versuchte er's, auch unter dem fürchterlichsten Gewitter einzuschlafen, und den süßen Traum weiter zu träumen; allein es war unmöglich. Unwillig erhob er sich von seinem Lager, grif nach seinem Stabe und Korb, und gieng seinen Weg weiter, ganz überzeugt, daß er im Untesberg wirklich finden würde, was er im Traume gesehen hatte. Das Gewitter brauste, krachte, und zerstörte rings um ihn herum; er aber selbst war ruhig, und fürchtete nichts. Wir können ihn also ohne Anstand wandeln lassen, und indessen versuchen, ob wir nichts in seinem Traume entziffern können.

Vierzehntes Kapitel.

Der ganze Traum ist, wie mir scheint, natürlich. Mit vieler Gefahr errungene, oder gefundene Reichthümer verdienen allerdings das Huldlächeln der Könige; es mag diese Gefahr

Kapitalien, oder Leben, oder wohl auch den ehrlichen Namen betreffen. Felizian hatte keine Kapitalien zu verlieren, und war kein Wechsler, der sich — obschon mit Gefahr seines ehrlichen Namens — in einem einzigen Kriege, durch Geschicklichkeit und Kredit mit 100000 fl. etwelche Millionen erwirbt. Für ihn bleibt also nur die Gefahr des Lebens. Wie kann sein Leben anders in Gefahr kommen, als durch die kühne Reise nach der Karlsburg? Das haben wir fertig. Der Hof empfieng ihn mit den zärtlichsten Freundschaftsblicken. Auch über diesen Empfang wundert sich keine deutsche Seele. Sollte die liebreiche Miene des Mecharchen nicht im Stande seyn, die Augen, und manchmal auch die Herzen des Hofes zu magnetisiren? Und verdient ein reicher Mann — ohne Rücksicht auf die Art, mit welcher er den Reichthum erworben hat — nicht für sich schon die Achtung und Freundschaft der Exzellenzen? — Glücklicher Felizian! du hast den wahren Punkt getroffen; dein ist das Herz des Staates. Hättest du in langen Winternächten hundert Centen Oel verbraucht, um dem Wohl

der Menſchheit nachzuſpähen, oder die Herzen der Menſchen für das wahre Glück empfänglich zu machen; hätteſt du mit unermüdetem Fleiße, und unerſchüttertem Muthe durch die Nacht der Vorurtheile zu brechen geſucht, und dich dem Haſſe des muthwilligen Pöbels ausgeſetzt; man würde dich höchſtens einen aufgeklärten Kopf nennen, und in Gnaden hungern laſſen. Gold bringt Ehre und Verdienſt. Woher käme ſonſt der Vorzug des Kaufmanns vor dem armſeligen Bauern? Alſo noch einmal, du haſt einen herrlichen Traum geträumt. Auch diesfalls haſt du ſehr wohl gethan, daß du dir Paläſte und Landhäuſer angekauft, und Aktien genommen haſt. Hiedurch haſt du deine Ehre, und deinen Adel auf ewig befeſtiget; wenn du noch überdies deine Güter zu Fideikommiß machen läßt, ſo iſt auch für zufällige Verſchuldung geſorgt. Dein Geſchlecht wird bis an den berühmten Tag der allgemeinen Zerſtörung dauern. Allein das Herzogthum Bayern ließ dir der Donnerſchlag nicht kaufen. Sey nicht beſtürzt hierüber, und hoffe. Hoffnung, wie du weißt, iſt das Labſal der Menſchen. Wer

der

der meine Leſer, noch ich verdenken dich, daß du ſo gern wieder eingeſchlummert hätteſt, um, wo möglich, den ſchönen Traum fortzuſetzen. Vielleicht wäreſt du ſo glücklich geweſen, dieſen vortreflichen Apfel des Zankes zu erhaſchen. Indeß ich deinen Traum zergliedert habe, biſt du ziemlich weit vorgeſchritten. Ich folge dir.

Fünfzehntes Kapitel.

Den Stab in der rechten, den Korb in der linken Hand wandelte Frater Felizian mitten durch den ſchönſten Eichenhayn hin. Er ſah mit Vergnügen des Herzens den frohen Landmann Holz fällen, und dankte der Vorſicht, daß ſie ihn nicht zu ähnlichen Freuden beſtimmt hat. Es würde mir zu ſchwer werden, wenn ich alle die Ergießungen des Herzens beſchreiben wollte, denen ſich mein merkwürdiger Reiſende überließ, da er ſo ganz allein im Schatten der Eichen wandelte. Er erinnerte ſich an ſein akademiſches Leben: und dieſes bot ihm Stoff zu den reizendſten Betrachtungen dar. Der Abendſtern, der ſo ſchön in Weſten funkelte,

da die Glücksſonne des jungen Werthers die lezten Stralen mildthätig zurückwarf: Der holde Mond, der ſo freundlich durch die dichter: Aeſte auf die Liebenden blickt: das Vergißmeinnicht am grünen Ufer des melancholiſchen Feldbaches: die ſchmelzenden Seufzer der liebetrunknen Nachtigall, und ein Mädchen am Arm, mit blauen ſchmachtenden Augen, ſanfter duldender Miene, voll des edelſten Gefühles, das Klopſtoks Künftiggeliebte verſteht, ſind die Materialien, wovon er die Idee zuſammengeſezt hat, die ſich bis an den Fuß des Untersberg in ſeiner Seele erhielt. Es iſt kein Zweifel, daß dergleichen Ideen beſtändiger ſind, als meine Idee vom Hofjunker war; denn das Herz ſteht an der Pforte der Seele zur Wache, daß ſie nicht ſo leicht entwiſchen können. Freylich — ich muß es geſtehen — hat es nothwendig das Herz des Eremiten befremdet, daß ſich ſeine Seele an dergleichen Auftritte des Narrenalters erinnerte; allein die Befremdung dauerte nicht lange, und das gefällige Ding bequemte ſich bald, ſeinen vorigen Wachedienſt mit allem Eifer zu verrichten.

Ein

Sein Dienſteifer erſtreckte ſich ſo weit, daß es bey der Vorleſung des Dichters ſogar die nöthigen Seufzer hervorbrechen ließ. Gnädiges Fräulein! den Bart weg, und eine geſtickte Weſte angezogen, und der Eremit iſt für ſie wiedergeboren.

Sechszehntes Kapitel.

Am Fuße des geheimnißreichen Berges ſtand Felizian, und betrachtete die herrlichen Marmorwände. Dieſen Augenblick verſchwanden die Ideen aus dem akademiſchen Leben, und die glänzenden Ideen, die ſich im Traume dargeſtellt hatten, fanden ſich wieder ein. Beſchämt, und jungferlich ſcheu wichen die erſtern, und mit vielem Getöſe flogen die leztern, wie Gänſe, daher, oder wie eine Schaar von Fräulein mit Reifröcken von rauſchender Seide. Schon im vorigen Kapitel entwiſchte mir das Wort Fräulein, und, da ich voraus ſehe, daß ich der Erinnerung an dieſe ſonderbaren Geſpörſe nicht ſo bald loswerden dürfte, wenn ich meine Betrachtungen über ſie nicht auch

den gnädigen Leserinnen mittheilte, so habe ich beschlossen, den ehrlichen Felizian seine Marmorwände betrachten zu lassen; indeß ich meine Aufmerksamkeit auf die gnädigen Fräulein heften werde. Mit der höchstmöglichen Ehrfurcht küsse ich allen und jeden im grossen Kabinette meiner Gedächtniß befindlichen Fräulein die gnädige Hand, und erkläre als ein Mensch, der nicht das Glück und die Ehre hat, mit Ihnen in irgend einem Verhältniße zu stehen, daß meine Noten über Sie zu nichts andern bestimmt sind, als zu einer Maske auf einer Redoute. Dadurch werden Sie in den Stand gesetzt, sich, ohne viel nachdenken zu müssen, maskiren zu können, und haben obendrein den Vortheil, schriftstellerisch maskirt zu seyn. Auf solche Art maskirt erscheint Henriette im täglichen Umgang. Klerdon sah sie neulich unter einem Baume sitzen, und lesen. Leute von seiner Stimmung sind nicht gleichgiltig beym Anblick so einer Erscheinung. Er näherte sich, und fand, daß sie den ersten Schiffer von Gesner lese. Nach den gewöhnlichen Komplimenten hatte er die Ehre, sie

auf

auf einen Spaziergang zu begleiten. Sie ſprachen von der Luſt des Lebens, und vom wahren Genuſſe deſſelben. Sie äußerte ſich mit unglaublicher Wärme, daß ſie nichts ſehnlicher wünſchte, als auf dem Lande ihr Leben vollbringen zu können. „Niemand, ſagte ſie, iſt mir unausſtehlicher, als ein junger Mann, der ſein Mädchen mit Putzlobe, und Schmeicheleyen, Vergötterungen, und Händelecken zu gewinnen ſucht. Ich möchte mich von der Geſellſchaft ſolcher Schwätzer ganz losreiſſen können.„ Es ſchien Klerdon, wie er mir betheuerte, daß ſie wiſſe, wie wenig glücklich ſie die Verhältniſſe machen, in die ſie, ihrer Meynung nach, durch die Geburt verſetzt wäre. Meine Leſer, und beſonders Se. gräfliche Gnaden dort mit dem Schlüßel an der Rocktaſche wiſſen von ſelbſt, daß ich weder von Conteſſen, noch Baroneſſen rede: die ſich wohl nie ſo weit verlieren würden, mit unſer einem ein paar Worte zu ſprechen. Henriette ein oberdeutſches Fräulein war gewohnt, über den Stolz des höhern Adels zu klagen, und unterhielt ſich nicht ſelten mit Leuten, die ſich

ſonſt

ſonſt eben weder durch Geburt, noch durch Verhältniſſe Verdienſte erworben hatten, das Bischen Kopf ausgenommen, das auf ihrem vonlosen Rumpfe ſtand. Auf ſolche Art fand Klerdon ſehr viel Vergnügen an ihrem Umgange, und konnte eigentlich nicht wiſſen, ob er nicht ſo ſchwach war, mehr für ſie zu empfinden, als ein gemeiner Menſch für gnädige Fräulein empfinden ſollte. Aber eben nach dieſem Spaziergange ward er geheilet, wenn er verwundet geweſen iſt. Ein Hochedelgebohrner Stutzer, mit einem ſchönfriſirten, aber erzdummen Kopfe, kurzen Frak, zwo Sackuhren, rothen Aufſätzen an den Schuhen — kurz! ein artiges Geſchöpf, ſo lange er nicht ſprach, drängte ihn von der Seite des Fräuleins. Er trat, oder flog vielmehr in das Zimmer herein, küßte ihr dreymal die Hände, und ſprach hintereinander, weiß nicht was. Das Fräulein ſchämte ſich beynahe, Klerdon anzuſehen, weil der junge Herr etwelche Seitenblicke auf ihn machte, die ihr ſeine Verwunderung über Klerdons Gegenwart anzeigten. O Jakobi, Jakobi! wie bald iſt dein Myrthenkranz verwelket!

Nichts-

Nichtsdeſtoweniger ſchien ſie ſich alle erdenkliche Mühe zu geben, die Larve vor ihrem Angeſichte zu behalten; allein ſie fiel plötzlich herab. Sie können ſich vorſtellen, Herr Magiſter! daß Klerdon ſich ſogleich entfernte.

Siebenzehntes Kapitel.

Nach dieſem Muſter, wenn's beliebt, gnädige Fräulein! können Sie manche Maske zubereiten, die vielen Beyfall erhalten wird. Ihre Herzensjungen kennen Sie doch, und vom Klugen werden Sie ihrer ſchönen Larve wegen geachtet. Wer weiß, ob Sie nicht durch ſo einen Kunſtgriff das Herz eines jungen Mannes erobern, der im Stande iſt, ſeiner Frau Wagen und Pferde, und Bediente zu halten?

Wie glücklich werden Sie ſeyn? und wie vielen Dank werden Sie mir für mein Geſchichtchen wiſſen, wenn Sie ohne Widerrede ihrer Freundinnen den erſten Platz auf dem Kanapee werden behaupten können? werfen Sie dann auch auf mich armen Wicht ohne

Von

Von einen gnädigen Blick herab, ſo werde ich anfangen zu glauben, daß mich die Vorſicht nicht ganz weggeworfen hat. Indeſſen kehre ich wieder zu meinem Hauptheldeu zurück, und finde ihn, wie ich ihn verlaſſen habe, den Berg anſtaunend. Sogleich beginnt er zu gehen, und kömmt, weil ihn die Goldliebe beflügelt, in einer einzigen kurzen Stunde zur eiſenen Pforte der Karlsburg. Was er auf dieſer Strecke des Weges geſehen hat, iſt nicht angemerkt. Vermuthlich ſah er nichts, weil ſein künftiger Reichthum ſchon zuſehr auf die Augen wirkte. Muthiger, entſchloſſener, ewig merkwürdiger Frater Felizian! nun biſt du am Eingange des Tempels, wo dir die Göttin des Glücks tauſend Segen in deinen weiten Ermel ſtecken wird. Entſchuldigen Sie mich, hochanſehnliche Leſer, wenn meine Feder nicht im Stande iſt, die wundervolle Burg des bereits über zweyhundert Jahre leibhaft transportirten Kaiſers zu beſchreiben.

Ich finde im Taſchenbuche nur einzelne Bruchſtücke, die Fratér Felizian, wie es ſcheint

an

aus Angſt, und Schrecken nicht vollſtändig liefern konnte. Zwar habe ich ſelbſt die groſſe, eiſene, doppelte, ſchwarze Pforte nicht geſehen, noch viel weniger Luſt und Muth in meiner Seele bemerket, die innere Einrichtung dieſer Zauberburg zu beſchauen; allein ich bin doch verſichert, daß einem nicht verzauberten Chriſten beym Anblick derſelben das Herz pochen muß. Frater Felizian war auſſer allem Zweifel ein muthvoller Mann, und doch ſtand er vor dem Thore, und bebte, wie jener Herzog von Mantua bey der Belagerung von Ofen. Wer verdenkt ihn? Euer Hochwürden ſind vom Geiſte Gottes geſtärket, und haben die Macht, durch ein Paar Worte den Teufel in ſeine Hölle hinabzufluchen. Aber bekennen Sie mir aufrichtig, ob's Ihnen nicht graut, wenn dieſer leidige Chriſtenfeind ſo fürchterlich aus der Naſe des Beſeſſenen heulet? Frater Felizian hatte freylich auch Karaktere bey ſich, die er aus den Schriften des groſſen Theologen Reifenſtul genommen, und Amulete, gefüllt mit Fetzlein von den Windeln Moſes, und Stücklein von der Leiter, die der Patriarch Jakob im Traume

geſehen

gesehen hat; allein da ihm diese gegen den Satan, und Zauberer so bewährte Mittel sein menschliches Herz doch nicht vergöttern konnten, so bebte er zehnmal vom Thore zurück, bis er endlich so viel Muth hatte, mit dem zweyten Finger seiner rechten Hand anzuklopfen.

Achtzehntes Kapitel.

Mit dem zweyten Finger seiner rechten Hand hat er angeklopft. Der Thorwächter, oder — weil es eine verzauberte Burg ist — der Portner saß nicht auf seinen Ohren, und rief mit hohler Stimme: wer pocht an der Thüre? Ich beschwöre dich, antwortete Felizian, bey den heiligen Karakteren, und bey den Windeln Moses, und patriarchalischen Leiterstücklein, die ich bey mir führe; eröfne die Pforte, und laß mich die Burg sehen, die der verwünschte Kaiser Karl bewohnet. Wie kraftvoll die Karaktere, und Amulete seyen, hat mancher Theolog in langen Deduktionen bewiesen; aber keiner so sicher, und zweifellos,

los, als die plötzliche Wirkung, die ſie in gegenwärtigem Falle hervorbrachten.

Gehorſam, wie ein Kapuziner-Noviz, eröfnete der Portner die eiſene Pforte, und war gefällig genug, meinem Helden zu ſagen, daß er den Bewohnern dieſer Burg ſowohl, als dem Beherrſcher derſelben, dem unüberwindlichſten Kaiſer, ein überaus angenehmer Gaſt ſeyn würde. Da der Portner oder Hausknecht eines jeden Hauſes, Kloſters, Palaſtes, oder Reſidenz immer noch eine Hauptperſon der Familie, oder Gemeinde iſt, ſo glaube ich nicht, mich gegen die Regeln der Geſchichtſchreiberey zu verſündigen, wenn ich ihn Euer Exzellenz zu hohem Belieben ſchildere. Er iſt ein Mönch aus dem Orden des heiligen Dominikus; folglich weiß gekleidet. Sein Angeſicht iſt hager: die Augen tief verſunken: die Naſe kurz und platt: die Lippen ſo klein, daß man ſie nur bey Eröfnung des Mundes bemerket. Uebrigens iſt er mehr kurzer als langer Statur: ſpricht, wie ſchon oben bemerket worden iſt — hohl und traurig: trägt ſeinen Kopf geſenkt,

senkt, und schaut nur gegen den Himmel auf=
wärts, wenn man Doktor Luther nennt.

Mein Eremit, dem der Gehorsam, und
die Gefälligkeit des Portners Muth eingeflößt
hatte, beschwur ihn noch einmal, und der
Mönch schloß die Pforte hinter dem Rücken
Felizians. Hierauf zeigte er ihm eine Inn=
schrift, die in Algierischer Sprache neben dem
Thore auf einem weissen Marmor eingehaut
war. Sie lautete: „Karl der fünfte, De=
müthiger der Unglaubigen, Schützer des Chri=
stenthums, und Schrecken der Feinde hat die=
ses Denkmal zu seiner Erbauung errichte=
1558.„ Felizian wunderte sich nicht wenig
daß er in einem verzauberten, unterirrdischen
Schlosse eine Innschrift auf Marmor antraf
und äußerte sich gegen seinen Führer mit vie=
lem Zutrauen, daß er hier nichts als Gold
und kostbare Steine gesucht hätte.

Wohl wahr, sagte P. Tekel — den
so hieß der fromme Dominikaner=Mönch, de
Todfeind Luthers, und dermaliger Portner i

der Karlsburg — wohl wahr, ſagte er: ich hatte es auch vermuthet; allein ich fand, daß in der ganzen Burg nicht ein Gran Gold, oder Silber iſt. Indeſſen giengen ſie immer zu, und Tekel erzählte meinem Felizian, wie er ſowohl, als Karl ſelbſt, und die übrigen Bergbewohner in dieſe Burg gekommen wären. Meine Leſer haben Recht, wenn ſie von mir verlangen, daß ich ihnen Tekels Erzählung wiederſage, und ich erfülle meine Pflicht in folgendem Kapitel.

Neunzehentes Kapitel.

Nachdem Karl ſeinen Nebenbuhler, den großmüthigen König Franz von Frankreich heruntergemacht, ſein Anſehen in Italien befeſtiget, und das berühmte Interim zu Augsburg gegen die deutſchen Renomiſten zu Stande gebracht hatte; ward er 1556 der Regierung müde, und beſchloß, die noch übrige Zeit ſeines Lebens in der Einſamkeit zuzubringen. Zu dieſem Ende begab er ſich in das Kloſter St. Juſtus in Spanien, und hatte ſich bereits die

vorzüglichſten Auftritte und Handlungen ſeiner Regierung in ſchönen Gemälden vorſtellen laſſen, um durch die Betrachtung derſelben täglich ſein kaiſerliches Gewiſſen zu erforſchen, als es der Vorſicht gefiel, ihn zur Stunde der Mitternacht durch deutſche Geniuſſe aus ſeinem ſpaniſchen Kloſter nach Deutſchland, und zwar in eben dieſen Unterſperg bringen zu laſſen, in welchem er noch bis auf den heutigen Tag reſidirt. Die eigentliche Urſache dieſer ungewöhnlichen Verfahrungsart der Vorſicht iſt nicht bekannt; doch muthmaſſet er ſelbſt, aber kein einziger Spanier ſonſt, daß ihn die Vorſicht einigermaſſen dafür züchtigen wollte, weil er als ein deutſcher Prinz ſich die ſpaniſchen Geſchäfte mehr, als die vaterländiſchen angelegen ſeyn ließ. Er ſelbſt bekennt, daß die Wittembergiſchen Zänkereyen ſich nie ſo weit würden ausgebreitet haben, wenn er nicht zu Erhaltung ſeiner ſpaniſchen Majeſtät ſich ſo oft und ſo lange von Deutſchland hätte entfernen müſſen. Was P. Tekel, und die übrigen Bürger des Untersbergs betrift, worunter der Vizekanzler Naves, General Schwendi, und Aretin

ein die vorzüglichsten sind, sind sie theils freywillig, theils auf Ersuchen des Kaisers mit ihm gezogen. Zwar waren einige von ihnen damals schon todt; allein die Vorsicht hatte die Gefälligkeit gegen den Kaiser, sie aus ihrem Grabe zu wecken. Tekel stand noch vor dem Geistergerichte, und belegte seine Rechnung mit päpstlichen Ablaßbriefen. Man konnt sich jenseits auf seine Manipulation nicht verstehen, und er wäre beynahe zum Ersatze angehalten worden: wenn nicht zur Zeit die Bitte des Kaisers eingelangt worden wäre. Aretin fieng an zu glauben, daß er unsterblich sey, als er sich wieder fühlte; denn seine Seele hatte nach seinem Tode aufgehört, zu seyn. Seine Verwunderung nahm zu, da er den Kaiser Karl erblickte, und erfuhr, daß er in einer deutschen Bergburg wohne. „Karl, war sein erstes Wort, deinen dummen Streich kann ich nicht vergessen, den du gemacht hast, da du Algier belagertest.„ Der venetianische Dichter wußte nicht, daß Karl noch einen lächerlicheren machte, da er die Regierung niederlegte, und das Kloster St. Justus bezog.

Seine Seele war in dieſem Zeitpunkte todt. O Felizian! hüte dich vor Aretin! er witzelt dir deine Kutte vom Leibe, wenn du dich nicht in gehöriger Entfernung von ihm hältſt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Als Felizian und Tekel ſo miteinander fortwändelten, begegnete ihnen Schwendi, der groſſe General. So muthig mein Eremit war, konnte er doch gewiſſe Nervenzückungen nicht verhindern, durch die Schwendi wahrnehmen konnte, daß er nicht zum Volke des Untersbergs gehöre. Schwendi gieng auf ihn zu, und ſetzte meinen Helden in keine kleine Verlegenheit, da er ihn bey der Hand faßte, und mit unglaublicher Freundlichkeit fragte, woher er käme, und was er hier ſuchte? Felizian beſchwur ihn ſeiner Gewohnheit nach bey ſeinen Leiterſtücklein, und Reifenſtuliſchen Karakteren, ihm nicht zu ſchaden, und fügte hinzu: daß er weiter nichts ſuche, als die berühmte Karlsburg zu ſehen, von der man in

Bayern,

Bayern, und Salzburg so viel zu sprechen wüste. Schwendi lächelte, da er die Kraft der Beschwörung empfand, und versprach ihm, daß er ihn durch die ganze Burg begleiten, und ohne Schaden wieder in die Sonnenwelt führen würde.

Tekel wurde hierauf an seinen Platz verwiesen, und Schwendi führte unsern Felizian zuerst nach seiner Wohnung. Folge mir, frommer Bruder, sprach er: und erzähle mir, wie es dermalen in der Oberwelt zugehe. Seit zweyhundert und mehr Jahren haben wir hier nicht das mindeste von den Kriegen, und Revolutionen unsrer Enkel erfahren. Wie steht Oesterreich mit dem leidigen Türken? Welche sind die Verhältnisse Frankreichs mit Spanien, und Deutschland? Wie heissen die Könige, die nun diese Reiche beherrschen? Aus was für einem Geschlechte sind sie? Und wie heissen die grösten Generäle derselben?

Wie kann ich ihnen alle die Verwirrungen erzählen, antwortete Felizian, die seit ihrer

rer Entfernung aus unſrer Welt Europa, und zum Theil auch Weſt- und Oſtindien verſtaltet haben? Doch will ich ſie gern von allem benachrichten, was mir beyfällt, wenn ſie Geduld haben wollen, Herr General, einem Eremiten zuzuhorchen, der über Staatsgeſchäfte ſpricht, die er nicht verſteht. Indeß kamen ſie in der Wohnung des Generals an, wo auſſer Harniſchen, Lanzen, und andern Feldgeräthen nichts zu ſehen war, als ein marmorner Tiſch, und Kanapee, und einige Kriegsgeſchichten, die der General zu ſeiner Unterhaltung vom Kaiſer ſelbſt geborgt hatte. Man ſetzte ſich, und Felizian fieng an zu erzählen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Meine Leſer erwarten von mir in dieſem Kapitel weiſe Bemerkungen des Eremiten über die dermalige Lage der Großmächte unſers Welttheiles; allein ich muß ſie erſuchen, mir's nicht übel zu deuten, daß ich diesmal die Ordnung unterbreche. Es dünkt mich, ich höre einige aus ihnen unter ſich fragen, warum der

Eremit

Eremit eben mit dem zweyten, und nicht vielmehr mit dem dritten Finger seiner rechten Hand an dem Thore gepocht habe? Diese Frage muß ich zuerst, so viel mir möglich ist, beantworten; dann will ich unverzüglich fortfahren, als ein zweyter Großing meinen langmüthigen Lesern die Felizianischen Gedanken über das europäische Staatenverhältniß vorzutragen. Frater Felizian hat ausdrücklich nicht hinzugesetzt, daß er eine besondere Ursache gehabt habe, des zweyten Fingers zum Anklopfen zu gebrauchen; allein wenn wir ihn genau betrachten, wie er den Stock in der rechten Hand hält, das Brodkörbchen in der linken, sein rechtes Ohr zur Pforte kehrt, und dann im Begriffe ist, nicht gar so unfreundlich anzuklopfen, wie Scheaksspears Brutus, nach der Mannheimer Uebersetzung, beym Zäsar angeklopft hat, so sehen wir gleichsam mit unsern Augen, wie sich der zweyte Finger selbst reget, der kühnen Seele Felizians diesen Dienst zu thun, den ihr die übrigen Finger niemals so bequem, und so freundlich hätten thun können. Wenn wir nun überdies die Absicht betrachten, die Felizian

zian gehabt hat, die Karlsburg zu beſuchen, ſo giebt ſich von ſelbſt, daß er ſich allerdings der Freundlichkeit zu befleißen hatte. Die Fälle dieſer Art ſind ſo vielfach, daß ich kein Bedenken trage, mich zu verſichern, meine Leſer ſeyen von der Wahrheit dieſes Satzes vollkommen überzeugt.

Was würde es mit dem Autor werden, wenn er bey ſeinem Verleger nicht freundlich genug anklopfte? Bey den Spinneweben des Katullianiſchen Beutels verſichere ich ſie, daß es in dieſem Falle mit der Unſterblichkeit eines Voltair's ein Ende hätte. Und Felizian, der in der ganzen Welt keinen Berg wußte, worin er ſo viele Schätze zu finden hoffte, als den Untersberg nächſt Salzburg, hatte, wie ſie wiſſen, keine geringere Abſicht, als durch den eroberten Reichthum das Herzogthum Bayern zu kauffen. Seit dem Tode König Friederichs von Preuſſen bekümmerte er ſich nicht mehr, Widerſtand zu finden, weder von Seite des Wienerhofes, noch von den pfälziſchen Häuſern. Die Illuminaten, ſagte er

oft

oft zu mir, ſind gröſtentheils aus dem Lande verwieſen, oder aus der Aktivität geſetzt, und die übrigen ſind alle feile Seelen. Doch ich erinnere mich, daß es nicht hübſch iſt, unfreundlich anzuklopfen: und enthalte mich gern aller der unfreundlichen Klopfereyen, die Frater Felizian von Zeit zu Zeit gegen ſein Vaterland bey mir anbrachte.

Zweyundzwanzigſtes Kapitel.

Die Geſchichte, Herr General, iſt meine Sache ganz und gar nicht: ſagte Felizian, als er anfieng, dem groſſen Schwendi die Lage der Oberwelt zu ſchildern: die Geſchichte fordert zu viel Gedächtniß, und nebſtbey Beurtheilungskraft, die man unſereinem um ſo viel weniger zumuthen kann, da ſie oft den gröſten Männern mangelt, die ſie doch zu ihren Geſchäften höchſt nothwendig hätten, wenn ſie nicht anderswo Unterſtützung fänden.

Anderswo Unterſtützung, unterbrach ihn der General? anderswo Unterſtützung? wie verſtehſt du das, frommer Bruder? Der Herr General werden oft geleſen, und gehört, vielleicht ſelbſt erfahren haben, daß manchem Staatsminiſter, Geſandten, und Landes-Chef ſein Sekretair ſo nothwendig iſt, als einem ſeidenen Rock das Unterfutter: und daß, mit Ihrer Erlaubniß, ſelbſt mancher General nicht ein halb ſo groſſer Held ſeyn würde, wenn er nicht am Gängelbande ſeines Adjutanten marſchirte. „Eremit! wenn du das auf mich redeſt; hol' dich der Teufel, ich halte mein Verſprechen nicht.„ Keineswegs, Herr General! ich rede von den römiſchen Feldherren aus patriziſchen Familien. Marius, wie ſie wiſſen, hat ihnen beym Salluſt vorgeworfen — Sumunt aliquem ex populo monitorem officii. „Ich verſtehe kein Latein„ verſetzte der General noch etwas aufgebracht, aber doch gelaſſen, ſo, wie der Ehmann, wenn er von ſeiner Hälfte hintergangen, und wieder gekoſet wird; ich verſtehe kein Latein; wie lautet dieſer Text im Deutſchen? Frater Felizian,

zian, der auf der Universität, wie schon gesagt worden, sich vielen Ruhm erworben hatte, war nichtsdestoweniger in Sorgen, er möchte den ächten Ausdruck verfehlen, und übersetzte mit vieler Sorgfalt, und Treue: „Sie liessen sich in wichtigen Vorfällen zu gemeinen Menschen herab. Schwendi war zufrieden, und Felizian fuhr weiter. „Ich will also nicht sagen, was sich nach Karls Entfernung in der Oberwelt zugetragen hat, und wie endlich nach langwierigen Kriegen die Sache dahin kam, daß jeder Christmensch glaubte, was ihm entweder wahr schien, oder, was er für seine Triebe behaglicher fand, oder auch, was er seiner Lage nach glauben mußte. Herr General, ich bin ein einfältiger Eremit, und sage so meine Meynung gerade heraus. Die Kriege hat der Teufel gemacht. (Schwendi lächelte, und sah dem Erzähler starr in's Gesicht.) Denn sehen sie nur; nachdem sich die Fürsten Deutschlands schachmatt gezankt hatten, da war's um kein Haar besser, als vorher. Die Lutheraner wurden geduldet: und ihre Stiefbrüder die Kalviner auch; die schönsten

Visch-

Bischthümer geriethen in profane Hände, und wir Katholische mußten uns begnügen, daß wir in Deutschland bleiben durften, woraus wir die Ketzer verjagen wollten. Zwar hat der Kirchenrath zu Trient nicht viel mehr bewirket, und die gewünschte Vereinigung nicht zu Stande gebracht; allein da gieng's doch nicht so blutig zu; da begnügte man sich, seinem Nachbar den Stuhl, worauf er saß, entrücket zu haben.„ Der General sprang von seinem Sitze auf, und fluchte auf das Stuhlrücken mit der Betheurung, daß er innigliich überzeugt sey: kein Krieg, wie blutig er immer seyn möge, könne so viel Schade thun, als das Stuhlrücken zu Trient gethan hätte. Frater Felizian stand ebenfalls vom Kanapee auf, und hiemit ward die Unterredung für diesmal beschlossen; denn Karl, der die Ankunft Felizians indessen erfahren hatte, schickte diesen Augenblick den witzigen Aretin, ihn vor sich zu rufen.

Dreyundzwanzigstes Kapitel.

Euer Hochfreyherrliche Gnaden ersehen aus dem Tridentinischen Stuhlrücken, daß diese Art, seinen Nachbar zu necken, nicht erst im achtzehnten Jahrhundert erfunden worden sey. Die Hohenpriester im alten Testament, (denn ich bin gesinnt meinen Satz zu beweisen) haben einander die Stühle gerückt, und, wenn sie selbst nicht im Stande waren, die Last ihres Nachbars zu bewegen, auswärtige, starkgebaute Prinzen dazu aufgebothen. Wie Alzibiades dem Nizias seinen Stuhl entrückt hat, worauf er so herrlich zu sitzen gewohnt war, haben ihre Gnaden izt selbst gelesen, da ihn der Skizzenphilosoph so angenehm verdeutscht, und moderniſirt hat. Dergleichen Beyspiele finden sich zu tausenden in den Jahrbüchern aller Völker. Sokrates, Hannibal, Zizero, Belisar, Narses, und jener Graf von Bamberg, bey dem der Erzbischof Eginhard von Maynz ein so christliches Frühstück genommen hat, sind unter die Stühle gefallen. Zu unsern Zeiten

ist

iſt das Stuhlrücken allgemein geworden. Mir ſelbſt hat ein pfälziſcher Beamter — ſeine Frau möge ihm den Rückenſchmerzen vergelten, den er mir verurſacht hat, — den Stuhl entrückt, da ich eben darauf ſitzen wollte, weil ich glaubte, daß er für mich daſtünde.

Was ſoll ich von dem groſſen Stuhlrücken in Bayern ſagen, da ſo viele weiſe Männer von ihrem Sitze delogirt worden ſind? Sie wiſſen es, groſſer, berühmter Stuhlrücker, unnachahmlicher Utzſchneider! wie groß die Anzahl der jenigen ſey, die durch ihre unermüdete Hand ihren Stühlen entſunken ſind? Einige ſind aufgeſtanden, die andern liegen noch. Sie werden einen vorzüglichen Platz unter den groſſen Stuhlrückern in der Geſchichte behaupten. Meine Leſer erinnern ſich leicht, wie Frankreich neulich dem ſtolzen Britannien ſeinen königlichen Stuhl in Amerika entrückte, worauf es ſo ſicher zu ſitzen glaubte. Noch will ich zum Ueberfluße den einzigen groſſen Friederich von Preuſſen anführen, der ſeinem fürchterlichen Nachbar — wohl dir, Frater

Felizian

Felizian — erſt vor kurzem den Stuhl entrückte, worauf er ſich, ohne viele Umſtände zu machen, niederſetzen wollte. Es iſt alſo gleichſam in unſer Weſen gewebt, oder vielleicht gar die beruffene Erbſünde, die ſich von Generation zu Generation fortpflanzet, daß wir einander die Stühle entrücken. Das luſtigſte, was ſich bey dieſer artigen Handlung ereignen kann, ſcheint mir vorzüglich das zu ſeyn, wenn der witzige Stuhlrücker in ſeiner Arbeit ſelbſt rückwärts niederſtürzt. Ich weiß wohl, daß dieſe Freude nicht ſonderlich tugendhaft iſt; allein ich kann ſie meinem Herzen, trotz der evangeliſchen, und philoſophiſchen Einwendungen, nicht verſagen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Felizian, der ſchon vom Portner vernommen hatte, daß in der Karlsburg kein Gran Gold zu finden wäre, und darüber ſehr melancholiſch geworden war: ſchöpfte izt neuen Muth, da ihm Aretin ſagte, daß der Dominikaner Tekel ein Erzlügner ſey. Er gieng

also frohen Sinnes durch die vier Höfe der Residenz, und kam endlich sehr wohl gehalten mit dem venetianischen Poeten im fünften Hofe an, in dessen Mitte ein Tempel stand, der aus dem schönsten Jaspis gebaut war. Da sie keine Zeit zu versäumen hatten, indem Karl als ein Podagrist sehr ungeduldig war, so konnten sie das Innere des Tempels für diesmal nicht beschauen. Sie stiegen also die breite, romanische, marmorne Treppe hinauf, und kamen in das Vorzimmer, das für die Audienz, die Frater Felizian haben sollte, bestimmt war. Das war nun freylich eine Herzensfreude für unsern Goldmacher. Die Leisten der Spaliere waren von Gold, die Thürangeln von Gold, die Stuhlfüsse von Gold, die Tische von ganzen Smaragden, der Thron nach mosaischer Art von Rubinen zusammengesetzt; mit einem Worte: Frater Felizian glaubte, in Gott Vaters himmlischer Behausung zu seyn. Man hieß ihn niedersitzen, und des Kaisers Ankunft erwarten: denn Karl war eben im Kabinette mit dem Podagra beschäftiget. Es sey mir erlaubt, hochansehnliche

Leser,

Leſer, eine Reflexion zu machen, die vielleicht ſchon viele aus ihnen mögen gemacht haben. Was mag wohl die Urſache ſeyn, daß Tekel unſern Eremiten ſo ſchändlich belogen hat? Ich finde in der Briefſtaſche des hintergangenen Felizians keine Sylbe mehr von Tekel, als daß Karl ſeiner bereits ſatt iſt, und beſchloſſen hat, ihn bey nächſter Gelegenheit zum Teufel zu ſchicken. Mir ſcheint alſo, daß Tekel befürchtete, Felizian möchte, vom Golde gereizt, Luſt bekommen, ſich vom Kaiſer eine Bedienſtung zu erbetteln: wodurch ihm wahrſcheinlicher Weiſe ſein Stuhl entrückt werden würde.

Wirklich würde Tekel ſehr übel daran ſeyn, wenn er von Karl allergnädigſt entlaſſen würde; denn wohin ſollte er ſich wenden? in die Oberwelt? allein ſein Gewerbe, wie Euer Hochwürden wiſſen, hat nun aufgehört, oder iſt doch überflüßig mit Leuten beſetzt, die ſich kümmerlich davon ernähren. Vor Gericht, wo er nach ſeinem erſten Tode geſtanden hat? den Eſel, ſagt man, führſt du zweymal auf das Eis. Es iſt alſo ſehr unbe-

ſonnen von P. Tekel gehandelt, wenn er durch irgend eine Frevelthat, oder ungebührliches Betragen den Zorn des Kaiſers reizet, der nun einmal in der ganzen Schöpfung, ſo viel uns bekannt ſeyn kann, ſeine einzige Stütze iſt.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Der Vizekanzler Naves hatte ſich eine halbe Stunde mit unſerm Eremiten unterhalten, und Aretin nahm ſich die Mühe, ihre Unterredung mit italieniſchem Witze zu würzen: als Karl in allerhöchſt eigner Perſon aus dem Kabinette hervortrat. Das Podagra hatte ihn nicht ganz verlaſſen, und man bemerkte Zückungen im Geſichte des Monarchen, die denjenigen ähnlich waren, die ſich im allerdurchlauchtigſten Angeſichte durchkreuzten, als ſeine Majeſtät vernahmen, daß ſich Kurfürſt Friederich von Sachſen unterſtanden hätte, ihn ſchlechtweg Karl von Gent zu nennen. Naves war ſo unbeſonnen nicht, daß er lachte, wie jener Graf, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Dieſer Mann nahm ſich die Freyheit

beym

beym Anblick des hinkenden Kaisers zu lachen, und ihm gerade in's Gesicht zu sagen, daß es ihm seltsam vorkäme, wie eine so grosse Monarchie, oder Staatswagen auf so schwachen Rädern dahinrollen könnte; worauf ihm aber Karl, wie er ein sich gegenwärtiger Geist war, antwortete: daß der Herr Graf bedenken sollte: er verrichte seine Regierungsgeschäfte nicht mit den Füssen, sondern mit dem Kopfe. Naves war ein ausgemachter Vizekanzler, Aretin lächelte in die Faust, weil er doch lächeln mußte, und Felizian, wie leicht zu vermuthen ist, war mehr von der Furcht eingenommen, als daß er Lust hätte fühlen sollen, über die Schmerzen des Monarchen zu lachen, von dem er sein ganzes Glück zu hoffen hätte.

Karl sah mit starren Blicken auf unsern Felizian hin, und bestieg den Thron, auf dem sich so herrlich sitzen läßt. Der Vizekanzler führte den zitternden Eremiten vor den Kaiser, und Se. Majestät geruhten allergnädigst mit folgenden Worten Sich zu ihm herabzulassen: Frommer Bruder! sage mir vor allem, wie

kamst du in dieſe Burg? Aus was für Abſichten? Mit was für Zutrauen? Felizian, der von Naves vorbereitet war, antwortete kniend: Euer Römiſch-kaiſ. Spaniſch-katholiſche, Sizilische, Indiſche Majeſtät! Unüberwindlichſter Fürſt! Allergnädigſter Herr Herr! Ich betheure bey allem, was Euer Majeſtät die allerhöchſte Gnad haben, für heilig zu halten, daß ich (Gott behüte mich vor dem Geiſte der Lügen) daß ich keine andere Abſicht hatte, mich in dieſe wunderbarliche Burg zu begeben, als blos um das wirklich zu ſehen, von was man in Bayern und Salzburg ſo viel zu ſagen weiß; Zutrauen hatte ich zu Euer Majeſtät weltbekannter Leutſeligkeit; und die ſchreckliche, grauenvolle, eiſene Pforte hat mir auf mein freundliches Anklopfen Allerhöchſt Dero wachſamer Portner geöfnet. Der Kaiſer winkte ihm ſeine Huld zu, und ſtieg vom Throne. Die Audienz hatte ein Ende.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie lange eine Audienz von dieser Art dauern müsse, ist von Sr. Exzellenz dem Herrn Oberstthofmeister bis zum mindesten Küchenbuben allen bey Hofe bekannt. Der Kaiser, welcher gleichwohl sehr viele Begierde hatte, Neuigkeiten aus der Oberwelt, in welcher er einst eine so grosse Rolle gespielt hatte, vom Eremiten zu erfahren, konnte sich dem eingeführten Hofzeremoniel zu Folge unmöglich länger auf dem Throne sehen lassen, als es die Uhr des Ministers erlaubte. Er begab sich also wieder in sein Kabinet, und befahl dem Vizekanzler, den Eremiten mit allem nothwendigen zu versehen, und ihm ein eignes Zimmer anzuweisen, in dem er sich bequem machen könnte, so lange es ihm belieben würde, in dieser Burg zu verweilen. Aretin, der im Saale zurückgeblieben war, wurde bestimmt, ihm Gesellschaft zu leisten, und da Frater Felizian vor allem Lust bezeugte, den Tempel zu sehen, so führte ihn dieser mit Genehmhaltung

des Hofpfarrers D. Eck noch vor dem Abendeſſen hinein. Wer die Apokalypſis geleſen hat, wird ſich beym Anblick dieſes Tempels im Himmel zu ſeyn dünken. Alles, o glücklicher Felizian! alles von Gold! das Pflaſter vom ſchönſten Jaſpis, der vermuthlich aus den pomtiniſchen Sümpfen, in welcher Gegend vor mehr als 1800 Jahren des Lukullus Palaſt ſoll geſtanden haben, hieher gebracht worden iſt; die Säulen auch von Jaſpis, deren zwölf auf jeder Seite ſtehen, zum Andenken der zwölf Söhne Jakobs, und eben ſo vieler Apoſtel. Altäre ſtehen in jeder Seite ſechs, von Silber ſo fein gearbeitet, daß Felizian Luſt bekam, die Haare des heiligen Petrus zu zählen, der auf dem erſten derſelben verehret wird; allein Aretin betheuerte, daß es vergebene Mühe ſeyn würde, ſie zu zählen, da dieſem Apoſtel durch eine unſichtbare Hand täglich einige ausgerauft, und von einer andern wieder junge gepflanzt würden. Die andächtigen Leſerinnen errathen von ſelbſt, daß auf den übrigen eilf Seitenaltären die Bilder der Apoſtel aufgeſtellt ſind. Es iſt mir gewiß nicht angenehm,

daß

daß auf keinem dieſer ſo prächtigen Altäre ein Petrus von Alkantara, Anton von Padua, Karl von Boromèe, Franz Borgias, und dergleichen anzutreffen iſt; allein ich kann einmal nicht anders, als den Berichten Felizians treu bleiben. Der loſe Eremit — ein Todfeind der ſpaniſchen, und italieniſchen Heiligen — mag wohl auch den Vater von Aſſis für den Herrn Jeſus, und ſo weiter angeſehen haben. Dieſer ſteht, aus einem einzigen weiſſen Diamant geſchnitten, auf dem Hauptaltar, wie er, mit den fünf Wunden bezeichnet, zum Himmel auffährt. Die Jünger, welche dem Spektakel zuſehen, ſind von Silber, und ihre Mienen treflich gebildet. Wer die Himmelfahrt des groſſen Heilandes zu ..... geſehen hat, kann ſich leicht eine deutliche Vorſtellung dieſes unbeſchreiblichen Meiſterſtückes machen. Von den übrigen Koſtbarkeiten dieſes Tempels, den gewöhnlichen Geräthen, Lampen, Leuchtern, Kelchen und ſo fort, ſchweige ich mit Bedacht, damit, wer will, mit Nachdenken ſeinen Geiſt erheben könne.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Euer Hochwürden ist es ganz begreiflich, daß Frater Felizian, nachdem er bereits drey lange Stunden, obschon mit vieler Herzensfreude, in der Kirche zugebracht hatte, zu hungern, oder doch zu dürsten anfieng. Ueberdies ward es dunkel; denn der Abend brach allgemach herein. Aber um's Himmelswillen, sagt der Rezensent im Kaffeehause, wie kann's im Eingeweide des Untersbergs Abend oder Morgen werden? Geduld, mein lieber Herr! ich werde ihnen alles erklären. Der Untersberg hat eine Oefnung, durch die der Tag hereinbricht, und an welcher gewisse Gläser angebracht sind, die das Licht hundertmal, oder noch öfter vermehren; folglich, (hier fliegt mir ein Darum die Nase vorbey) haben die Bewohner dieser Burg Abend und Morgen, Tag und Nacht, wie wir in der Oberwelt. Sie frühstücken, essen zu Mittag, und zu Nacht, wie wir. Kurz, sie thun alles, was von Tag und Nacht abhängt, wie wir. Nur

etwas

etwas ausgenommen, das die Untersberger in den lezten Tagen ihres Lebens auf der Sonnenwelt ohnehin unterlassen haben.

Aretin führte also unsern Eremiten in sein angewiesenes Zimmer, wo der Tisch bereits für vier Personen gedeckt war. Der Kaiser wollte nämlich incognito bey Felizian zu Nacht essen, um desto bequemer und ungezwungener die Zeitungen aus der Oberwelt vernehmen zu können. Naves, und Aretin hatten den hohen Beruf mitzuspeisen; die Gäste erscheinen: die Speisen werden aufgetragen. Man setzt sich ohne Komplimente. Euer Hochwürden und Gnaden kann ich nicht dienen, wenn Sie wissen wollen, was für köstliche Gerichte, und wie viele geschmauset worden sind; denn Felizian hat es anzumerken vergessen. Dieses einzige finde ich, daß Alikanter getrunken ward. Nachdem die Lust zu essen gestillt war, und der feurige Spanier bereits in den Adern glühte, wurde Frater Felizian aufgefordert, das, was er von der Oberwelt wußte, zu erzählen.

Meine

Meine Leſer haben im 20ten Kapitel vernommen, was für Fragen unſerm Eremiten von Schwendi vorgelegt worden ſeyen: und wie ihn der Ruf des Kaiſers gehindert habe, ſie zu beantworten. Nun muß ich nicht erſt mit dem Finger darauf weiſen, wie künſtlich meine Geſchichte gewebt ſey: da es jedermann vor Augen liegt, daß ich mit ungemeiner Feinheit die Antwort des Eremiten auf das folgende Kapitel verſchoben habe. Ich bin zu ſorgfältig für meine Leſer, als daß ich ihnen dieſelbe Sache zweymal ſagen ſolte. Schwendi hätte ganz gewiß die Erzählungen Felizians verſchlungen, ohne in fünf Wochen Jemand etwas davon zu erzählen: wie er ein Mann von ſehr wenigen Worten iſt. Felizian mußte die nämlichen Fragen auch dem Kaiſer beantworten, wie's nun wirklich der Fall iſt, und ich wäre gezwungen, entweder, wie geſagt, auch meinen Bericht zu wiederholen, oder die Erzählung, die der Eremit dem Kaiſer machte, fahren zu laſſen. Was mir dadurch entgangen wäre, ſieht jedermann leicht ein,

der den Werth der Tischreden kennt, die nach dem Geschmacke der Höfe sind.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser hatte sich bereits auf seinem weichen Schlafstuhle rückwärts gelehnet: die Füsse auf dem gefütterten Schemmel sanft ausgestreckt: die Hände auf die zwo Lehnen des Stuhles gelegt: und endlich mit einem Winke Stillschweigen gebothen. So, wie seine Majestät ganz dem grossen Mogul ähnlich waren, lächelte Aretin noch einmal, ward aber, ohne weiteren Befehl, selbst aufmerksam, da Frater Felizian sich räusperte, und, wie der Kapuzinerlektor, seine Prise Tabak nahm. Mit Erlaubniß, frommer Bruder! sagte Karl, ist's Spanier? „Nein, Euer Majestät, 's ist Marokkaner; wird aber in Deutschland fabrizirt.„ So, so! Wie heißt also der izt regierende Kaiser in Deutschland? „Er heißt Joseph der Zweyte. Er ist der Sohn eines Kaisers aus dem Hause der Lothringer, der die lezte Tochter des Hauses

Habs-

Habsburg zur Gemahlin hatte, und dadurch die Oesterreichischen Erbländer an seine Abkömmlinge gebracht hat.„ Wie? was? Habsburg erloschen? fiel der Kaiser ein; auch die spanische Linie ausgestorben? „Euer Majestät! diese Linie ist bereits über 80 Jahre nicht mehr: und Karl der sechste, der sie erben wollte, aber nicht konnte, beschloß die österreichische vor 46 Jahren.„ Warum konnt' er nicht? Wer hat ihm die Erbschaft angefochten? „Frankreich. Ein Kardinal, sagt man, habe ein Testament vorgewiesen, gemäß dem der Herzog von Anjou die spanische Krone erben sollte; aber Karl wehrte sich wacker; er hat die Niederlande — Gott sey Dank! sagte Karl — und Neapel durch Krieg erobert, und würde seine Erbschaft ganz gegen Frankreich behauptet haben, hätten nicht die Holländer und die Britten heimlich Friede gemacht, und den erhabenen Karl im Sumpfe stecken gelassen. Da mußt' er freylich auch Friede machen, und Spanien mit Indien abtreten.„ Aber die Niederlande, versetzte Karl, die Niederlande gehören zum Erbe von Habs-

Habsburg-Lothringen. „Ja wohl, antwortete Felizian; allein Joseph wollte sie neulich gegen Bayern vertauschen, und würde den Tausch, wie man sagt, zu Stande gebracht haben, wenn nicht Friederich von Brandenburg dagegen Einwendungen gemacht hätte. Euer Majestät wissen selbst, wie schwer es für Oesterreich sey, so weit entfernte Provinzen gegen das treuloseste Volk in der Welt zu vertheidigen. (Bey diesen Worten schien es, als ob Karl Lust hätte, den Eremiten zu küssen.) Allerhöchstdieselben werden also den grossen Joseph nicht verdenken —„ Ey was verdenken — sagte Karl — Er wird wissen, warum er's thut. Hat man mir nicht übel gedeutet, daß ich von Innsbruck geflohen bin, und doch war ich vollkommen überzeugt, daß ich das Beste gewählt habe? — Den Kardinal mit seinem Testamente soll der Teufel holen! Itzt merkte jedermann, daß Karl in Eifer gerathe, und ich ersuche meine Leser, es auch zu beobachten. Felizian unterbrach ihn nichtsdestoweniger, und erinnerte ihn an Kardinal Zervinus. Da Karl diesen Namen hörte, fieng

er an mit den Füssen zu stampfen, und die Augen fürchterlich zu rollen. Aretin schloß hieraus, daß ihn die Idee der Religionsvereinigung begrüßt habe, und winkte dem Vizekanzler. Dieser ließ die zwo Uhren bringen, die Karl so künstlich verfertigt hatte, daß sie sich um keine Sekunde wiedersprachen, und auf solche Art wurde Karl von seinem Paroxismus geheilet.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Lächelnd mit weinenden Augen, wie Andromache beym Homer den Astyanax in die Arme nahm, ergriff auch Karl die allergehorsamsten zwo Uhren. Es war lustig anzusehen, wie ein ehemaliger Monarch, vor dem die ganze Welt bebte, und der über allen Neid erhaben war — den himmelhohen Neid der Franzosen ausgenommen — sich an zwo Uhren belustigte, und darüber den ärgsten Groll, den er je auf der Welt empfunden hat, vergaß. Nichtsdestoweniger lachte Niemand, als Aretin: dem der Kaiser — weil es doch nicht anders

anders seyn konnte — bey dieser Gelegenheit zu lachen erlaubte. Die Sache genau betrachtet, war doch Aretin der Narr allein im Hause; denn fruchtlos lachen — ich sehe nicht ein, wozu es dienen sollte. Frater Felizian, sagte Karl, diese zwo Uhren konnte ich vereinigen; aber die Köpfe der Menschen konnt' ich nicht vereinigen. Euer Majestät! antwortete dieser: 's ist auch ganz was anders. Wenn man betrachtet, wie viele Mühe sich Euer Majestät gegeben haben, und wie Sie allem Ansehen aufbothen, die Gährung zu verhindern, die ein einziger, eigensinniger, stolzer Bettelmönch unter dem Volke, und selbst unter den Göttern Deutschlands verursachte: so sieht man ganz leicht ein, daß man ehe die Direktion der Luftmaschinen erfindet, als die Religionen Deutschlandes vereiniget. Mit Euer Majestät Erlaubniß, sagte der Vizekanzler, und wandte sich gegen Felizian: was sagst du von Luftmaschinen? Ist wohl gut, daß mich Euer Exzellenz erinnert haben an die Lumpen-Erfindung; ich hätte vielleicht vergessen, Se. Majestät davon zu berichten. Die Franzosen ha-

ben vor ein Paar Jahren einen Ballon gemacht, der mit fauler Luft gefüllt, sich hebt, und über die höchsten Gebirge hinfliegt. Man kann grosse dergleichen machen, und ein Schiff daran befestigen, auf dem sich, wer's wagen will, in die Nachbarschaft des Mondes kann bringen lassen. Die faule Luft wird von sächsischem Vitriol, und Eisenspänen bereitet; der Ballon selbst von gummirtem Taffet. O, Euer Majestät! es hat sich schon so ein windiger Franzose den Hals gebrochen. Mich dauern meine Landesleute, daß sie auch diese Thorheit dem luftigen Volke nachäffen. Nun will alles in die Luft fahren; und was gewinnt das Menschengeschlecht dabey? keinen Heller. Es ist unmöglich, daß wir jemals Nutzen daraus schöpfen. Das Fuhrwerk ist, und bleibt zu theuer. Naves nickte mit dem Kopfe, und war im Begriffe, unsern Eremiten dem Kaiser als Kommerzienrath zu empfehlen, da er sich erinnerte, daß er im Untersberg wäre, der von der übrigen Welt so isolirt ist, wie es Oesterreich zu werden anfängt. Karl hatte bereits unter der Erzählung eingeschlafen, und

Arètin saß im Gedanken schon an seinem Schreibepult, den Erfinder der Luftmaschine mit einer Satyre zu peitschen. Man brachte Se. Majestät in's Schlafgemach, und gab sich allerseits eine gute Nacht.

Dreyßigstes Kapitel.

Frater Felizian war nun allein. Vergnügt mit sich selbst, dachte er izt, ob er wohl im Stande seyn würde, die Gunst des Kaisers, die er zu besitzen schien, so hoh zu treiben, daß er ihm hinlängliche Schätze darreichte, das Herzogthum Bayern kaufen zu können. In seinem Leben auf der Oberwelt war Karl manchmal in Verlegenheit, wie er seine Armeen bezahlen könne; aber in dieser ruhigen Behausung, wo er ausser einigen Flintenschüssen der bayerschen Wilddiebe nichts feindliches hört, hat ihm die Vorsehung Geld und Armeen überflüßig gemacht. Die Bewohner dieser Burg leben unter ihrem erhabenen Kaiser ohne Furcht des Krieges. Jedermann genüßt den Sege ihres grossen Fruchtfeldes,

worauf alle Arten des beſten Getreids, das ſchmackhafteſte Obſt, der herrlichſte Alikanter wächſt; und der Feldumgränzende Wald ernährt hinlängliches Wild, ohne daß man befürchten darf, daß die Saaten durch ſelbes abgefreſſen werden. Dieſer glückliche Zuſtand der Karlsburger erweckte in unſerm Felizian die lieblichſte Hoffnung, daß ihm der grosmüthige Kaiſer einen großen Theil ſeiner Schätze zum Andenken an ſeine Herrlichkeit darbiethen werde. Dem Eremiten war nicht unbekannt, daß Karl in der Oberwelt ſehr ſparſam geweſen ſey, und einem Italieniſchen Geſchichtſchreiber ſeiner Thaten, der ihm von Rom bis Bologna zugereiſet war, auch nicht einen Heller gegeben habe; allein damals — ſagte Felizian zu ſich ſelbſt — gehörte es vielleicht zum Ruhme des großen Monarchen, daß er die Welt überzeugte, wie wenig ihm an den Schmeicheleyen der Schriftſteller gelegen ſey. Es wäre nicht hübſch geweſen, wenn er den Schmeichler belohnet hätte. Monarchen ſind grosmüthig, wenn der Ruhm ihres Namens dadurch gewinnt. Aretin, der ſo viele kaiſerliche Geſchenke erhielt,

hielt, um Karls Ruhm nicht zu verdunkeln, iſt ein lebendiger Zeuge davon: wenn ihn Jemand ſelbſt darüber befragen will. Durch dergleichen Monologen hob Felizian die Zweifel aus ſeiner Seele, und ſchlief voll der Hofnung auf ſeinem weichen Pflaumenbette ein. Was er dieſe Nacht geträumt hat, iſt weder von ihm ſelbſt angemerkt worden, noch, wie mir ſcheint, beträchtlich genug, um erzählet zu werden. Ein Mann, wie Felizian, der auf einem einzigen Steckenpferde zu gallopiren gewohnt iſt, kann von nichts, als Reichthum, träumen. Vermuthlich war alſo ſein heutiger Traum die Wiederholung des erſten, den er unter der ſchattichten Eiche geträumt hat. Und nun, holde Nacht im Untersberg, ſey mir willkommen! von dir hat bis auf den heutigen Tag kein Dichter geſungen. Da mein Geſchichtheld ſo ſanft ſchläft, und meiner Feder nicht bedarf, ſo erlaube mir, ſchwarzgraue Göttin der Melancholiſchen! dir dieſes Lied niederzuſchreiben, daß ich eben mit dem Schlage der zwölften Stunde zur Mitternacht beginne.

An die Nacht im Untersberg.

Sey mir willkommen, dunkle Nacht,
Mit aller deiner Feyerpracht!
Du ſenkſt ſo friedlich dein Gefiedet
Auf dieſe reinen Gläſer nieder,
Durch welche, wann der Tag erwacht,
Der Roſenmund des Morgens lacht.

Hier deckſt du keines Menſchen Liſt,
Und jeden, der dich freundlich grüßt,
Liebkoſeſt du mit deinen Schwingen,
Und läßt ihn nicht mit Wache ringen,
Die manchen in der Oberwelt
Bis zu dem Ruf des Hahnes quält.

Da ſchläft der Kaiſer, und der Rath,
Und, wer noch ſonſt zu wachen hat:
Da ſtört kein Wuchrer deine Stille,
Zerreißt kein Luſter deine Hülle;
Da weckt den müden General
Kein ſchmetternder Trompetenſchall.

Da schändet dich der Junker nicht,
Der zu Elisens Füssen kricht,
Das liebe Kind mit t.. send Schwüren
Und Schmeicheleyen zu v.. führen:
Und, hat er sie in's Netz gebracht,
Die schöne Bürgerinn verlacht.

Da wirst du, liebe dunkle Nacht,
Von Grossen nicht zum Tag gemacht;
Da weint kein Edler sein Geschicke,
Des Fürsten Blindheit, die Intrike
Des Höflings, der zum Bösen wacht.
Sey mir willkommen, gute Nacht!

Einunddreyßigstes Kapitel.

Kaum blickte der Tag durch die Kunstgläser herein, so erhob sich Felizian aus dem Bette, und die ganze Burg ward rege. Aretin säumte nicht, seinen Gast zu besuchen, und mit der karakterisirenden Zärtlichkeit der Ita-

liener zu fragen, wie Seine Andacht geſchlafen habe? Den Augenblick ſtand die beſte Mayländer-Chocolade auf dem Tiſche, und beyde frühſtückten zuſammen. Ich kann dir nicht länger verhalten, ſagte Aretin, und nahm den Becher vom Munde; ich kann dir nicht länger verhalten, Bruder Felizian! daß du das merkwürdigſte in dieſer ſeltſamen Burg bisher weder geſucht, noch geſehen haſt. „Die Schatzkammer, meynet ihr, verſetzte der Eremit, wo der kaiſerliche Reichthum verwahret wird?„ O behüte! Was iſt's mit Gold und Silber, das jeder Schurk, und Tagedieb erwerben kann? „Es iſt doch eine ſchöne Sache darum: unterbrach ihn Felizian.„ Und Aretin wiederſetzte: Deine Andacht, Bruder, haſt du vermuthlich in der Offenbarung des heiligen Johannes ſtudirt. Aber hör' einmal! du haſt mit dem Kaiſer geſpeiſet, und ſeinen Bart nicht geſehen. Ich will nicht wieder in die Oberwelt kommen, rief der Eremit aus, wenn ich von dem Glanze der Edelſteine, und des Goldes den Wunderbart ſehen konnte, von dem bey uns ſo groſſe Dinge erzählet werden.

Nicht

Nicht der Glanz des Goldes, und der Brillanten, erwiederte Aretin, sondern ein künstliches Gefäß, worein der Bart geschoben ist, und das sich gegen den Unterleib immer mehr erweitert, so, daß er einem Brustkleid ähnlich sieht, hat ihn deinen Augen entzogen. Das ist ein Bart, Bruder Felizian! woraus man für eine ganze Armee Schnurbärte drähen könnte. Und das Geheimniß, das in ihm steckt! o Felizian! du wärest nicht im Unterberg gewesen, wenn du diesen Wunderbart nicht gesehen hättest. Bitte wohl recht sehr, sprach Felizian mit der möglichsten Freundlichkeit, mir den Anblick desselben zu gönnen.„ Sollst ihn sehen, frommer Bruder! wenn Karl seine Meditationsstunde hält; Er meditirt von neun bis zehn Uhr. Der ganze Hof versammelt sich dann, und umringt den Kaiser, der an einem grossen Tische von Ebenholz sitzt, auf dem ein Kreuzbild von weissen Edelsteinen zusammengesetzt steht. Alles beobachtet dann das genaueste Stillschweigen. Doch du wirst selbst sehen, was ich dir nicht ganz zu erzählen vermag. Aber das Geheimniß? ersuchte Felizian

lizian weiter. „Das Geheimniß, antwortete Aretin, wird sich entwickeln, wenn der Bart dreymal um den Tisch herumreicht. Bruder Felizian! dann ist's um die ganze Welt geschehen. Der fürchterliche Tag bricht herein, an welchem alle Planeten von ihren Sonnen den Judaskuß erhalten, und, wie Stoppel und Heu, verbrennen. Deine Andacht versteht mich. Ich meyne den jüngsten Tag, da die Asche des Goldes so wohl, als die Partikeln der faulen Luft, mit der ihr eure Luftballons füllet, sich in Sonnenstäubchen auflöset. Der Bart unsers Kaisers ist der ächte Parzenfaden der Welt, nur mit dem Unterschied, daß der Faden, den die Parzen spinnen, bricht, wenn der Mensch den Hannswurst auszieht: der Bart aber zu wachsen aufhört, wenn die Erde zu prasseln anfängt.

Zweyunddreyßigstes Kapitel.

Meine verehrungswürdigen Leser wissen alle, daß Aretin ein hämischer Mann ist, der sich um die Religion eben nicht viele Verdienste gesam-

gesammelt hat. Gewohnt, über alles zu witzeln, und zu lachen, hat er sich in dieser Oberwelt allgemein furchtbar gemacht. Selbst Karl, und Franz von Frankreich fürchteten die Geisel seines Witzes, welches nach meiner Meynung freylich keinem von beyden Ehre machte. Doch es war nun einmal so: und Karl und Franz, wenn sie einen dummen Streich gethan hatten, suchten seinen Witz mit Geschenken zu besänftigen. Die Herrscher im achtzehnten Jahrhundert besänftigen mit Stockstreichen, und ewigem Gefängniß. Diese Bemerkung mache ich, um den Klassifizirern der Jahrhunderte nach meinem Vermögen einen Beytrag an die Hand zu geben, wodurch sie, wenn sie nichts bessers haben, ergründen mögen, wie weit wir durch die Reformation des Bettelmönchs in der philosophischen Aufklärung vorgeschritten sind. Da ich kein Freund von tiefen Untersuchungen bin, und, wie ich schon oben angemerkt habe, für gewiß glaube, daß der Mensch hienieden seine Seligkeit in Träumen suchen müsse, wenigstens könne: so habe ich die Wirkungen der Reformation so scharf nicht unter-

ſucht, daß ich entſcheiden könnte, wie weit dieſelbe den Weg zur Wahrheit gebahnet habe. Wer weiß, ob's der Zweck der Reformatoren war, der Welt das Licht anzuzünden? Se. Majeſtät im Untersberg wiſſen es, wie lichtſcheu dieſe Herren geweſen ſind. Freylich hatte man auch in Trient die Abſicht kaum, den raſenden Gegnern das Licht vor die Augen zu halten, indem man, wie es ſcheint, noch nicht genug unterſcheiden konnte, ob es für die Kirche Gottes vortheilhafter wäre, das Licht der Wahrheit wieder anzuzünden, das ſich nach dem Tode der Apoſtel ſogleich verdunkelte, und zu Gregors Zeiten beynahe ganz verloſchen war, oder noch ferner die Rubinen auf der römiſchen Biſchofsmütze funkeln zu laſſen. Mir ſcheint, (ſo wie mir die Darum's die Naſe vorbeyfliegen) daß man jedes Aug hätte ſchauen laſſen ſollen, was es ſchauen wollte, die Sonne, oder die Rubinen. Ich zweifle nicht, daß die Sonne mit der Zeit über den Glanz der Rubinen geſiegt hätte. Wenigſtens würde man nicht gezwungen worden ſeyn, dem Papſt die Mütze in den Koth zu werfen, die in dem

stürmischen Mittelalter der Menschheit so wichtige Dienste gethan hat.

Die Päpste würden endlich selbst die Rubinen von der Mütze genommen, und durch ihren Werth die Pomtinischen Sümpfe ausgetrocknet haben. Aber es ist schon so in der Natur. Sie reiniget sich mit Gewalt, und Getöse: wie die Henne schreyt, wenn sie ein Ey legen will. Man kann den Papst nicht verdenken, daß er sich die Mütze nicht nehmen läßt; Niemand giebt gern, wenn er gezwungen wird. Aber wenn der Papst einstens gesehen hätte, daß man seine hohe Mütze schon allgemein für eine gewöhnliche Bischofshaube hält, so würde er gewiß selbst gethan haben, was ein anderer an ihm in hundert und mehr Jahren nicht wird thun können.

Dreyunddreyßigstes Kapitel.

Aretin hat den Eremiten von sieben bis neun Uhr sehr wohl unterhalten, und zur Anschauung des geheimnißvollen Bartes geziemend

vorbe-

vorbereitet. Felizian erwartete den Glockenschlag mit so bangem Herzen, als mancher Christ in Oberdeutschland den Monat März 1786 erwartete, da nach der Weissagung des tiefdenkenden Ziehen ganze Länderstriche durch Erdbeben sollten zu Grunde gehen; oder wie die Augsburger, und die patriotischen Schwaben insgesamt den 24. August ebendesselben Jahres, da der ungeheure Luftballon des Freyherrn von Lütgendorf alle Luftbälle in der Welt beschämen sollte.

Ich will gegen die Kunstrichter nicht starrsinnig behaupten, daß beyde Gleichnisse das bange Pochen des Felizianischen Herzens gleich deutlich erklären; indem ich gern bekenne, daß in der Erwartung des Erdbebens die Hofnung von der Furcht, und bey den Augsburgern & Konsorten die Furcht von der Hofnung überwogen worden sey. Allein da der Zustand der Seele in beyden Fällen so verwirrt ist, daß ihn der römische Herzenkenner selbst nicht auseinander setzen konnte, oder wollte, da er von den Zuschern beym Wettelaufen der Trojaner sagt: exultantia pulsat corda pauor etc. so habe

ich

ich kein Bedenken getragen, beyde Gleichniße herzuſetzen, und dem Geſchmacke meiner Leſer zu überlaſſen, welche er für die beſte und paſſendſte halten wolle. Auch kann, nach aller Wahrſcheinlichkeit, zwiſchen dem lezten Worte des geſchwäzigen Italieners, und dem Glockenſchlage nicht ſo viel Raum ſeyn, als ein Deklamator mit der ſchnellſten franzöſiſchen Zunge bräuchen würde, meine Gleichniße und die Erläuterung darüber herzuſagen.

Wirklich ſind Felizian und Aretin ſchon im Meditationszimmer, und ſtehen bereits mit Naves, Schwendi, und Granvelle am Rücken des Kaiſers, der nun, ohne Gold und Brillanten, ſchwarzgekleidet in ſeinem Lehnſtuhle ſizt, wie vormals ein Kongregations-Präſes, wenn er in den ſogenannten Exerzitien, oder Geiſtesverſamlungen den jungen Studenten Schrecken und Grauen hineinreden wollte.

Karl ſprach kein Wort; aber der Anblick des verſammelten Hofes, und das ſtille, feyerliche Karfreytag Zeremoniel weckte ſowohl in

in dem Herzen Felizians, als in denen der Mitspieler selbst Empfindungen, die der Kongregationspräses mit aller Beredsamkeit bey mir nicht wecken konnte. Um den Tisch herum standen sechs schwarz gekleidete Kammerherren mit spanischen Mänteln, welche zur Bedienung des wunderbaren Bartes bestimmt waren, der nun, von seinem Behältniße losgebunden, langsam in den Händen der Hoch, und Hochwohlgebornen Bartminister dahin floß, und sich gleichsam selbst, seiner Bestimmung zu Folge, um den Tisch herum schlang. Mit der tiefesten Ehrfurcht, und möglichster Verehrung nahmen die Kammerherren den Bart zwischen den Daum und den ersten Finger, womit sie sonst die verzuckerten Mandeln und Biskuit auf die delikateste Weise, mit der es immer ein niedliches Fräulein thun kann, ergreiffen, und so ganz allerliebst in den lächelnden Mund legen. Zweymal umschlang der Bart den Tisch ganz, und das drittemal reichte er noch eine Seite des Vierecks aus. Die Seite des Vierecks hatte eine Wiener-Ruthe; folglich war der Bart neun Ruthen lang, ohne den

jenigen

jenigen Theil mit in Anſchlag zu bringen, der vom Kinn bis zu dem Punkt hinablangte, wo er ſich um den Tiſch zu ſchlingen anfängt, welcher auch $\frac{2}{3}$ Ruthen betragen mag. Felizian, in der Arithmetik wohl erfahren, fieng ſogleich zu rechnen an, wie lange er noch leben müßte, wenn er der lezte Herzog in Bayern ſeyn ſollte, und fand gar bald, daß er wahrſcheinlicher Weiſe bis an den jüngſten Tag nicht ausdauern könnte, als welcher noch volle 76 Jahre entfernt wäre. Es iſt alſo vor allem nothwendig, dachte er bey ſich, daß ich das ſchmachtende Mädchen meiner akademiſchen Empfindungen aufſuche, und endlich wahr mache, was ich ihr ſo oft betheuert habe, daß ich wünſchte im Stande zu ſeyn, einen Fürſtenhut zu ihren Füßen zu legen. Auf ſolche Art würde für Bayern bis an das Ende der Welt geſorgt ſeyn. Von ſolchen Gedanken erfüllet ſtand Felizian, als ihn Aretin ſtörte, der ihm's an der Miene abmerkte, daß er den Tag der Vollendung zu berechnen ſich mühte.

Vierunddreyßigſtes Kapitel.

Deine Mühe, ſprach er, iſt verlohren. Der Bart wächſt nicht nach geometriſchen Verhältniſſen, oder nach irgend einem mathematiſchen Masſtabe. Unter der Regierung eines frommen Kaiſers wächſt er langſam: ſo wie er im Gegenfall unbeſchreiblich ſchnell wächſt. Vor ungefähr ſechs Jahren fieng er ſo ſchnell zu wachſen an, daß ich ſelbſt bald gefürchtet hätte, der Judaskuß möchte nicht fern mehr ſeyn. Aber izt, wie du ſiehſt, nimmt ſeine Länge ſo merklich nicht zu. Wir Untersberger haben am allerglorwürdigſten Barte des Kaiſers einen richtigen Barometer der kriſtlichen Frömmigkeit in der Oberwelt. Euer Kaiſer hat ſich vermüthlich bekehrt. Mein lieber Freund, ſprach Felizian: unſer Kaiſer — ob ich ſchon ein Bayer bin, muß ich doch die Wahrheit geſtehen — Unſer Kaiſer war immerher ein kriſtlicher Fürſt. Daß er Mönche ausrottet, und die Goldbäche ableitet, die ſich vorhin in den Ozean der heiligen Kammer ergoſſen

ergoſſen haben: wird ihm der Gott der Liebe vergeben. Gold iſt eine ſchöne Sache. Wer verdenkt ihn, wenn er's in ſeinem Staate zu behalten ſucht, da es in ſeinem Staate geprägt, oder erworben worden iſt? Wenn er überdies mich ungeſtört handeln laſſen wird — hier iſt der Redeſatz im Manuſkripte abgebrochen, und ſogleich beygefügt, daß die Meditationsſtunde unvermerkt vorbey war, und ein allgemeines Getöſe ſie in ihrer Unterredung geſtört habe. Keiner meiner Leſer wird mir's verargen, wenn ich dafürhalte, daß ſich jedermann ſelbſt erſetzen könne, was Frater Felizian weiter würde geſagt haben, wenn ihn das Geräuſche der Hofleute nicht gehindert hätte, und zwar mit eben ſo viel Recht, als Triſtram von ſeinem Oncle Toby behauptet, daß er (jedoch ohne Nachtheil ſeiner Schamhaftigkeit) ganz gewiß das jenige, was durch einen Gedankenſtrich angedeutet iſt, in ſeiner Fortifikationsſprache einen bedeckten Weg würde genennet haben. Der bedeckte Weg, wie ſie ſehen, züchtige Leſer! giebt mir einen herrlichen Proſpekt zu einem meiner gewöhnlichen Spaziergänge;

gänge; und ich bin überzeugt, daß viele junge Herren von bon ton mich begleiten würden; allein für diesmal kann ich nicht dienen, und verweise sie an Tristram, wenn sie mit dem hurtigen Engelländer fortkommen können.

Fünfunddreyßigstes Kapitel.

Wie die artigen Herrchen dahinfliegen, daß sie kaum den Boden zu berühren scheinen! Der eine dorthin, der andere dahin, und der liebe Engelländer in der Mitte! Wie lustig so ein Spektakel für den Zuschauer ist! Weg mit den Luftfahrten, den Reigerbeitzen, Parforcejagden, Stiergefechten! So ein Schauspiel übertrift alles, was unterhaltend heißt. Kommen sie doch, gnädige Fräuleins, und besehen einige Augenblicke das Wetterennen der jungen Herren: denn länger werden wir sie doch nicht sehen können. Es thut mir leid, meine Zuschauerinnen, daß sie zu spät gekommen sind. Sie sind bereits dem Gesichtskreise entflogen. Wollen sie indessen auf ihre Zurückkunft warten, so mögen sie's gleichwohl thun;

thun; aber mich werden ſie entſchuldigen, wenn ich ſo unartig bin, und ſie allein laſſe. Alle Seitenblicke zu vermeiden (beſonders in ſo einem Falle) begebe ich mich in die Meditationsſtube zurück, wo der hochberühmte Bart bereits wieder im Gefäße iſt, nachdem er von allen und jeden andächtig geküßt worden war. Wenn ſie mir erlauben, will ich mich nachhin in einer ihrer dichteriſchen Stunden erkundigen, was ihnen die jungen Herren vom hämiſchen Engelländer erzählet haben. O die allerliebſten Fräuleins! wie ſie voll der Erwartung herum trippeln, und trappeln, als ob ſie eben izt die Erlaubniß erhalten hätten, auf den maskirten Bal zu gehen! die guten Kinder! — o daß ſie doch immer ſo freundlich unter ſich bleiben möchten!

Sechsunddreyßigſtes Kapitel.

Der hochberühmte Wunderbart ward von allen und jeden Anweſenden ſo gut geküßt, als Julchen von Ammyn. Der Vizekanzler war der erſte, und nach ihm der Burgpfarrer. Felizian,

lizian, Schwendi, Granvelle, und die übrigen alle folgten der Ordnung nach, die ihnen der Kammerfourier vorschrieb. Aretin war der lezte, nicht als ob er ein Mensch von geringerem Ansehen wäre, sondern weil er glaubte, daß er vom Huldlächeln des Monarchen, das sich über den Bart hinunter ergoß, eine weit größere Portion würde einschlürfen können, als alle die übrigen, deren einer vom andern gleichsam verdrängt wurde. Daraus können Euer Exzellenz sehen, wie wenig unverschämt die Dichter seyen. Sie dringen sich nicht auf; und wenn sie Auguste, Mäzenaten, Leonen, Ludovike, und wen noch? loben: so müssen Euer Exzellenz nicht denken, daß sie dadurch sagen wollen, wie rühmlich es sey, die Musen zu beherbergen, sondern bloß daraus schließen, daß einige grosse Fürsten gewesen sind, die auf einen Dichter so viel verwendet haben, als mancher anderer, eben so grosser Fürst, wenn sie wollen, auf seinen Leibhengst, oder Spaßmacher. Die Dichter sing genügsame Leute. Sie geben gern zu, daß man ihrer bey Hofe nicht bedarf, und behalten sich

nichts

nichts vor, als daß ſie ungehindert über die Ueberbleibſel der Barbarey an den Leibhengſt- und Spaßmacherhöfen lachen dürfen. Dieſe einzige allerhöchſte Gnade, um die ſie gewöhnlich Niemand beneidet, füttert, und nähret wenigſtens ihren Geiſt, und der Körper, wie ſie wiſſen, dichtet nicht, weil ſonſt ein jeder Reichsprälat ein Dichtergenie ſeyn müßte. Aretin, der von den Monarchen ſeiner Zeit nicht ſo viel des Genies, als ſeiner Läſterzunge wegen gefüttert ward, und noch eben deßwegen im Untersberg penſionirt iſt, gehört freylich eigentlich nicht in die Klaſſe der Dichter; da ſich aber zu unſern Zeiten auch manche Romanenſchreiber, und ſogar Leſer unter die ſchönen Geiſter zählen, ſo wird man auch diesfalls mich entſchuldigen, daß ich einen witzigen Kopf, der doch ſo ziemlich ſeinen Vers machen konnte, in die Reihe der Dichter ſetze. Wenn auſſer dem Witze, und einem drolligten Knittelvers noch mehr zum Dichter erfordert würde: wie einſam würden Klopſtok, und Uz, Ramler, Gleim, Klaudius, Stollberg und noch wenige andere unter den Eichen der Väter ein-

her wandeln! Nun aber wimmelt's in den Hayneh Thuiskos von Dichtern und Barden, daß die Zweige kaum zureichen, ihre Scheitel zu bekränzen.

Siebenunddreyßigstes Kapitel.

Se. Majestät wurden nach der prachtvollen, und geheimnißreichen Meditation nach Allerhöchst Ihrer Wohnung zurückkorteggirt, und gaben bald darauf die allergnädigste Ordre, daß der Vizekanzler den Schwendy, Granvelle, Aretin, und unsern Eremiten zu Mittag laden solle, indem Se. Majestät bey ihm incognito zu speisen gedächten. Felizian beschaute indessen mit Aretin diejenigen Theile der Kaiserlichen Burg, die er bisher noch nicht gesehen hatte, und verweilte zulezt in der Hofbibliothek, weil er sich von seinem Gesellschafter ausbath, die Schatzkammer ein andersmal bewundern zu dürfen, wenn ihnen mehr Zeit übrig seyn würde.

Aretin, der nebst dem, daß er den Hof zu belustigen hatte, auch Bibliothekar war,

zeigte

zeigte sich itzt gefälliger, als jemals. Es war kein Heft so beträchtlich, oder so heterodox, das er dem wißbegierigen Fremdling nicht hervorlangte. Die schönsten Auflagen von Raymundus Lullus, Kornelius Agrippa, Albertus Magnus, und andern tiefsinnigen Mathematikern und Philosophen wurden bewundert, und die Bände derselben, wie sie es auch verdienten, von den Augen des Kenners genau besichtiget, und angestaunt. Da der seltsainsten Manuskripten, die sich in dieser Bibliothek befinden, so eine ungeheure Anzahl ist, daß Felizian, wie er sich ausdrückt, sie nur kurz anzumerken, die Haut eines wohlgefütterten Esels nöthig gehabt hätte: so sehen meine Leser von selbst, daß ich nicht im Stande bin, weder den Liebhabern der Literatur, noch den Textergänzern hierin ein Genügen zu leisten. Die Freydenker aber, welche nicht glauben wollen, daß die Sündfluth allgemein gewesen sey, und daß Moses seine Geschichte auf solide Gründe gebaut habe, als die sogenannte Tradition ist: die Freydenker, sage ich, will ich mit einem Manuskripte beschämen, das

auſſer allem Zweifel den Urväter Noe zum A
tor hat. Das Manuſkript iſt lateiniſch; w
durch zugleich bewieſen wird, daß die Menſch
vor der babyloniſchen Verwirrung lateiniſch
ſprochen haben, und daß das Manuſkript
ter iſt, als Babylon, weil nach der Erbau
dieſer Stadt in denſelben Gegenden hebräiſ
oder kaldäiſch geredet worden iſt. Daß al
dieſe koſtbare Schrift nicht erſt von Römer
oder wohl gar von Mönchen unterſchoben wo
den ſey, beweiſen die Namen derjenigen,
ſie von Zeit zu Zeit beſeſſen haben, und
Rande deſſelben angemerkt ſind. Es iſt k
Zweifel, daß dieſer Schatz auf dem Kapi
zu Rom unter die Ueberbleibſel der ſybilliniſch
Waſſagungen hinterlegt worden ſey, wel
ebenfalls in dieſer kaiſerlichen Bibliothek a
behalten werden, und deren einige der Kirch
vater Auguſtin noch geſehen hat. Vom In
halt dieſes Manuſkriptes werde ich meinen
ſern im folgenden Kapitel etwas weniges v
tragen, um eines noch weit mehr denkwür
gen in dieſem erwähnen zu können, deſſ
Aechtheit ich ſelbſt bezweifeln möchte, der
da

doch leichtgläubiger bin, als der Diabolus Rotæ zu Rom. Dieſes Manuſkript iſt im Staube. Meine Leſer errathen leicht, daß es vom Weltheiland herrührt, da er das Urtheil über die Ehebrecherin fällen ſollte. Es muß nothwendig von Engeln aufgenommen, in das Behältniß gebracht, und von italieniſchen Maulthieren nach dem Occident transferirt worden ſeyn. Genug! ich kann mich nicht bereden, es für ächt zu halten. Die Schrift heißt, da das Evangelium davon ſchweigt, und meine Leſer vielleicht begierig ſind, ihren Innhalt zu erfahren: die Urtheile der Menſchen ſind niemals ganz rein.

Achtunddreyßigſtes Kapitel.

Andächtige, geiſtreiche Leſer! für ſie allein iſt dieſes Kapitel geſchrieben; die übrigen alle können es, wenn ſie wollen, überſchlagen; wenn ſie nicht wollen, mögen ſie gleichwohl gähnen, oder — ſind ſie nicht ſchläfrig — ſich ärgern. Noe, der Stammvater aller

Men-

Menschen, die sich von der allgemeinen Fluth gerettet haben, (so heißt es im Manuskripte) ertheilt seinen väterlichen Segen der Nachwelt. Die Sünde der Welt ist abgewaschen, und Gott ist versöhnet. Steigt auf die Hügeln, und seht über die Fluren hin, wie sie blühen, und glänzen im Morgenthau! der Schlam der Sünde ist weggespült. „Euer Hochwürden sehen ganz deutlich ein, daß Noe in dieser vermischten Allegorie die kristliche Taufe, und die Seelen der getauften Menschen bezeichne. Die ganze Schrift — denn mehr, als Felizian angemerkt hat, kann ich ihnen nicht liefern — ist eine Reihe von Weissagungen, die theils schon erfüllet sind, theils, wie es scheint, erst künftig erfüllet werden sollen. Es werden Zeiten kommen, heißt es an einem Orte, da ihr vergebens auf die Berge steigen werdet; denn sie werden von Riesen besetzt seyn, die euch hinabstürmen. Einige aus euch werden dann trostlos und kleinmüthig seyn; andere aber im Thale hinschleichen, und der Riesen lachen. Die ihr trostlos und kleinmüthig seyd, weil euch die Riesen hindern, den Berg

zu

zu besteigen, schleicht, wie eure Brüder, im Thale hin, und lachet der Riesen. Von den Bergen fliessen die Bäche in's Thal, und wenn euch ihr Gewässer von den Riesen getrübt worden ist; so seyd ihr nicht gezwungen, das trübe Wasser zu trinken. Macht euch's klar, und trinket. „Ich muß gestehen, daß ich mich über die Exegese des Eremiten sehr verwunderte, da ich las: daß er mit dem heiligen Hieronymus dafürhalte, die genannten Berge seyen die Wotte der heiligen Schrift. Das übrige können sich in Paraboln geübte Leser selbst hinzudenken. Doch kann ich nicht verschweigen, daß mir eine andere Auslegung (die ich aber aus wichtigen Ursachen in petto behalte) nicht viel unpassender scheint. Meine Sache ist es nicht, und wird es vermuthlich niemals werden, kanonische Bücher zu kommentiren. Eben deßwegen setze ich folgender Weissagung, die ich des poetischen Verdienstes wegen noch heraushebe, keine Erklärung bey. „Einsam, und traurig sind die Gegenden (regiones) um Mora, und roth sind die Augen der Söhne des Himmels. Seht, wie die

Thränen

Thränen in ihren Augen zittern! wie sie die Hände ringen, und um Hilfe rufen zu dem Heiligen; er aber sieht mitleidig auf sie herab, und spricht: ich kann euch nicht helfen. Der Nordwind hat die Palmzweige des Mittags verbrennt. Die Sonne schimmert am Mittag, und am Abend schämt sie sich, geschimmert zu haben; denn auch sie muß untergehen. Seht ihr nicht, wie die Arche fault, die uns über den Fluthen erhielt? die Fluthen sind abgeloffen, und versiget; die Arche mag faulen. Warum habt ihr die Arche verlassen, da sie strandete auf den Bergen Armeniens? — weil die Taube nicht zurückflog vom blühenden Felde.

Neununddreyßigstes Kapitel.

Felizian, nachdem er die vorzüglichsten und seltensten Manuskripte durchsehen, und überhaupt die ganze Bibliothek auswendig gelernet hatte, ward nun von seinem Gesellschafter erinnert, daß es bereits zwey Uhr nach Mittag, und folglich Zeit sey, auch den Kör-

per zu befriedigen. Wie's dem Eremiten möglich war, in drey Stunden — denn so lange war er in der Bibliothek — so eine Quantität Bücher auswendig zu lernen, kann ich Euer Gnaden nicht dienen; wenn Sie nicht ihren eigenen Herrn Sohn beyspielsweise anführen lassen wollen, der in einer einzigen Stunde durch den Leipziger Bücherkatalog zum Gelehrten geworden ist. Wie sehr, und wie oft hat mich's gereuet, daß ich meine Zeit so beym Wolff, oder Leibniz versessen habe? warum zeigte man mir nicht den kürzern Weg zum Tempel der Weisheit? Warum mußt ich den veralteten Zizero, und den kritischen Tazitus lesen: da ihre Maximen schon lange nicht mehr Mode sind? Durch die Leiden des jungen Werthers — hätte man mir sie lesen lassen — würde ich aufgeklärter geworden seyn, als durch alle die wortreichen Schwätzereyen der Römer. Hätte ich überdies noch die neuesten Bücher-Rezensionen, oder wenigstens Katalogen gelesen, so möchte ich wohl den Mann kennen lernen, der mich in einer Gesellschaft von bon ton dem Mendelssohn,

Iselin,

Iselin, oder sonst einem grossen Philosophen — ich meyne Selbstdenker — nachzusetzen gewagt hätte.

Nun habe ich alles dieses nachholen müssen, und empfinde, leider! daß mein Verstandskästchen mit so viel pedantischem Nonsens voll gepfropft ist, daß die gelehrten Rezensionen und Bücherkatalogen keinen Platz mehr darin finden. Wenn Euer Exzellenz, oder Gnaden einen Sohn haben, so bitte ich Sie um des allgemeinen Besten willen, daß Sie ihn ja auf keine Akademie schicken, wo man noch so viel auf die Alten hält. Man wird zurückgehalten, und der emporstrebende Geist erliegt unter der Last des unnützen Schulwustes, worin er von finstern Magistern vergraben wird. Also noch einmal! schicken Sie ihn nach — da verkürzen und versüssen ihm helldenkende Lehrer durch die Vorlesung ihrer eigenen petites Lettres das lange saure Jahr, und er lernt, was er lernen solle, weit früher, als wo man Tazitußen und Lukrezen erklärt.

Vierzigstes Kapitel.

Ueber Tisch — denn in der Karlsburg hat man sich indessen zum Mittagmahle gesetzt, da wir auf dieser Welt von Bücherkatalogen, und Akademien gesprochen haben — ward diesmal von den Holländern gesprochen, die, wie bekannt, zu Karls Zeiten noch Unterthanen der spanischen Monarchie waren. Felizian hatte sie genannt, da er des Sukzessionskrieges erwähnte; allein Karl bemerkte es damals nicht, und hat erst, als er sich zu Bette legte, darüber nachgedacht. Heute war sein erstes Wort: Was sagtest du gestern, Bruder Felizian, von den Holländern? Sie hätten, wie die Britten, den Kaiser im Sumpfe stecken lassen? „Euer Majestät! das thaten sie. Doch muß ich erst erinnern, daß Holland mit noch andern sechs Provinzen damals Freystaaten waren, so, wie sie es noch sind; denn sie haben sich unter Allerhöchst Dero Herrn Sohns Philipp glorwürdigster Regierung von Spanien losgerissen. (Die Gesichtszüge Sr.

Majestät verzogen sich merklich.) Der Herzog von Alba war einmal zu streng, und behandelte die aufgebrachten Belgier zu unglimpflich. Euer Majestät geruhen allergnädigst zu wissen, was die Menschen, wenn sie irgendwo Unterstützung finden, für die Denkfreyheit wagen können. Der Herzog gab durchaus nicht zu, daß sie anders dachten, als er. Hochmüthig zog er durch die Städte der Niederlande, und ließ Köpfe wegschlagen, und morden, wie der Würgengel in Aegypten. Es ist ganz natürlich, daß er sich dadurch verhaßt, und die spanische Religion verdächtig machte. Viele grosse, und edle Männer standen gegen ihn, und verfochten, wie sie sagten, die Rechte der Menschheit. Die Grafen von Nassau, und einige andere waren die Feldherren der gekränkten Reformation. Frankreich, wie Euer Majestät wohl denken können, that das seinige, und es kam endlich zum Friedensschlusse, wodurch Seeland, Holland, Gröningen, Geldern, Yssel, Friesland, Utrecht, als unabhängige Staaten erkannt wurden, die durch erwählte Magistrate sich selbst beherrschen, und

aus

aus Dankbarkeit den Wilhelm von Naſſau Oranien als Statthalter und General-Kapitän der nunmehr vereinigten Niederlande erkennen ſollten. Ihre Macht wuchs durch Eintracht, und Emſigkeit ſo hoch, daß ſie in kurzer Zeit Herren des Handels wurden. Du lieber Gott! was die Leute für Reichthümer geſammelt haben! Alle Potentaten haben Geld von ihnen geborgt, und ihre Freundſchaft geſucht. (Karl rollte die Augen, und lächelte dazu.) Aber nun, fuhr der Eremit fort, nun haben ſie's vollbracht, die reichen Holländer. Sie raufen unter ſich, und werden ihren Feinden zum luſtigſten Schauſpiele. Euer Majeſtät erlauben, den gerechten Schmerz heraus weinen zu dürfen! Wie werden die Franzoſen, die Raubgierigen Ungarn, die Preußen — was Preußen? unterbrach ihn Schwendy: was haben die Preußen in Holland zu thun? Ja wohl Holland — verſetzte Felizian — was hatten die Preußen in Schleſien und Böhmen zu thun? Und doch haben ſie das erſtere weggenommen, und das leztere guten Theils rein ausgeplündert. Friederich, ihr König —

König? der Heermeister von Preußen? König? Ja, großmächtigster Kaiser! Friederich von Brandenburg, der Heermeister ist König. Schon sein Grosvater hat sich die Krone aufgesetzt, die in der kurzen Zeit von 85 Jahren so glänzend geworden ist, daß die Augen der Nachbarn darüber erblindet sind.;; Se. Majestät merkten abermals gewisse Zückungen, und liessen sich in einer Senfte nach ihrem Kabinette zurückbringen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die übrigen Gäste tranken ein Gläschen mehr, und Felizian fuhr weiter fort:

Dieser Friederich, von dem ich Ihnen sagte, ist ein ganz ausserordentlicher Mann. Er hat seine Macht auf 200000 Mann gebracht, die von so vortreflichen Generälen kommandirt werden, daß der noch stärkere österreichische Kaiser, das ebenfalls mächtigere Rußland, Frankreich, und selbst die fürchterliche Reichsarmee mit der Acht und Oberacht in ihren Patrontaschen durch einen siebenjährigen Krieg so

wenig

wenig gegen ihn vermochten, daß sie ihm auch nicht eine Ruthe Landes abnahmen. Ist nicht wahrscheinlich — sagte Schwendy. — beym bockfüßigen Engel der Nacht! du unterhälst uns mit Lügen, Eremit! Herr General! ich bin auch Soldat gewesen, und bin gelaufen bey Torgau, daß ich bey jedem Wettelaufen den Kranz hätte gewinnen können. Scio, quantus in clypeum assurgat. Freylich sagt man, es wäre nicht ganz redlich zugegangen, und die österreichischen Generäle — doch die Klügeren, und vermuthlich der Hof selbst wissen es besser, woran es gefehlt habe. Frankreich konnte gegen die Hanoveraner nicht viel bewirken, und begnügte sich auf deutschem Boden tanzen zu können; Rußland hat viel gethan, und viel zernichtet, nachdem Elisabeth gestorben ist; der Kaiser aber und seine Gemahlin, die Königin von Ungarn und Böhmen hatten zwar grosse Armeen, aber wenige Soldaten, viel Troß, wenig Patriotismus, viele Rathgeber, wenige Ausführer. Wenn Euer Exzellenz — er wandte sich zum Vizekanzler — noch überdies glauben wollen, was einige für

die sicherste Ursache der preußischen Ueberlegenheit angeben: daß nämlich der österreichische hohe Adel, seitdem er sich so allgemein hat prinzipalisiren lassen, ein goldgewirktes Kleid, und einen prächtigen Galawagen höher schätzt, als den Kriegsruhm: so werden Sie gern die Güte haben, den Herrn General zu bereden, daß mich Hochderselbe für keinen Lügner halte. Eure Exzellenzen wissen allerseits, daß der Kriegsgeist der unüberwindlichen Römer sogleich dahin war, da sie anfiengen, sich an Pracht und Herrlichkeit einander übertreffen zu wollen.

Die zarten Gesichter der Pompeianer auf den pharsalischen Feldern vertrugen die scheußlichen Wunden der deutschen Säbel nicht; der artige Römer schonte seiner untadelhaften Wangen, und floh. Obschon die Faustapferkeit der Offiziere keinen so wichtigen Einfluß auf den Sieg mehr hat, als vor etwelchen Jahrhunderten, da man zum Verderben der Menschen noch nicht so fein raffinirte, als jezt; so ist doch nicht zu läugnen, daß die Feigheit

und Weichlichkeit derſelben eine ganze Armee unthätig machen könne. Die preußiſchen Edelleute ſind eines weit anderen Karakters; das Beyſpiel ihres Königs hat ſie zu Spartanern gebildet, wenn ſie's nicht vorhin ſchon waren.

Zweyundvierzigſtes Kapitel.

Wer ſind denn alſo dieſe vortreflichen Generäle deines groſſen Friederichs? fragte Schwendy izt mit einer ſo auffallenden Haſtigkeit, daß ich für ſchicklich hielt, mit ſeiner Frage ein neues Kapitel anzufangen. Schwerin, antwortete Felizian, Winterfeld, Kleiſt, Keith, Ziethen, die nun alle dahingegangen ſind, wo pius Aeneas vom Zorn der rachgierigen Juno ausruht. Möllendorf und Wunſch leben noch, und der Herzog von Braunſchweig — Prinz Heinrich von Preußen des, leider! kürzlich verſtorbenen Königs Bruder, duo fulmina belli, ſind ſchrecklichere Namen für die Feinde, als ganze Armeen. Meine Leſer, wie ich nicht ohne Grund vermuthe, zürnen über mich, daß

ich ihnen die Namen der preußischen Helden so hersage, die sie in jedem Kaffeehause können nennen hören, und keinem Schulknaben mehr unbekannt sind. Allein wie kann ich anders? Sollte ich meinen Eremiten verlassen, und allein in der Karlsburg herumirren, ob ich nicht irgend etwas für ihren Schnabel entdecke? Dazu, bitte ich Euer Hochwürden, mich nicht zu verleiten. Denn sehen sie, es spuckt in vielen Zimmern. Ich habe mir, sagt Fellzian an einem Orte des Manuskriptes, von einem Zimmerwarter, der gewiß ein unerschrockner Mann, und gründlicher Philosoph ist, erzählen lassen, daß er mit eigenen Augen die schöne Isabella gesehen habe, wie sie am Putztische saß, und gekämmt wurde, und wie dann Feuerfunken wegsprühten, die des ihm ebenfalls wohl kennbaren Herzogs von Gandia Kleid verbrannten. Ob sie ihm auch das Unterkleid verderbten, ist nicht angemerkt; so viel ist gewiß, daß der Herzog unendlichen Schmerz litt, welches bey einem Hofmanne auch in dem Fall leicht möglich ist, wenn ihm das Oberkleid verbrannt wird. Der Herzog entfernte sich hierauf, und

die

die Monarchin sah sich um, und lächelte hämisch. Diese und dergleichen Spuckgeschichten, die mir der wahrheitliebende Zimmerwarter, sagt Felizian weiter, bey seiner Treue erzählte, die er dem Monarchen in der Oberwelt unverbrüchlich hielt, haben mich in meinem Geisterglauben vollkommen bestärkt. Denn der nämliche Mann hat mich ferner versichert, und zwar bey eben der Treue, und Hofehre, daß er schon damals, als er noch in unsrer Welt lebte, dergleichen Geistererscheinungen gehabt habe. So sey er einmal, als Kammerdiener, mit einem Prälaten auf ein Schloß gegangen, das ihrem Stifte gehörte, und des Spuckens wegen von Niemand bewohnt war. Der Prälat, ein geistreicher, aber zugleich so ein Mann, der auf Poltergeister nicht im mindesten glaubte, habe sich über Nacht in eben das Zimmer logirt, wo es am heftigsten halterte, und der Kammerdiener mit zween Bedienten, Pistolen, und geweihten Wachskerzen hätten im Vorzimmer Wache halten müssen. In der zwölften Stunde sey ein langer hagerer Mann im Schlafrocke, und gelben Pantoffeln,

mit einer bunten Mütze auf dem Haupte in das Zimmer des Prälaten gekommen, ohne daß sie im Vorzimmer, wodurch er natürlicher Weise hätte gehen müssen, etwas gehört, oder gesehen hätten. Der Geist habe sich sogleich zum Fenster verfügt, selbes geöfnet, und hinaus geseufzet, so, daß der Prälat, der mit seinem Pektorale bewaffnet sich bereits vom Bette erhoben hatte, mit seinen geistlichen Augen einen feurigen Rauch vom Munde des Geistes habe aufsteigen gesehen. Der Prälat hätte den Spucker hierauf besprachet, und die Antwort erhalten, daß er ein ehmaliger Graf und Besitzer dieses Schlosses gewesen wäre. Er hätte noch mehr hinzugefügt, welches alles aber der Prälat in petto behalten hätte.

Dreyundvierzigstes Kapitel.

Da meine verehrungswürdigen Leser keine Liebhaber von Kriegsgeschichten sind, und unser Eremit beym Nachtische noch immerfort die Thaten Friederichs und seiner Helden, wohl

auch

auch des Prinzen von Lotharingen, Browne, Daun, Loudon, Beck, und dergleichen erzählet: so gewinne ich Zeit, mich mit Ihnen über die lezte Poltergeschichte ferner besprechen zu können. Der Graf von W..g, der in diesem Schlosse gespuckt, und von dem geistreichen Prälaten seine Erlösung vom Spucken, und Fegfeuer, das er mit jedem Seufzer aus seiner Brust sprühte, und wieder einathmete, erhalten hat, wird von der Kronik seines Geschlechtes, die ich eben an der Hand habe, als ein rechtschaffener Menschenfreund gepriesen. Ich habe die Kronik deswegen zu Rathe gezogen, weil ich in der Brieftasche Felizians weiter keine Ursache angemerkt finde, wegen der Se. Reichsgräfliche Exzellenz zum Spucken verdammt worden wären. Da lese ich nun, daß dieser erlauchte Graf dem Kloster bey Lebzeiten noch die Herrschaft verkauft, den Kaufschilling unter die Armen vertheilt, weil er der lezte seines Hauses war, und sich überdies bedungen habe, so viel von den Einkünften der Herrschaft jährlich beziehen zu dürfen, als er zu einer standmäßigen, jedoch ländlichen Lebensart noth-

wendig

wendig haben würde. Der Graf hätte hierauf zwar für seine Person sehr sparsam gelebt; aber den Hang nicht bezwingen können, seinem leidenden Nebenmenschen zu helfen. Er hätte zwar vier Pferde abgeschaft, und sich mit zwey begnügt; nur einen Bedienten besoldet, da er vermög dem Kontrakte, drey zu halten, befugt gewesen wäre, und sich in allem so eingeschränkt, daß die Diener Gottes die beste Hofnung gehabt hätten, noch ein gutes Stück Geld von seiner Ersparniß zu erben. Allein nach seinem Tode sey kein Heller zu finden gewesen. Die Leute hätten allgemein behauptet, daß er grosse Summen an die Armen der Grafschaft vertheilet habe; die Diener Gottes aber hätten sichere Wissenschaft gehabt, daß er ein Geizhals gewesen sey, und das ersparte Geld im Schlosse wo vergraben habe.

Meine andächtigen Leser können selbst erwägen, was glaubenswürdiger sey. Ich habe es verschworen, mich jemals gegen die Mönche zu erklären, weil ich versichert bin, daß

daß ich ihrer Gegenparthey doch das Uebergewicht nicht werde verschaffen können.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Ich zweifle nicht, daß einige meiner witzigen Leser beym Worte Uebergewicht auf die Vermuthung gekommen sind, daß ich auf die Fette der Mönche angespielt habe. Doch muß ich sie versichern, daß ich nicht ehe daran gedacht habe, als eben in dem Augenblicke, da ich im Begriffe war, ein neues Kapitel anzufangen; wie ich gewöhnlich zu Ende des vorhergehenden nicht weiß, was ich im folgenden schreiben soll. Da wir aber nun einmal auf die Ehrwürdigkeit dieser Herren (den diesen Titel haben sie sich in Deutschland vor langer Zeit erworben) zu sprechen gekommen sind: so meyne ich, für die lange Weile meiner Leser nicht besser sorgen zu können, als wenn ich von mehreren dergleichen Ehrwürdigkeiten berichte, die ich auf meiner Pilgerschaft durch die Erde Gottes gesehen, und bewundert habe; indeß Felizian seine Zuhörer noch immer

durch

durch Kriegsgeschichten von Gustav Adolph, Karl dem zwölften, Ludwig dem vierzehnten, Leopold dem grossen, Joseph I, Karl, Theresia, Friederich, Katharina mit Achmet, und Abdul-Hamid, und endlich Joseph dem zweyten mit Holland, — und Venedig mit Tunis zu unterhalten sich bestrebt.

Diejenigen, welche glauben, daß es ausser den Mauern der Klöster keine fette Ehrwürdigkeiten gebe, sind unendlich betrogen; denn es giebt deren unendlich viele. Ich habe einen Pfarrer gekannt, der zwar auf seinen Baugründen tagtäglich Kommotion machte, durch Studiren seinen Magen, durch Predigen seine Brust nicht schwächte, übrigens ein friedlicher Nachbar war, nichtsdestoweniger aber — ob er schon des Jahres viermal zum Abführen einnahm — so glückselig vegetirte, daß ihn die ganze Gegend einen sehr ehrwürdigen Mann nennte. Auch einen ehrwürdigen Rath habe ich gesehen, dem sein Titel und Rang so wohl behagte, daß man allgemein glaubte, er habe einen guten Theil der Landesprodukte mit vielem

lem Appetite genoßen. Wie manchen Pfleger haben Euer Exzellenz ſelbſt bewundert, der einen ſo ehrwürdigen Bauch hatte, daß man mehr an ihm, als an den reichen Aernteſeldern der Unterthanen den Segen des Landes wahrnehmen konnte? Selbſt unter den magnifiken Doktoren der Univerſitäten giebt es Ehrwürdigkeiten, die mehr Raum brauchen, als ſie nothwendig haben, ihre Bücher zu ſtellen. Doch genug izt! Die Geſellſchaft im Untersberg hat ſich getrennt, und mein Eremit, der mit ſeiner ſatyriſchen Erzählungsart ſich die Freundſchaft ſeines Geſellſchafters Aretin erworben hat, beſieht bereits die Schatzkammer, und hat ſeinem Freunde nunmehr zu verſtehen gegeben, daß er nicht ungeneigt wäre, von Seiner Majeſtät beym bald erfolgenden Abſchiede ein Geſchenk anzunehmen, wodurch er die Herrlichkeit, und die Grosmuth des allerdurchleuchtigſten Fürſten in der Oberwelt anpreiſen könnte.

Fünf-

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Der Ruhm, ſprach Aretin, der Ruhm, mein lieber Felizian, iſt freylich für unſern Monarchen ein Sporn, der ihn zu mancher groſſen und kleinen That allmächtig gezwungen hat. Aber in dieſem Falle iſt's zweifelhaft, ob er wirken werde: Se. Majeſtät haben, wie du weißt, frommer Bruder, eben ſo, wie du, die Eitelkeit der Welt abgeſchworen. Sie haben ſich nach St. Juſtus begeben, und ſind vielleicht eben darum in dieſe von allen Menſchen entfernte Burg transportirt worden, um deſto beſſer ſich dem beſchaulichen Leben widmen zu können. Dieſen Urſprung hat die feyerliche Bartmeditation. Das häufige Gold und Silber, und die übrigen Koſtbarkeiten, die deinen Beyfall zu erhalten die Ehre hatten, ſind aus keiner andern Abſicht in die Burg gebracht worden, als den Kaiſer in der Abtödtung täglich mehr und mehr zu üben. Du verſtehſt mich, Felizian! Wir wollen aber doch ſehen, und uns, ſo viel möglich iſt, Mühe

he geben, Se. Majeſtät dahin zu bewegen, daß Sie dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, dem eiferſüchtigen Franzoſen Ihre Größe auch nach Ihrer Entfernung aus der Oberwelt zu zeigen. Wenn dieſes nicht wirkt, lieber Fremdling! ſo rathe ich dir treuherzig, deine Begierde zu befriedigen, und nicht zu wünſchen, was du nicht erlangen kannſt. Es iſt zwar dieſe Sittenlehre ſchon lange veraltet, und ſo ſehr abgenützt, daß ſie mehr belacht, als befolgt wird; nichtsdeſtoweniger glaube ich, ſie zu rechter Zeit, und an den rechten Mann gebracht zu haben. Haſt du ſchon Zizero's Paradoxen nicht geleſen, ſo iſt dir doch nicht unbekannt, daß nur der reich ſey, der nichts wünſcht. Auf ſolche Art iſt mancher reich, den man einen armen Teufel ſchilt, und der Graf Fries kann arm ſeyn. Ich weiß deine Abſichten nicht, andächtiger Bruder! die du durch Karls Grosmuth zu erzielen hoffeſt; und es könnte vielleicht in dieſen ein Grund liegen, der Se. Majeſtät bewegte, dir dieſfalls an die Hand zu gehen. Meine Abſichten, erwiederte Felizian ſtotternd, meine Abſichten — Sie ſind

ein Poet, Signor Aretino, — könnten mich verlachen, oder wohl gar ein Sonetto über mich schreiben.„ Nichts minder, Felizian! seit meinem Aufenthalt im Untersberg hab' ich kein Sonetto mehr gemacht. Du hast weder meine Satyr, noch mein Ausplaudern zu fürchten. Felizian faßte Muth, und entdeckte ihm — jedoch mit gehöriger Schamhaftigkeit; indem er seine Augen auf den Bart heftete, und die Hände über's Kreuz auf die Brust legte — daß er gesonnen wäre, das Herzogthum Bayern zu kaufen, und dadurch dem Mißtrauen ein Ende zu machen, das dieser güldene Zankapfel zwischen den pfälzischen Häusern, und dem brandenburgischen einerseits, dann dem österreichischen, und den Illuminaten in Bayern andrerseits bisher erreget hätte. Aretin wollte nicht einsehen, daß der Zank auf solche Weise gehoben würde, und gab sich Mühe, seinen Freund zu bereden, daß er von seinem weitaussehenden Vorhaben abstehen, und sich hüten sollte, in die Hände der Mächtigen zu fallen. Frater Felizian hatte tribus antyciris caput insanabile. Er machte eine

saure

ſaure Miene, und — ich muß es zum Nachtheil meines Helden aus Liebe zur Wahrheit geſtehen — weinte ſogar.

Aretin, der kein ſo arges Herz hat, als ihm ſeine gottſeligen Landesleute zumutheten, weinte mit ihm. Allein da er die Unmöglichkeit vorausſah, ſeinen Freund an das Ziel führen zu können, wornach er gleichſam lechzte, wie Apoll einſt nach ſeiner Daphne, und der Hofjunker nach einem gnädigen Blick ſeines Herrn: ſo konnten ſeine Thränen eben ſo wenig troſtreich für Felizian werden, als die Thränen eines Monarchen ſind, der auf dem Schlachtfelde ſeine erſchlagenen Krieger zählt. Ich habe dieſes Gleichniß nicht niedergeſchrieben, um dadurch zu erläutern, daß königliche Thränen nicht mehr werth ſeyen, als die Thränen eines armen Schöngeiſtes, der ſie, wenn's der Fall erfordert, troß jedem Fräulein nach Belieben, und ſtromweiſe fließen laſſen kann. Ehre genug für einen König, wenn er weinen kann. Solche Thränen verdienen, von den gröſten Dichtern der Nation beſungen zu wer-

den. Auch die Thränen eines dirigirenden Miniſters ſind dieſer Ehre werth. Ich habe mir von einem ſagen laſſen, der ſo beſcheiden war, daß er Gott für ſein hartes Herz dankte. Wirklich war er im Stande, einen Menſchen im elendeſten Zuſtande, den man ſich denken kann, um Hilfe flehen, und um Gerechtigkeit bitten zu hören, ohne daß er das mindeſte Zeichen von ſich gab, daß er etwas mehr empfände, als ein muſikaliſches Ohr bey einer übelbeſtellten Muſik. Er ſagte gewöhnlich mit vieler Standhaftigkeit: „gutes Kind! es kann nicht ſeyn; man kann nicht überall helfen. Laß vorfahren, Jean! in die Opera buffa„ Hätte der Miniſter geweint, ſo würde der arme Unterdrückte ſein Elend um die Hälfte leichter übertragen haben. Dafür bleibt ihm aber auch der Fluch des Landes, und aller guten Menſchen.

Aretin (um von königlichen, und miniſterialiſchen Thränen wieder auf die ſchöngeiſteriſchen zu kommen) weinte mit aufrichtigem Herzen, und erſchwerte doch, ob er gleich nicht

helfen

helfen konnte, dem unglücklichen Eremiten ſein Misgeſchick nicht durch kalte, liebloſe Worte. Gieb dich zufrieden, ſprach er, lieber Felizian! wir wollen ſehen, was in der Sache zu thun ſey.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Sie verließen die Schatzkammer, und begaben ſich auf das Feld hinter der Burg. Der angenehme Abend weckte im Herzen Felizians wieder Empfindungen, die er ſeit ſeinen akademiſchen Jahren nur in ſeinen beſten Stunden bey ſich wahrnahm. Allgemach fieng ſein Herz an, ſich zu erweitern, und die Luſt des Lebens zu fühlen, das man genüßen kann, ohne Herzog von Bayern, oder Graf Fries zu ſeyn. Aretin bemerkte dieſe Veränderung, und benützte ſie. Mein Freund — ſo ſprach er — auch im Untersberg iſt die Natur ſchön. Eben ſo, wie in der Oberwelt, vergöldet die ſinkende Sonne die Wipfel der Bäume. Horch! wie die Lerche ſingt! wie die Weſte liſpeln! der Bach rauſcht! Aber ach! kein Mädchen

iſt hier, das an unſre Seite ſich ſchmiegend, mit ihren Blicken die ſchmachtende Sonne, mit ihrer melodiſchen Stimme das Lied der Lerche beſchämt. Um das ſeyd ihr in der Oberwelt glücklicher. Uns iſt es nicht geſtattet, ein Mädchen zu beſitzen, das uns die Sorgen des Lebens, des einfachen Lebens verſüſſet, das wir über die zwey Jahrhunderte leben; O Felizian! was ſind die Reichthümer des Kaiſers, verglichen mit einem blauaugigen Mädchen? Der Eremit erinnerte ſich an ſeine Minna, und geſtand ſeinem Freunde, daß er diesfalls nicht unglücklich geweſen wäre, und im Lenze ſeines Lebens ein Mädchen geliebt hätte, das mit den Gratien und Muſen allerdings hätte verglichen werden können. Und wo iſt ſie nun, dieſe ehmalige Geliebte? fragte der Dichter. „Sie lebt auf dem Lande, unverheyrathet, und traurig, von ihrer Erbſchaft; ſichere Leute ſagten mir, daß ſie nie zu bewegen geweſen wäre, ſich zu verehlichen, weil ſie noch immer hofte: ihr Ferdinand — ſo hieß ich vor der Zeit, da ich mich der Deſertion wegen incognito zu bleiben entſchließen mußte — ihr einziger

einziger Ferdinand könne nicht untreu seyn. Ich will es auch nicht — auch in dem Falle nicht, wenn ich so unglücklich seyn sollte, meinen Zweck zu verfehlen. Ich habe was gelernet, und bin entschlossen, alles zu versuchen, um sie glücklich machen zu können. Aretin bestärkte ihn, und Felizian, begierig des Ausgangs seiner merkwürdigen Reise, entschloß sich, am künftigen Morgen sich bey seiner Majestät allerunterthänigst zu beurlauben, und gleichgiltig zu erwarten, was Allerhöchst Dieselben belieben würden, seiner Andacht darreichen zu lassen. Die Sonne sank, und die Nacht, wie jedermann weiß, brach nach ihrem Untergange herein. Felizian und Aretin kehrten in die Burg zurück, und begaben sich in die Musikakademie, die der Kaiser durch Granvelle indeß veranstalten ließ, um Felizians Gegenwart zu ehren, und bey welcher Se. Majestät abermals incognito zu erscheinen geruhten.

Der Saal bey Granvelle ist beleuchtet, die Gesellschaft gegenwärtig, die Instrumente gestimmt, die Symphonie beginnt.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Da ich gewiß verſichert bin, daß meine Leſer kein Verlangen in ſich fühlen, eine Abſchrift von der Simphonie zu ſehen, die auf dieſer Akademie produziert worden iſt: ſo habe ich mehrmal Gelegenheit, meinen Felizian im Saale ſitzen, und horchen zu laſſen; indeß ich mit Euer Hochgräflichen Exzellenz, als würdigſtbeſtellten Muſikintendenten die Ehre habe, über die Muſiken in der Oberwelt zu ſprechen. Ich verſtehe das Perſonale, das unter Hoch- Dero Aufſicht zu ſtehen hat. Das beſteht nun aus Kaſtraten, Violiniſten, Violonzelliſten, Fagottiſten, Oboiſten, und wie ſie alle heißen, nebſt ihren Inſtrumenten. Euer Exzellenz befremdet es, daß ich ſo ganz ohne Beruf mit Ihnen von dieſer Art Leute zu reden mich unterfange, die in der ganzen Welt beliebt, und an allen Höfen angeſehen iſt.

Die Befremdung iſt ganz natürlich; allein ſie wird aufhören, ſobald Sie die Urſache meiner

ner Vorſtellungen, die ich Ihnen im Namen der Menſchheit vorlegen werde, zu vernehmen die Gnade gehabt haben. Ich wünſche nämlich, daß Euer Exzellenz dem Durchleuchtigſten Landesherrn vorſtellen möchten, daß die Verwaltung der Gerechtigkeit, und der Polizey dem Lande nicht ſo hoch zu ſtehen komme, als das landesväterliche Ohr.

Seine Durchlaucht wiſſen vielleicht nicht, daß der Abſtand ſo ſichtbar iſt, und daß er gerechtes Misvergnügen bey denjenigen erreget, die zwar zum Vergnügen ihres gnädigſten Landesvaters einen billigen Beytrag machen, aber doch nicht billigen können, daß man am Hofe eines Fürſten würdige Staatsbediente hungern laſſe, um Tagdiebe zu füttern. Wenn dieſe Herren ſo beſcheiden wären, zu glauben, daß man einem emſigen Schulmeiſter auf dem Lande mehr Achtung ſchuldig ſey, als ihnen, ſo würden ſie vom klugen Menſchenfreund vielleicht nicht ſo verabſcheuet werden. Allein dieſe grosbeſoldeten Flachköpfe dünken ſich beſſer, als ein Mann zu ſeyn, der für das Wohl

des Staates ſorgt, und mit ſeiner Familie kümmerlich lebt. Euer Exzellenz vergeben — ich bin am Ende.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Nach vollendeter Akademie, auf der ein heulender Eunuch eine Arie von der Keuſchheit des Herzens geſchluchzet hatte, die unſerm Felizian, als einem Manne von Geſchmack, durchaus nicht gefiel, ward es Sr. Majeſtät intimirt, daß der Eremit künftigen Morgen abzureiſen gedächte. Der Kaiſer ließ ihn zu Granvelle auf ein Frühſtück laden, um noch einmal mit ihm incognito ſprechen zu können. Felizian und Aretin begaben ſich hierauf in das Zimmer des erſtern, und wurden von Schwendy, Granvelle, und Naves beym Nachtiſche beſucht. Er erzählte ihnen noch mancherley Begebenheiten aus der Oberwelt, wodurch ſie bey Gelegenheit Se. Majeſtät den Kaiſer unterhalten könnten.

Mir würde es zu ſchwer ſeyn, aus den abgebrochenen, ganz ſinnloſen, und zum Theile auch

auch unlesbaren Erzählungen des Eremiten, wie er sie niedergeschrieben hat, bevor er zu Bette gieng, etwas ganzes zusammenzufügen, das werth wäre, den Augen meiner Leser vorgelegt zu werden; den einzigen Bericht ausgenommen, den er ihnen über Doktor Meßmer und Konsorten machte, welchen ich auch im folgenden Kapitel wiederzusagen nicht unterlassen werde. Mein Held war überdies schläfrig, und erzählte, wie leicht zu vermuthen ist, sehr schlecht. Wir lassen ihn also zu Bette gehen: aber sogleich wieder aufstehen, und sich reisefertig machen. Die Nacht ist vorbey, und Aretin begrüßt seinen Freund, und begleitet ihn zu Granvelle, wo er, wie gesagt, die Ehre haben wird, mit Sr. Majestät zu frühstücken.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Felizians Begriffe vom Magnetism, durch den sich mysteriöse Geisterlein in den Zustand versetzen können, in welchem die Pfäffin zu Delphi sich befand, wenn sie auf ihrem Tripus

das

das künftige Schickſal der Nationen witterte, und für baares Geld enthüllte, machen ſeiner Kutte wenige Ehre. Meßmer, behauptet er, ſey offenbar ein Betrüger, und verdiene eben ſowohl geſtäupet zu werden, als jener Alexander, dem der ſcharfſinnige Lukian die Larve vom Geſichte nahm. Seine Anhänger aber — denn unſer Held, wie Euer Hochwürden ſchon oft werden bemerkt haben, urtheilt ſehr nachſichtig — ſeyen entweder ebenfalls Betrüger, oder elende Betrogene. Ich wage es nicht, den Grund dieſer Behauptung zu rechtfertigen; daher ſetze ich die Worte des Eremiten, ſo wie er ſie halb träumend lallte, und niederſchrieb, unverfälſcht her, und überlaſſe es dem Urtheil meiner gnädigen Leſerinnen, was der ſogenannte Exaltationsſtand, in den man durch den Meßmerſchen Magnetiſm, wie geſagt, verſetzt wird, für eine Aufmerkſamkeit verdiene.

Wenn ich — ſo ſprach Felizian — bedenke, wie viele berühmte Männer ſich von dem wieneriſchen Gaukler, und ſeinem Spiele bethören ließen, ſo kann ich nichts anders, als

die

die Blindheit des menſchlichen Verſtandes betrachten, und bewelnen. Selbſt Proteſtanten, die doch uns armen Katholiken ſchon vorlängſt den Verſtand abgeſprochen haben, treiben das dumme Spiel, exaltiren ſich untereinander, und ſchämen ſich nicht, ihre groſſen, tadelloſen Geiſter durch den Magnet vervollkommen zu laſſen. Freylich ſind auch ſie Menſchen, und empfinden den Kitzel der Wolluſt eben ſo wohl, als die Mädchen zu Strasburg, die, wie man ſagt, allgemein von ihren Hyelaſſen im Kriegsrocke magnetiſirt werden. Mein lieber Freund! die Kerls verderben, wenn's ſo fortgeht, die ganze Nachwelt der Strasburger, und wo der Magnet ſonſt noch im Kredit iſt. Ich bin von Natur zu züchtig, als daß ich mich deutlicher erklären könnte. Verſtehen ſie mich? Man hat die Herren Magnetiſirer ſchon in öffentlichen Blättern über ihr Verfahren zur Rede geſtellt — aber ſie blieben die Antwort ſchuldig, und rotteten ſich am Ende ſogar in einen Orden zuſammen: da ſie denn dem Staate, und der Menſchheit wahrſcheinlicher Weiſe noch mehr Schade thun werden,

als vorher. In Bayern hat man die Illuminaten verjagt — recht ſo — warum wollten ſie heller denken, als die Jeſuiten; aber nichtsdeſtoweniger glaubte ich, daß die Regierungen der Länder, die vom Magnetiſm infizirt ſind, der Menſchheit eine viel größere Wohlthat erweiſen würden, wenn ſie ſich beſtrebten, dieſes Unheil von der Wurzel auszurotten. Auch würde Nikolai zu Berlin beſſer thun, wenn er ſeine Spürnaſe, anſtatt in jedem Winkel einen Jeſuiten zu wittern, zur Aufſuchung der Magnetiſirer verwendete. Dieſe winzigen, oder erzbüliſhen Volksverführer würden ſich gewiß vor ſeiner ſehr geübten Läſterzunge fürchten. Aber um Vergebung, Aretin! Sie ſchlafen ja! gute Nacht!

Fünfzigſtes Kapitel.

Der Kaiſer ließ nicht lange auf ſich warten, wie es an den Höfen gewöhnlich zu geſchehen pflegt, und die Chocolade ſtand auf dem Tiſche. Frommer Bruder, fieng Karl

an,

an, du gehst wieder zurück in die Oberwelt. Ich habe Befehl gegeben, dir an der Pforte ein Geschenk zu überreichen, das dich deinen Landsleuten ehrwürdig machen wird. Vergiß nicht der Ehren, die du an meinem Hofe empfangen hast, und sey glücklich bis an das Ende. Felizian beugte sich tief, und dankte Sr. Majestät für die Gnaden sowohl, die er Zeit seines Aufenthalts im Unterberg genossen hatte, als für das Geschenk, das ihm an der Pforte dargereicht werden sollte, und gieng, nicht ohne Thränen, von Aretin begleitet dem Thore zu.

P. Tekel empfieng ihn, ohne ein Wort zu reden, eröfnete das Thor, und überreichte ihm ein Packet im Namen Sr. Majestät. Aretin sah den Eremiten mit forschenden Augen in das Gesicht, und da er bemerkte, daß in seiner Seele kein sonderbarer Aufruhr entstanden sey, so wagte er's, seinem Freunde Felizian noch vor der Trennung zu sagen, daß er sich beym Vizekanzler für ihn verwendet, aber zur Antwort erhalten habe, daß der Kaiser

ser eben so wenig befugt sey, etwas von den Schätzen dieser reichen Burg zu veräußern, als der Prälat eines Klosters.

Felizian hatte sich zur Standhaftigkeit vorbereitet, und schien diese Nachricht mit vieler Gleichgiltigkeit anzuhören. „Ich habe mich entschlossen, sprach er, um die Schulmeisterstelle zu A.. zu werben, und auf das Herzogthum Bayern Verzicht zu thun. Mein Mädchen, das ich vor 27 Jahren zum leztenmale sah, wird sich doch freuen, mich endlich ganz in ihre Arme schließen zu können, wenn ich ihr auch keinen Fürstenhut zum Brautschatz bringe. Es ist so alles vergänglich in der Welt.„ Indeß aber hat er doch mit dem Daume, und dem ersten Finger das Packet gefühlt, ob er nicht etwa an der Härte desselben Gold, oder Silber, oder wohl gar Edelsteine wahrnehmen könnte. Er warf den Lefzen auf, und meine Leser verstehen ihn, und mich. Aretin lobte sein philosophisches Betragen, und lud ihn ein, wenn's möglich seyn würde, noch einmal die Karlsburg zu besuchen,

chen, und ihnen Nachricht zu bringen, wie die Menſchen in der Oberwelt bey ſeiner Rückkehr aus dem Untersberg ihn aufgenommen hätten. Felizian ſchlug die Einladung nicht ganz aus, und neigte ſich izt vorwärts zum Abſchiedskuße, den Aretin mit vieler Zärtlichkeit erwiederte. Dreymal ſahen ſie ſich um; aber der feindſelige Tekel hatte, da ſie ſich das drittemal umſahen, die Pforte ſchon geſchloſſen. Freylich kann Felizian nicht gewiß wiſſen, ob Aretin ſeinerſeits ebenfalls dreymal umgeſehen habe: da die Pforte geſchloſſen war, und er ihn in der Folge nie wieder geſprochen hat; allein er vermuthete mit Grund, daß der Dichter, ſein Freund, nicht weniger zärtlich geweſen ſey, als er.

Wir haben izt unſern Helden wieder ganz allein, und könnten ihn, wenn wir nicht zu müde wären, bis nach Hauſe Schritt für Schritt begleiten; aber mit ihrer Erlaubniß! wir ſetzen uns auf ein Luftſchiff, und ſchnell, wie der Wind, ſind wir im Pfarrhofe zu E..., wo der Herr Pfarrer über Tiſch von

Felizian ſpricht, und auf die Anempfehlung ſeiner dienſtbereiten Jungfer Köchin erklärt, daß er ihn gern als Schulmeiſter annehmen wollte, wenn er ſich darum bewerben würde. Die Jungfer Köchin ſendet hierauf einen heimlichen Bothen nach H. in die Klauſe, der dem Eremiten eben unter der Thür begegnet, ſo wie er von ſeiner merkwürdigen Reiſe zurückkam.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Geſagt, gethan. Felizian warb um die Schulmeiſterſtelle, und erhielt ſie. Nachdem er förmlich inveſtirt, die Kutte ausgezogen, und der Weltrock angelegt war, begab er ſich, ſchön raſirt, und geputzt, zum Mädchen ſeiner akademiſchen Freuden. Sie empfieng ihn, wie ſie ſich einbilden können, (ich rede mit Jungfern von 44 Jahren) mit offenen Armen und rief: wie? du? du Ferdinand? — Ferdinand? — Ferdinand? und ſo weiter. Ich will meine Leſer nicht aufhalten. Wir ſind am Ende. Nach fünf Wochen war die Trauung, und

alles

alles übrige vorüber; worauf ſich Felizian zu mir begab, und, wie ſie wiſſen, geheimniß-voll lächelnd in's Zimmer tratt. Ich bin im Stande den gnädigen Leſerinnen zu erklären, woher die geheimnißvolle Miene ſich ſchrieb, die uns vor ſeiner Reiſe nicht ſeltſam vorgekommen iſt, da ſie die Wichtigkeit ſeiner Unternehmung bezeichnen mußte. Er wollte nämlich zu verſtehen geben, daß der Grund zum Kurprinzen, oder doch zum Schulmeiſter bereits gelegt ſey. Meinerſeits wünſche ich ihm Glück, und werde ihm für ſeine Brief-taſche ewigen Dank wiſſen, durch die er mir Gelegenheit gegeben hat, mit ihnen, Hochan-ſehnliche Leſer, zu ſprechen, und einigen von ihnen vielleicht auch eine kurzweilige Stunde zu machen. Ich bin ſo ſtolz nicht, zu glau-ben, daß ein Menſch auf der ganzen Welt ſey, der einen beträchtlichen Nutzen aus meiner Reiſebeſchreibung ſchöpfen könnte; allein dies-falls wird mich kein kluger Mann verdenken, wenn er betrachtet, daß es ſo wenige Leſer im achtzehnten philoſophiſchen Jahrhundert gebe, die deßwegen leſen, um Nutzen zu ſchöpfen.

Die Lektur, heißt es, iſt zur Beluſtigung eine ganz gute Sache; aber nothwendig iſt ſie eben nicht, um in Geſellſchaften von bon ton, und in der großen Welt eine Figur ſpielen zu können. Sie haben auch allerdings Recht; und ich ſetze noch von meinem hinzu, daß mein Büchgen unter allen noch am wenigſten beytragen kann, einen Menſchen für die groſſe Welt zu bilden. Folgendes Kapitel iſt nachzutragen, weil ich vergeſſen hatte, daß mein Buch eine Dedikation vonnöthen habe. Wer es nicht leſen will, der mag nun ſchließen, und das Büchgen in den Schrank, oder hinter den Ofen werfen, wie er will; wer aber Luſt hat, mein Gönner zu werden, der leſe!

Zweyundfünfzigſtes Kapitel.

Ich empfehle hiemit allen und jeden, die dieſe Dedikation leſen, oder nicht leſen — denn ſie werden davon durch Rezenſenten berichtet werden — mich und meine Reiſebeſchreibung. Nehmen Sie ſelbe in Ihren Schutz gegen diejenigen,

jenigen, die sie entweder aus Unglauben verwerfen, oder aus übertriebener Liebe zur Ordnung verdammen wollen. Ich bekenne gern, daß ich die Gunst und den Schutz eines philosophischen Gönners nicht verdiene; wie ich denn schon im Eingange versichert habe, daß ich für diese Menschenklasse nicht schreibe. Was würde mir auch der Schutz eines Philosophen frommen? — Euer Exzellenz, Hoch und Hochwohlgeborne, auch Hochwürden und Gnaden sind das Augenmerk meiner demüthigen Wünsche. Ihnen, und wohl auch den gnädigen Fräulein, denen ihr Putz, Spiel, Besuche und dergleichen Sachen, die Leute von Verhältnissen den ganzen Tag hindurch beschäftigen, noch einige Zeit übrig lassen, mich zu lesen, oder lesen zu hören, oder in Journalen bekritikastert zu finden, widme ich diese Schrift mit der Versicherung, daß mich bloß der Gedanke reichlich für meine Mühe belohnen werde: Sie haben allerseits mit Vergnügen von Frater Felizians merkwürdiger Reise gehört.